UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01516113 6

Die

österreichisch-ungarische

Monarchie

in

Wort und Bild.

Gustav Freytag

Die

österreichisch-ungarische Monarchie

in

Wort und Bild.

Auf Anregung und unter Mitwirkung

weiland Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf begonnen, fortgesetzt unter dem Protectorate Ihrer kaiserl. und königl. Hoheit der durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie.

Ungarn (IV. Band).

Wien 1896.

Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Alfred Hölder, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

LIBRARY
AUG 29 1962
UNIVERSITY OF TORONTO
807809
DB
17
029
Bd.20

Inhalt.

Jenſeits der Donau.

Seite

Das Land jenſeits der Donau, von Karl Eötvös 3
Die ungariſche Donau, von Béla Gonda 17
Denkmäler der Urzeit, Römerzeit und Völkerwanderungszeit jenſeits der Donau, von Julius Paſteiner 87
Baudenkmäler jenſeits der Donau, von demſelben 111
Das Veßprémer Comitat, von Karl Eötvös 175
Das Zalaer Comitat, von demſelben 211
Die Wenden im Zalaer und Eiſenburger Comitat, von Valentin Belloſics 259
Die Mecsek-Gegend, von Alexander Bakſay 270
Das Tolnaer Comitat 276
Das Somogyer Comitat 299
Das Baranyaer Comitat 323
Das Eiſenburger Comitat, von Julius Balogh 361
Die Hienzen, von Anton Herrmann 392
Das Ödenburger Comitat, von Ludwig Bella . . . . . ~~417~~ 407
Das Wieſelburger Comitat, von Eugen von Rodiczky 435
Das Raaber Comitat, von Norbert Francsics 461
Totis und Umgebung, von Alexander Takáts 483
Kisbér und Bábolna, von Fabian Maurovich 494
Gran und Umgebung, von Ladislaus Köröſy 503
Das Weißenburger Comitat, von Alexander Wekerle 525
Der Plattenſee, von Karl Eötvös 577

Verzeichniß der Illuſtrationen.

Seite

Kopfleiſte: Schafherde am Ufer des Plattenſees, von Paul Vágó 3
Partie aus dem Bakonyerwald, von Guſtav Keleti 7
Kemenesalja und der Berg Ság, von Julius Háry 9
Fiſchfang auf dem Plattenſee, von Paul Vágó 11
Der Somlyóberg, von Julius Háry 13
Schlußvignette: Fiſcherboot am Plattenſee, von Paul Vágó 16
Kopfleiſte: Burg Theben und der Thebener Steinbruch 17
Die Donau bei Preßburg 21
Die Franz Joſephsbrücke in Preßburg 23
Sperrdamm zu Bagomer 31
Die Donau bei Komorn und die Waagmündung 33
Die Donau bei Viſegrád 37
Winterhafen und Schiffswerfte in Neupeſt 43

Sämmtlich von Julius Háry.

Mündung des Franzenskanals bei Bezdán, von Géza Paur 45
Mündung der Drau in die Donau, von demſelben 47
Semlin 49
Mündung der Save in die Donau 51
Baziás 53
Der Beginn der Unteren Donau bei Galambócz 55
Drenkova 57
Die Donau bei Greben 59
Die Trikule 61
Der Beginn des Kaſanpaſſes 63
Der untere Theil des Kaſanpaſſes 65
Orſova 67
Das Eiſerne Thor 69
Die Trajanstafel 71
Die Széchenyi-Gedenktafel 73

Sämmtlich von Julius Háry.

Seite

Schlußvignette: Der Dampfer „Orient", von Karl Cserna 86
Kopfleiste: Thongefäße aus den Urnengräbern bei Ödenburg 87
Der Grabstein Bato's 93
Römische Alterthümer im Ungarischen Nationalmuseum: Bacchische Gruppe und Gefäße aus Bronze, Herkules-Statuette aus Elfenbein 99
Römische Glasgefäße im Ungarischen Nationalmuseum 101
Altchristliche Grabkammer zu Fünfkirchen 103
Gegenstände der Völkerwanderungszeit aus den Keßthelyer Gräbern, im Ungarischen Nationalmuseum 107
Schlußvignette: Zierstücke eines Gürtels aus der heidnischen Zeit der Magyaren (IX. bis X. Jahrhundert); Fund von Stuhlweißenburg (Demkó-Berg) 110
Kopfleiste: Lang- und Schmalseite eines christlichen Steinsarkophags aus der Völkerwanderungszeit, im Ungarischen Nationalmuseum 111
Inneres der Unterkirche zu Tihany 115
Detail von den Reliefdarstellungen an der Stiegenwand der Unterkirche zu Fünfkirchen 117

Sämmtlich von Theodor Dörre.

Die Kirche zu Lébény; Portal und Chorabschluß, von Karl Cserna 121
Portal der Kirche zu Horpács 123
Die Kirche zu Ják 127
Portal der Kirche zu Ják 129
Sanctuarium der Kirche zu Ják 131
Pfarrkirche zu St. Michael in Ödenburg 135
Inneres der Pfarrkirche zu St. Michael in Ödenburg 137
Die Benediktinerkirche in Ödenburg 139

Sämmtlich von Ludwig Rauscher.

Inneres der Bakocs-Kapelle in Gran, von Theodor Dörre 143
Renaissance-Altar in der Corpus Domini-Kapelle des Domes zu Fünfkirchen, von Karl Cserna 145
Burg Forchtenstein, von Julius Háry 149
Burg Léka und der Kapitelsaal der Hospitaliter in der Burg, von Theodor Dörre . . 151
Burg Schlaining, von Julius Háry 153
Burg Sárvár, von demselben 155
Burg Simontornya, von Ladislaus Kimnach 157
Zwei türkische Moscheen in Fünfkirchen: die Pfarrkirche der inneren Stadt und die Krankenhauskapelle, von Karl Cserna 159
Das neuerbaute Innere der Benediktinerkirche zu Martinsberg, von Julius Háry . . 161
Der neuerbaute Dom zu Fünfkirchen, von demselben 165
Aus dem Innern des neuerbauten Domes zu Fünfkirchen, von demselben 167
Schloß Esterháza — Die vordere Front des Hofes und das Thor, von Karl Cserna 169
Bänke aus dem XVIII. Jahrhundert in der Benediktinerkirche zu Pápa, von demselben 174
Kopfbild: Veßprém vom Eserhater Hügel, von demselben 175

Seite

Die Zirczer Abtei, von Julius Háry 179
Pápa: Die Stadt - - Das Eſterházy'ſche Schloß — Die Hochſchule der Reformirten — Am Ufer der Tapolcza — Die große Kirche — Das Theater, von demſelben . 183
Veßprém: Der Feuerthurm — Das Comitatshaus — Die Oſtſeite der Stadt von demſelben 185
Der St. Benediktberg in Veßprém, von demſelben 187
Aus dem Innern der Veßprémer Giſella-Kapelle, von Karl Cserna 189
Das Kloſter der engliſchen Fräulein in Veßprém, von Julius Háry 191
Römiſche Straße am Kikeri-See, von Karl Cserna 195
Schweinehirten im Bakony, von Paul Vágó 205
Holzinduſtrie im Bakony, von demſelben 207
Schlußbild: Die Moſchee in Öskü, von Karl Cserna 210
Kopfbild: Zala-Egerszeg, von Julius Háry 211
Weizenweihe in Göcsej, von Mathias Jancsik 219
Das Zalaer-Ufer des Plattenſee's, von Julius Háry 225
Das Steinkreuz auf dem Badacsony, von Guſtav Keleti 231
Keszthely 233
Das Keszthelyer Schloß 235
Die Feſtung Sümeg 237
Statue Franz Deáks in Zala-Egerszeg 243
Ehemaliges Haus Franz Deáks in Kehida 245
Alſó-Lendva 247
Hauptſtraße von Groß-Kanizſa 249

Sämmtlich von Julius Háry

Schlußbild: Csakathurn im XVIII. Jahrhundert; nach einem Stich, von Karl Cserna 258
Kopfbild: Wendiſches Wohnhaus, von Valentin Bellosics 259
Wendiſcher Öconom, von Mathias Jantyik 261
Wendiſche Braut, von demſelben 263
Wendiſcher Gäſtelader, von demſelben 267
Schlußbild: Wendiſche Mädchen, von demſelben 270
Kopfbild: An die Arbeit gehende Schnitter, von Paul Vágó 271
Draumühle, von Johann Greguſs 273
Tabaktrocknen, von Árpád Feßty 277
Duna-Földvár und der Thurm der einſtigen Abtei, von Ladislaus Kimnach 279
Schiffszug mit Pferden, von Johann Greguſs 281
Szegzárd: Die Stadt von Weſten geſehen — Adam Béri-Baloghs Baum — Sortirung der Seidencocons in der Anſtalt für Seidenraupenzucht - Das Comitatshaus, von Ladislaus Kimnach 283
Mädchen des Sárközſég auf dem Spielplatz, von demſelben 285
Garbenbinden, von Árpád Feßty 287

Seite

Schnitter mit dem Erntekranz, von Árpád Feßty 289
Tolnaer Deutsche, von Ladislaus Kimnach 291
Schloß und Bibliothek zu Lengyel, von demselben 297
Schweinehirten (Kanász), von Paul Vágó 303
Schäfer, von demselben 305
Eichenwald im Winter, von Ignaz Ujváry 309
Heu-Einfuhr, von Paul Vágó 313
Aus dem Urwald bei Csurgó, von Árpád Feßty 315
Kaposvár, von Theodor Dörre 317
Der Grundbesitzer zu Wagen, von Paul Vágó 319
Karáder Volkstracht, von demselben 321
Szigethvár und das Zrinyi-Denkmal, von Karl Cserna 322
Fünfkirchen, von demselben 331
Die Zsolnay'sche Majolikafabrik zu Fünfkirchen, von Julius Háry 333
Der Dom zu Fünfkirchen, von demselben 335
Treppe zur Unterkirche im Dom zu Fünfkirchen mit der Armenbibliothek, von Theodor Dörre 337
Burg Siklós und ihr Thor, von Karl Cserna 347
Auf dem Marktplatz zu Mohács, von demselben 349
Das Mohácser Feld und das Denkmal am Csele-Bach, von Ladislaus Kimnach . . 351
Hopfenernte und Schloß Föherczeglak 353
Der Wald von Blázsovicza in der Béllyéer Herrschaft 355
Schlußbild: Mohács 360

Sämmtlich von Karl Cserna.

Kopfbild: Steinamanger, von Julius Háry 361
Die Domkirche in Steinamanger, von Karl Cserna 369
Das Schloß zu Bogát 373
Prunksaal im Schloß zu Sárvár 375
Das Schloß zu Ikervár 377
Das Schloß zu Mikosd 379
Das Schloß zu Körmend (mit Detail) 381
Güns 385

Sämmtlich von Julius Háry.

Güns: Die Militär-Unterrealschule — Wappen des Nikolaus Jurisich — Der „Magyare" und dahinter die St. Jakobskirche, von Theodor Dörre 387
Bernstein, von Julius Háry 389
Hienzenhäuser zu Rechnitz, von Karl Cserna 397
Schlußbild: Hof eines Hienzenhauses zu Pernau, von demselben 400
Kopfbild: Burg Forchtenstein, von Julius Háry 401
Der Neusiedler See von Ödenburg aus gesehen, von demselben 407
Fischende Knaben an der Kleinen Raab, von Otto Baditz 409

Seite

Heimkehrende junge Fiſcherfrau, von Otto Baditz 411
Ödenburg: Die Stadt — Das Theater — Der Stadtpark, von Julius Háry . . . 419
Stadtthurm zu Ödenburg, von demſelben 421
Burgthor zu Forchtenſtein, von demſelben 423
Deckelbecher auf Burg Forchtenſtein 425
Eiſenſtadt: Das Schloß — Kirche zu Maria Heimſuchung, von Julius Háry . . . 427
Statue der Fürſtin Leopoldine Eſterházy (von Canova) und der Leopoldinentempel zu Eiſenſtadt, von Karl Cserna 429
Das Schloß zu Zinkendorf: Familiengruft des Grafen Széchenyi zu Klein-Zinkendorf — Die Särge des Grafen Stefan Széchenyi und ſeiner Gattin — Grabdenkmal der Gräfin Béla Széchenyi, von demſelben 431
Schlußbild: Die Reſidenz der Propſtei Csorna, von demſelben 434
Kopfbild: Die Burg zu Ungariſch-Altenburg (jetzt landwirthſchaftliche Akademie) und das Basteithor, von demſelben 435
Der Deákplatz und die Hauptſtraße zu Ungariſch-Altenburg — Das Comitatshaus, von demſelben 443
Das Schloß zu Karlburg, von Ladislaus Kimnach 449
Das Schloß zu Halbthurn, von Karl Cserna 453
Fuchs in den Sümpfen des Neuſiedlerſees, von Árpád Feßty 455
Mattenflechten in Wüſt-Sommerein, von Matthias Jantyik 457
Schlußbild: Die Mündung der Leitha bei Ungariſch-Altenburg, von Karl Cserna . . 460
Kopfbild: Raab und der Rathhausthurm, von demſelben 461
Pannonhalma (Martinsberg), von Julius Háry 465
Das Schloß zu Hédervár, von demſelben 467
Raab: Thor der biſchöflichen Burg — Der biſchöfliche Palaſt (Burg) von der Donauſeite — Die ſtädtiſche Redoute und die Benediktinerkirche, von demſelben . . 473
Die Oberrealſchule zu Raab, von demſelben 475
Das Gebäude der königlichen Tafel zu Raab, von demſelben 477
Schlußbild: Karl Kisfaludy's Denkmal zu Raab, von Karl Cserna 482
Kopfbild: Totis vom See geſehen – Tóvároſer Villa am großen See, von Julius Háry 483
Totis: Das Eſterházy'ſche Schloß — Der große See mit der Burg — Die Pfarrkirche, von demſelben 487
Der Cseka-See im Park zu Totis, von Árpád Feßty 489
Überreſte des Kloſters in Majk aus dem XVIII. Jahrhundert, von Franz Olgyay . . 491
Der Wenckheim-Hügel zu Kisbér, von Cöleſtin Pállya 495
Kisbér: Vollblutſtute mit Fohlen im Ritter-Dörfchen — Zureitung junger Stuten – Weidendes Geſtüt, von Paul Vágó 497
Schweizerei zu Bábolna, von Cöleſtin Pállya 499
Schlußbild: Fohlengeſtüt zu Bábolna, von demſelben 502
Kopfbild: Gran vom St. Thomasberge geſehen, von Julius Háry 503
Gran von der Donauſeite, von demſelben 507

Seite

Gran vom Feſtungsberg geſehen, von Julius Háry 509
Die St. Iſtván-Kapelle und der Feſtungsberg, von demſelben 511
Johann Vitéz' Grabdenkmal in der Graner Erzkathedrale, von Theodor Dörre . . 513
Aus der Schatzkammer der Graner Erzkathedrale: Calvarienberg des Königs Matthias, Votiv-Monſtranz, Horn für Salböl, Reliquiarien, Kreuze, Kelche u. ſ. w., von demſelben 515
Caſel des Thomas Bakócz; nach einer Photographie 517
Schlußbild: Rathhaus zu Gran und das kleine Stadtſiegel vom Jahre 1389, von Theodor Dörre 524
Kopfleiſte: Der Velenczeer See, von Julius Háry 525
Stuhlweißenburg, von demſelben 533
Stuhlweißenburg: Die Ciſtercienſerkirche — Der biſchöfliche Palaſt — Motiv aus dem Schützengarten — Der Dom — Das Vörösmarty-Denkmal, von demſelben . . 539
Das Rathhaus zu Stuhlweißenburg, von demſelben 545
Burg Csókakö, von Karl Cserna 551
Am Fuß des Vértes bei Moór, von demſelben 553
Alcsúth und Umgebung, vom Csaplárer Wald geſehen, von Julius Háry 559
Hauptfaçade des Alcsúther Schloſſes, von demſelben 563
Aus dem Alcsúther Park: Motiv aus dem Hortenſienheim, von Ihrer kaiſerlichen und königlichen Hoheit Frau Erzherzogin Clotilde 565
Das Schloß zu Martonvásar, von Karl Cserna 569
Schlußbild: Überreſt der türkiſchen Moſchee zu Erd, von demſelben 576
Kopfleiſte: Die Halbinſel von Tihany oberhalb Balaton-Füred, von Theodor Dörre . 577
Der Sió-Kanal, von Julius Háry 579
Yachtregatta auf dem Plattenſee, von Paul Vágó 581
Balaton-Füred · Tihany Üreskö oder die Mönchsklauſe in der Flanke der Halbinſel Tihany, von Theodor Dörre 585
Der Héviz-See Badeanſtalt Héviz, von Julius Háry 587
Badeanſtalt zu Siófok, von demſelben 589
Szigliget, von Ihrer kaiſerlichen und königlichen Hoheit der durchlauchtigſten Frau Kronprinzeſſin Witwe Erzherzogin Stephanie 593
Der Plattenſee bei Aliga, von Guſtav Keleti 595
Der Plattenſee bei der Puſzta Világos, von Theodor Dörre 599
Schlußvignette, von Béla Spányi 602

Jenſeits der Donau.

Schafherde am Ufer des Plattensees.

Das

Land jenseits der Donau.

Jenseits der Donau (Dunántúl), das ist im Ungarischen nicht nur ein geographischer, sondern zugleich ein geschichtlicher, politischer und der Organisation des Staates angehöriger Begriff. Ehemals war das Land hinsichtlich seiner Vertheidigung, Verwaltung und Rechtspflege in vier Districte eingetheilt. Einen von diesen bildeten jene elf Comitate, die man als das „Dunántúl", das Land jenseits der Donau — Districtus transdanubialis — zusammenfaßte. Seine geographischen Grenzen waren im Norden und Osten die Donau, die ihre Fluthen von Preßburg bis Waitzen in östlicher und von da weiter in genau südlicher Richtung dahinwälzt; im Süden war das Gebiet der elf Comitate durch die Drau und im Westen durch die österreichisch-steirischen Voralpen begrenzt. Eines dieser Comitate war das von Komorn, welches zur Hälfte am linken Ufer der Donau liegt, also geographisch nicht ganz dem Dunántúl angehörte, dagegen wurde das Graner Comitat nicht zu den elf Comitaten gezählt, obgleich sein am rechten Donau-Ufer gelegenes Gebiet beinahe so groß ist wie das am linken Ufer liegende, und ebensowenig gehörte dahin das frühere Comitat Pilis, dieser rechts der Donau liegende Theil des Pester Comitats. „Jenseits der Donau", Dunántúl, sagte man aber, weil die letzten vierthalbhundert Jahre her Preßburg der

Mittelpunkt für die Gesetzgebung des Landes gewesen war. Wer aber in Preßburg residirt, für den liegen die elf Comitate jenseits der Donau, im Dunántúl.

Zu allen Zeiten war dieser Theil Ungarns der bestbevölkerte, gebildetste und reichste. Seit tausend Jahren hatte er am wenigsten gelitten, und obgleich er in den ersten Jahrhunderten den offenen Kriegen gegen die von Westen andringenden Heere des deutschen Reichs, wie des Gesindels der Kreuzzüge als Schauplatz diente, desgleichen auch seine östlichen Theile in der Türkenzeit viel zu leiden hatten, wurde doch dieser Theil des Landes in seiner Cultur wie in seinen Besitzverhältnissen am wenigsten gestört. Von Árpád bis auf den heutigen Tag läßt sich die Geschichte des politischen und gesellschaftlichen Lebens der ungarischen Nation, ihrer kirchlichen und weltlichen Cultur, ihrer Besitz- und Wirthschaftsverhältnisse in reichster Form und ununterbrochener Folge an dem Gebiete jenseits der Donau ersichtlich machen.

Das ganze Dunántúl besteht, nach seinem geographischen und geologischen Bau, aus drei Gebirgen und zwei großen Ebenen.

Das eine Gebirge greift von Westen in die Comitate Ödenburg und Eisenburg herein. Diese Bergkette wird durch die Vorberge der österreichischen und steirischen Alpen gebildet; reich an Wäldern, Regen und Bächen, erzeugen sie ein Klima, das dem von Baiern nahekommt.

Die andere Bergkette beginnt mit ihrem nordöstlichen Ende, gleichsam als Fortsetzung der Nógráder und Honter Gebirge, am rechten Ufer der Donau auf der Linie Budapest-Neßmély und streicht in südwestlicher Richtung, dem Plattensee parallel, beinahe bis an die Mur hinab. Dies ist das Vértes- und Bakonygebirge, das trotz seiner zahlreichen Verästlungen im Grunde nur eine einzige Bergkette darstellt; in der Natur freilich wird es durch das Thal von Moór und in der Sprachgewohnheit durch die geschichtliche und volksthümliche Benennungsweise in zwei Gebirge geschieden, so daß der nordöstlich vom Moórer Thale liegende Abschnitt Vértesgebirge, der südwestlich gelegene aber Bakonygebirge heißt. Das Gerippe beider besteht aus Kalkstein und Dolomit. Blos um den Plattensee her kommen, Inseln gleich, mächtige vulkanische Gebilde vor, unter denen im Veßprémer Comitat der Somlyó, im Eisenburger der Ság, im Zalaer der Badacsony, Szentgyörgy und Haláp, lauter abgestumpfte Bergkegel, die schönsten und größten sind. Hier, oberhalb der Szigligeter Bucht des Plattensees dehnt sich die schönste basaltisch-vulkanische Gegend Europas aus, ein Panorama der charakteristischesten Kegelberge. Diese vulkanischen Kegel scheinen so sehr aus der neuesten geologischen Revolutionsepoche des Erdlebens zu stammen, daß am Somlyó und Badacsony sogar noch die Ränder und Vertiefungen der Krater vorhanden sind und das Material aller dieser vulkanischen Berge in Vielem mit der Lava des Vesuvs zur Zeit der Zerstörung von Herkulanum und

Pompeji übereinstimmt. Sowohl das Vértes-, als auch das Bakonygebirge ist mit üppigem Waldwuchs bedeckt, der zum Theil sorgfältig bewirthschaftete Waldgüter bildet. Der Wildbestand ist hier der reichste im ganzen Lande.

Im Zalaer Comitate verliert der Bakony diesen Namen und erhält ort- und gruppenweise selbständige Bezeichnungen. Südlich und westlich von Keßthely und Kanizsa schrumpfen seine Höhen zu sanften, aus jungen Tertiärschichten bestehenden und meist mit fruchtbarem Löß bedeckten Hügeln zusammen, um noch weiterhin sich nach der Ebene des Muraköz und des Drau-Ufers abzuflachen.

Im Mittelpunkte der dritten Bergkette stehen das Baranyaer Gebirge und der bei Fünfkirchen aufragende Mecsek. Ihre Verzweigungen erstrecken sich blos auf die Comitate Baranya und Tolna; das Somogyer Comitat berühren sie nur an seinem östlichen Rande, im sogenannten Zselizség.

Jene größere Fläche nun, die sich zwischen diesen drei Bergketten ausdehnt, bildet die beiden westlichen Tiefländer Ungarns, die wohl nicht so groß sind, doch beinahe so glatt und eben daliegen wie das große ungarische Alföld zu beiden Seiten der Theiß.

Die eine westliche Tiefebene umfaßt den östlichen Theil des Ödenburger und Eisenburger Comitats, ganz Wieselburg und die westlich vom Bakony gelegenen Theile der Comitate Raab, Veßprém und auch Zala, dazu den Neusiedlersee und die Flüsse Leitha, Raab, Rábcza, Mur und Zala nebst den hundert größeren und kleineren Bächen, die deren Gewässer nähren. Einen merkwürdigen Abschnitt dieses Tieflandes bildet die an der Ostseite des Neusiedlersees gelegene, größtentheils mit Sumpf und Gestrüpp bedeckte Ebene des Ödenburger und Wieselburger Comitats, die den Römern als damals unbewohnte Einöde schon im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt als bojische Haide (deserta Boiorum) wohlbekannt war. Heute findet man in den entwässerten Theilen dieser Ebene Landgüter, die zu den blühendsten und werthvollsten des Landes gehören. Der andere, bemerkenswerthe Theil dieses Tieflands heißt Kemenesalja (Fuß des Kemenes). Er liegt im östlichen Theile des Eisenburger Comitats und füllt den Raum zwischen den Flüssen Raab und Marczal; er beginnt im Süden am kleinen Somlyó, entfaltet seine Reize besonders in der Umgebung des Berges Ság und endet im Norden an der Einmündung des Marczal in die Raab. Er ist der uralte Besitz der Dichterfamilien Berzsenyi und Kisfaludy und eine der fruchtbarsten Brutstätten des ungarischen Volksliedes.

Das andere westliche „Alföld" liegt im Südwesten des Vértes und Bakony, zwischen diesen Gebirgen und der Donau, und umfaßt die ebenen Theile der Comitate Stuhlweißenburg, Veßprém und Tolna, die eben deshalb seit Vorzeiten Mezöföld (Wiesenland) genannt werden. Auch ein drittes kleines Tiefland hat sich in dem Dreieck gebildet, dessen zwei Seiten bei Draueck von der Donau und Drau begrenzt werden und das mit

dem Mezöföld des Veßprémer Comitats durch den gegen den Siófluß und den Plattensee niedersteigenden flachen Theil des Somogyer Comitats verbunden ist. An der dem Bakony zugewandten Grenze dieses Tieflands liegt der herrliche Balaton oder Plattensee, der außer seinen inneren Quellen durch die Flüsse Zala, Lesencze und den Zalaer Tapolcza-fluß und etwa dreißig größere und kleinere Bäche gespeist wird, während der Siófluß seinen überschüssigen Gewässern als Abfluß dient. Der Plattensee, dieser größte See Mittel- und Südeuropas, ist nicht nur durch landschaftliche Schönheit und die heilkräftige Wirkung seiner Bäder, sondern auch wegen seiner Fischerei bemerkenswerth. Die Plattensee-fischer wenden im Sommer sowohl, wie Winter überaus interessante Methoden und Werk-zeuge für den Massenfischfang an. Ein zweites Sammelbecken für die Gewässer des Mezöföld ist der rohrbedeckte See von Velencze mit einem Flächeninhalt von etwa 30 Quadrat-Kilometer. Übrigens sind die fließenden Gewässer dieses Tieflandes nur Bäche, unter denen es keine größeren gibt als den Sár, Sió und Kapos.

Beide Tiefebenen sind, dank einem üppigen, auf reicher Dammerde ruhenden Pflanzenwuchs und dem sorgfältigen Ackerbau mehrerer Jahrhunderte, sowie einem Klima, das weit günstiger ist als das des Tieflandes an der Theiß, förmliche Schatz-kammern Ungarns. Saftige Wiesen, wohlbebaute Äcker, Fruchtgärten und Weinberge in steter Abwechslung mit herrlichen Waldungen kennzeichnen das ganze Dunántúl.

Die Geschichte dieses Landstrichs, wie wir sie kennen oder zu kennen beginnen, zerfällt in drei ganz selbständige Epochen.

Die erste ist die vorgeschichtliche, als deren ungeschriebene Chroniken die Pfahl-bauten des Neusiedlersees, die an hundert Stellen gefundenen prähistorischen Bestattungs-orte und die ungemein zahlreichen Funde aus der jüngeren Stein- und Bronzezeit zu gelten haben. Diese Epoche ist noch lange nicht genau erforscht und wird vielleicht niemals völlig bekannt werden. Sicher ist nur, daß zu Ende dieses Zeitraumes und vor Beginn der Römerherrschaft hier keltische Stämme, wie Bojer, Aravisker und andere, wohnten, die eine nennenswerthe Cultur erwarben und Städte gründeten, deren Namen auch die Römer zum großen Theil beibehielten.

Die zweite Geschichtsepoche dieses Landes beginnt mit dem Zeitpunkt, wo Rom seine Herrschaft auch hieher ausdehnte, und endet mit Árpád, der an der Spitze seiner siegreichen Scharen das heutige Ungarn auf diesem Boden begründete. Ihre Zeit-abschnitte gehören der römischen, hunnischen und avarischen Herrschaft an.

Die Römer nannten dieses Gebiet Pannonien und beendeten seine Eroberung, indem sie es an der ganzen Donaulinie von Preßburg bis Waitzen und von Waitzen bis Semlin mit Forts versahen, durch die sie den Angriffen der nördlichen und östlichen Barbaren zu widerstehen suchten. Auch im Binnenlande gründeten sie mächtige Städte,

oder vergrößerten die vorgefundenen keltiſchen und verbanden dieſe, wie auch die Vertheidigungslinie der Donau durch ausgezeichnete Straßen. Dem Lauf der Donau entlang erhoben ſich blühende Römerſtädte, Arabona, Bregetium und Aquincum (lauter Namen von keltiſchem Urſprung), an deren Stelle, ja zum Theil auf deren Trümmern heute Raab, Neu-Szöny und Alt-Ofen ſtehen. Im Innengebiet finden wir auf den Stätten von Scarabantia, Sabaria, Rhispia und Sopiana heute Ödenburg, Steinamanger, Veßprim und Fünfkirchen. Kleinere römiſche Niederlaſſungen ſind faſt auf allen Hochflächen des Bakony, ſowie an deſſen Abhängen beiderſeits in großer Zahl zu finden, wie denn auch

Partie aus dem Bakonerwald.

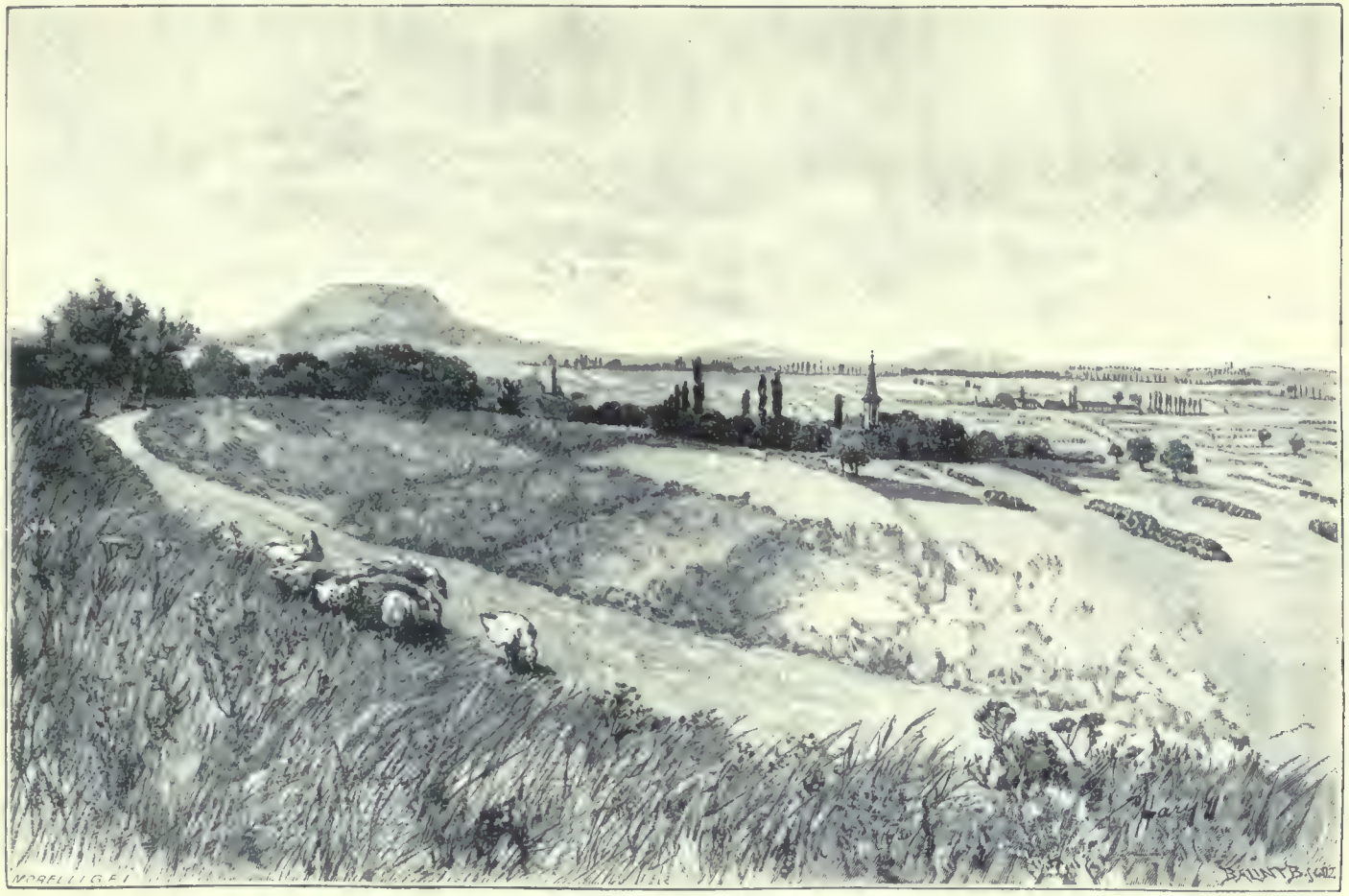
hier die einzige Römerſtraße von ganz Ungarn iſt, die in ihrer alturſprünglichen Geſtalt noch jetzt dem Verkehre dient, und zwar zwiſchen Várpalota und Veßprém am Ufer des Kikeri-Sees. Die ſchnurgerade Richtung dieſer Straße, ihr gewaltiger Damm und ihr aus rieſigen Quadern gefügter Körper laſſen gleich den Bauten von Bregetium und Aquincum, deren Grundfeſten unter faſt zweitauſendjährigem Alluvium wieder aufgedeckt wurden, die Macht und das äſthetiſche Gefühl erkennen, mit welchen Rom auch in ſolchen weit entfernten Gebieten arbeitete.

Auf Rom folgte die Herrſchaft der Hunnen. Attilas Weltreich hatte ſeinen Mittelpunkt in Ungarn. Und obwohl der Standort von Attilas Hauptſtadt bisher ſich nicht endgiltig feſtſtellen läßt, iſt es doch zweifellos, daß Attila und ſeine Hunnen, als ſie die römiſche Macht in dieſem Gebiete brachen, ihre größten Feldzüge — wiewohl ohne

entscheidende Schlachten — jenseits der Donau begannen und beendigten, wo die militärische und sociale Macht Roms am stärksten organisirt war.

Nach den Hunnen beherrschten die Avaren, ein ihnen und den späteren Magyaren verwandtes Volk, mehrere Jahrhunderte lang diesen Landestheil. Zum Schutze ihres Landes errichteten sie Vertheidigungswerke in Form von ringförmigen Erdwällen und da die gefährlichsten Angriffe von Westen her drohten, mußten sie wohl jenseits der Donau die stärksten Wallburgen erbauen. In der That sind die meisten Denkmäler der avarischen Wallburgen jenseits der Donau erhalten geblieben, auch in den Ortsnamen, wie denn der Name Győr (Raab), der magyarisch genau das bezeichnet, was die Deutschen die „Ringe" der Avaren nennen, in den Comitaten Raab, Veßprém und Zala noch jetzt vielfach (als Győr, Kisgyör, Szolgagyör, Borsos-Győr, Győrvár u. s. w.) erhalten ist. Das Christenthum, welches schon unter der Herrschaft der Römer hie und da Wurzel gefaßt hatte, erlosch auch zur Zeit der Avaren nicht völlig; die unterirdische Grabkapelle in Fünfkirchen ist ein Bau aus diesen Jahrhunderten des Ur-Christenthums. Die avarische Herrschaft fand, 80 Jahre vor dem Eintreffen Árpads, durch die siegreichen Heere Karls des Großen ihr Ende, doch hinterließ das kurz währende fränkische Regiment auf diesem Boden, außer etlichen geschichtlichen Wortspielen, kaum irgendwelche Spuren.

Die dritte Geschichtsperiode des Dunántúl beginnt mit Árpád und währt noch heute fort. Viele Anzeichen sprechen dafür, daß die endgiltige Begründung Ungarns erst begann, als Árpád die Eroberung und Organisirung des Dunántúl beendigt hatte, und daß Árpád in dieser Gegend ausgedehnte Besitzungen seiner Familie sicherstellte. Der Name Baál im Weißenburger, sowie die Namen Jutas und Tevel im Veßprémer Comitat sind Mitgliedern der Familie Árpáds entlehnt. Und in den uralten Ortsnamen längs der Raab, des Marczal, am Neusiedlersee und im Mezöföld lassen sich die Benennungen, die das Volk Árpáds aus Asien mitgebracht, am reinsten erkennen. Árpád erkannte mit dem Scharfblick des Staatengründers, daß seinem Reiche die größten Gefahren von Westen drohten; daher siedelte er die kräftigsten Schichten seines Volkes in den westlichen Theilen an. Seine Voraussicht war ebenso weise als erfolgreich. Das Magyarenthum des Csallóköz (Insel Schütt), der Südseite des Neusiedlersees und der „Warth" (Örség) im Eisenburger Comitat, obwohl zwischen den slavischen und deutschen Stämmen des Westens eingekeilt, ist niemals entwurzelt oder auch nur geschwächt worden, weder durch den mit dem Christenthum eingedrungenen westlichen Geist, noch durch slavische und germanische Angriffe, die unter verschiedenen Vorwänden Jahrhunderte lang fortdauerten. Das deutsche und das wendische Element konnten nur in den bergigen Gegenden des Oedenburger, beziehungsweise des Eisenburger und Zalaer Comitats erstarken, welche bei dem Magyarenvolke zu keiner Zeit beliebt waren, daher es auch nur in den Ebenen sich dauernd einwurzelte.



Kemenesalja und der Berg Ság

Nach dieser merkwürdigen Eigenthümlichkeit des Magyarenvolkes gestaltete sich auch der ethnographische Charakter des Dunántúl. Unter seinen drei Millionen Seelen sind über zwei Millionen Magyaren. Etwa 600.000 sind Deutsche, die Übrigen Slaven; besonders Serben, Kroaten, Slovaken und Wenden. Diese zwei Millionen Magyaren hausen — mit Ausnahme der Berggegend des Zalaer Plattensee-Ufers, das großentheils magyarisch ist — ausschließlich auf den Tiefebenen, während das deutsche Element sich ausnahmslos in den bergigen Theilen festsetzt; wobei übrigens zu bemerken ist, daß an Anhänglichkeit für den ungarischen Staat die Deutschen und Wenden mit den Magyaren wetteifern. Die Ödenburger und Eisenburger Deutschen leben seit der Árpádenzeit in ihren jetzigen Wohnsitzen; dagegen wurden die Deutschen des Vértes- und Bakonygebirges, des Tolnaer und Baranyaer Comitats erst nach dem Sturze der Türkenherrschaft aus Schwaben und Baiern dahin verpflanzt. Um dieselbe Zeit wurden zerstreut auch Slovaken jenseits der Donau ansässig gemacht, desgleichen katholische Serben, die sich aber seitdem größtentheils magyarisirt haben. Dies thaten auch die Bewohner der Städte. In Steinamanger, Veßprém, Stuhlweißenburg, Kanizsa, Szegzárd und Fünfkirchen trägt nur eine sehr geringe Minderheit der Einwohner magyarische Namen. Die große Mehrheit der Bürger dieser Städte ist deutschen Ursprungs und führt noch immer deutsche Namen, obgleich sie heute rein magyarisch genannt werden kann. Diese nationale Umbildung ist ein Werk der letzten hundert Jahre, und ihr zur Seite ging noch eine andere, überaus interessante ethnographische und sociale Umgestaltung. Die magyarische Race widmete sich hauptsächlich der Landwirthschaft, dem Soldatenstande und der Regierung des Landes. Das Gewerbe wurde nach dem Aufhören der Türkenherrschaft durch die einwandernden Deutschen betrieben, während das Creditwesen größtentheils den Serben und Griechen zufiel; von Ungarisch-Altenburg bis hinab nach Semlin war das Creditwesen noch vor hundert Jahren fast ausschließlich in den Händen von Serben, Griechen und macedonischen Walachen, den sogenannten Zinzaren, so daß in Raab, Komorn, Gran, Stuhlweißenburg, Ofen, Fünfkirchen und noch anderen Städten starke griechisch-orthodoxe Kirchengemeinden der Serben und Griechen blühten. Von alledem findet sich heute kaum die Spur. Das Ofner griechisch-orientalische Bisthum ist nach Szent-Endre verlegt. Von den sieben griechisch-orientalischen Kirchen dieser Stadt sind heute fünf geschlossen; auch in den übrigen Städten jenseits der Donau hat das kirchliche Leben der Griechisch-Orientalischen gänzlich aufgehört und nur noch in Ofen, Stuhlweißenburg und Fünfkirchen geringe Reste übrig gelassen.

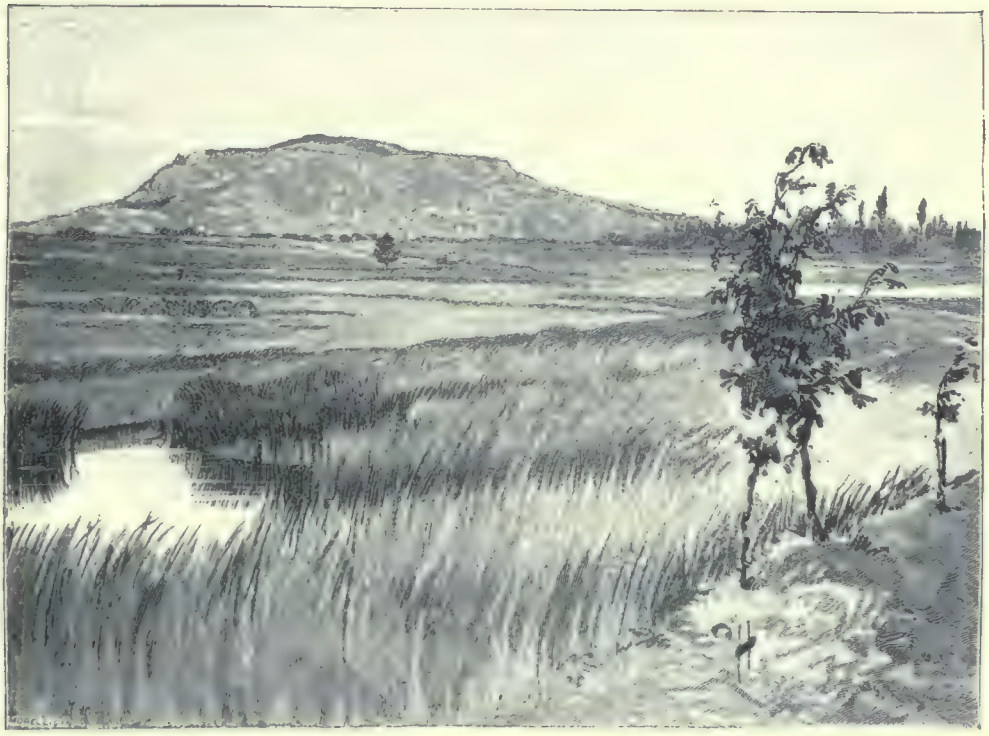
Die westliche Cultur verpflanzte sich auf diesen Boden zugleich mit dem Christenthum und die ersten ungarischen Könige beeilten sich insbesondere hier dieser Cultur Nester zu bauen, die großen kirchlichen Institutionen einzuführen. Hier gründeten sie, und

Fischfang auf dem Plattensee.

zwar in ansehnlicher Zahl, schon in der ersten Zeit Bisthümer wie Gran, Veßprém, Fünfkirchen und Raab, die Abteien und mit Donationen versehenen Propsteien von Pannonhalma, Pécsvárad, Bakonybél, Tihany, Zircz u. s. w. Hier erstanden die ersten Kirchen, Klöster und höheren Schulen. So sind hier auch die Monumentalbauten aus dem ersten Jahrhundert der christlichen Zeit Ungarns am zahlreichsten erhalten geblieben; die Gisela-Kapelle zu Veßprém, die Kirchen von Fünfkirchen, Ják und Felsö-Eörs künden es noch heute laut genug, zu welcher hohen Stufe hier der religiöse Eifer, wie auch die Baukunst schon in den der Gothik vorangehenden Jahrhunderten entwickelt gewesen. Auch späterhin blieb das religiöse Leben in dieser Gegend stets rege, so daß dieser Umstand noch die Regierung Maria Theresias bewog, vor 120 Jahren die Bisthümer von Stuhlweißenburg und Steinamanger zu errichten. Zur Zeit der Reformation schlug der Protestantismus jenseits der Donau rasch Wurzel und, obgleich die Gegenreformation ihm nicht wenig Eintrag that, gehört doch selbst heute noch die Mehrheit des Magyarenthums auf dem flachen Lande dem Protestantismus an, der etwa ein Drittel der magyarischen Bevölkerung jenseits der Donau, mit zwei Bisthümern und zahlreichen Hochschulen, umfaßt.

Die politische Geschichte des Dunántúl bildet einen hochwichtigen Theil der Gesammtgeschichte Ungarns. Auf diesem Boden wurden die Angriffe des Westreiches zurückgeschlagen. Auf diesem Boden machten die deutschen Fürstenhäuser dem Lande oftmals die Westgrenzen der Comitate Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg streitig. Hier, in Somogy und Veßprém, kämpften die Anhänger der magyarischen Urreligion ihre harten Kämpfe gegen das Heer Stephans des Heiligen. Zur Zeit der Árpádenkönige war Stuhlweißenburg Sitz der Landesregierung, wo die meisten dieser Könige auch gekrönt, sowie zur ewigen Ruhe bestattet wurden. Hier zertrümmerte König Koloman zwei Heere der Kreuzfahrer. Hier stieß die türkische Eroberung auf die größten Schwierigkeiten. Die Belagerungen von Szigetvár und Güns und der Widerstand von mehr als dreißig Grenzforts verhinderten hier die Osmanen zu wiederholten Malen, ihre erobernde Macht bis Wien vorzuschieben. Nicht minder spielten sich hier blutige Kämpfe Franz Rákóczy's II. ab, und jene großen Staatsmänner, die dem Herrscherhause allezeit treu blieben und das Bündniß mit Österreich immer aufs wärmste pflegten, ohne daß sie deshalb auch nur einen Augenblick geneigt gewesen wären, einer Verletzung der Unabhängigkeit des Landes zuzustimmen, sie alle waren Söhne des Landes jenseits der Donau. Der Dichter Zrinyi, der Erzbischof Széchenyi zu Kalocsa, Paul Nagy von Felsöbük, Stephan Széchenyi und Franz Deák sogen auf diesem Boden den Geist ein, dessen Wahlspruch lautete: unerschütterliche Treue gegen die Krone, doch ebenso unerschütterliche Standhaftigkeit im constitutionellen Vertheidigungskampfe für die Unabhängigkeit des Landes. Unter den verheerenden Feldzügen des Ostens und Westens bedurfte die ungarische Nation ebensowohl

der entſchloſſenen kriegeriſchen Tugenden als der mit den Verhältniſſen rechnenden, hohen ſtaatsmänniſchen Weisheit. Und während der öſtliche Theil des Landes in Männern wie die Bocskay, Bethlen, Rákóczy und Koſſuth beſonders die Vertreter der kriegeriſchen Tapferkeit, der großen nationalen Ideen und nationalen Leidenſchaften an die Spitze des Volkes ſtellte, lieferte anderſeits das Dunántúl im Dichter Zrinyi, in Széchenyi und Deák die Weiſen des Ausgleichs und der friedlichen nationalen Entwicklung, die zu geeigneter Zeit als Führer der Nation ihr die Zukunft ſichern ſollten.



Der Somlyóberg.

Wiſſenſchaft, nationale Dichtung und Literatur ſind unzertrennlich von den geſunden Lebensfunctionen gebildeter Völker. Jenſeits der Donau war die Volkserziehung von altersher am meiſten entwickelt, auch hatten dort alle bedeutenderen Glaubensbekenntniſſe ſeit jeher zahlreiche höhere Lehranſtalten. Dort befinden ſich das Seminar für ein Erzbisthum, fünf Bisthümer und zwei Abteien; desgleichen zu Pápa die Hochſchule der Reformirten mit einem Obergymnaſium, ſowie mit einer theologiſchen und philoſophiſchen Facultät. Dort beſtanden bis in die letzte Zeit drei Rechtsakademien und über zehn Obergymnaſien der römiſch katholiſchen und der proteſtantiſchen Kirche. Und als

in der Epoche nationaler Wiedergeburt die Spracherneuerung in stürmischem Fortschreiten die magyarische Sprache der Dichtkunst und Wissenschaft zu erschaffen, zugleich aber auch die urwüchsige Sprache zu verderben begann, da entstand jenseits der Donau, in Veßprém, fast zu derselben Zeit wie in Debreczin, jene conservative Richtung, welche der allzu gewaltthätigen Spracherneuerung einen Damm setzte und die Nation mahnte, das Gute vom Alten sich zu bewahren. In der großen Schar der Gelehrten und Schriftsteller waren die jenseits der Donau Geborenen und Erwachsenen stets in der gebührenden Verhältnißzahl zu finden. Doch eine weit größere Rolle als bei dem wissenschaftlichen Wirken spielt das Dunántúl in der Hervorbringung und Pflege der nationalen Dichtung, in der Erweckung nationalen Geistes und Selbstgefühls. Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das Deutsche die Sprache der vornehmeren Familien wurde und deren literarische und poetische Bildung ein fremdes Antlitz gewann, als der magyarische Genius gänzlich zu erlöschen schien, da erstanden auch jenseits der Donau Männer, welche die volle Macht der Dichtkunst einsetzten, um die Nation an ihre geschichtliche Größe zu erinnern und in ihr den Glauben an künftige Größe anzufachen. Berzsenyi und Alexander Kisfaludy, Adam Horváth, Karl Kisfaludy und Vörösmarty legten den Grund zur nationalen Dichtung und schönen Literatur. Und während in der Gegend der oberen Theiß und von Tokaj Kazinczy und Kölcsey mit gleichem Feuereifer und gleicher Begeisterung, doch nicht ohne fremden Beigeschmack, die Cultur der magyarischen Poesie und nationalen Literatur zu gründen begannen, entwickelten die beiden Kisfaludy, Berzsenyi und Vörösmarty in der Gegend des Badacsonyberges und Plattensees die unverfälschte Urkraft der magyarischen Sprache und des nationalen Geistes. Eigentlich ist die Neugeburt der ungarischen Nation gar nicht durch die Staatsmänner, sondern durch die Dichter und Schriftsteller bewirkt worden. Wesselényi und Széchenyi waren nur die Nachfolger Kazinczys und Kölcseys, sowie Paul Nagy und Franz Deák in der verfassungsmäßigen Fortentwicklung des Landes nur auf der Bahn einherschritten, welche bereits die Kisfaludy, Berzsenyi und Vörösmarty in vollem Zielbewußtsein gebrochen hatten, indem sie der Nation ein Selbstgefühl schufen und den Glauben an ihre Zukunft einflößten. Volk, Boden, Vergangenheit und Genie erschaffen alle zusammen die großen Dichter und Schriftsteller der Nation, und nirgends im Lande finden sich so viele Reize der Natur, so viele Überlieferungen der Vergangenheit und ein so reines Magyarenthum des Volkes beisammen als in jenem Theile der Comitate Eisenburg, Veßprém und Zala, wo Berzsenyi und die Brüder Kisfaludy lebten und ihre Leier erklang.

Der Maßstab des materiellen Fortschritts ergibt sich aus dem Verhältnisse der Landwirthschaft, der Fabrication und der Verkehrsmittel. Das Land jenseits der Donau besitzt außer diesem für alle Fahrzeuge schiffbaren Strome vier Haupt-Eisenbahnlinien,

welche, von Budapeſt ausgehend, in weſtlicher und ſüdlicher Richtung dieſen ganzen Landestheil durchſchneiden, während eine fünfte von Kaposvár aus an der Weſtgrenze bis Wien hinanzieht; ſo darf man das Verkehrsnetz des Dunántúl, von der Möglichkeit kleinerer Flügelbahnen abgeſehen, als vollkommen ausgebaut betrachten.

Die Landwirthſchaft des Dunántúl ſteht am höchſten im ganzen Lande. Und dies, obgleich die großen kirchlichen und weltlichen Domänen jenſeits der Donau am zahlreichſten ſind und die Herrſchaften der Bisthümer, Domkapitel, Abteien und Propſteien, ſowie die rieſigen Beſitzungen der größten Hochadelsfamilien des Landes, der Eſterházy, Batthyányi, Zichy, Széchenyi, Hunyady, Feſtetich, Brunswick, Erdödy, Nádasdy und ſchließlich der Erzherzoge Albrecht und Joſef beinahe die Hälfte des Dunántúl ausmachen. Jenſeits der Donau wurde die erſte landwirthſchaftliche Lehranſtalt begründet, hier wurde zuerſt die allgemeine Beſitzregulirung, das Commaſſations- und Grundbuchweſen durchgeführt. Hier entwickelte ſich der Ackerbau und die Wechſelwirthſchaft zuerſt nach weſtlichem Muſter. Hier erreichte beim Volke ſelbſt Weinbau und Pferdezucht, Stallwirthſchaft und Bodenverbeſſerung ihre höchſte Stufe. Hier entſtanden die erſten Kanalbauten, indem die Flüſſe Sár, Sió und Kapos in den Comitaten Stuhlweißenburg, Veßprém und Somogy regulirt, die Göcsejer Gewäſſer im Zalaer Comitat eingedämmt, die Flüſſe Tapolcza und Marczal im Veßprémer und Eiſenburger Comitat gebändigt wurden. Hier erreichte die Induſtrie der Waſſermühlen, mit einem ſelbſt nach Öſterreich hinübergreifenden Ausfuhrverkehr, ihren höchſten Stand. Hier wurden, und zwar in Veßprém, Kanizſa, Raab, Wieſelburg und Ungariſch-Altenburg jene rieſigen Getreide-Stapelplätze angelegt, von wo Getreide und Wolle in ungeheuren Mengen dem Weſten zugeführt wird. Hier entwickelte ſich zunächſt eine mächtige Claſſe von Pächtern, deren viele ein bedeutendes Vermögen erwarben. Die induſtrielle Verarbeitung der Waldproducte, die künſtliche Pflege der Fiſcherei und des Wildbeſtandes wurden hier zuerſt in Angriff genommen, und die Fiſchzucht in den Comitaten Tolna und Baranya, im Plattenſee und Velenczeer See iſt heute für ſich weit umfangreicher und einträglicher als die ganze übrige Fiſchzucht des Landes.

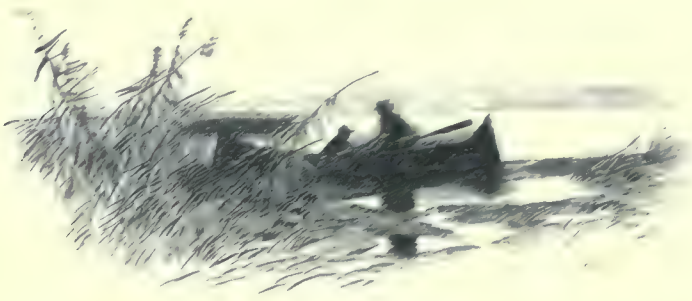
Aus allen dieſen Gründen konnte die Rohproduction und beſonders die Landwirthſchaft hier am beſten gedeihen, wofür übrigens als fernerer Beweis anzuführen wäre, daß die Weidewirthſchaft jenſeits der Donau zuerſt aufhörte oder beſchränkt wurde.

Das Handgewerbe war früher in allen Städten jenſeits der Donau ſtark verbreitet; in Städten wie Stuhlweißenburg, Pápa, Raab, Veßprém, Fünfkirchen beſtanden 25 bis 30 Innungen. Doch auch hier trat an die Stelle des ſinkenden Handwerks die Fabriksinduſtrie mit Dampfmühlen, Maſchinenfabriken, Spiritus- und Zuckerfabriken. Daneben werden auch noch andere Induſtrien nach Möglichkeit fabriksmäßig betrieben. Große Unterſtützung findet die Fabriksinduſtrie durch die Steinkohlenbergwerke, beſonders der

Comitate Gran, Ödenburg, Baranya und Veßprém. Doch ist trotz der stellenweise sehr bedeutenden Fabriksindustrie die sogenannte socialistische Arbeiterclasse weder an Zahl, noch an Organisation hervorragend zu nennen.

Credit und Handel haben sich im entsprechenden Verhältniß entwickelt und über hundert Banken, Sparcassen und Creditinstitute befördern die Creditverleihung an Handel, Gewerbe und Grundbesitz, nachgerade bis zu einer Ausdehnung, daß z. B. in einem Städtchen von 5000 Seelen wie Körmend die Sparcasse einen Umsatz von 15 Millionen aufweist. Außer den Bankinstituten haben auch die Kapitelstühle und frommen Stiftungen einen großen Geldverkehr.

Die Rechtspflege wird durch 11 Gerichtshöfe und drei königliche Tafeln, die öffentliche Verwaltung durch 11 Comitate, nebst ebensovielen Finanzdirectionen, Schulinspectoraten und staatlichen Bauämtern ausgeübt. An der Spitze der Gemeindeleitungen stehen entsprechend ausgebildete und meist vorzügliche Gemeindenotare, was umsomehr ins Gewicht fällt, als die Gemeindeeintheilung jenseits der Donau sich wesentlich von der zwischen Donau und Theiß oder in der Theißgegend bestehenden unterscheidet. Während z. B. das Csongráder Comitat kaum 12 Gemeinde-Organisationen aufweist, gibt es im Eisenburger Comitat deren über 600, wie denn überhaupt in allen Comitaten jenseits der Donau die Zahl der Gemeinden verhältnißmäßig sehr groß ist. All dies wird noch in der Einzelschilderung der betreffenden Comitate eingehender zu besprechen sein.



[illegible]

Burg Theben und der Thebener Steinbruch

Die ungariſche Donau.

Der Donauſtrom war dank ſeiner günſtigen Richtung und ſeiner großen Länge, ſeinen an Naturſchätzen reichen Ufergegenden und dem Waſſerreichthum ſeines gewaltigen Bettes ſchon ſeit den älteſten Zeiten beſonders geeignet, im Leben der Völker und im Weltverkehr eine bedeutende Rolle zu ſpielen. Vom Großherzogthum Baden her, wo er entſpringt, durchzieht er Württemberg und Baiern und gelangt bei Paſſau nach Öſterreich, das er in einer Länge von 351 Kilometer durchſchneidet. Bei Theben (Dévény) betritt er Ungarn und fließt nun 209 Kilometer weit bis Waitzen in öſtlicher Richtung, um dann nach plötzlicher Schwenkung gegen Süden 322 Kilometer bis zur Draumündung zurückzulegen; hier biegt er abermals oſtwärts ab, für etwa 440 Kilometer, bis zur ungariſch rumäniſchen Grenze unterhalb Orſovas, von wo ſeine vielgewundene Bahn bis zum Schwarzen Meer noch ungefähr 957 Kilometer zu durchmeſſen hat. Die Donau durchzieht alſo Ungarn in einer Länge von 971 Kilometer, und zwar indem ihr niedriger Waſſerſtand bei Theben 134 Meter über dem Meere liegt, während ſie unterhalb Orſovas das Land bei etwa 42 Meter Meereshöhe verläßt.

Und wenn wir die Vergangenheit durchforſchen, welche dieſe mächtige Pulsader des Weltverkehrs geſchaffen, wenn unſer Blick in das nebelhafte Dunkel längſt verfloſſener Zeiten, unberechenbarer Jahrtauſende zurückſchweift, da ziehen vor unſerem geiſtigen Auge wie von ſelbſt jene ungeheuren geologiſchen Bewegungen vorbei, die in vorgeſchichtlichen Zeiten, im Laufe jener endloſen Reihe von Jahrtauſenden, dieſen gewaltigen Strom ins Daſein gerufen. Als ſähen wir es noch jetzt vor uns ausgegoſſen, jenes Süßwaſſermeer, das vor vielen, vielen tauſend Jahren das ungariſche Alföld bedeckte und ſeinen Schlamm über der eigenthümlichen Thier- und Pflanzenwelt der Urzeit ablagerte, bis endlich nach

Jahrtausende langem langsamen Sinken des Meeresbodens und dem damit Schritt haltenden stufenweisen Emporsteigen der südöstlichen Bergkette das Wasser sich nach und nach seinen Weg durch die Felsmassen brach, um von dem jetzigen ungarischen Alföld auf die walachische Ebene hinauszugelangen. Wer wüßte zu sagen, ja wer könnte es sich auch nur vorstellen, wie lange dieser titanische Kampf der Natur dauerte, da wir doch klare Beweise haben, daß der durchschnittliche Wasserspiegel der Donau in dem die untere Donau Ungarns umfassenden Felsenbette seit dem römischen Kaiser Trajan, also seit beinahe zweitausend Jahren sich nicht im mindesten geändert hat.

Die Stein- und Knochenreste, welche sich in den das einstige Süßwassermeer umgebenden Felshöhlen gefunden, bezeugen noch jetzt, daß hier schon in vorgeschichtlicher Zeit Menschen gelebt haben; und wie das Wasser sich nach und nach einen Weg bahnte und immer mehr Boden trocken ließ, so stieg auch der Mensch von den Felsgipfeln immer tiefer hinab und dehnte seine Wohnsitze auf die Ebene aus, wo seine Denkmäler das stumme Erstaunen der Nachwelt erregen, aber auch den Forscher anspornen, sich wenigstens ein beiläufiges Bild jener Zeit, jenes Menschen und jener Lebensweise zu entwerfen, von denen ihm diese uralten Überreste Kunde bringen.

Das Dunkel, das auf der Geschichte solcher längstvergangener Zeiten ruht, lichtet sich in dieser Gegend erst, als die Weltherrschaft Roms sich auch des Stromlaufes der Donau bemächtigte, die erobernden Scharen der Lateiner mit ihren Schiffen auch diesen Strom, das Band zwischen Ost und West, befuhren, Dacien und Pannonien begründen, Donaubrücken bauen, für ihre Schiffe bis Regensburg hinauf einen Ziehpfad anlegen und Festungen bauen, um das neue Reich zu vertheidigen und zu sichern, das aber schließlich doch der von Osten daherströmenden Völkerwanderung nicht trotzen kann und vor den kraftvollen Heeren der Gothen und Gepiden, wie später der Hunnen zusammenbricht. Die römischen Provinzen bekamen mit der Zeit neue Herren und heute lebt das Volk der Römer im Donauthale nur noch, soweit seine Denkmäler von ihm sprechen.

Und alsbald wieder erscheinen unserem geistigen Auge jene ritterlichen Scharen, die das heutige Ungarn schufen, und wir überblicken Jahrhunderte von Kriegen, die das Magyarenvolk als Schutzwall Europas gegen die Türkenmacht durchzukämpfen hatte. So manche große Episode auch dieses Zeitraumes hat sich an der Donau abgespielt und mit dem gewaltigen Strome die mannigfaltigsten Erinnerungen verknüpft; das Bild, das wir von ihm geben möchten, wäre also nicht vollständig, wenn wir nicht wenigstens in großen Zügen auch dieser freud- und leidvollen Ereignisse gedenken würden.

Nachdem die Türkenherrschaft gebrochen war, wurde auch die Donau wieder ihrer friedlichen Bestimmung zurückgegeben; sie wurde zur Hauptstraße für den Verkehr des Westens und Ostens, weithin bis zu den Küsten Kleinasiens, mit denen ja schon die gar

langsame und primitive Donauschiffahrt des Mittelalters eine recht lebhafte Handelsverbindung unterhalten hat.

Mit dem Anfang dieses Jahrhunderts, als sich die politischen wie die wirthschaftlichen Zustände des Donauthales gleichermaßen festigten, wuchs auch die Wichtigkeit der Donauschiffahrt immer mehr; dann, als die Dampfschiffahrt ins Leben trat, wurde der Donaustrom eine der mächtigsten, weil natürlichsten Lebensadern im friedlichen Wechselverkehr der anwohnenden Völker, eine der Hauptstraßen für den Handelsverkehr zwischen West und Ost, für den Austausch der beiderseitigen wirthschaftlichen und culturellen Kräfte, er wurde das Verbindungsglied zwischen der Bildung des Westens und den Naturschätzen des Ostens.

Bei der Mündung der March, etwa 50 Kilometer von Wien, tritt die Donau in Ungarn ein. Gleich an der Grenze tauchen auf dem linken Ufer die malerischen Trümmer der Burg Theben (Dévény) auf. Sie stehen auf einem an der Marchmündung emporragenden Kalksteinfelsen, einem felsigen Ausläufer der nordwestlichen Karpathen, des sogenannten Weißen Gebirges, am Abhange des Kobelberges, und blicken einerseits auf die March, anderseits auf die Donau nieder, gleichsam als erster Wachtposten an der ungarischen Donau. Diese Burg war einst eine stolze und feste Schutzwehr der Gegend, heute ist sie nur noch ein willkommenes Motiv für den Pinsel des Malers. Der Felsen, auf dem sie steht, erhält jetzt mehr Wichtigkeit durch den großen Steinbruch, der die Steine für die Bauten liefert, durch welche der ungestüme Lauf der Donau gebändigt werden soll.

Dieses Bollwerk hat gar manches Ungemach erlitten, ehe die ohnehin leerstehende Burg im Jahre 1803 durch die Franzosen mit Pulver gesprengt wurde. Und dies war die letzte Rolle, welche die Burg Theben in der Geschichte gespielt hat. Doch birgt dieses Felsengebirge auch weit ältere vorgeschichtliche Denkmäler. In seinen Höhlen wurden nämlich Überreste von Urgethier und Muscheln gefunden, ein Beweis, daß dieser Berg einst das Ufer des die ungarische Ebene bedeckenden Süßwassermeeres war. In den bröckligen Abhängen fand man auch Asche, verkohlte Holzstücke und Topfscherben, die, wie Manche meinen, römischen Ursprunges sind.

Dem Burgberge zu Füßen liegt südlich in anmuthigem Thale der Marktflecken Theben, dessen Bewohner von altersher als Reben- und Obstzüchter und noch mehr als Schiffer in gutem Rufe stehen. Die Schiffer von Theben bildeten einst eine besondere Körperschaft, deren Privilegienbriefe und sonstige Urkunden noch vorhanden sind.

Wir lassen Theben hinter uns und finden das Bild der Gegend bis Preßburg unverändert. Am linken Ufer zieht sich das letzte Glied des Weißen Gebirges dahin, bis es sich verliert, am rechten aber begleitet uns die waldige, von Sandbänken begrenzte Fläche des Landes jenseits der Donau, von den Hainen des Wolfsthales unterbrochen.

Die Donau beginnt schon hier aller Zügel zu spotten, indem sie auf der kiesigen, mit Geröll vollgeschwemmten Ebene hin und her schweift und ein allzeit unbeständiges Bett voll Sandbänke und Inseln bildet, welche früher sozusagen bei jeder Überschwemmung eine andere Gestalt annahmen und den Stromlauf änderten.

Kaum haben wir seit Theben zehn Kilometer zurückgelegt, so taucht am linken Ufer, etwa 130 Meter über den niederen Wasserstand der Donau aufragend, daher schon auf weite Entfernung sichtbar, die Ruine des Schlosses von Preßburg auf, und ihr zu Füßen lagert die einstige Krönungsstadt, die schon in den ältesten Zeiten ein bedeutender Platz für Wissenschaft, Kunst und Handel war. Mit dem Lande jenseits der Donau stand sie durch eine 270 Meter lange Schiffbrücke in Verbindung, die zu Anfang unseres Jahrhunderts für den Handelsverkehr große Wichtigkeit besaß, da sie Wien mit dem Districte jenseits der Donau verband. Seither haben sich die Verhältnisse stark geändert. Während nämlich die Dampfschiffahrt für Preßburg neue Handelsverbindungen schuf, lenkten im Gegentheil die jenseits der Donau gebauten Eisenbahnen den Verkehr in eine ganz neue Richtung, und Preßburg verlor nach und nach den größten Theil der jenseitigen Märkte, deren Interessen durch die Eisenbahn immer mehr nach Wien abgezogen wurden. Diese zurückzuerobern, war ein altes Bestreben Preßburgs, welches daher Alles aufbot, um die nothwendige Eisenbahnverbindung mit dem Dunántúl zu erlangen; dies hatte natürlich auch zur Folge, daß an Stelle der alten primitiven Schiffbrücke eine neue stehende Fahr- straßen- und Eisenbahnbrücke gebaut wurde. So kam die Preßburg-Steinamanger Eisenbahn zu Stande, ferner die durch ihre Größe und interessante Construction hervorragende Franz Josephs-Brücke, welche nicht nur die Straßen-, sondern auch die Eisenbahnverbindung zwischen Preßburg und dem Dunántúl sichert und sich als bedeutender Factor für die erfreuliche Hebung des Preßburger Handelsverkehrs erwiesen hat.

Von der Erbauung einer festen Brücke in Preßburg war schon 1838, gelegentlich der Concession für die Wien-Raaber Eisenbahn, die Rede gewesen. Da aber die Linie bis Pest am linken Ufer der Donau fortgeführt wurde, so blieb die Brücke ungebaut. Später wollte die Waagthalbahn-Gesellschaft ihre Linie von Preßburg bis Ödenburg verlängern, aber auch dies unterblieb wegen der Finanzkrise im Jahre 1873. Ende der Siebziger und Anfang der Achtziger-Jahre tauchte der Plan des Brückenbaues wieder auf, aber erst in den Jahren 1889 bis 1891 sahen die Preßburger ihren alten Wunsch sich thatsächlich erfüllen, und die große Brücke, die den Namen Seiner kaiserlichen und apostolisch königlichen Majestät Franz Josephs I. führt, wurde hergestellt. Die Brücke ist eine auf sechs steinernen Pfeilern ruhende Eisenconstruction von insgesammt 458·4 Meter Länge. Ihre größte, mittlere Öffnung ist 92, die beiden dem Ufer zunächst liegenden Öffnungen sind je 31·6, die übrigen 4 aber je 75·8 Meter weit. Die Brücke besteht aus einer doppelten Eisenconstruction.

Die Donau bei Preßburg.

Die eine, die den Zwecken des Straßenverkehres dient, ist 6·5 Meter breit und hat überdies einen 3 Meter breiten Gehweg; die andere, für die Bahngeleise bestimmte, ist 4·4 Meter breit. Die mittlere große Öffnung der Brücke hat eine solche Höhe erhalten, daß die größten Schiffe selbst bei dem höchsten Wasserstande ungehindert hindurchfahren können. Die untere Kante dieser mittleren Öffnung liegt nämlich 6·5 Meter hoch über dem Niveau des stärksten bisherigen Hochwassers (6·95 Meter über Null) vom Jahre 1883. Der Bau kostete dem Staate 1,460.000 Gulden, zu deren Amortisirung die Stadt Preßburg insoferne beitrug, daß sie am 5. November 1888 das Recht der Brückenmauth dem Staate überließ. Salesius Cathry war der Erbauer der Brücke, doch wurde die Eisenconstruction durch die Maschinenfabrik der ungarischen Staatsbahnen hergestellt. Der Bau begann im Mai 1889 und die eine Hälfte, nämlich die Brücke für die Fahrstraße, wurde am 30. December 1890 in Gegenwart Seiner Majestät des Königs feierlich eröffnet, die Eisenbahnbrücke aber im Frühjahre 1892 dem Verkehre übergeben.

Die Donau ist bei Preßburg vom Schloßberg bis zur ehemaligen Schiffbrücke auf 270 Meter zusammengedrängt und verbreitert sich etwa 570 Meter weiter unten auf 410 Meter. An dieser breiteren Stelle wurde die Franz Josephs-Brücke erbaut, die mit Recht den Stolz der Stadt bildet. Die Ufer der Donau haben durch die ganze Stadt hin eine Bekleidung. Das linke Ufer ist vom Schloßberg angefangen bis zu jener Verbreiterung des Strombettes mit einer abschüssigen Pflasterung versehen, die durch eine Pilotenmauer gestützt wird; am rechten Ufer dagegen, dem der „Au", ruht die Pflasterung auf einem einfachen Steinwurf. Am linken Ufer, zwischen der einstigen Schiffsbrücke und der stehenden Brücke, befinden sich der Hafen und die Kohlenmagazine der Donau-Dampfschiffahrts-gesellschaft, dann die Lagerplätze der Holzhändler, kurz auf diesem Ufer concentrirt sich der Schiffsverkehr und überhaupt aller Wasserverkehr Preßburgs.

Von Preßburg abwärts erweitert sich die Gegend plötzlich nach beiden Seiten. Vor uns dehnt sich das sogenannte Preßburger Becken oder kleine Alföld hin, mit seinem lockeren Schwemmboden, den in früherer Zeit das Wasser der Donau gleichfalls mit unbändiger Laune durchraste, in zahllose größere und kleinere Arme zerfasert, auf einer Strecke von 99 Kilometer und, von zwei größeren Armbildungen des Stromes abgesehen, stellenweise in einer Breite von über 5 Kilometer als ein vollständiges Wassernetz über lockeren Kiesboden geworfen, in dem fast bei jeder Änderung des Wasserstandes neue Betten für neue Strömungen, neue Sandbänke und Inseln entstanden. Unser Schiff fuhr dahin wie durch eine Wildniß Amerikas, es wich hier behend aus und schwenkte dort vor-sichtig ab, um sich durch ein förmliches Flußlabyrinth hindurchzutasten, und das Steuer lag in den Händen eines höchst gewandten, mit den Stromverhältnissen durchaus ver-trauten Lootsen, ohne den das Fahrzeug gar leicht auf irgend eine neugebildete, verstohlen

unter der Oberfläche des Fahrwassers lauernde Sandbank gerathen wäre; und auch so geschah es oft genug, daß die Schaufeln der Räder den Grundschlamm aufwühlten und das Schiff nicht mehr schwamm, sondern eher am Boden des Flußbettes dahinkroch. All dies ist freilich, wie sich weiterhin zeigen wird, durch die Regulirung gründlich geändert worden.

Kaum haben wir Preßburg hinter uns, da theilt sich die Donau schon in zwei größere Arme. Hier zweigt sich am linken Ufer die Csallóközer Donau (der Arm der

Die Franz Josephs-Brücke in Preßburg.

Insel Schütt) ab, welche weit gegen Nordosten hinaufschwenkt, sich dann mit der Waag vereinigt und Waag-Donau heißt, um schließlich bei Komorn wieder zu der großen (oder „alten") Donau zurückzufinden. Dieser Arm bildet die große fruchtbare Insel Schütt. Und weiter dampft unser Schiff auf einem Gewässer, das sich zwischen Hainen und Dickichten, kahlen Sandbänken, dann wieder malerischem Weidengehölz und Wäldern dahinschlängelt. Rechterhand gleitet Oroszvár vorbei mit seinem schönen großen Schloß und grünen, von der Donau aus künstlich bewässerten Wiesen; dann das weit kleinere Dörfchen Csúny, wo wiederum ein größerer Arm der Donau, der sogenannte Wieselburger

Donauarm, abzweigt, um nach einem weiten Rundgang durch das Wieſelburger und Raaber Comitat, wobei er ſich bei Raab mit dem gleichnamigen Fluſſe vereinigt, bei Gönyö wieder in die große Donau zurückzukehren. Unterhalb Csunys bedurfte der Lootſe noch vor recht kurzer Zeit aller Aufmerkſamkeit und einer wahrhaft ängſtlichen Sorgfalt, um für das Schiff zwiſchen allen den Inſeln und Untiefen und bei den unaufhörlichen Schlangenwindungen des Flußbettes das einzig mögliche Fahrwaſſer zu erſpähen, nicht ohne von Zeit zu Zeit auf die unabläſſig in Änderung begriffenen Verhältniſſe des Flußbettes aufmerkſam zu machen, welche die charakteriſtiſche Eigenheit dieſes Stromabſchnittes bildeten. Und wo unſer Schiff jetzt wohlgemuth die Fluthen der Donau durchſchneidet, da dehnte ſich noch vor kurzem eine mit wildem Geſtrüpp und dichtem Weidengehölz bewachſene Inſel aus. Allein die dahinſchießende Strömung hat ihren lockeren, kieſigen Untergrund bald durchnagt und weggewaſchen, um ihn weiter unten wieder abzulagern, vielleicht gerade dort, wo früher die größte Waſſermenge ungehinderten Abfluß gefunden. Unſer Blick verirrt ſich völlig bei dem Geſchlängel der Waſſerläufe und unſere Aufmerkſamkeit iſt völlig gefeſſelt von dem immer gleichförmigen und dennoch wechſelnden Bilde der Landſchaft, die nur hier und da durch eine Waſſermühle belebt iſt, ein bereits ſeltenes Denkmal der patriarchaliſchen Induſtrie früherer Zeiten. Und mittlerweile gleiten am linken Ufer eine Menge größere und kleinere Ortſchaften vorbei: Gútor, Csölößtö, Doborgaz, Vajka, Süly, Nagy-Bodak, Nádasd, Baka, Szap, Medve; dagegen iſt die Gegend am rechten Ufer von Kiliti angefangen, welches Csölößtö gegenüber liegt, bis Kis-Bodak unbewohnt, und die Landſchaft wird höchſtens durch einzelne Fiſcherkähne oder die morſchen, aber hoch beladenen Barken der Töpfer von Theben und Preßburg einigermaßen belebt. Hier folgen nun die Ortſchaften Kis-Bodak, Remete und Lipót, nach denen unſer Auge faſt 30 Kilometer weit wiederum nur Weidengehölz und Wälder erblickt. Weiter unten erſcheint die ſchöne große Ortſchaft Nagy-Bajcs, dann auf einer landeinwärts anſteigenden Höhe Szögye und nahe dabei Vének; ſchließlich iſt der Endpunkt der von Theben ab gerechnet 100 Kilometer langen „Oberen Donau“ erreicht und wir erblicken an der Einmündung des Wieſelburger Donauarmes Gönyö, dieſen für die Donauſchiffahrt ausnehmend wichtigen Umſchlagsplatz.

Auf dem Wege dahin hatten wir auch Gelegenheit, ein eigenthümliches Gewerbe an der oberen Donau, die Goldwäſcherei, kennen zu lernen. Denn der Sand der Donau führt ſogar Gold, wenn auch freilich aus ungeheuren Sandmaſſen nur hier und da und nur unendlich wenig Goldſtaub mit entſprechender Geduld herausgewaſchen wird. Ohne Zweifel gehört eine gewiſſe romantiſche Phantaſtik, eine Art idylliſcher Auffaſſung dazu, daß Jemand ſich entſchließe, Goldwäſcher zu werden; dieſes Geſchäft iſt nämlich überhaupt nicht lohnend, vollends wenn es nicht auf gründlicher Fachkenntniß beruht, ſondern

mehr durch die Hoffnung und einige Erfahrung geleitet wird. Die Uferbewohner wiſſen, daß jede Überfluthung mit dem Sande auch etwas Goldſtaub mitbringt, der ſich an den Rändern der Sandbänke ablagert. Da macht ſich denn der Goldwäſcher mit ſeinem vierfüßigen Tiſchchen auf, das mit grünem Tuch überzogen iſt; ſein Spaten hilft ihm die Beſchaffenheit des Sandes zu erkunden, und wenn er das richtige Vorgefühl hat, wirft er etliche Schaufel voll auf das grüne Tuch, wo er ſo lange Waſſer darübergießt, bis der Sand von ſeinen erdigen Beſtandtheilen gereinigt iſt; mittlerweile lagert ſich der Goldſtaub im Tuche ab, während der leichtere Sand durch das Waſſer weggeſpült wird. In der Regel bringt die Goldwäſcherei eines ganzen Tages kaum ein paar werthvollere Körner ein; doch dies ſchreckt den hoffnungsreichen Goldwäſcher keineswegs von weiterer mühſeliger Arbeit ab.

Die Donau hat in ihrem von Theben bis Gönyö reichenden Abſchnitte ganz den Charakter eines Bergſtroms. Ihr ſtarkes Gefälle, das auf dieſer Strecke von 100 Kilometer etwa 27 Meter beträgt, dann die lockere kieſige Natur des von ihr durchſtrömten Bodens laſſen es natürlich erſcheinen, daß ſie ſich in dieſem kein tieferes und beſtändiges Bett auszuhöhlen vermochte, ſondern je nachdem ſie mehr oder weniger Waſſer führte, alſo einen höheren oder tieferen Stand hatte, ſich dort einen Weg brach und ein Bett ſchuf, wo ſie auf den geringſten Widerſtand ſtieß. Die angeſchwollene Fluth überſchwemmte fortwährend die kaum über die Linie des mittleren Waſſerſtandes erhöhten Ufer, und brauſte gar ein ſtärkerer Waſſerſchwall über dieſe ſeichte Gegend daher, ſo konnten die in einer Breite von mehreren Kilometern abfließenden Fluthen auf ihrem Wege nach Belieben zerſtören und ſchaffen. Und ſolche größere Überfluthungen, welche bis zu 10 und 14 Tagen anhielten, ſuchten dieſe Gegend oft genug heim. So ſtieg, um nicht weiter zurückzugreifen, die Donau im Jahre 1783 auf ſechs Meter über ihren gewöhnlichen mittleren Stand und verheerte durch ihre dahinſtürmende Fluth zahlreiche Ortſchaften. Sechs Jahre ſpäter, 1789, wiederholte ſich das Naturereigniß und 250 Quadratmeilen Landes ſtanden unter Waſſer. Im Jahre 1809 kam eine neue Überſchwemmung, da aber die Gegend hauptſächlich aus Wieſen und Hutweiden beſtand, erholte ſie ſich raſch von dieſem Schlage. Die immer wiederkehrenden Hochwaſſer, die in den Ortſchaften längs der Donau große Verheerungen anrichteten, ja ſelbſt das Leben der Einwohner gefährdeten, bewogen ſchon im Jahre 1800 die Bewohner der „Kleinen Schütt", auch Szigetköz genannt, beziehungsweiſe die Comitate Wieſelburg und Raab, auf gemeinſame Koſten Schutzdeiche gegen die Hochwaſſer der Donau aufzuführen. Dieſe Deiche wurden in der That 1807 vollendet, waren aber ſo primitiv geartet, daß ſchon die Hochfluth des Jahres 1809 ſie größtentheils vernichtete. Seitdem wurden auf dem Szigetköz noch wiederholt Schutzdämme errichtet, die jedoch auch nur von zeitweiliger

Bedeutung waren. Die systematische Sicherung der Insel gegen Hochwasser ist selbst jetzt noch eine Aufgabe, die erst in der nächsten Zukunft gelöst werden wird. Der Hochwasserschutz der „Großen Schütt" ist schon das Werk der Neuzeit und die Schutzdammgesellschaft der Oberen Schütt sichert hier durch einen Damm von 95 Kilometer Länge einen Flächenraum von 87.334 Katastraljoch gegen die Hochfluth der Donau, während stromabwärts die vereinigte Hochwasserschutzgesellschaft für die Untere Schütt und den Csilizköz, sowie die Entwässerungsgesellschaft der Unteren Schütt durch ihren Schutzdamm von 111·7 Kilometer eine Fläche von 146.444 Katastraljoch vor Überschwemmung bewahren.

Die reißende Strömung und die wilden Launen der Donau, ihre überaus wechselnde und ungenügende Tiefe, die unaufhörlichen Veränderungen ihres Bettes bildeten in diesem Stromabschnitte große und dauernde Hindernisse der Schiffahrt. Dies war auch mit ein Grund, warum früher die Schiffahrt von Gönyö ab sich mehr in den Wieselburger Donauarm hineinlenkte, wozu eben auch noch der hervorragende Geschäftsgeist der Raaber Kaufleute besonders beitrug, der die Stadt in der Mitte dieses Jahrhunderts zu einem Brennpunkte ersten Ranges für den Ausfuhrhandel mit Getreide gemacht hat, so zwar, daß beispielsweise in den Jahren 1857 bis 1859 nach Pest 4,164.191, nach Raab jedoch in denselben drei Jahren 15½ Millionen Metzen Getreide verfrachtet wurden. In neuerer Zeit hat allerdings Raab, da insbesondere die Eisenbahnen der Schiffahrt bedeutenden Abbruch thun und auch die Richtungen der Ausfuhr sich seither geändert haben, seine frühere große Wichtigkeit als Emporium des Getreideverkehres verloren. Indeß wird es — wenn nur erst durch entsprechende Regulirungsarbeiten die Schiffahrt im Wieselburger Donauarm dauernd gesichert worden ist — immer noch eine bedeutende Station der Donauschiffahrt und vornehmlich des Getreidehandels seiner reichen und fruchtbaren Umgebung bleiben.

Die erwähnten Unregelmäßigkeiten des Donaulaufes und Donaubettes, die einestheils durch die häufigen Eisstauungen zu wiederholten Malen verheerende Überschwemmungen verursacht und anderntheils auch die Schiffahrt überaus schwierig gemacht haben, bewogen die Verwaltungsbehörden schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, vorläufig zur Sicherung der Stadt Preßburg diesen Abschnitt der Donau durch Absperrung des ihr gegenüberliegenden Donauarmes, wie durch die Erhöhung der Preßburg-Wiener Landstraße einigermaßen zu regeln. Dieses Werk wurde jedoch durch die mit Eismassen einhergehende Überschwemmung des Jahres 1809, welche auch den unteren Theil der Stadt gänzlich unter Wasser setzte, alsbald vernichtet. Unter dem Eindruck dieser außerordentlichen Wassernoth begannen die zuständigen Behörden sich immer eingehender mit der Idee der Regulirung zu beschäftigen, und schon König Franz I. entsandte eine besondere Donau-Regulirungscommission, die im Jahre 1812 Vorschläge für die Arbeiten

erſtattete. Im folgenden Jahre wurde eine neue Commiſſion entſandt, welche die Regulirungspläne bereits feſtſtellte. Der Widerſtand des Preßburger Comitats verhinderte indeß deren Ausführung. Dann ließ im Jahre 1821 die Pálffy'ſche Herrſchaft Pläne zur Regulirung der Donau zwiſchen Hainburg und Gútor ausarbeiten, die freilich gleichfalls auf dem Papiere blieben. Mittlerweile aber hatte bereits der königlich ungariſche Statthaltereirath die Regulirungsangelegenheit in die Hand genommen und wünſchte die Arbeit einheitlich auf die ganze Donau zu erſtrecken. Er verlangte, daß die ganze ungariſche Donau auf einmal regulirt werde, und zwar auf einer Grundlage, welche jahrzehntelange Vorſtudien, Meſſungen, Aufnahmen und Projectirungen nothwendig machte.

Wie hätte man auch an die Regulirung der Donau gehen können, ehe man auch nur ihren Lauf, ihr Bett, die Eigenheiten ihrer Strömung u. ſ. w. hinreichend kannte! All dies mußte vorher ſtudirt werden, dann erſt konnte man feſtſtellen, was zu geſchehen habe. Der königlich ungariſche Statthaltereirath erließ daher von 1816 bis 1823 und dann im Jahre 1830 mehrere Verordnungen zum Zweck der Mappirung und hydrographiſchen Aufnahme der Donau, wobei auch die Geſchwindigkeit der Strömung und die Menge des abfließenden Waſſers feſtzuſtellen war. Zu dieſem Behufe wurde ein eigenes Bureau für die Mappirung der Donau errichtet. Die Donau wurde von Petronell in Öſterreich angefangen bis zur einſtigen Trajansbrücke bei Turn-Severin ſowohl topographiſch als auch geo- und hydrographiſch aufgenommen, ihr Überfluthungsgebiet und Strombett, die Tiefe ihres Waſſers und die Eigenthümlichkeiten im Fallen ihres Waſſerſpiegels erforſcht und ausgemeſſen, die ſekundenweiſe Geſchwindigkeit ihrer Strömung und die Menge des bei verſchiedenen Waſſerſtänden in ihrem Bette ablaufenden Waſſers beſtimmt und überhaupt eine ſo hervorragend fachmänniſche Arbeit über die ganze Donau fertiggeſtellt, daß ſie ſelbſt noch in der jetzigen, viel weiter vorgeſchrittenen Epoche der techniſchen Wiſſenſchaft ſich glänzend bewährt. Sie gereicht dem Chefingenieur Otto Hieronymi als Leiter des Mappirungsbureaus und dem Schiffahrtsinſpector Paul Vásárhelyi, welche die geiſtigen Leiter dieſes großen Werkes waren, durchaus zur Ehre. Die Aufnahmen begannen 1823 und waren 1840 für die Regulirung der ganzen Donau beendigt.

Als im Jahre 1830 die Aufnahmen und Regulirungspäne für die obere Donau fertig waren, verfügte der königlich ungariſche Statthaltereirath durch Erlaß vom 5. Juli 1831 die Regulirung des Donau-Abſchnittes zwiſchen Preßburg und Gútor auf Grund eines Voranſchlages von 1,929.757 Gulden Conventions-Münze. Die Regulirung wurde denn auch 1832, vorläufig zwiſchen Preßburg und Gútor, dann 1837 zwiſchen Gútor und Vének thatſächlich begonnen, und zwar durch Verengerung des übermäßig breiten Bettes, Abſchließung der Nebenläufe und blinden Arme, ſowie Befeſtigung der bröckligen Ufer. Und kaum waren einige Jahre verfloſſen, die Arbeiten waren noch im

Gange, da konnte man schon die Erfahrung machen, wie sich Strombett und Wasserlauf in diesem Abschnitte gebessert hatten. Das Ziel war nämlich, ein Hauptbett herzustellen, in welchem die für die Schiffahrt auch nothwendige Wassertiefe bei dem niedrigsten Wasserstande gesichert wäre. Und dieses Ziel war in dem der Regulirung unterzogenen Abschnitte alsbald erreicht. Doch wurde das begonnene Werk nicht ganz vollendet, obgleich es bis 1845 mit einem Kostenaufwande von 1,275.000 Gulden Conventions-Münze emsig fortgeführt ward. Im Jahre 1846 ließ die damalige Landes-Baudirection neue Pläne für die Donauregulirung ausarbeiten, die dann im Jahre 1848 dem damaligen Communicationsminister Grafen Stephan Széchenyi vorgelegt wurden. Die verhängnißvollen Zeitereignisse ließen aber auch diesen Entwurf nicht zur Verwirklichung gelangen. Die unvollendeten Regulirungsarbeiten wurden durch die tobenden Hochwasser der Donau nach und nach fortgerissen und begraben, der zügellose Strom brauchte nicht lange, um sich das ihm geraubte Reich mit Gewalt zurückzuerobern. In den Fünfziger-Jahren ging man wieder an die Regelung des Strombettes, jedoch nach keinem systematischen einheitlichen Plane, sondern lediglich dem auftauchenden Bedürfniß des Augenblicks gemäß. Bald durch Baggerung, bald durch Uferschutzarbeiten, auch durch kleinere Absperrungswerke suchte man Strombett und Fahrwasser zu sichern. Das ging nun sporadisch so fort bis 1885, es wurden von 1850 bis Ende 1888 auf diese größeren und kleineren Arbeiten 4½ Millionen Gulden ausgegeben, allein trotzdem besserte sich der Zustand des Strombettes und der Schiffahrt nicht nur nicht dauernd, sondern selbst für kurze Frist in kaum nennenswerthem Maße.

Die Schiffbarkeit dieses oberen Donau-Abschnittes ist jedoch für den Ausfuhrverkehr Ungarns gegen Westen so außerordentlich wichtig, und diese Wichtigkeit nimmt so stetig zu, daß die ungarische Regierung die Regulirungsarbeiten energisch in Angriff nahm. Es galt vor Allem in dem Abschnitte zwischen Theben und Radvány Strombett und Wasserabfluß einheitlich und von Grund aus zu regeln und die überdies zur Sicherung der Schiffahrt erforderlichen Regulirungsarbeiten in solchem Maße und Umfange auszuführen, daß dadurch die Ständigkeit und Weiterentwicklung des Strombettes, der ungestörte Abfluß des Wassers und für die Schiffahrt auch beim niedrigsten Wasserstande die nothwendige Wassertiefe hinreichend gesichert werde. Die Pläne für diese umfassenden Arbeiten wurden nach den Weisungen des damaligen Landes-Wasserbau-Inspectors Ludwig Bodoky noch im Jahre 1880 mit voller Kraft in Angriff genommen und schon 1882 beendigt. Den Grundgedanken der Regulirungspläne bildete die Herstellung eines den localen Verhältnissen wie den Bedingungen des Wasserablaufes entsprechenden und zugleich den Anforderungen der Schiffahrt genügenden Strombettes. Zu diesem Behufe mußten die Nebenarme abgesperrt, das als definitiv ausgewählte Bett entwickelt, beziehungsweise, wenn es zu breit

war, hinreichend verengt, ferner die Ufer desselben befestigt und schließlich eine ausreichende und möglichst gleichmäßige Wassertiefe hergestellt werden. Ein überaus wichtiger Factor war es, die gehörige Breite des Strombettes im Verhältniß zum Wasserabfluß der einzelnen Abschnitte dergestalt festzustellen, daß weder locale Stauungen eintreten, noch im Bette sich Sandbänke bilden konnten, kurz daß das Strombett den natürlichen Bedürfnissen eines gleichmäßigen und ungestörten Wasserablaufes nach Möglichkeit entsprechend gebildet werde. Zu diesem Zwecke mußte man in dem zu regulirenden Stromabschnitte die Verschiedenheiten im Fall des Wasserniveaus, sowie die Geschwindigkeit und Menge des bei verschiedenen Wasserständen sekundenweise ablaufenden Wassers genau bestimmen, dazu noch die Eigenthümlichkeiten der Strombettbildung studiren und aus alledem die Durchschnittsbreite des Bettes berechnen. Die aufs pünktlichste durchgeführten Messungen ergaben für das Fallen des Niveaus der Donau: zwischen Theben und Preßburg auf den Meter 0·000272 Meter, also auf den Kilometer 24·56 Centimeter, zwischen Preßburg und Oroszvár auf den Meter 0·0002456 Meter, also auf den Kilometer 24·56 Centimeter, zwischen Oroszvár und Böös 0·0003567 Meter, beziehungsweise 35·67 Centimeter, zwischen Böös und Szap 0·00027 Meter, beziehungsweise 27 Centimeter, zwischen Szap und Medve 0·00024 Meter, beziehungsweise 24 Centimeter, und schließlich zwischen Medve und Vének auf den Meter 0·00018 Meter, daher auf den Kilometer 18 Centimeter. Recht veränderlich ist auf der ganzen oberen Donau auch die Geschwindigkeit der Strömung. So betrug diese, nach den in den Jahren 1880 bis 1883 angestellten Wassermessungen, bei Preßburg, etwa 220 Meter oberhalb der Brücke, bei einem Wasserstande von 52 Centimeter über dem dortigen niedrigsten Niveau 0·95 Meter die Sekunde und die abgeflossene Wassermenge 736 Kubikmeter die Sekunde. An derselben Stelle jedoch stieg bei mittlerem Wasserstande von Plus 3 Meter die Geschwindigkeit der Strömung auf 1·8 Meter und die abgelaufene Wassermenge auf 2.890 Kubikmeter; ferner betrug bei hohem Wasserstande von Plus 6·95 Meter die Stromgeschwindigkeit 3·6 Meter und die Menge des abgelaufenen Wassers 10.124 Kubikmeter. Unterhalb Preßburgs aber, zwischen Szögye und Vének, war bei einem Wasserstande von 2 Meter über dem niedrigsten Niveau die Geschwindigkeit der Strömung 1·2 Meter und die ablaufende Wassermenge jede Sekunde 2.052 Kubikmeter.

Für diesen oberen Abschnitt der Donau wurde, auf Grund eingehenden Studiums der Strömung und des Strombettes, die durchschnittliche Breite des Bettes folgendermaßen festgestellt:

Zwischen	Theben	und	Preßburg . . . . . 340 Meter.
„	Preßburg	„	Oroszvár . . . . . 360 „
„	Oroszvár	„	Böös. . . . . 380 „
„	Böös	„	Szap . . . . . 390 „

Zwiſchen Szap	und Medve	. . . . .	400 Meter
„ Medve	„ Vének	. . . . .	420 „
„ Vének	„ der Waagmündung	. . .	450 „
„ der Waagmündung	und Radvány	. . .	470 „

Zur Abſperrung der Nebenarme wurden aus Steinwürfen zu erbauende Deiche projectirt, und zwar bis Böös in der Höhe von 3, unterhalb Böös von 2·8 Meter über dem niedrigſten Waſſerſtande bei 3 bis 4 Meter Kronenbreite, einer Böſchungsneigung von 1 : 1·5 auf der Strombettſeite und von 1 : 2 gegen den abzuſperrenden Arm hin und bei mindeſtens 8 Meter breiter und über der Sohle 0·7 Meter hoher Nachbettung. Die zur Verengung des Strombettes beſtimmten Parallelwerke ſollten gleichfalls aus Stein hergeſtellt werden, in einer Höhe von 2·75 bis 2·87 Meter über dem niedrigſten Niveau der Donau, mit 2 Meter breiter Krone und einer Böſchungsneigung von 1 : 1·5; endlich wurde zur Sicherung der Ufer ein 2 Meter hoher und an der Krone 2 Meter breiter Steinwurf und die Bekleidung der Uferböſchung mit einer 30 Centimeter dicken Steinlage geplant. Auch die Sperrdämme ſollten von 1 Meter über dem tiefſten Waſſerſtande aufwärts mit Stein gefüttert werden. Endlich waren die Inſeln und Sandbänke innerhalb des ſo hergeſtellten Durchſchnittsbettes zu entfernen und das Bett in entſprechender Breite bis auf 2 Meter unter dem niedrigſten Waſſerſtande zu vertiefen.

Dies waren, in Kürze, die projectirten Arbeiten. Allein in Anbetracht der ſehr bedeutenden Länge des zu regulirenden Stromabſchnittes (145 Kilometer), wie auch ſeines überaus verwahrloſten Zuſtandes wird man unſchwer einſehen, daß es ſich hier nicht nur um ein gewaltiges Quantum Arbeit, ſondern auch um die Bewältigung vieler natürlicher Schwierigkeiten handelte. Und in der That genügen ſchon wenige charakteriſtiſche Daten, um einen ungefähren Begriff von der Größe des Werkes zu geben, das berufen war, den unbändigſten Theil des Donaulaufes zu zähmen. Nach den urſprünglichen Plänen waren nämlich herzuſtellen: 27 größere und kleinere Abſperrungen in der Geſammtlänge von 18.185 Meter, 36 Strecken Parallelwerke in der Geſammtlänge von 62.434 Meter, 14 Strecken Verbindungsdämme von zuſammen 9.179 Meter und 29 Strecken Ufer-Schutzwerke von zuſammen 27.282 laufenden Metern; darin waren insgeſammt zu verbauen etwa dreieinhalb Millionen Kubikmeter Stein und aus dem Bette herauszubaggern etwa 5,700.000 Kubikmeter Kies und Erde; endlich war auch noch an den unterwegs liegenden Inſeln eine Million Kubikmeter Erde abzugraben. Eines der bedeutendſten Werke unter den Regulirungs-Arbeiten der oberen Donau iſt der Sperrdamm von Bagomér, welcher einen der größten und zügelloſeſten Arme der Donau vom Hauptbette trennt.

Die Geſammtkoſten des Regulirungs-Werkes waren auf 17 Millionen Gulden veranſchlagt, und nachdem die Ausführung durch den VIII. Geſetzartikel des Jahres 1885

genehmigt war, wurde sie im folgenden Jahre thatsächlich begonnen. Die vaterländischen Ingenieure Popper und Naschauer übernahmen die großartigen Arbeiten, und zwar um 33 Procent billiger, als der Voranschlag lautete, und mit der Verpflichtung, bis Ende 1895 das Ganze durchzuführen. Mit dem Beginn der Bauten veränderte sich plötzlich das ganze Bild der oberen Donau. Arbeitercolonien entstanden in den einsamen Hainen und Wäldern, die bisher ungestört gedeihende Vogelwelt der Wildniß wurde durch Lärm und Gewühl

Sperrdamm zu Bagomer.

der vielen tausend Arbeiter aufgeschreckt, die Donau bedeckte sich mit großen Steinschiffen, welche die Granitfelsen von Theben, den festen Kalkstein von Almás, Süttö und Lábatlan zu Tausenden und Tausenden von Kubikmetern die Donau entlang schleppten, um das abenteuerlich umherschweifende Gewässer in Fesseln zu legen und es zu zwingen, dort und so zu fließen, wo und wie der menschliche Geist es ihm vorschrieb. Riesige Bagger arbeiten überall mit eintönigem Geklapper, in das sich das kreischende Gepolter des ausgebaggerten Kieses mengt, der aus den Eimern des Baggers massenweise in die Plätte hinabfällt; ist diese voll, so dampft der Schlepper heran, um sie in irgend einen Nebenarm hineinzubugsiren, der ja ohnehin durch die Anschwemmungen des Wassers zugeschüttet

werden soll. Muß doch überhaupt das Wasser durch seine eigene Kraft aus den herzustellenden Strombetten etwa 50 Millionen Kubikmeter Material hinausschwemmen, denn das, was künstlich herausgebaggert wird, dient eigentlich nur, um die Wasserkraft in Bewegung zu setzen und ihr die ihr zugewiesene große Arbeit zu erleichtern.

So schreitet die Arbeit vorwärts, Tag um Tag, Jahr um Jahr, fleißig und sicher ihres vorgesteckten Zieles. Und die Zeit ist nicht mehr fern, wo das Werk vollendet sein wird, das um den Preis großer Kämpfe und Summen dem Wasser einen gleichmäßigen, ungestörten Abfluß sichern und zugleich der Schiffahrt auf der oberen Donau freie Bahn schaffen soll. Und schon jetzt bestehen die Schwierigkeiten nicht mehr, welche einst die Schiffer gezwungen hatten, in Gönyö, dieser unteren Endstation der oberen Donau, ihre Schleppschiffe auszuladen, die Waaren in kleinere Fahrzeuge umzustauen und ihre Schiffszüge neu zusammenzustellen, was nicht nur großen Zeitverlust, sondern auch nicht geringe Kosten verursachte. Nunmehr wird die ungehinderte, freie Schiffahrt gegen Westen gesichert sein und mit ihr diese ganze Richtung des ungarischen Ausfuhrverkehrs, was ohne Zweifel einen starken Aufschwung der Donauschiffahrt zur Folge haben wird. Vom Herbst 1893 angefangen wird die obere Donau schon in ihrem geregelten Bette fließen; die hergestellten Werke bedürfen nur noch der Ergänzung und Entwicklung, und weiter unten in einigen neuen Abschnitten ist noch die Verengerung des allzu breiten Bettes zu bewerkstelligen.

Bei Gönyö waren wir Augenzeugen des lebhaften Umschlagsverkehrs, zu dem die Donauschiffahrt sich hier bequemen muß, um ihren Weg gegen Westen fortsetzen zu können. Die von der Theiß und den unteren Donaugegenden kommenden, nach Österreich bestimmten Schiffszüge gelangten nämlich in der Regel mit voller Fracht bis hieher und konnten diese so wegen der geringeren Tiefe des oberen Abschnittes nicht sicher weiterschaffen, sondern mußten hier ihre Last-, beziehungsweise Schleppschiffe erleichtern, zu welchem Zwecke sie bereits von leeren Fahrzeugen erwartet wurden. Im Hafen von Gönyö lagen oft gleichzeitig 60 bis 70 solche Schiffe. Außerdem lösten sich hier auch die Schleppdampfer ab; ein Theil der angekommenen kehrte um, während andere stärkere, von geringerem Tiefgange, die entleerten oder erleichterten Schleppschiffreihen übernahmen. Von hier geht auch die Schiffahrt auf dem Wieselburger Donauarm in der Raaber Richtung aus, wo aber die Schiffe nur bei günstigerem Wasserstande fahren können.

Kaum sind wir an Gönyö vorbei, so ändert sich das Bild der Landschaft, ja selbst der Lauf des Wassers. Die wildstruppigen Haine, die weidenumbuschten Inseln werden seltener, auch der Strom des Wassers sänftigt sich, und während es zwischen Theben und Gönyö auf den Meter durchschnittlich ein Gefälle von 26 Centimetern hatte, sinkt dieses unterhalb Gönyös plötzlich auf etwa sechs Centimeter und bleibt so weiter auf der ganzen mittleren Donau. Am linken Ufer erscheinen nacheinander die Puszta Kis-Keßi, die

Die Donau bei Komorn und die Waagmündung.

Ortschaften Érsek-Lél, Nagy-Lél und Örs-Ujfalu, bis endlich nach einer Strecke von etwa 24 Kilometer am linken Ufer die mächtigen Werke der Festung Komorn (Komárom) auftauchen, nebst der auch geschichtlich denkwürdigen Stadt selbst, die uns indessen größtentheils durch die anmuthigen und wohlgepflegten Waldpartien der etwa zwei Kilometer langen und einen halben Kilometer breiten sogenannten Elisabethinsel verdeckt wird. Die Donau theilt sich nämlich gerade oberhalb Komorns in zwei Arme, deren schwächerer linksab nach Komorn fließt, während der stärkere an Uj-Szöny vorbeizieht, jedoch so, daß beide noch innerhalb der Stadt sich wieder vereinigen. Unser Schiff fährt den Hauptarm entlang und legt bei dem der Insel gegenüber am rechten Ufer liegenden Uj-Szöny an, wobei wir einen Blick auf den bedeutenden Verkehr der dortigen Schiffs- und Eisenbahnstation, sowie auf die Stadt Komorn und deren Befestigungen werfen. Uj-Szöny selbst hat sich aus einer kleinen Puszta im Laufe der Zeit zu einem namhaften Knotenpunkt des Verkehrs entwickelt, da es der mit der Eisenbahn in Verbindung stehende Umschlagplatz des Donauverkehrs gegen Wien und überhaupt gegen Westen hin ist. Der größte Theil des über Wien nach Westen gehenden Getreides und Bauholzes, das zu Schiffe bis hieher gelangt ist, wird nämlich hier in die Waggons verladen, um die Reise nach Westen fortzusetzen.

Von Uj-Szöny konnte man früher mittelst einer 430 Meter langen, schon 1836 erbauten Schiffsbrücke über die große Donau auf die Insel und von da über eine 180 Meter lange Holzbrücke nach Komorn gelangen, das Jahrhunderte lang das starke Bollwerk, sozusagen der Schlüssel der oberen Donau und damit auch Nordungarns den gegen das Oberland anrückenden Feinden gegenüber war. Schon seine südlich von der Donau, östlich vom Waagflusse begrenzte Lage machte diesen Ort besonders geeignet für die Anlage einer strategisch wichtigen Festung. Doch erhob sich die Stadt überdies auch durch ihren Handel zu namhafter Bedeutung, als Brennpunkt der Schiffahrt an der oberen Donau, beziehungsweise des Ausfuhrhandels mit Getreide. Die Entwicklung der Dampfschiffahrt und die Änderung in den Richtungen der Ausfuhr hatten jedoch den Niedergang des einst so wichtigen Getreidehandels zur Folge. Auch der starke Bauholzhandel, den die Komorner einst führten, ist jetzt weit mehr ein bloßer Durchfuhrhandel mit Holz, doch wird dieser recht im Großen betrieben, indem jährlich 18.000 bis 20.000 Flöße bei Komorn eintreffen und zu Kauf und Verkauf gelangen.

Der einstige starke Schiffahrtsbetrieb hat hier auch das Schiffsbauwesen bedeutend entwickelt; die Schiffszimmerleute („Super") von Komorn erfreuten sich eines vortrefflichen Rufes längs der ganzen Donau. Als aber die Dampfschiffe überhand nahmen, wurden die schweren eichenen Schiffe mit ihrem trägen Gang immer mehr aus dem Verkehr verdrängt und damit hörte das einst berühmte Komorner Schiffsbaugewerbe auf, das sich heute nur noch auf den Bau von Fährbooten, Plätten, Kähnen und dergleichen beschränkt.

Allein wenn auch die Entwicklung der Zeit hier den einſt blühenden Getreide- und Holzhandel nebſt Schiffahrt, Schiffsbau und Fiſcherei in den Hintergrund gedrängt hat, ſo gewinnt die Stadt dafür doch immer neuen Raum und Gelegenheit zu ihrer modernen Entwicklung, zum Aufſchwung in Bildung, Induſtrie und Handel. Ein großer Schritt dazu war die Erbauung einer den heutigen Anforderungen entſprechenden ſtehenden Brücke an Stelle der alten primitiven Schiffbrücke; dadurch gelangte Komorn in ſichere und regelmäßige Verbindung mit dem reichen Lande jenſeits der Donau. Die neue, durch den Staat erbaute Brücke beſteht aus vier Öffnungen zu je 100 Meter, von denen drei auf Steinpfeilern ruhen, und ihre Geſammtlänge beträgt etwa 420 Meter. Die obere Conſtruction iſt ein eiſernes Gitterwerk, feſt genug, um auch einer Eiſenbahn zweiten Ranges den Übergang zu geſtatten. Die untere Kante der Eiſenconſtruction befindet ſich ſieben Meter über dem höchſten Waſſerſtande der Donau. Der Bau der Brücke begann anfangs Mai 1891 und war ſchon Ende Auguſt beendet, ſo daß ſie am 3. September dem Verkehr übergeben wurde. Sie iſt durch die Firma Gregerſen erbaut, die Eiſenconſtruction aber durch die Maſchinenfabrik der königlich ungariſchen Staatsbahnen hergeſtellt. Als die Brücke fertig ſtand, gab ihr die Stadt Komorn zum Zeichen aufrichtiger Huldigung und dankbarer Erinnerung den Namen der Königin und nannte ſie „Eliſabethbrücke", wie auch die kleine Inſel bei Komorn Eliſabethinſel heißt, zum Gedächtniß deſſen, daß Ihre Majeſtät am 4. Mai 1857 hier zum erſten Male ungariſchen Boden betrat.

Wir laſſen Komorn hinter uns und ſehen nun links den Waagfluß in die Donau münden, dann erſcheint rechts die Stadt Ó-Szöny, an deren Stelle einſt die Römerſtadt Bregetio geſtanden. Bei Zſitvatö erreichen wir die Mündung der Zſitva. Hier ändert ſich plötzlich das Bild der Gegend. Am rechten Ufer drängen die Berge von Totis bis an den Strom heran und am linken Ufer ſchwellen in einiger Entfernung die Waldberge des Hegyhát empor. Rechts gleiten in raſcher Folge die Ortſchaften Almás, Neszmély, Süttö, Piszke, Nyerges-Újfalu (einſt das römiſche Lager Cumerum) vorbei, deren berühmte Steinbrüche der Hauptſtadt den Bauſtoff für ſo viele ihrer öffentlichen und Privatbauten geliefert haben. Von hier ſtammt namentlich der Marmor der bei jenen Gebäuden verwendeten zahlloſen Treppenſtufen und Corridorplatten, desgleichen die Grabſteine der Friedhöfe, ferner die Millionen von Würfelſteinen und die Unmengen von Hauſtein, die ſowohl nach der Hauptſtadt als auch nach anderen Orten verſendet werden, ſoweit nur die durch die Natur geſchaffene mächtige und billige Waſſerſtraße der Donau reicht. Außer dem Geſtein jedoch, das dieſe Gebirgsgegend ſo reichlich liefert, iſt noch der berühmte Wein von Neszmély zu erwähnen und nicht minder der in Lábatlan und Nyerges-Újfalu gewonnene Cement, deſſen Verwerthbarkeit durch die Lage

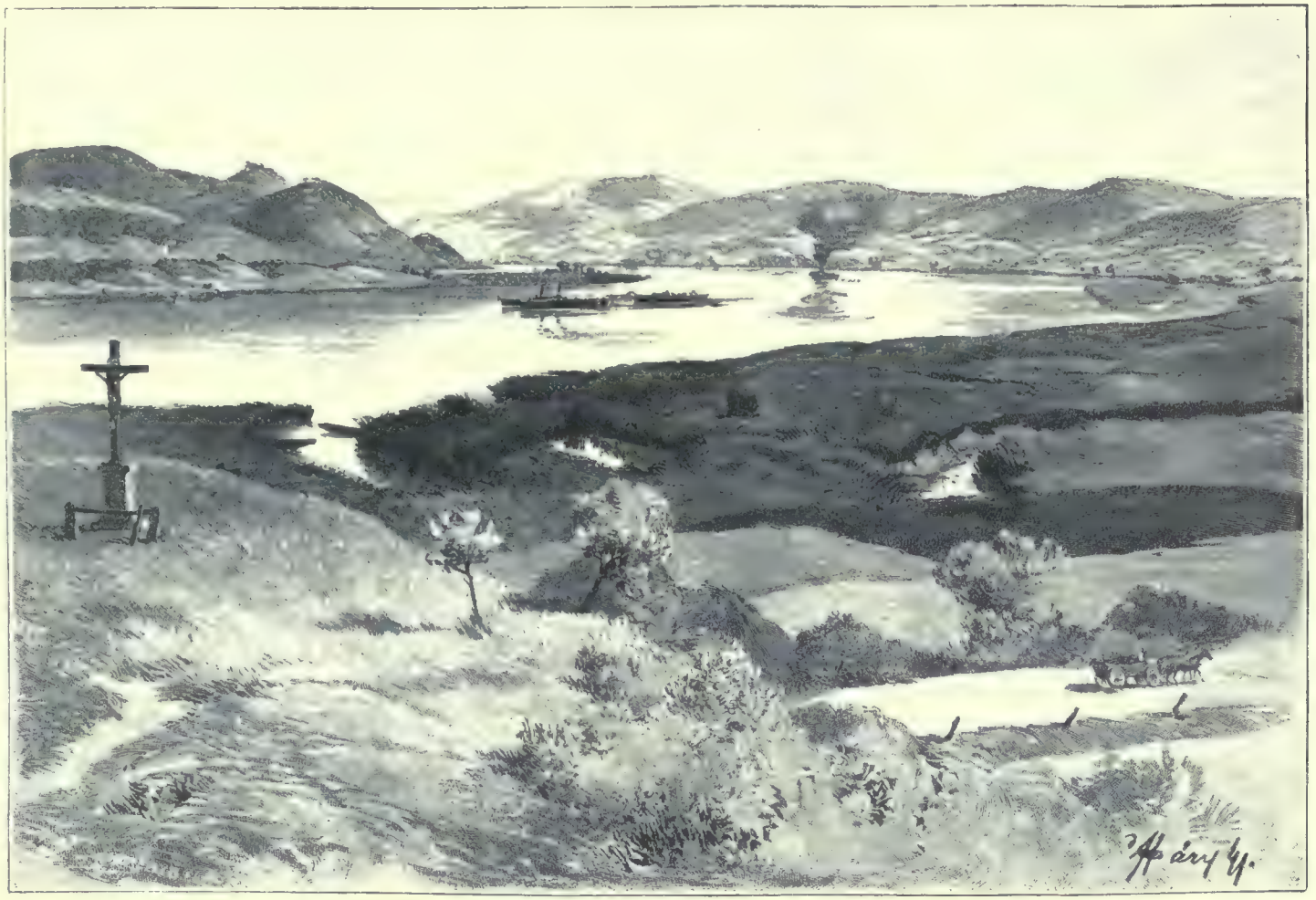
an der Donau und den dadurch ermöglichten billigen Wassertransport in hohem Grade gesteigert wird.

Gleich nach Nyerges-Újfalu hört das Gebirge am rechten Ufer auf, die Hügel flachen sich zur Ebene ab, die sich zu beiden Seiten des Stromes herrlich hinlagert. In ziemlich beträchtlicher Entfernung zeigen sich links die Honter Berge, rechts die Kuppen des Vértes-Gebirges. Vor uns ziehen sich die vom Vértes abgezweigten Piliser Berge, von den Hontern nur durch die Donau getrennt, gleich starken Mauern entlang und lenken den Blick auf die in die Graner Gemarkung fallenden Berge Zamárd, Szarvas, Cserepes und Ör, unter denen der St. Thomasberg und der von der Graner Kathedrale gekrönte Felsvorsprung den Vordergrund füllen. Hier liegt hinter etwas erhöhten Ufern die Ortschaft Táth, in deren Nähe am rechten Ufer Lagerplätze für Steinkohle sichtbar werden. Nicht weit von hier befinden sich nämlich die Kohlenwerke von Dorogh, beziehungsweise die des Graner Comitats, die eine Braunkohle von guter Qualität liefern.

Die Donau ist hier ziemlich breit, sie bildet Inseln und Sandbänke; bald aber, bei einer kleinen Krümmung, wird sie durch den Graner Berg eingeengt, auf dessen Plateau der monumentale Bau der erzbischöflichen Kathedrale, eine der hervorragendsten Schöpfungen der neueren kirchlichen Baukunst in Ungarn, emporragt.

Kaum sind wir an Gran vorbei, das mit dem gegenüberliegenden Marktflecken Párkány durch eine noch vom Erzbischof Josef Kopácsy (1842) hergestellte Schiffbrücke verbunden ist, als links die Mündung des Granflusses (Garam) erscheint, der nach großen Regengüssen oder rascher Schneeschmelze sein röthlichgelbes schlammiges Gewässer in großen Massen der Donau zuwälzt und deren Fluthen meilenweit färbt. Den größten Theil seiner Schwemmerde lagert er zwar gleich bei der Mündung ab, wo sie Sandbänke und Eilande bildet, sein feiner Schlamm aber wandert mit dem Wasser der Donau noch weit hinab.

Bei Párkány schmiegt sich die Budapest-Wiener Eisenbahnlinie eng an das linke Ufer der Donau, der sie in dieser Weise bis zur Hauptstadt folgt. Unweit der Granmündung ist das linke Ufer von hohen Felsbergen umgeben, und zwar bis Szob, wo der Eipelfluß (Ipoly) einmündet, dessen Natur in vielen Stücken der des Granflusses ähnelt und der mit seinen Fluthen oft ganze Heuschober, Bäume, Zweige und anderes Treibzeug in die Donau hinabwälzt. An Szob und dessen wohlbekannten Steinbrüchen vorbeigelangt, wendet sich die Donau alsbald mit plötzlicher Schwenkung nach Süden, gleichsam aus ihrem Laufe gedrängt durch den südlichen Ausläufer der Honter Berge, auf dem die kleine Ortschaft Zebegény erscheint. Ihr gegenüber liegt auf dem rechten Ufer der größere Ort Dömös am Fuße eines Gebirges, das im Schmucke von Kastanien-, Eichen- und Buchenwäldern prangt, und etwas weiter ab vom Strome taucht Pilis-Maróth auf.



Die Donau bei Visegrád.

Unterhalb Dömös umgeht die Donau mit einer plötzlichen Schwenkung die am linken Ufer anschwellenden Berge von Nagy-Maros, um eine fast nördliche Richtung zu nehmen, und noch sind wir aus dieser Krümmung nicht heraus, da sehen wir schon mit Entzücken einen der malerischsten Theile der ungarischen Donau vor uns. Beide Stromufer sind mit herrlichen Bergen umkränzt. Auf der linken Seite, dicht am Rande des Wassers, schnaubt der Bahnzug an uns vorbei, während von rechts die berühmten Ruinen Visegrád herniederblicken, in ein malerisches Bild verschmolzen mit den Felszacken, aus denen sie gleichsam hervorwachsen, mit dem zu Füßen der Felsen und an die sanften Abhänge hingeschmiegten Städtchen und mit der unten vorbeiströmenden gewaltigen Donau. Gegenüber von Visegrád liegt linker Hand Nagy-Maros, dessen treffliche Weintrauben, als die Phylloxera sie noch nicht ausgerottet hatte, bis weithin ins Ausland versendet wurden.

Von hier ab beginnt die Donau, die seit Theben einen östlichen Lauf genommen hatte, in langsamer Krümmung ihr Abschwenken nach Süden. Und damit beginnt auch eine ganz neue Landschaft. Vor uns liegt eine Ebene, die durch die Waitzener Berge abgeschlossen wird. Ihnen zu Füßen erheben sich immer mehr die Thürme der Bischofstadt Waitzen (Vácz). Am linken Ufer folgt der Bergzug dem Strome noch weiter und an seinem Fuße zweigt sich der Szent-Endreer Donau-Arm von dem Hauptstrom ab; er bildet die etwa 30 Kilometer lange und durchschnittlich gut zwei Kilometer breite Insel Szent-Endre, die sich fast bis Neupest hinabzieht, wo dann der Szent-Endreer Arm sich wieder mit der großen Donau vereinigt. Auf der Insel sehen wir die volkreichen Ortschaften Kis-Oroszi, Tótfalu, Pócs-Megyer und Monostor, während am rechten Ufer der Szent-Endreer Donau zwei stattliche Ortschaften, Bogdány und später Szent-Endre sich hinziehen. Am linken Ufer setzen sich die Berge bis Waitzen fort und ihrem Fuße entlang schimmert Kis-Maros, weiterhin das anmuthig gelegene Verócze, eine beliebte Sommerfrische des Budapester Publikums, von wo sich ein schöner Ausblick auf die lang hingedehnte Insel Szent-Endre bietet. Die Ruinen an den beiden Ufern und, wie es heißt, auch im Strombette, deuten darauf, daß hier einst eine wichtige Übergangsstelle der Donau bestand. An Verócze vorbei verfolgt der Strom langsam seinen nach Südost ziehenden Lauf und bald sind wir nahe bei Waitzen, dessen Bevölkerung und ganze Umgebung mit Budapest in lebhaftem Handelsverkehr steht.

Von hier weiter ist der Lauf der Donau schon ganz südlich und mit majestätischer Langsamkeit tritt der Strom in das große ungarische Becken ein. Noch immer die Insel Szent-Endre entlang fahrend, kommen wir an der Puszta Göd, dann an Duna-Keszi und den zwischenliegenden Inselchen vorüber, bis bei dem unteren Ende der Insel Szent-Endre Káposztás-Megyer erreicht ist, wo die Anlage der hauptstädtischen Wasserleitung

sichtbar wird. Noch etwas weiter und der grüne Baumwuchs der Neupester Insel verbirgt uns den großen Winterhafen der Donauschiffahrt, dessen Ufer mit ganzen Reihen im Bau begriffener und in Ausbesserung befindlicher Fahrzeuge umsäumt sind, während sein Becken von bereits fertigen oder der Ausbesserung harrenden Schiffen und Schleppern belebt erscheint. Weiter unten, gegen das rechte Ufer hin, erscheint die Altofner Insel und hinter ihr machen sich die Schiffswerfte und der Winterhafen der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft nicht wenig bemerklich. Doch all dies bietet sich dem Auge nur für einen flüchtigen Augenblick, denn mit Zauberkraft bemächtigt sich unserer Sinne das malerische Bild, das sich jetzt ganz entfaltet, das an beiden Ufern der Donau hingelagerte Budapest. Es ist nicht nur das Herz eines Landes, sondern zugleich der natürliche Mittelpunkt der Donauschiffahrt und auch des ganzen auf der Donau sich tummelnden internationalen Verkehrs.

Noch sind wir an der Neupester Insel nicht vorbei, so passiren wir auch schon die rechter Hand gelegene, weit größere Altofner Insel, dann folgt mitten in der Donau die etwa 2.200 Meter lange und in der Mitte 400 Meter breite, auch geschichtlich merkwürdige Margaretheninsel (Margit-sziget), welche Erzherzog Josef mit fürstlicher Freigebigkeit in einen wahren Zaubergarten umgewandelt und zum reizendsten Vergnügungsort der Hauptstadt gemacht hat. Von hier bis zur Spitze der Insel Csepel hinab, eine Strecke von etwa 6 Kilometer, fließt die Donau zwischen langen Reihen von Palästen in einem mit prächtigen Quais eingefaßten Bette dahin.

Vor einem halben Jahrhunderte noch waren beide Ufer der Donau zwischen den Zwillings-Hauptstädten weder regulirt, noch irgend verschönert. Die häufigen verheerenden Hochwässer nahmen nicht nur die morschen Ufer des Stromes, sondern auch die Doppelhauptstadt selbst und ihre ganze Gegend arg mit.

Die großen Hochfluthen bewogen die betreffenden Regierungsbehörden schon in den Dreißiger-Jahren, durch entsprechende Regulirungs- und Wasserschutzarbeiten einerseits den die gefährlichen Überschwemmungen verursachenden Eisstauungen vorzubeugen und anderseits dem Umsichgreifen und den Verheerungen der Hochfluthen einen Damm zu setzen. Und das Regulirungs-Elaborat, welches auf Grund der in den Jahren 1823 bis 1838 vorgenommenen Messungen und Aufnahmen der Donau entstand, faßte auch die Regelung des Budapester Stromabschnittes in sich. Indeß wurden, außer einigen Dämmen und Uferbefestigungen von geringerem Ausmaß, bis 1838 keine Bauten zum Schutz der Stadt aufgeführt. Auch rächte sich dieses Versäumniß gar bald durch die furchtbaren Verheerungen des Hochwassers, das im Jahre 1838 eine außerordentliche Höhe erreichte. Der Schaden, den diese schauderhafte Überschwemmung in der Hauptstadt selbst verursachte, wurde auf etwa 70 Millionen Gulden veranschlagt.

Kaum hatte sich diese verheerende Überschwemmung verlaufen, als die Regierung und insbesondere der unvergeßliche Palatin Josef, sowie die städtischen Behörden daran gingen, die dringend nothwendigen Verfügungen zu treffen, um die Hauptstadt vor der Wiederholung eines solchen Unglücks zu bewahren. Die Berathungen begannen sofort, namentlich auf Anregung des Palatins, und es fehlte nicht an Plänen. Aber die Verhandlungen der Fachmänner zogen sich jahrelang hin, ohne daß, außer den in Pest aufgeführten Deichen und der Erhöhung des Bodens, irgend etwas zur Sicherung der Hauptstadt geschehen wäre. Mittlerweile wurde, Dank der Initiative des Grafen Stefan Széchenyi, auf Grund des XXXIX. Gesetzartikels vom Jahre 1840 in den Jahren 1840 bis 1849 nach den Plänen des englischen Ingenieurs William Tierney Clark und mit einem Kostenaufwande von 6,244.801 Gulden die Kettenbrücke erbaut. Diese durch die edle Harmonie ihrer Gesammtform, wie durch ihre constructiven Details hervorragende Brücke wurde am 21. November 1849 dem öffentlichen Verkehr übergeben und bei dieser Gelegenheit die Breite des Donaustromes auf 370 Meter festgestellt, während die Brückenbahn selbst 375·45 Meter lang und mit einer 11·4 Meter breiten Fahrbahn nebst zwei seitlichen, je 1·82 Meter breiten Fußsteigen versehen ist. Von den drei Öffnungen der Brücke ist die mittlere 192·81 Meter weit und erreicht die Höhe von 15·65 Meter über dem niedrigsten Wasserstande, die beiden seitlichen Öffnungen messen je 82·18 Meter. Die Brückenköpfe sind 41·72 Meter lang, 14·03 Meter breit und, vom Nullpunkt gerechnet, 16·12 Meter hoch; die Kronen der Strompfeiler sind 15·88 Meter lang, 7·06 Meter breit und 36·34 Meter hoch; die Ketten 472·22 Meter lang und alle vier Ketten zusammen 2 Millionen Kilogramm schwer. Die Brücke war bis zum Jahre 1870 Eigenthum einer Actiengesellschaft, bis sie auf Grund des Gesetzartikels 1870 : XXX durch den Staat eingelöst wurde und am 30. Juni 1870 in den Besitz des ungarischen Staates überging. Auch das linke Ufer nächst der Kettenbrücke wurde alsbald ausgebaut. Die Erste k. k. privilegirte Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft erbaute im Jahre 1853 am linken Ufer zu beiden Seiten der Kettenbrücke längs des jetzigen Franz Josephsplatzes auf der Strecke von der Bélagasse bis zur Badgasse einen 300 Meter langen, mit basteiförmiger Steinmauer eingefaßten, ebenso stattlichen als geräumigen Quai mit offenen und geschlossenen Magazinen und Dienstgebäuden, einen Bau, der die Gesellschaft etwa 1½ Millionen Gulden kostete. Die Stadt Pest setzte ihn zuerst in den Jahren 1857 bis 1860 stromaufwärts vor dem Akademiepalaste in einer Länge von 380 Meter, dann in den Jahren 1864 bis 1867 stromabwärts bis zur griechischen Kirche in einer Länge von etwa 664 Meter fort, welche neue Quaibauten 667.000 Gulden kosteten. Diese Quais sind in Stockwerken gebaut; das untere, das den Schiffen als Ladeplatz dient, erreicht 5·7 Meter über dem niedrigsten Wasserstande und hat eine Breite von 26·5 Meter,

während das obere 8·53 Meter über dem Nullpunkt erreicht und gleichsam als Schutzwall gegen die Hochwasser der Donau dient.

Die ungarische Regierung hatte im Jahre 1867 die Leitung der Geschäfte kaum übernommen, als sie auch schon den fallengelassenen Faden der zur Regelung des Budapester Donauabschnittes begonnenen Verhandlungen wieder aufnahm. Sie ließ auf Grund neuer Messungen und Aufnahmen den Regulirungsplan ausarbeiten, dem sich nach langen Erwägungen auch die Gesetzgebung anschloß. Der X. Gesetzartikel vom Jahre 1870 ermächtigte die Regierung, diese Regulirungsarbeiten auf Staatskosten durchzuführen.

Die Regulirung hatte den Zweck, einerseits im Budapester Stromabschnitte die am Strombette und Wasserlaufe wahrgenommenen Unregelmäßigkeiten zu beheben und dadurch die Hauptstadt gegen Überschwemmungen zu schützen, anderseits Quais und Ladeplätze herzustellen, die den Bedürfnissen des Schiffahrtsverkehrs genügen sollten. Die Arbeiten begannen 1871 und wurden 1875 vollendet. Zur Sicherung der Hauptstadt gegen Hochwasser wurden folgende Arbeiten ausgeführt:

a) Um die Theilung des Stromes bei der Insel Csepel zu verhindern, hiedurch die ganze Wassermasse in den Promontorer Arm hinüberzulenken und die Kraft der Strömung so zu verstärken, daß das Wasser sich dort ein hinreichend tiefes Bett aushöhlen könne und jede Eisstauung fernerhin unmöglich sei, wurde der linke (Soroksárer) Arm der Donau bei der Gubacser Csárda abgesperrt und, um den abgesperrten Arm durch frisches Wasser nähren zu können, in den Absperrungsdamm eine Schleuse von 20 Meter Öffnung eingebaut.

b) Am oberen Ende des Soroksárer Armes wurde ein zweiter Absperrungsdamm mit einer 60 Meter weiten Öffnung gebaut, durch die das Wasser in das obere Becken des abgesperrten Armes einströmen kann. Dieses 2.800 Meter lange, 280 Meter breite, also etwa 78·4 Hektar Flächenraum bedeckende Becken ist zum Hafen bestimmt.

c) Am rechten Ufer, unter dem Blocksberge, wurde das Strombett durch einen Paralleldamm auf 380 Meter verengt und auf 3 bis 3·8 Meter unter dem Nullpunkte vertieft.

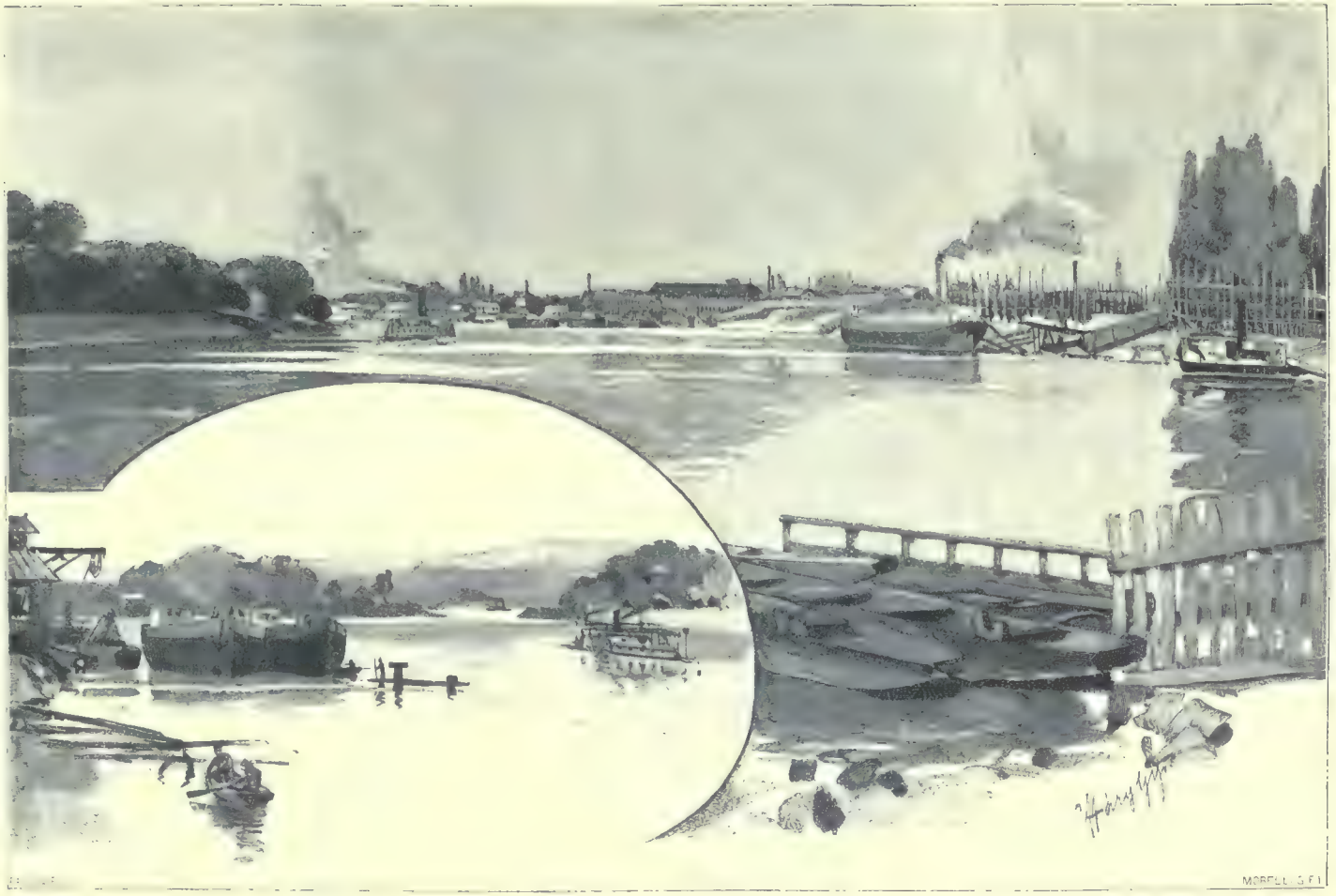
d) Die beiden durch die Margaretheninsel getrennten Strombetten wurden durch Paralleldämme auf je 236 Meter eingeengt und an der oberen Spitze der Insel ein 150 Meter langer Wassertheilungssporn errichtet.

e) Oberhalb der Margaretheninsel wurde das Strombett von 680 auf 490 Meter verengt.

f) Das Strombett wurde durch Baggerung vertieft. Die erbauten Dämme und Parallelwerke haben eine Gesammtlänge von 17.400 Meter und der durch sie von der Donau abgeschnittene Flächenraum beträgt 2,098.000 Quadratmeter.

Für die Zwecke des Schiffahrtsverkehrs wurde ein Laderaum von 97·200 Quadratmeter eingerichtet. Innerhalb des Rahmens der Regulirung wurden am Budapester Stromabschnitt auf Staatskosten Quais in der Länge von 6.434 Meter (davon 3.481 am linken Ufer) erbaut, zu deren Ergänzung die Hauptstadt den vom Schwurplatz bis zum Zollamte reichenden, 815 Meter langen Treppenquai, ferner den 850 Meter langen Quai vor den Lagerhäusern und dem Elevator herstellte; endlich wurden als Fortsetzung auf Kosten der königlich ungarischen Staatsbahnen vor dem Lastenbahnhof an der Donau Quaibauten in der Länge von 1.275 Meter ausgeführt, so daß die Gesammtlänge der innerhalb der Hauptstadt dergestalt ausgeführten Quais am linken Ufer 7.761, am rechten 2.953, zusammen also 10.714 Meter beträgt. Zur Ergänzung der Regulirungsarbeiten wurde schließlich auch der 3.000 Meter lange Altofner Damm gebaut.

Kaum waren die erwähnten Bauten, welche die Hauptstadt gegen Überschwemmungen schützen sollten, vollendet, als im Jahre 1876 eine Hochfluth von 7·83 Meter Höhe zwischen den ausgebauten Quais ihren Ablauf fand. Sie war zwar um etwa einen halben Meter niedriger als die Ufer, allein der Umstand, daß unterhalb der Hauptstadt im Promontorer Stromarm bei Ercsi sich eine Eisstauung bildete, gab einen sehr ernsten Wink, daß die bei Budapest ausgeführte Regulirung unbedingt und schleunigst auch stromabwärts fortgesetzt werden müsse, insbesondere durch Vertiefung und Regelung des Bettes im Promontorer Arm. Die Arbeit begann schon 1878 und im Laufe von vier Jahren wurden diesem Arm eine Million Gulden an Baggerarbeiten gewidmet. Es war jedoch gründliche Abhilfe vonnöthen und die Regierung beschloß daher die systematische Regelung des Promontorer Armes durch Verengung des übermäßig breiten Bettes, Absperrung der Nebenarme, Ausbaggerung der seichten Stellen und gehörige Befestigung der Ufer. Als die Ermächtigung zu diesen Arbeiten erfolgt war, wurden sie auch sofort in Angriff genommen und im Jahre 1885 vollendet. Die Regulirung im Promontorer Arm kostete bis Ende 1885 etwa 5½ Millionen Gulden. Gegenwärtig ist also die Hauptstadt, soweit menschliche Voraussicht reicht und auf die fast unberechenbaren Factoren des Stromlaufes Verlaß sein kann, vor Überschwemmungen gesichert und zugleich mit Quais versehen, die nicht nur den gesteigerten Bedürfnissen des Schiffahrtverkehrs entsprechen, sondern auch als Zierde der so unglaublich rasch zur Weltstadt entwickelten ungarischen Haupt- und Residenzstadt gelten können. Und während so durch die Regulirung dieses Stromabschnittes Budapest vor Wassergefahr geschützt wurde, erstand auch zur Verbindung der beiden Stadthälften dies- und jenseits der Donau die Margarethenbrücke in der vollen Länge von 643 Meter, mit 2 Mittel- und 2 Seitenöffnungen. Die Brückenbahn ist 16·85 Meter breit und enthält außer den beiderseitigen Fußsteigen eine Fahrbahn, auf der auch zwei Geleise der Pferde-Eisenbahn Raum finden. Die Strompfeiler



Winterhafen und Schiffswerfte in Neupest.

sind 30 Meter lang und 8 Meter breit. Das Gesammtgewicht der Eisenconstruction übersteigt 5 Millionen Kilogramm. Der Bau begann am 17. August 1872 und war am 1. Mai 1876 vollendet. Er kostete insgesammt 5,743.460 Gulden.

Etwa 5.800 Meter unterhalb der Margarethenbrücke, vor der oberen Spitze der Insel Csepel, wird die Donau durch die 394 Meter lange und 10·6 Meter breite, auch mit einem besonderen Fußsteig versehene Eisenbahn-Verbindungsbrücke übersetzt, welche vier gleich weite Öffnungen, zu 93·9 Meter aufweist. Sie ist das Verbindungsglied im Eisenbahnverkehr diesseits und jenseits der Donau. In kurzem aber wird der Bau von zwei weiteren, die beiden Stadthälften verbindenden Fahrbrücken beginnen, deren Vorarbeiten schon im besten Zuge sind.

Die Hauptstadt Budapest ist schon vermöge ihrer Lage der natürlichste Hauptort der ganzen Donauschiffahrt, ja durch die hier strahlenförmig zusammenlaufenden Eisenbahnlinien zugleich der Mittelpunkt des ganzen Verkehrs von Ungarn. Die von der Margarethenbrücke bis zur Eisenbahn-Verbindungsbrücke hinab in einer Länge von 5.800 Metern verlaufenden prächtigen Quais, die zwischen dem Zollamte und der Eisenbahn-Verbindungsbrücke in den Achtziger-Jahren durch die Hauptstadt erbauten Lagerhäuser nebst dem großartigen Getreide-Elevator, ferner der weiter unten folgende Lastenbahnhof der königlich ungarischen Staatsbahnen sind ebensoviele mächtige Factoren des Stromverkehrs.

Die Quais von Budapest sind der Schauplatz einer sehr großen und lebhaften Bewegung. Der jährliche Wasserverkehr der Hauptstadt beläuft sich nämlich durchschnittlich auf etwa 16 Millionen Metercentner, wovon ein großer Theil, etwa 6 Millionen Metercentner, auf Getreide entfällt. Neben der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft betheiligen sich an dem hauptstädtischen Schiffahrtsverkehr auch die Privat-Schiffahrtsgesellschaften sehr lebhaft, indem sie mehr als die Hälfte, in manchem Jahre zwei Drittel des Gesammtverkehrs besorgen. Der jährliche Gesammtverkehr der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft in Budapest wechselt zwischen 5 und 8 Millionen Metercentner. Aber auch der Verkehr der privaten Schiffahrtsunternehmungen ist sehr bedeutend; so belief sich z. B. im Jahre 1891 blos ihre Getreideeinfuhr auf mehr als 3 Millionen Metercentner und sie führten außerdem 575.000 Metercentner Kohlen, 19 Millionen Stück Ziegel, 8 Millionen Stück Dachziegel, 28.000 Kubikmeter Bausteine, 12.000 Kubikmeter Sand, über 2 Millionen Stück Würfelsteine, 120.000 Metercentner Werkzeug- und Bauholz, 156.350 Metercentner Baumaterialien, 19.000 Metercentner Obst u. s. w. ein. Und da der jährliche Gesammtverkehr der Hauptstadt etwa 40 bis 50 Millionen Metercentner beträgt, zeigt sich, daß die Schiffahrt etwa 33 bis 40 Percent desselben besorgt. Dazu kommt schließlich der sehr bedeutende Personenverkehr der Localschiffahrt, zu dessen

Kennzeichnung es genügen möge, daß die Budapeſter Propeller-Geſellſchaft jährlich etwa 4 bis 5 Millionen, die Localſchiffe der Donau-Dampfſchiffahrts-Geſellſchaft aber 1 Million Menſchen befördern.

Die Hauptſtadt iſt jedoch nicht nur hinſichtlich des Verkehres, ſondern auch im übrigen Hauptquartier, Zufluchtsort und Werkſtätte der Donauſchiffahrt. Die durch die Altofner und Neupeſter Inſel gebildeten Donau-Arme dienen nämlich den Schiffen als Winterasyl, wohin bei Eintritt des winterlichen Eistreibens ganze Flotten der verſchiedenartigſten

Mündung des Franzensкanals bei Bezdán.

Fahrzeuge ſich zurückziehen, um im ſicheren Port den Frühling zu erwarten. Der Altofner Winterhafen iſt Eigenthum der Donau Dampfſchiffahrts-Geſellſchaft und beſteht aus zwei Theilen: dem ſogenannten todten Arm, im Flächenraume von 8·4 Hektar, und dem lebendigen Arm von 26·6 Hektar; er iſt alſo insgeſammt 35 Hektar groß. Im Winter 1891 auf 1892 bot er 374 Schiffen Unterkunft. Der im Jahre 1859 angelegte Neupeſter Winterhafen, der dem Staate gehört, iſt ein 2.160 Meter langes, in der Mitte 150 Meter breites Becken, das an ſeinem oberen Ende durch eine Schleuſe von der Donau getrennt wird. Dieſer Theil verengt ſich auf 18 Meter, während das untere Hafenende ſich auf 180 Meter ausdehnt; der Waſſerſtand beträgt 2 Meter unter dem tiefſten Stand der Donau; das ganze Waſſerbecken hat einen

Flächenraum von 34 Hektar. Im Winter 1892 auf 1893 überwinterten hier 44 Dampfer, 3 Bagger, 95 beladene und 123 leere Schleppschiffe, 54 Plätten und 390 Flöße.

Die Winterhäfen von Altofen und Neupeſt ſind jedoch, während ſie einer ſo großen Anzahl von Schiffen ſichere Zuflucht gewähren, zugleich groß angelegte Werkſtätten der ungariſchen Schiffbau-Induſtrie. Und dieſe, den geſteigerten Anſprüchen der heutigen Technik entſprechend ausgeſtatteten und geleiteten Schiffswerften ſind, da ſie ihre Schiffe nicht nur für die ungariſche, ſondern für die ganze Donau bauen, ſehr wichtige Factoren der Donauſchiffahrt.

Der Urſprung der Budapeſter Schiffbau-Induſtrie ſteht in engem Zuſammenhange mit der Entſtehung der Donau-Dampfſchiffahrts-Geſellſchaft, denn ihr iſt es zu verdanken, daß ſchon im Jahre 1836 auf der Altofner Inſel die erſte ungariſche Schiffswerfte errichtet wurde. Die Entwicklung der Werfte hielt gleichen Schritt mit dem Aufblühen der Donau-Dampfſchiffahrt; die Dampfer- und Schleppſchiffe der Donau-Dampfſchiffahrts-Geſellſchaft ſind größtentheils aus ihren Werkſtätten hervorgegangen. Der Geſammtflächenraum der Altofner Werftinſel beträgt 98 Hektar, wovon 16 auf die Werfte ſelbſt entfallen. Sie beſitzt im inneren Hafen vier Schiffsſtapel, drei an der weſtlichen, einen an der öſtlichen Seite. Die Werftinſel iſt mit dem Altofner Ufer durch eine 56 Meter lange und 6 Meter breite, in Eiſenconſtruction ausgeführte Zugbrücke verbunden, deren 21 Meter weite mittlere Öffnung durch eine beſondere Maſchinerie auf 12·70 Meter erhöht werden kann, um die Schiffe ungehindert paſſiren zu laſſen. Die Werfte enthält 92 Gebäude, darunter 35 Werkſtätten, 30 Magazine und 9 Werkſtätten, die zugleich Magazine ſind; die übrigen dienen verſchiedenen Zwecken. Die Altofner Schiffswerfte iſt ſo eingerichtet und ausgeſtattet, daß ſie die eleganteſten Perſonendampfer und die größten Remorqueurdampfer herzuſtellen vermag, und zwar ſowohl den Schiffskörper, als auch die Keſſel und Triebmaſchinen. Der großen Ausdehnung der Werfte entſpricht auch die Zahl der Arbeiter, die ſich in der Regel auf 1700 beläuft. (Die Abbildungen dieſer großen Schiffswerfte ſind auf Seite 505 und 507 des I. Bandes von „Ungarn“ zu ſehen.)

Da die Donau-Dampfſchiffahrts-Geſellſchaft die ganze Thätigkeit ihrer Altofner Werfte für ſich ausnützt, mußte natürlich für die Bedürfniſſe der Privatſchiffahrt beſonders geſorgt werden. So kamen an dem für ſolchen Zweck beſonders geeigneten linken Ufer des Neupeſter Hafens verſchiedene Schiffbau-Unternehmungen zuſtande, welche Jahrzehnte hindurch mit wechſelndem Glück thätig waren, gegenwärtig aber, erheblich erſtarkt und den geſteigerten Anſprüchen der Schiffbau-Induſtrie gemäß eingerichtet, in nicht geringem Maße zum erfreulichen Aufſchwung der Donauſchiffahrt beitragen.

Die hervorragende internationale Wichtigkeit der Donauſchiffahrt und die von Jahr zu Jahr geſteigerten techniſchen Anſprüche an den Schiffbau ließen es immer noch

wünschenswerth erscheinen, daß die ungarische Schiffbau-Industrie hinreichend gestärkt werde, um diesen wachsenden Anforderungen zu entsprechen. Die Privatunternehmungen konnten aus Mangel an ausreichendem Capital im Schiffbau keine bedeutenderen Fortschritte machen und der gewaltigen Concurrenz des Auslandes in dieser Hinsicht nicht die Wage halten. Als eine ganz neue Epoche auf dem Gebiete der ungarischen Schiffbau-Industrie ist es daher zu begrüßen, daß im Jahre 1890 zwei bedeutendere Anlagen für Schiffs- und Maschinenfabrikation zustande kamen, deren eine durch die ungarische Discont- und Wechslerbank aus

Mündung der Drau in die Donau.

zwei von ihr übernommenen Privat-Schiffswerften geschaffen wurde, während die andere unter dem Titel „Danubius, Schiffs- und Maschinenfabriks-Actiengesellschaft" mit einem Stammcapital von einer Million Gulden eine Schöpfung der ungarischen Industrie- und Handelsbank ist. Beide Unternehmungen gaben ihren Schiffbau Anlagen sofort eine bedeutende Ausdehnung und statteten sie mit allen Erfordernissen des Schiffbaues, sowie allen Werkzeugen und Maschinen für die Kessel- und Maschinenfabrikation aus, so daß die Hauptstadt heute, außer der gleichfalls groß angelegten Altofner Schiffswerfte der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, noch zwei selbst den höchsten Anforderungen der Schiffbautechnik entsprechende und über die nothwendigen Geldquellen verfügende Schiffswerften besitzt, welche leistungsfähig genug sind, um den ganzen Bedarf der Donau an Schiffen zu bestreiten.

Sind wir an der Eisenbahn-Verbindungsbrücke vorbei, so sehen wir die Donau plötzlich in zwei Arme getheilt. Links hinab, etwa 50 Kilometer lang, zieht der Sorokſárer Arm. An diesem liegen die Ortschaften Erzsébetfalva, Sorokſár, Haraszti, Takſony, Majoshása, etwas landeinwärts Laczháza, dann Dömſöd und Dab, die, so lange der Sorokſárer Arm schiffbar war, eine wichtige Rolle in der Lebensmittelzufuhr der Hauptstadt spielten. Rechts aber verläuft der mit einem Kostenaufwande von mehreren Millionen Gulden regulirte Promontorer Arm. Zwischen beiden dehnt sich die etwa 50 Kilometer lange und 4 bis $7\frac{1}{2}$ Kilometer breite Insel Csepel dahin mit den Ortschaften Csepel, Sziget-Szent-Miklós, Tököl, Csép, Ujfalu, Sziget-Szent-Márton, Sziget-Becse, Lóré und Makád, sowie dem Marktflecken Rácz keve.

Im Promontorer Arm abwärts fahrend passiren wir am rechten Ufer das am Ende der Kelenföld-Ebene liegende Albertfalva, dann die Marktflecken Promontor (Budafok) und Tétény, kurz darauf die Ortschaften Érd und Bátta. Weiter unten folgt Ercsi und nach ferneren 15 Kilometern Adony, zu wiederholten Malen Schauplätze gefährlicher Eisstauungen in dem sehr breiten, seichten, von Sandbänken und Inseln zerrissenen Bette des Stromes. Bei Adony, an dessen Stelle einst das römische Lager Vetus Salinum stand, biegt der Lauf der Donau etwas südöstlich ab und legt noch etwa 12 Kilometer zurück, bis er die Südspitze der Insel Csepel hinter sich läßt. Der Strom ist hier ziemlich breit und hinter der Insel taucht plötzlich Rácz-Almás auf, worauf etwa fünf Kilometer stromabwärts, gleichfalls hinter einer Insel versteckt, Duna-Pentele sich verräth, in dessen Gemarkung viele römische Alterthümer gefunden wurden; angeblich stand hier die Römerstadt Anamatia, die einst zum Theile durch die Donau verschlungen wurde. Am linken Ufer treffen wir alsbald den Marktflecken Duna-Becse und die Dörfer Apostag und Duna-Egyháza, worauf wir am rechten Ufer, auf mehreren Hügeln und in dem dazwischen liegenden Thale gelagert, das von Duna-Pentele etwa 20 Kilometer abliegende Duna-Földvár erblicken. Diesem gegenüber ist der Strom neuerdings durch eine etwa fünf Kilometer lange, mit Wald und Busch bestandene Insel, welche in der Richtung des am linken Ufer gelegenen Marktfleckens Solt endet, in zwei Arme getheilt.

Der von Budapest bis hieher reichende Abschnitt der Donau hat in den letzten 10 bis 12 Jahren eine bedeutende Umgestaltung erfahren. Das stellenweise sehr breite, seichte, mit Sandbänken erfüllte Strombett, in dem eine ganze Reihe von Inseln den Lauf des Wassers unausgesetzt theilte und dadurch Gelegenheit zu gefährlichen Eisstauungen gab, anderseits aber auch bei niederem Wasserstande die Schiffahrt bedeutend erschwerte, ja mitunter völlig unmöglich machte, hatte die Regelung dieses Stromabschnittes

Semlin.

dringend erfordert und sie ist nun auch mit einem Kostenaufwande von 4 Millionen Gulden durchgeführt. Von dieser Summe wurden $3^1/_2$ Millionen lediglich auf Baggerung, also auf die Vertiefung des Bettes verwendet.

Bei Duna-Földvár endet der zweite Abschnitt des mächtigen Stromes, der bei Vének begann und auf eine Länge von 233 Kilometer zusammen einen Fall von 16·5 Meter, also auf den Kilometer 7 Centimeter Gefälle hat. Die Breite des Stromes ist auf dieser Strecke im Allgemeinen mäßig; das Bett ist weniger durch Sandbänke und Inseln zerrissen, und hie und da kommen sehr breite Stellen, meist mit Untiefen verbunden, vor. Die Höhe der wenig Abwechslung bietenden Ufer ist eine mittlere, der Lauf des Wassers durch bedeutendere Krümmungen nur selten gestört.

Unterhalb Duna-Földvárs ändert sich der Charakter des Stromlaufes und Bettes vollständig. In dem flachen, sumpfigen Überfluthungsbereich, den die Donau durchfließt, hat sie sich kein regelmäßiges, ständiges Bett auszuhöhlen vermocht; sie schlängelte sich unaufhörlich hin und her, wobei sie ihren trägen Schlangengang gar oft änderte. Dieser Abschnitt zieht sich, etwa 275 Kilometer lang, bei dem geringen Gefälle von 4·75 Centimeter auf den Kilometer, bis Erdöd hinab. Den so ungeregelten Zustand des Bettes, der die Schiffahrt nicht wenig behindert, zu verbessern, war man bereits in früherer Zeit bestrebt, indem man auf der überaus gewundenen Strecke Tolna-Mohács schon 1821 vier große Durchstiche, zusammen von 6.000 Meter, ausführte, welche einen aus lauter Windungen bestehenden Stromabschnitt von etwa 40 Kilometer einigermaßen in Ordnung brachten. Von 1825 bis 1870 wurden zwischen Paks und Battina wieder 7 neue Durchstiche gemacht und diese 11 Durchstiche kürzten den Lauf der Donau auf dieser Strecke um etwa 96 Kilometer ab. Auch in neuerer Zeit wurden hier verschiedene größere und kleinere Regulirungsarbeiten mit einem Aufwande von 4 Millionen Gulden ausgeführt, namentlich zwischen Harta und Madocsa, dann zwischen Ordas und Fajsz, wo es dringend nöthig ward, das durch Seichtigkeit und Sandbänke der Schiffahrt sehr unbequeme Bett zu vertiefen, die oft einstürzenden Ufer zu befestigen und die Verästlungen des Stromlaufes zu beschränken, bis das Bett der Donau nach Möglichkeit fixirt und dessen Weiterentwicklung gesichert war.

Jenseits Duna-Földvárs gelangen wir nach 15 Kilometern Weges in den Harta-Madocsaer Stromabschnitt und finden am linken Ufer die Stadt Duna-Pataj. Hier endet der, das große Überfluthungsgebiet des linken Donau-Ufers sichernde, 64 Kilometer lange Damm der Dömsöd-Dunapatajer Schutzdamm-Gesellschaft, durch den ein fruchtbares Gebiet von 122.630 Katastraljoch gegen die Hochwasser der Donau geschützt wird. Kurz darauf passiren wir den links gelegenen Ort Ordas und erreichen den von Duna-Földvár etwa 15 Kilometer entfernten Marktflecken Paks, wo einst gleichfalls eine römische Colonie stand. Weithin folgen links die Dörfer Lak, Szent-Benedek und Uszód, dann etwas landeinwärts die erzbischöfliche Stadt Kalocsa, noch weiter die Ortschaften Foktü, Bátta und Fajsz, während am rechten Ufer die volkreichen Orte Duna-Szent-György und Gerjen erscheinen. Diese, namentlich Gerjen, sind von der Hochfluth der Donau oft genug überschwemmt, ja mehrmals beinahe vernichtet worden, bis nach der großen Frühjahrsüberschwemmung von 1893, welche fast ganz Gerjen in Trümmer legte, die Gemeinde beschloß, sich auf einer höher gelegenen Stätte anzusiedeln. Es ist dies eine der regellosesten Strecken der mittleren Donau, wo das Wasser zwischen mehreren Sandbänken entweder in sehr engem oder sehr seichtem Bette fließt. Aber auch für die Regulirung dieses Abschnittes ist der Plan schon fertig, die Arbeit hat bereits begonnen und wird in einigen Jahren vollendet sein.

Von Paks bis Fadd erstreckt sich am rechten Ufer eine große, breite Ebene, die ehedem gleichfalls oft von der Donau überfluthet wurde; jetzt ist durch die Paks-Fadder Donau-Schutzdamm-Gesellschaft mittelst eines Dammes von 27 Kilometer Länge ein Flächenraum von 12.148 Katastraljoch gegen Überschwemmungen geschützt. Etwa 12 Kilometer landeinwärts von Tolna liegt am rechten Ufer, einer Bergkette zu Füßen, an der Stätte der ehemaligen römischen Colonie Alisca die Hauptstadt des Tolnaer Comitats, Szegzárd, an das sich schon seit den Römerzeiten eine ganze Reihe von historischen Erinnerungen knüpft. Oberhalb Szegzárds kam in früherer Zeit der Sárviz-Kanal vorbei, um in die Donau zu münden; heute thut er dies viel weiter unten, oberhalb von Duna-Szekcsö, bei Bátta, und führt auch das überschüssige Wasser des Plattensees mit sich, dem er also gleichsam als Abflußkanal dient.

Doch muß auch die Stadt Baja selbst, beziehungsweise das dort sehr rissige Donau-Ufer kräftig gegen Unterwaschung durch das Wasser geschützt werden, sonst würde mit der Zeit der Lauf der Donau in den bei Baja abzweigenden Nebenarm Namens Sugovicza einlenken, welcher im Jahre 1875 in einen Hafen verwandelt und zur ernährenden Ader des weiter unten bei Bezdán abgehenden Franzenskanals gemacht wurde. Dies geschah unter Mitbenützung des sogenannten Baracskaer Donau-Armes, der in Gemeinschaft mit der großen Donau die etwa 28 Kilometer lange und in der Richtung auf Mohács

Mündung der Save in die Donau.

18 Kilometer breite, bis Bezdán hinunterreichende Mohácser Insel bildet. In neuerer Zeit hat auch diese ihren Hochwasserschutz erhalten. An Duna-Szekcsö vorbei erreichen wir bald das von Budapest 211 Kilometer entfernte Mohács, das sich dicht am rechten Ufer hinlagert und den wichtigsten Knotenpunkt für die Schiffahrt auf der mittleren Donau, sowie für den Verkehr jenseits der Donau bildet. Hier endet die Mohács-Fünfkirchner Eisenbahn, welche durch die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft behufs leichterer Versendung der aus den Fünfkirchner Kohlenwerken herausbeförderten Kohle angelegt wurde, und hier ist auch die Umladestation für die großen Massen der mit der Eisenbahn anlangenden Kohle, was schon an und für sich der Donauschiffahrt einen großen Verkehr sichert. Doch auch abgesehen davon hat Mohács eine im Allgemeinen für den Handelsverkehr sehr günstige Lage und ist der Schlüssel des Donauhandels für das ganze Comitat Baranya.

Von Mohács abwärts fließt die Donau eine Strecke weit durch Laubwälder; etwa 27 Kilometer von Mohács gelangen wir zu der am rechten Ufer auf dem letzten Ausläufer der Herczeg-Szöllöser Berge gelegenen Ortschaft Batina. Ihr gegenüber erblicken wir die Mündung des Franzenskanals im Schatten von hundertjährigen Pappeln und eine ganze Flotte von Fruchtschiffen, die in den Kanal hinein wollen oder aus ihm herauskommen, nebst dem Schwarm der sie erwartenden Remorqueurdampfer, eine Scene, die mit der an der Kanalmündung befindlichen Franz Joseph-Schleuse ein wirklich interessantes Bild gibt.

Der Franzenskanal, der die Donau mit der Theiß verbindet und von Bezdán bis Tisza-Földvár in einer Länge von 118·3 Kilometer das Bácser Comitat in zwei ungefähr gleiche Hälften theilt, wurde auf die Initiative, nach den Plänen und unter der Leitung der Ingenieure Josef und Gabriel Kiss von einer unter der Regierung Franz' I. auf 25 Jahre gebildeten Actiengesellschaft mit einem Kostenaufwande von vier Millionen Gulden erbaut. Er wurde im Jahre 1812 eröffnet und nach dem regierenden Monarchen benannt. Im Jahre 1842 ging er in den Besitz des Ärars über. Ursprünglich zweigte er unterhalb seiner jetzigen Mündung, bei Monostorszeg von der Donau ab; jene Stromkrümme jedoch, in die er sich ergoß, riß schon 1830 durch, und die Kanalmündung verschlammte sich infolge dessen immer mehr. So begann man denn im Jahre 1846 mit der Verlegung der Kanalmündung an die Stelle unterhalb Bezdáns, gegenüber von Batina, was aber erst in den Jahren 1850 bis 1854 mit der Herstellung der aus Beton erbauten Franz Joseph-Schleuse zu Ende geführt wurde.

Indeß, der Kanal, der zu immer größerer Wichtigkeit gelangte und dem landwirthschaftlichen Verkehr des ungarischen Tieflandes große Dienste leistete, verschlammte immer mehr, auch hatte er nicht genug Wasser für die Schiffahrt, und so begann man

ſchon zu Ende der Sechziger-Jahre ſich mit der Erweiterung des Kanals zu beſchäftigen. Stefan Türr, der in Ungarn geborene königlich italieniſche Feldmarſchalllieutenant, ſetzte ſich beſonders dafür ein, und ſo wurde der Plan des Franzenskanals bald neubelebt. Die durch Türr gebildete Actiengeſellſchaft erhielt nämlich durch die Geſetzartikel 1870: XXXIV und 1873: XVII die Ermächtigung, einerſeits den ſchon vorhandenen Franzens-kanal zu erweitern, anderſeits aber von Baja bis Bezdán einen den alten Kanal mit

Bajiás.

Waſſer verſorgenden und ſchiffbaren Kanal zu ziehen, ſowie von Sztapár bis Neuſatz einen in die Donau führenden Bewäſſerungs- und Schiffahrtskanal zu erbauen und in Betrieb zu erhalten. Alle dieſe Arbeiten wurden mit einem Koſtenaufwande von 10,045.000 Gulden im Jahre 1875 beendigt und noch in demſelben Jahre waren alle drei Kanäle eröffnet.

Der alte Franzenskanal iſt 118·3 Kilometer lang und der Niveau-Unterſchied zwiſchen Donau und Theiß beträgt etwa 39 Meter (um ſo viel iſt nämlich der Spiegel des Kanals bei der Donau höher als der der Theiß); die ganze Strecke iſt durch ſechs Schleuſen in vier horizontale Abſchnitte getheilt. Der Baja-Bezdáner Kanal iſt 44·4 Kilometer lang

und bildet blos einen Abſchnitt, mit einer Schleuſe an jedem Ende. Der Sztapár-Neuſatzer Kanal endlich, der nach dem Namen Seiner Majeſtät benannt iſt, hat eine Länge von 67·9 Kilometer und der Niveau-Unterſchied zwiſchen ſeinen beiden Endpunkten beträgt etwa acht Meter, was durch vier Schleuſen in vier horizontalen Abſchnitten ausgeglichen wird. Der Franzenskanal genügt nach dieſer Umgeſtaltung und nach ſeiner Ergänzung durch die erwähnten zwei Kanäle den Erforderniſſen des Handels in jeder Hinſicht und von der Theiß in die Donau und umgekehrt fahrende Schiffe erſparen durch ihn einen Weg von etwa 163 Kilometer.

Wir ſetzen nun unſere Fahrt auf dem vielgewundenen Strom fort, vorüber an der gegen Hochwaſſer durch Dämme geſchützten Bezdáner Inſel, vorüber an dem durch ſeine Hanfcultur berühmten Apatin und erreichen die von Budapeſt 290 Kilometer entfernte Draumündung, oberhalb deren mittelſt des eben erſt vollendeten Durchſtichs gleichſam die Donau in die Drau zu münden ſcheint. Von hier ab verläßt der Strom das „Land jenſeits der Donau"; rechterhand beſpült er die Ufer eines Landes der ungariſchen Krone, nämlich Slavoniens, und wendet ſich mit einer großen Schwenkung gegen Oſten; linker Hand iſt er durch Laubwälder eingefaßt. Kaum haben wir ſeit der Draumündung 12 Kilometer zurückgelegt, da taucht vor uns am rechten Ufer die maleriſche Ruine der Burg Erdöd auf, und alsbald wieder ſehen wir am Beginn der Krümmung einen ganzen Eiſenbahnzug über die Donau ſchwimmen. Da ſind wir denn bei dem Eiſenbahn-Fährboot von Gombos-Erdöd angelangt, wo Dampffähren die Züge von einem Ufer an das andere verſetzen und auf dieſe Art Slavonien mit dem ungariſchen Alföld verbinden.

Auch dieſes intereſſante Bild bleibt hinter uns und wir erblicken am rechten Ufer erſt Dálya und dann Vukovár, zwei Marktflecken, welche gleichſam als Knotenpunkte des Verkehres dienen. Weiterhin berühren wir Sotin, ſpäter Sarengrad und dann erreichen wir einen maleriſchen Theil dieſes Donau-Abſchnittes, von wo an das rechte Ufer etwa 50 Kilometer weit durch die ſchon bei Vukovár allmälig anſchwellende Fruska-Góra eingefaßt iſt, eine Bergkette mit dichtbelaubten und bebuſchten Gipfeln, zwiſchen denen ſich in ſaftgrünen Raſenthälern unzählige Bäche einherſchlängeln.

Am Fuße des oberen Ausläufers der Bergkette Fruska-Góra liegen einander gegenüber am linken Ufer Ó- und Uj-Palánka, am rechten Illok (altungariſch: Újlak) auf der Kuppe eines gegen die Donau vorſpringenden Berges mit einer zum Theil in Trümmern liegenden Burg, deren Urſprung in die Zeit der Römerherrſchaft zurückreicht. Noch 26 Kilometer weiter folgt rechts Cerevice und unweit davon liegt landeinwärts im Gebirge Beocsin, aus deſſen Mergelboden ſehr guter Cement bereitet wird. Nach weiteren 4 Kilometer erreichen wir Futtak am linken Ufer und wieder nach 12 Kilometer bei einer plötzlichen Wendung der Donau werden ſchon von weitem die

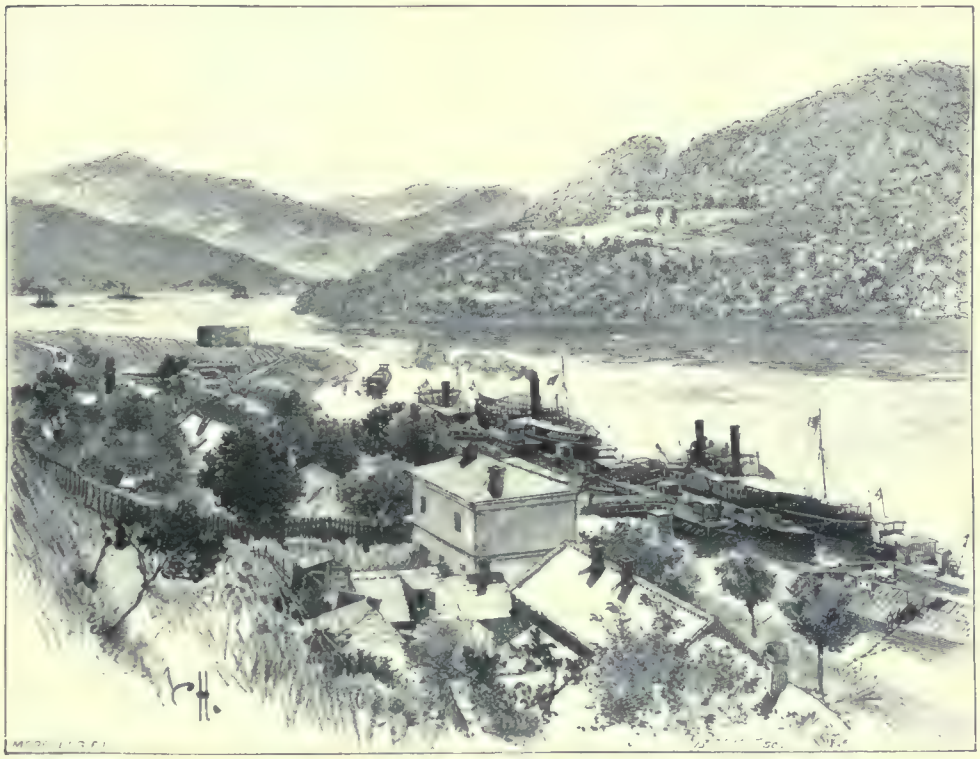
Der Beginn der Unteren Donau bei Galambócz.

mächtigen Festungswerke von Peterwardein (Pétervárad) sichtbar, es erscheint der durch den Peterwardeiner Berg gebohrte Tunnel und die mit ihm verbundene Eisenbahnbrücke, welche Peterwardein mit dem jenseits, am linken Ufer liegenden Neusatz (Ujvidék) verbindet. Neusatz ist ein bedeutender Mittelpunkt für die landwirthschaftliche und industrielle Production des Alföld und spielt im Donauverkehr von alten Zeiten her eine bedeutende Rolle, für die Zukunft aber steht ihm, je nach der weiteren Entwicklung der Donauschiffahrt, eine noch viel wichtigere Aufgabe bevor. Noch weiter den Strom hinab kommen wir an dem rechterhand gelegenen, auch wegen seines Weins berühmten Karlowitz vorbei, wo am 26. Januar 1699 das Friedensinstrument, welches Ungarn vom Türkenjoche befreite, unterschrieben wurde. Die Gegend behält noch auf eine ziemlich lange Strecke ihren früheren Charakter, d. h. es zieht sich das rechte Ufer entlang bis Zalánkemén hinab die Bergkette des Kalakac, während am linken Ufer das Land noch in langem Striche ebenes Tiefland bleibt und die sogenannten Donaubuchten bildet, denen wahrlich die Fluthen der Donau schon viel Ungemach zugefügt haben und noch zufügen. Bald aber erreichen wir das schon erwähnte Zalánkemén (Slankamen), das am rechten Ufer liegt, wo die Bergkette endet; es war in der Türkenzeit 1691 der Schauplatz blutiger Kämpfe. Hier, 462 Kilometer von Budapest, mündet die Theiß in die Donau. Etwas weiter unten, bei Surduk, in dessen Gemarkung einst das Römerlager Ritium gestanden, nimmt die Donau die Bega auf, diese dem Hauptstrom zuführende Wasserstraße des Temeser und des Torontáler Comitats.

Von der Theißmündung angefangen ändert sich der Charakter der Gegend einigermaßen und auch die Donau ändert ihren Lauf, der nun nach Südosten geht. Beide Ufer begrenzen weithin gedehnte Ebenen, auf der linken Seite bis Baziás hinab, während rechts bei Semlin (Zimony), beziehungsweise Belgrad, wo die Save ihre oft plötzlich anschwellenden Fluthen in die Donau ergießt, das Gebirge wieder in den Vordergrund tritt. Dieser malerische Punkt, wo Donau und Save sich vereinigen, ist auch für die Donauschiffahrt von allergrößter Wichtigkeit. Semlin selbst ist gleichsam der Schlüssel der Schiffahrt auf der unteren Donau und ein ungemein lebhafter Platz des Strom- und Eisenbahnverkehrs. Im Semliner Hafen wimmelt es unausgesetzt von gewaltigen, schwerbeladenen Schleppern und ihren Remorqueuren, von Personendampfern, welche die mittlere und untere Donau befahren, von Localschiffen, die den Verkehr mit Belgrad und dem nahen Pancsova aufrecht erhalten; ganze Schwärme von Fahrzeugen verleihen diesem Theile der Donau ein nautisches Leben, wie es außerhalb Budapests sonst nirgends wahrzunehmen ist.

Von Semlin weiter bis unterhalb Orsovas, auf einer Strecke von 226 Kilometer, bildet die Donau die natürliche Grenze zwischen Ungarn und Serbien.

Von Semlin haben wir einen vorzüglichen Blick auf Belgrad (ungarisch: Nándor-Fehérvár), die Hauptstadt Serbiens. Auf seinem am Zusammenflusse der Donau und Save einspringenden Berggipfel liegt es ungemein malerisch da, aufrecht nach so vielen blutigen Kämpfen, die es in den Türkenkriegen miterlebt. Unterhalb Belgrads geht der Lauf der Donau wieder nach Osten und gelangt nach einer großen Schwenkung vor Pancsova, wo der Strom, in humusreicher Tiefebene zerfließend, zahlreiche Inseln bildet.



Drenkova.

Hier mündet der Temesfluß ein und dies trägt nicht wenig bei zu dem lebendigen Handelsverkehr, welcher Pancsova sozusagen zum Hauptmarkt der Temesgegend macht. Unterhalb Pancsovas folgt am linken Ufer weites, tief eingesenktes Flachland, längs dessen die Donau neuerdings nach Südosten und später mit einer großen Krümmung nach Osten fließt.

Rechts ist die Donau bis Semendria von Bergen eingefaßt; vor dieser Festung theilt sie sich in zwei Arme, welche eine etwa 6 Kilometer lange, waldige und buschige Insel einschließen, um dann wieder vereint eine leichte Wendung gegen Nordost zu machen. Weiterhin berührt die Donau das am linken Ufer gelegene Kubin, unterhalb dessen sie

den Bergstrom Morava, Serbiens größten Fluß aufnimmt, nicht ohne durch ihn, so mächtig sie ist, nach starken Regengüssen noch merklich anzuschwellen. Eine kurze Strecke weiter theilt sich die Donau in zwei Arme und bildet eine etwa 20 Kilometer lange und 2 bis 2·5 Kilometer breite Insel, an welcher ihr linker Arm in breitem Bette entlangströmt, während der rechte in bedeutend geringerer Stärke sich längs der Insel dahinschlängelt. Bei dem links gelegenen Palánka, vor einer weiteren Krümmung vereinigen sich die beiden Arme wieder und der Strom erreicht, nachdem er noch die Ramahügel in Serbien umflossen, das am Fuße einer hier ausspringenden Bergkette der südöstlichen Karpathen gelegene, 606 Kilometer von Budapest entfernte Baziás.

Bei Baziás verläßt die Donau das Alföld und mit diesem Punkte, der zugleich Endstation der Temesvár-Baziáser Eisenbahn ist, beginnt die eigentliche ungarische Untere Donau (Al-Duna), mit einer großen Reihe von Stromschnellen, welche ebenso viele Schiffahrtshindernisse bilden. Etwa 4 Kilometer unterhalb Baziás theilt sich der Strom wiederum in zwei Arme und in der Richtung des unteren Endes der so entstehenden Insel liegt die serbische Ortschaft Gradistye, unterhalb deren als erstes größeres Nebengewässer das serbische Flüßchen Pek in die Untere Donau mündet. Hier standen einst römische Colonien und im Thale des Pek wohnten zur Zeit des Ptolemäus die sogenannten „Picenses“, die hier starken Bergbau trieben.

Von hier ab fließt die Donau in gleichmäßigem, ruhigem Strome, von nichts gestört, bis Ó-Moldova, etwa 25 Kilometer von Baziás. Hier nun findet ihr freier Abfluß das erste Hinderniß von größerer Ausdehnung, immerhin aber kein so bedeutendes, daß es die Schiffahrt wesentlich einschränken könnte. Das Strombett zieht hier in einer Länge von etwa 9 Kilometer über einen Felsenrücken hin, der die etwa 5 Kilometer lange und 2·5 Kilometer breite Moldovaer Insel, sowie eine ganze Reihe größerer und kleinerer, ständiger und wandernder Sandbänke bildet. Von der unteren Spitze der Moldovaer Insel angefangen, wo das Strombett 2.100 Meter breit ist, verengt sich die Donau im Verlauf einer Strecke von kaum 2 Kilometer trichterförmig auf etwa 400 Meter. Schon am oberen Ende des Trichters drängt sich am linken Ufer jenes Felsmassiv vor, dessen bei niedrigem Wasserstande etwa 6 Meter hoch aus dem Strombett emporragende einsame Spitze, der Babakájfelsen, gleichsam den oberen Grenzstein der an gefährlichen Stromschnellen so reichen Unteren Donau bildet.

Und hier ist eigentlich der Schlüssel der ganzen Unteren Donau. Die kriegführenden Völker haben dies seit den ältesten Zeiten wohl gewußt und auch zu ihrem Vortheile benützt und die an beiden Ufern erbauten Castra legen mit ihren Trümmern noch jetzt unwiderleglich Zeugniß ab von der militärischen Wichtigkeit dieses Punktes. An den Stätten der römischen Castra wurden später, zur Zeit der Türkenkriege, am serbischen

Die Donau bei Greben.

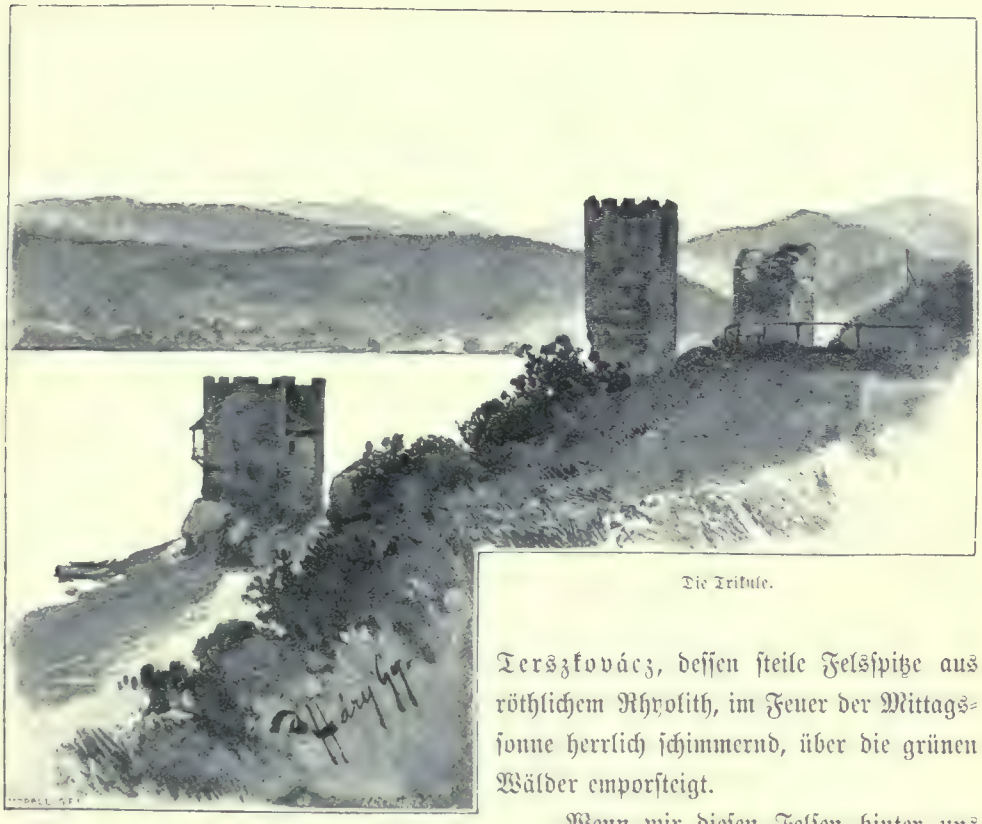
Ufer die noch als Ruine gewaltig daſtehende Feſtung Galambócz (Golubácz) und ihr gegenüber am ungariſchen Ufer László vára, die Ladislausburg erbaut, an die ſich ſo viele blutige Lorbeern der ungariſch-türkiſchen Kriegführung knüpfen.

Jenſeits der Hochebene von Moldova verſucht die Donau, ſowie ihr Bett ſich zwiſchen den Felſen zuſammenſchnürt, durch Tiefe zu erſetzen, was ſie an Breite einbüßen muß. Unterhalb Alibégs nämlich ziehen die Berge ihren Fuß ein wenig vom Ufer zurück und das Strombett verbreitert ſich bis auf 1.100 Meter. Weiter unten, bei dem 44ſten Kilometerſtein ſeit Baziás, drängt ſich der Granitberg Gornya-Stenka mit ſeinen ſteilen Klippen in das Strombett vor und verurſacht die erſte, allerdings noch nicht ſehr wichtige Stromſchnelle, die Stenka, welche mit ihren bei niedrigem Waſſerſtande über das Niveau herausragenden Felsſpitzen die Schiffahrt erſchwert.

Nachdem ſie die Stenka überwunden, verbreitert die Donau ihr Bett noch mehr, am linken Ufer zieht ſich der Fuß der Berge noch weiter zurück, und in der düſteren Felſenwelt taucht plötzlich das heitere Bild des grünſchimmernden Lubkovathales auf, durch welches die munteren Bäche Kamenicza und Oravicza heraneilen, der letztere aber auch ſo viel Geröll mitbringt, daß es das Bett der Donau auf etwa 500 Meter verengt. Kaum vier Kilometer von hier öffnet ſich das anmuthige Thal der Berzászka mit Ortſchaft und Bach gleichen Namens; etwa 2 Kilometer weiter, gleichfalls am linken Ufer, folgt Drenkova, die obere Endſtation des eigentlichen Stromſchnellengebietes der Unteren Donau, der Umladeplatz der Schiffe.

Nach Drenkova ändert der Strom ſeine bisherige öſtliche Richtung, macht eine ſtarke Biegung nach Süden und fließt dann ſüdöſtlich weiter. Der am rechten Ufer einſpringende Berg tritt weit in das Bett vor, und die Felſenbank Kozla drängt die Strömung des Waſſers dicht ans linke Ufer hinüber; dort aber wird die Strömung durch die nackt aufragenden Klippen der unmittelbar folgenden und gleich einer ſcharfen Zunge ſtromaufwärts geſtreckten Felſenbank Dojke empfangen und gezwungen, plötzlich beinahe in rechtem Winkel ans rechte Ufer zurückzuſchwenken, wobei auch das Bett auf etwa 380 Meter verengt wird.

Unterhalb der Dojke wird das Strombett wieder breiter; wohl kommen darin noch zwei bis drei Kilometer weit vereinzelt aufſtarrende Felsſpitzen vor, allein ſie hindern die Schiffahrt nicht mehr. Die Felsberge treten mit ihren ſchroffen Klippen bis an den Rand des Bettes vor, und etwa zwei Kilometer von der Dojke ragt am linken Ufer ein langer ſteiler Felſen, die Piatra lunga in das Bett hinein, während etwa 3·5 Kilometer unterhalb das Felſenpaar Bivoli ſeine ſchwarzen Häupter aus den Fluthen erhebt. Hier mündet am linken Ufer auch das Bächlein Jeleſeva, worauf das Strombett ſich wieder zu verengern beginnt und am linken Ufer ein maleriſches Bild auftaucht, der 630 Meter hohe Berg



Die Tribule.

Terszkovácz, deſſen ſteile Felsſpitze aus röthlichem Rhyolith, im Feuer der Mittagsſonne herrlich ſchimmernd, über die grünen Wälder emporſteigt.

Wenn wir dieſen Felſen hinter uns haben, füllt ſich unſer Ohr bereits mit dem furchtbaren Getöſe der Gewäſſer, die ſich durch die Stromſchnellen von Izlás und Tachtália hinabſtürzen. Das Strombett wird breiter, aber nur weil die Kraft des Waſſers nicht genügt hat, ſich durch den harten Kalkſteinfels einen Weg zu wühlen und der Strom daher gezwungen war, das Breite zu ſuchen, und ſich ſo durch dieſe Felsklippen hindurchzuzwängen. Oberhalb des 69ſten Kilometerſteins von Baziás gerechnet preßt ſich die Donau auf etwa 400 Meter zuſammen, erweitert ſich aber gleich wieder; dann beim 70ſten Kilometer ſtemmt ſich dem freien Abfluß des Waſſers der Izlás und alsbald auch die Felſenbank der großen und kleinen Tachtália entgegen, und iſt das Waſſer auch durch dieſe hindurch, ſo prellt es gegen die ins Strombett hineinſteigenden ſteilen Kalkſteinwände des Berges Greben, die es neuerdings zuſammenpreſſen und überdies als quer durch den Fluß ſtreichende Klippenreihe die großen Hinderniſſe noch ſteigern. Der Berg Greben verengt das Strombett auf 420 Meter und die gegenüber aus dem Waſſer hervorragende Felſenbank Vrany läßt bei niederem Waſſerſtande an dieſem Punkte gar nur 220 Meter als Weg für den Waſſerlauf frei. Jenſeits des Greben wird das Donaubett

urplötzlich zwei Kilometer breit und bildet auf felsigem Untergrund Inseln und Sandbänke von jeder Größe.

Die durch die Felsengruppe Izlás-Tachtália-Greben verursachte Stromschnelle ist ein sehr bedeutendes und gefährliches Hinderniß der Schiffahrt. Sie ist es bei niederem Wasserstande, wenn der Schiffer zwischen den Felszacken des Izlás und der Tachtália mit ängstlicher Aufmerksamkeit den fahrbaren Weg suchen und dabei auch noch gegen die ungemein starken, sich plötzlich ändernden Gefälle des Wassers ankämpfen muß, welche das Steuer des Schiffes jeden Augenblick von einer anderen Seite anfallen und stören. Aber der hohe Wasserstand ist nicht minder schwierig, weil dann die aufgestaute Wassermenge des durch den Greben eingeschnürten Strombettes auf einmal in das gleich unterhalb folgende außerordentlich breite Bett hinüberstürzt; in dem nahezu 30 Meter tiefen Abgrund, den der Wirbel des Wassers im Laufe von Jahrtausenden am Fuße des Berges ausgehöhlt hat, entsteht dadurch ein gefahrvoller Strudel, der einem von unvorsichtiger Hand gelenkten Schiffe verderblich werden muß.

Vom Greben abwärts ist noch etwa zwei Kilometer weit keine genügende Wassertiefe vorhanden, wie denn überhaupt in diesem breiten Abschnitt des Strombetts die Wassertiefe sich zwischen 3·5 und 9 Meter bewegt. In diese Strecke fällt am linken Ufer beim 77. Kilometer die ansehnliche Ortschaft Szvinicza und weiter unten die aus dem XVI. Jahrhundert stammende Ruine der unter dem Namen Trikule bekannten drei türkischen Wachthäuser; am rechten Ufer erblicken wir indeß zwischen dem 80. und 81. Kilometer die serbische Stadt Milánovácz, die nach dem ersten Sohne des Serbenfürsten Milos benannt ist und als Verbindungsglied zwischen dem hinter ihr liegenden erzreichen Gebirge und der Donau dient.

Etwa 11·5 Kilometer vom Greben zieht eine hohe Felsbank aus Serpentin durch das Strombett, hindert den freien Lauf des Wassers und bildet die Stromschnelle Jucz. Bei niederem Wasserstande stürzt das Wasser mit starkem Gefälle über die emporstarrenden Zacken dieser Felsenbank hinab. Das Gefälle in dieser Stromschnelle beträgt bei kleinstem Wasserstande über zwei Meter auf den Kilometer, und dabei ist das Wasser, besonders an der linken Seite des Bettes, kaum einige Centimeter tief, so daß dann die Schiffahrt an dieser Stelle gänzlich eingestellt werden muß. Bei höherem Wasserstande findet man statt des früheren starken wasserfallähnlichen Gefälles mit seiner schäumenden Oberfläche einen gleichmäßigen, glatten Wasserspiegel und nichts verräth den bösartigen Felsenkamm, der hier das Bett durchsetzt.

Nachdem er die Stromschnelle Jucz — sie liegt am südlichsten Punkte Ungarns — gebildet, ändert der Strom seine Richtung neuerdings und zieht mit einer Wendung nach Nordosten weiter. Sein Lauf von hier bis zum Engpaß von Kasan ist ziemlich gleichmäßig,

Der Beginn des Kasanpasses.

das Bett reich an Sandbänken und bei Niederwaſſer durchſchnittlich etwa 6 bis 8 Meter tief, während ſeine Breite zwiſchen 600 und 1.200 Meter wechſelt. An dieſem Abſchnitte liegen drei kleine Ortſchaften, rechts Golubinje, links Tiszovicza und Plaviſevicza.

Ein Blick ſtromabwärts gewährt hier das eigenthümliche Schauſpiel, daß der Lauf der Donau plötzlich verſchwindet. An beiden Ufern iſt ihr Bett von hohen, ſteilen Felſen begrenzt, die es mit einem Male auf 170 Meter zuſammenpreſſen. Und damit iſt ein Abſchnitt der Unteren Donau erreicht, der durch die ſchroffe Erhabenheit ſeiner beiderſeits zum Himmel ſtarrenden Felſenwände zu tiefſter Bewunderung vor einem Meiſterwerk der ſchaffenden Natur zwingt. Der Kaſanpaß iſt der bewunderungswürdigſte, maleriſcheſte Theil der ganzen Unteren Donau und zugleich der unwiderlegliche Beweis für jenen in endloſe Zeiten zurückreichenden Kampf, den das Waſſer hier mit dem Felſen beſtehen mußte, um ſich einen Weg zu bahnen.

Unweit des Einganges zum Kaſanpaß bemerken wir in dem das linke Ufer bildenden elſenberge auch zwei nahe bei einander liegende Höhlen, die in wiſſenſchaftlicher, wie in geſchichtlicher Hinſicht Intereſſe erregen. Die eine iſt die Punyikova-Höhle, durch welche der gleichnamige Bach der Donau zufließt. Sie durchbohrt den ganzen Berg und wenn wir ſie durchſchritten haben, was eine Stunde in Anſpruch nimmt, öffnet ſich vor uns das maleriſch ſchöne Dubova-Thal mit ſeinen Gräbern aus der Zeit der Türkenkriege.

Etwa 1000 Meter von dieſer Höhle befindet ſich die Ruine eines Forts und nahebei die Veterani-Höhle, nach dem öſterreichiſchen General Veterani benannt, der im Jahre 1692 von dieſer Höhle aus das Vordringen der Türken auf der Donau verhindern wollte, jedoch vor der Übermacht capituliren mußte. Gegenüber ragt der höchſte Punkt des Kaſanpaſſes, die Felskuppe des Strbecz-Berges empor.

Die Donau ſtrömt hier vier Kilometer weit, in einer Breite von 170 bis 380 und bei einer Tiefe von 20 bis über 50 Meter, unausgeſetzt zwiſchen hohen Felswänden hin. Das iſt der obere Kaſanpaß. Wenn ſie dieſen verlaſſen hat, ziehen ſich die Berge des linken Ufers etwas zurück und für eine Strecke von 1½ Kilometer iſt die düſtere Öde der Felſenwelt durch das lachende Grün des Dubova-Thales unterbrochen. Das Strombett verbreitert ſich hier auf etwa 500 Meter und gleichzeitig verringert ſich ſeine Tiefe auf 10 Meter. Bald aber rückt das Felſengebirge wieder näher heran, ſteile Wände krönen abermals die Ufer und die Breite des Bettes beträgt nur noch 180 bis 300, dagegen ſeine Tiefe 30 bis 54 Meter, bis endlich der Strom nach einem Laufe von etwa 9 Kilometer oberhalb Ogradenas vollends aus dieſem merkwürdigen Engpaß hinausgelangt.

Nach dem Kaſanpaß wendet ſich die Donau etwas mehr nach Oſten, am linken Ufer treten die Berge einigermaßen zurück und das Strombett gewinnt eine Breite von 400 bis 600 Meter. Am linken Ufer folgen nacheinander Alt- und Neu-Ogradena

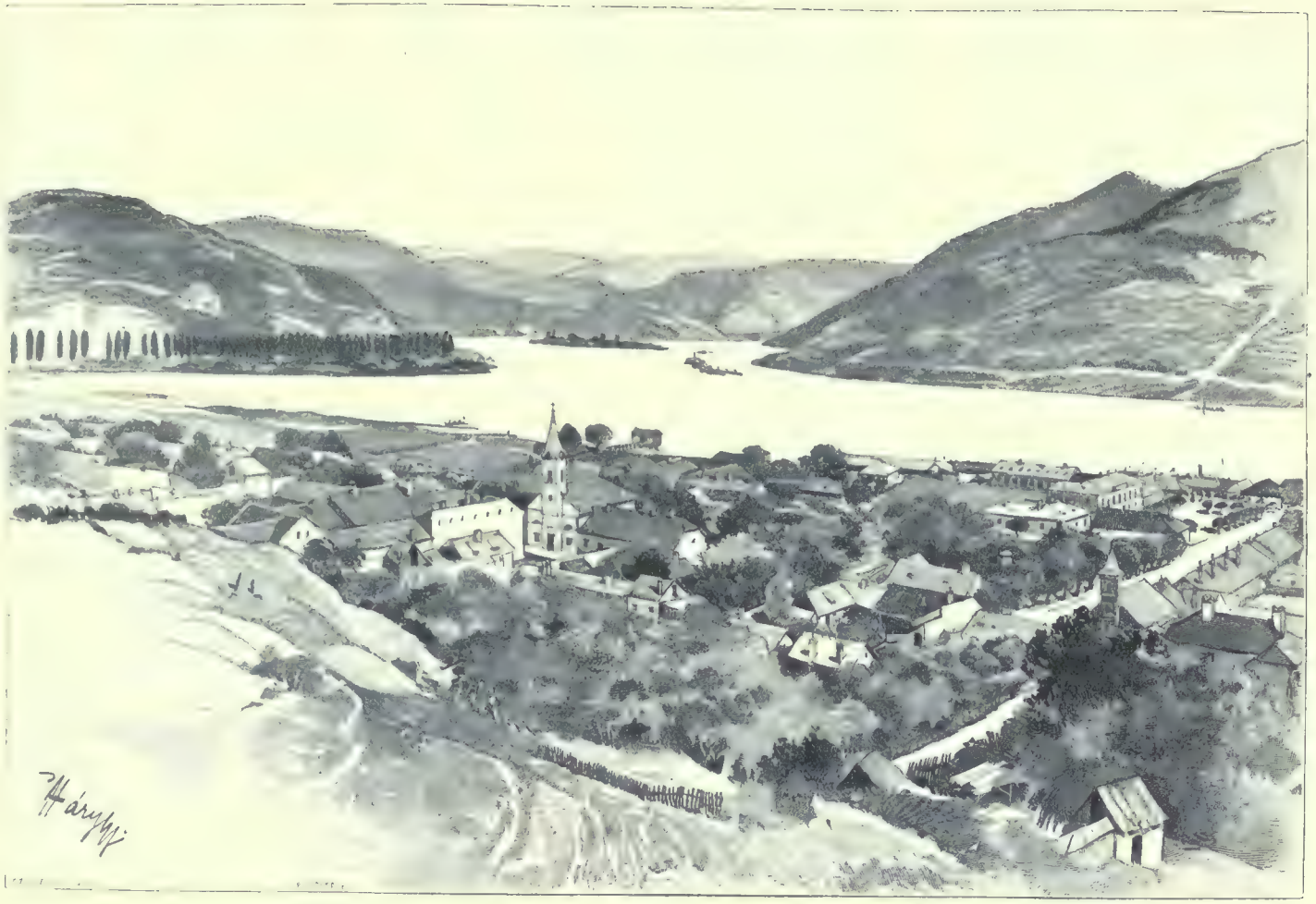
Der untere Theil des Kasanpasses.

und bei letzterem die gleichnamige kleine Insel, dann Jeselnicza, ferner am rechten Ufer, etwa 10 Kilometer vom Kasan-Paß, der serbische Ort Tekia und diesem gegenüber am linken Ufer, dem Gebirge zu Füßen gelagert, die Stadt Orsova, welche mittels des hier ausmündenden anmuthigen Csernathales die Verbindung zwischen dem Inneren Ungarns und der Unteren Donau aufrecht erhält. Dank dieser günstigen Uferlage war Orsova schon in der Römerzeit — unter dem Namen Tierna — ein bedeutender Uferort der Unteren Donau, und auch später blieb ihm stets eine gewisse internationale Färbung und Geltung bewahrt, als dem gemeinsamen Verkehrsmittelpunkt von Ungarn, Serbien, Rumänien und der Türkei. Und diese Wichtigkeit Orsovas wird mit der voraussichtlichen Steigerung des Verkehres auf der Unteren Donau in Zukunft gewiß noch zunehmen.

Unterhalb Orsovas fällt der Cserna-Fluß in die Donau und an seiner Mündung vorbei gelangen wir an einen Punkt von historischer Bedeutsamkeit. Am Rande des Csernathales, am Fuße des Alionberges, steht nämlich im Schatten schlanker Pappeln die kleine Kapelle, welche die Stelle bezeichnet, wo in der Nacht vom 23. zum 24. August 1849 die ungarische Königskrone und die Krönungsinsignien vergraben wurden und wo man sie am 8. September 1853 nach langem Suchen wieder auffand, worauf sie auf einem besonderen Kriegsschiffe mit königlichem Pomp die Fahrt nach Wien antraten. Über diesem Versteck der heiligen Stefanskrone ließ die Pietät des Monarchen im Jahre 1856 eine Kapelle errichten und noch heute geht dort kein Ungar vorüber, ohne die in der Mitte der Kapelle befindliche Höhlung zu betrachten, in der eine Marmorplatte den Ort bezeichnet, wo diese Kleinode der Nation vier Jahre hindurch verborgen gelegen.

Weiterhin wird das Strombett bedeutend breiter und wir sehen die Insel Ada-Kaleh vor uns, mit ihrer mohamedanischen Bevölkerung noch heute ein lebendes Denkmal der Türkenherrschaft an der Unteren Donau.

Die Insel Ada-Kaleh oder Neu-Orsova wurde im Jahre 1689 durch den österreichischen General Heister befestigt, jedoch durch die Türken besetzt, bis sie durch den Frieden von Passarowitz wieder an die ungarische Krone zurückgelangte. Karl III., König von Ungarn, ließ auf ihr ein ausgedehntes Festungswerk errichten, das jetzt größtentheils in Trümmern liegt. Diesem gegenüber wurde am serbischen Ufer das Fort Elisabeth erbaut, das im Jahre 1868 Michael Obrenovics, Fürst von Serbien, schleifen ließ. Nach dem Belgrader Frieden vom Jahre 1739 fiel Ada-Kaleh wieder an den Sultan zurück; 1790 legten die Österreicher neuerdings die Hand darauf, doch wurde es im Frieden von Sistovo dem Sultan zurückerstattet, bis endlich nach dem russisch-türkischen Kriege von 1878 auf Ersuchen des Sultans die österreichisch-ungarische Monarchie den Schutz der türkischen Einwohnerschaft Ada-Kalehs übernahm, die jedoch ihre autonome Behörde, ihren türkischen Charakter und türkische Verwaltung noch heute besitzt.



Orsova.

Hier ändert der Strom abermals seinen Lauf und biegt etwas gegen Südosten ab. Unterhalb der Insel, am linken Ufer, mündet der Bach Vodnicza und hier ist auch die Grenze zwischen Ungarn und Rumänien, sowie nahebei die erste rumänische Eisenbahnstation Vercierova, als Grenzstation der Budapest-Orsova-Bukarester Eisenbahn.

Schon hier hört man das Getöse der Gewässer, die sich durch die größte Stromschnelle der Unteren Donau, durch das Eiserne Thor (Vaskapu) stürzen; fernher schimmern die schäumenden Wogen des Wassers, das an den hohen Klippen der Stromesmitte emporbrandet; durch all das Gebrause aber hört man das schwere Stöhnen der Dampfer, die unter dicken Rauchwolken ihren Weg stromaufwärts durch das Labyrinth dieser Klippen und Wirbel suchen.

Etwa 8 Kilometer von Orsova und 108 Kilometer von Baziás beginnt die sogenannte Stromschnelle des Eisernen Thores, die in der Länge von etwa 3 Kilometer das größte und gefährlichste Schiffahrtshinderniß der Unteren Donau bildet. Übrigens beginnt jene Felsenbank, die hier das Strombett durchzieht und den Abfluß des Wassers hindert, schon am Fuße des Alion-Berges und die Wassertiefe bei kleinstem Wasserstande fällt von 7 bis 10 Meter plötzlich auf 2 bis 6 Meter. Diese Felsenbank zieht volle 8 Kilometer lang dahin, bildet aber einen eigentlichen Wassersturz erst in dem Abschnitte zwischen dem 128sten und dem 131sten Kilometer. Und zwar geschieht dies einestheils durch die beinahe 2 Kilometer lange und etwa 250 Meter breit über den geringen Wasserstand emporragende Felsenbank Prigrada, die am rechten Ufer bei der serbischen Ortschaft Sibb beginnt und schief gegen das linke Ufer vorspringt, anderntheils aber durch zahlreiche größere und kleinere Felsbänke und Felsklippen, die am linken Ufer und längs desselben über das niedrige Wasserniveau emporragen. All diese Hemmnisse hindern nicht nur den Lauf des Wassers und bringen dadurch dessen Niveau zum Steigen, sondern sie verursachen auch ein so starkes und besonders ungleiches Gefälle nebst Wirbeln und Querströmungen nach allen Richtungen, daß selbst die größte Behutsamkeit kaum im Stande ist, das durchfahrende Schiff vor dem Verderben zu bewahren.

Die Stromschnelle des Eisernen Thores besteht eigentlich aus drei Theilen. Der erste ist der Eingang, nämlich jene Felsbank, welche das Niveau zwar anschwellen macht, jedoch keine aus dem Wasser emporragenden, die Schiffahrt hindernden Klippen besitzt; der zweite Theil ist das eigentliche Eiserne Thor mit der Felsbank Prigrada und den überaus gefährlichen Klippen; der dritte Theil endlich ist die große Tiefe unterhalb der Prigrada, jener Ausgang, in dem das Wasser nach seinem Niedersturz durch die Felsenengen reißende Wirbel bildet.

Bei den verschiedenen wichtigeren Höhen des Wasserstandes geht der Schiffsweg am Eisernen Thore in verschiedenen wechselnden Richtungen, je nachdem das Gefälle

Das Eiserne Thor.

des Niveaus zwiſchen den Felſen hier oder dort gleichmäßiger, alſo günſtiger iſt; daher muß derjenige, der das Schiff durch dieſe Stromſchnelle hindurchſteuert, Ort und Lage aller wichtigeren Felszacken, ſowie den vielgewundenen Lauf der Strömung zwiſchen denſelben mit einer bis in die geringfügigſten Details gehenden Gründlichkeit kennen. Am Eiſernen Thore hat das kleinſte Niveau das größte Gefälle dort, wo das Waſſer zwiſchen den Felsklippen hindurchſtürzend in die hinter dieſen gähnende Tiefe hinabſtrömt; dieſer Fall in der Strömung des Fluſſes macht auf den Kilometer etwa 3 Meter und auf die ganze Länge der Stromſchnelle, welche 2·5 Kilometer beträgt, etwa 5 Meter; die Geſchwindigkeit der Strömung ſchwankt zwiſchen 4 und 5 Meter.

Unterhalb des Eiſernen Thores iſt das Bett der Donau noch eine Strecke weit durch Felſen und Sandbänke geſtört, nach etwa 6 Kilometer aber hört dies auf und der Strom ſetzt ſeinen Lauf bis an das Meer ungehemmt fort.

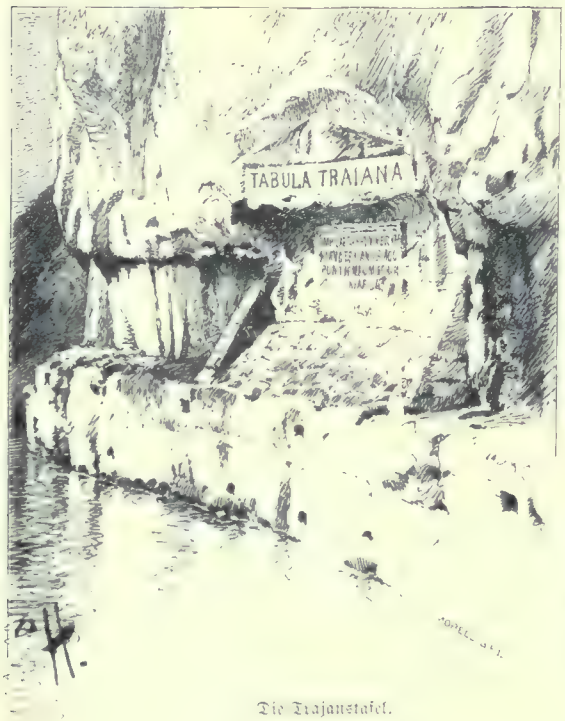
Die im Vorangehenden ſkizzirten Eigenthümlichkeiten des Strombettes und Stromlaufes auf der Unteren Donau erſchweren die Schiffahrt auf dieſem Abſchnitte ungemein, ja ſie können dieſelbe bei ganz niederem Waſſerſtande unmöglich machen.

In den Stromſchnellen wird der Schiffahrtsweg durch die hochragenden Felszacken des Grundes an vielen Stellen in enge Grenzen gezwängt und zu Windungen genöthigt, nebſtbei aber auch ſozuſagen bei jedem Waſſerſtande in eine andere Richtung gelenkt. Wegen dieſer Gefährlichkeit des Schiffahrtsweges iſt auf dem ganzen Baziás-Turn-Severiner Abſchnitt der Unteren Donau der Lootſendienſt eingeführt, und zwar dergeſtalt, daß ein mit der Schiffbarkeit der Stromſchnellen und mit den Schiffahrtswegen vollkommen vertrauter Lootſe die Führung der Schiffe übernimmt, und zwar bei den von oben kommenden gewöhnlich in Drenkova, aber bei niederem Waſſerſtande ſchon in Moldava, ja ſogar in Baziás, bei den ſtromaufwärts fahrenden aber in Turn-Severin. Die Donau-Dampfſchiffahrts-Geſellſchaft hat eigene Lootſen als ſtändige Bedienſtete; außer dieſen gibt es aber auch Privat-Lootſen. Die Verſicherungsgeſellſchaften knüpfen die Verſicherung der nach der Unteren Donau gehenden Transporte und der dort verkehrenden Schiffe in der Regel an die Bedingung, daß die Schiffe auf dem Abſchnitte der Stromſchnellen von einem Lootſen geſteuert werden.

Wie ſehr hier die Stromſchnellen die Schiffahrt beſchränken, geht daraus hervor, daß in den fünfzig Jahren von 1840 bis 1890 während der Schiffahrtsſaiſon von durchſchnittlich 275 Tagen des Jahres der Verkehr der Schiffe von 150 Centimeter Tiefgang im Durchſchnitt 117 Tage lang behindert war, dieſe alſo mit voller Ladung die ganze Untere Donau nur an 158 Tagen des Jahres befahren konnten. Ja es gab ſogar Jahre, in denen die Schiffahrt 200 bis 260 Tage lang behindert war.

Die hervorragende Wichtigkeit des Donauſtroms als Verkehrsweges haben ſchon die Römer erkannt und ihn mit Erfolg als Mittel für ihre Eroberungszüge verwerthet.

Zu diesem Zwecke führten sie an der Donau auch große Arbeiten aus, deren stellenweise noch vorhandene Ruinen auch jetzt Bewunderung für diese mit bedeutender Fachkundigkeit ausgeführten und im Verhältniß zu jener Zeit eine riesige Kraftentwicklung erfordernden Werke erregen. Außer den zahlreichen steinernen Brücken, deren Ruinen uns mit Erstaunen ob der Leistungen der römischen Baukunst erfüllen, legten sie auch längs des Stromes, von Regensburg hinab und an der unteren Donau vorbei, eine Schiffszugbahn (sogenannten „Hufschlag") an, um ihren Schiffen das ungehinderte Hinaufbugsiren zu sichern. Um die Stromschnellen des Eisernen Thores zu umgehen, bauten sie am rechten Ufer einen Kanal, dessen Reste, nebst den noch jetzt vorhandenen Spuren und Denkmälern der am rechten Ufer der Unteren Donau in den Felsen gegrabenen Trajansstraße, ein beinahe zweitausendjähriges Zeugniß ablegen, wie die gewaltige geistige und materielle Kraft eines welterobernden Volkes kein Hinderniß kannte.



Die Trajanstafel.

Den Bau der Trajansstraße begann eigentlich schon Kaiser Tiberius; Trajan war nur ihr Fortsetzer und beendigte sie um das Jahr 103 n. Chr. mit Hilfe der IV. scythischen und der V. macedonischen Legion.

Dieser großartigen technischen Anlage haben die Römer auch mehrere Gedenktafeln gewidmet. Sie sind sämmtlich in die Felswände des Ufers eingemeißelt und einige sogar in künstlerisch durchgebildete, mit Reliefs geschmückte Rahmen gefaßt, wie man aus einzelnen noch vorhandenen Theilen an der besterhaltenen Trajanstafel im Kasanpasse noch jetzt entnehmen kann. Die eine Tafel sieht man zwischen den Stromschnellen Kozla und Dojke, beinahe gegenüber dem Szirinya-Bache, am rechten Ufer in die hohe und steile Felswand eingegraben, unter der die Trajansstraße entlang zieht. Unweit von ihr befindet sich die zweite, noch stärker verwitterte, mit der nämlichen Inschrift. Das Vorhandensein beider ist nur Wenigen bekannt und Niemand trägt für ihre Erhaltung Sorge. Der stürmische Lauf der Zeiten und die Pietätlosigkeit, ja

Zerſtörungswuth der Nachwelt haben von dieſen Denkmalen eines längſtvergangenen Ruhmes blos Spuren übrig gelaſſen.

Auf der bei Kozla befindlichen Tafel finden ſich Reſte der folgenden Inſchrift:

TI·CAESARE AV (spice)
AVGVSTO IMPERATO(re)
PONT·MAX·TR·POT·XXXVI
LEG·IIII·SCYT·ET·V·MACED

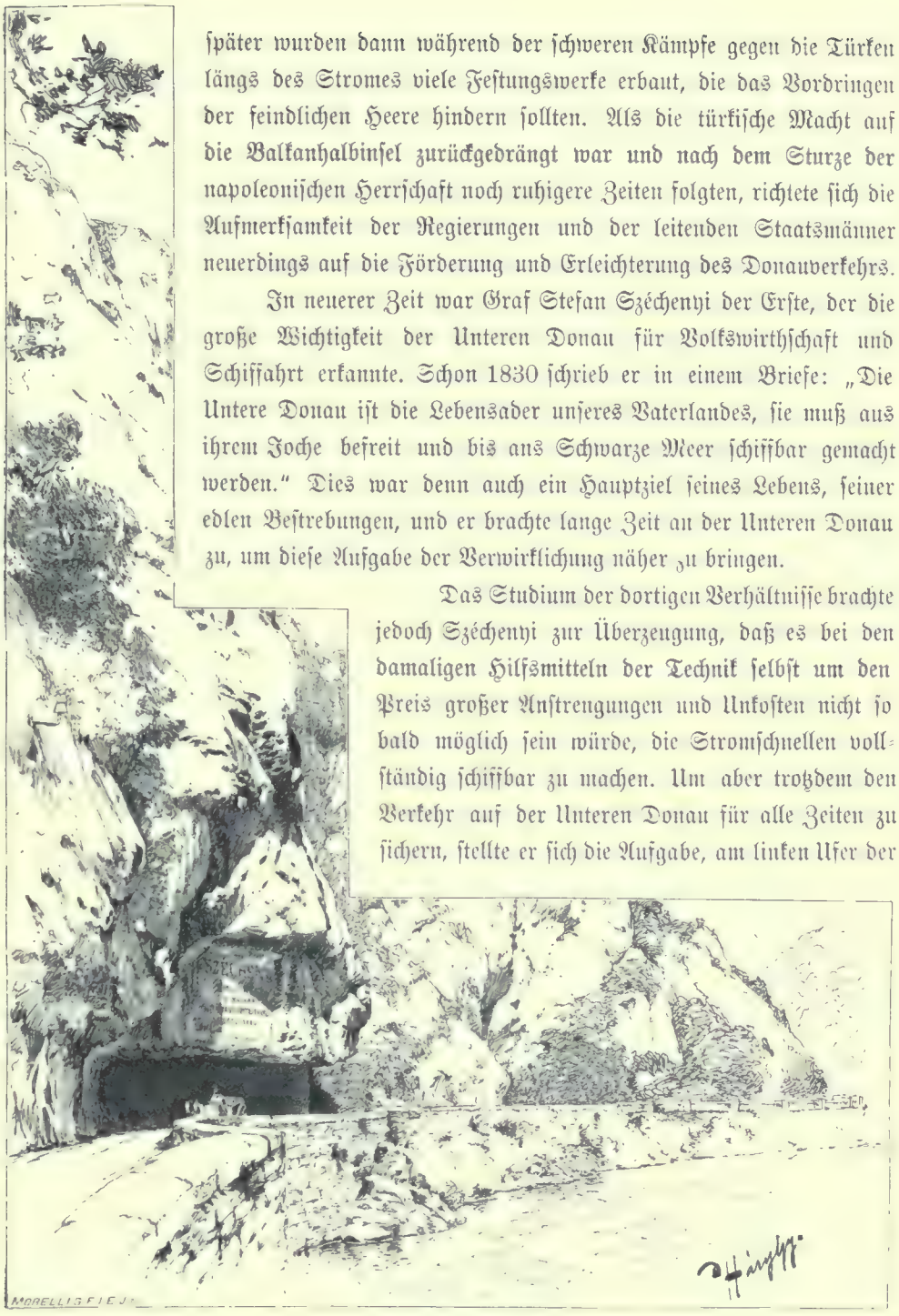
Auf der anderen Tafel ſteht derſelbe Text, jedoch weniger correct eingegraben, was ihn als Nachahmung kennzeichnet. Eine dritte, in der Nähe vorhandene Tafel, die aber am meiſten gelitten hat, läßt von ihrer Inſchrift nur noch folgende Bruchſtücke erkennen:

O ' VIECAESARI
PONTIFMA
O· ESICO)
VMAG
F·C VIROFP

Die bekannteſte, ſchönſte und beſterhaltene Trajanstafel findet ſich im Kaſanpaſſe, Ogradena gegenüber. Auch dieſe war Jahrhunderte lang vernachläſſigt; die ſerbiſchen Fiſcher, die unter ihr hauſten, beſchädigten und verwüſteten ſie, bis endlich im Jahre 1890 die ſerbiſche Regierung ſie reinigen, ausbeſſern, vorne durch eine Schutzmauer ſichern und mit einer Aufſchrift verſehen ließ. Auf dieſer Tafel, deren ſchöner Rahmen durch zwei im Relief gearbeitete Genien gehalten wird, ſieht man die Spuren der folgenden Inſchrift:

Imp. Caesar. Divi. Nervae F.
Nerva Trajanus Aug. Germ.
Pontif. Maximus Trib. Pot. IIII.
Pater Patriae Cos. IIII
Montis L.... Han.... Bus.
Sup.... At.... E....

Die Römer ſicherten die Untere Donau auch ſtrategiſch; ſie errichteten an zahlreichen Stellen Forts, deren Reſte noch jetzt mit Stolz die römiſche Weltherrſchaft verkünden. Die Völkerwanderung zertrümmerte nach und nach ihre gewaltigen Schöpfungen. Jahrhunderte



Die Széchenyi-Gedenktafel.

später wurden dann während der schweren Kämpfe gegen die Türken längs des Stromes viele Festungswerke erbaut, die das Vordringen der feindlichen Heere hindern sollten. Als die türkische Macht auf die Balkanhalbinsel zurückgedrängt war und nach dem Sturze der napoleonischen Herrschaft noch ruhigere Zeiten folgten, richtete sich die Aufmerksamkeit der Regierungen und der leitenden Staatsmänner neuerdings auf die Förderung und Erleichterung des Donauverkehrs.

In neuerer Zeit war Graf Stefan Széchenyi der Erste, der die große Wichtigkeit der Unteren Donau für Volkswirthschaft und Schiffahrt erkannte. Schon 1830 schrieb er in einem Briefe: „Die Untere Donau ist die Lebensader unseres Vaterlandes, sie muß aus ihrem Joche befreit und bis ans Schwarze Meer schiffbar gemacht werden.“ Dies war denn auch ein Hauptziel seines Lebens, seiner edlen Bestrebungen, und er brachte lange Zeit an der Unteren Donau zu, um diese Aufgabe der Verwirklichung näher zu bringen.

Das Studium der dortigen Verhältnisse brachte jedoch Széchenyi zur Überzeugung, daß es bei den damaligen Hilfsmitteln der Technik selbst um den Preis großer Anstrengungen und Unkosten nicht so bald möglich sein würde, die Stromschnellen vollständig schiffbar zu machen. Um aber trotzdem den Verkehr auf der Unteren Donau für alle Zeiten zu sichern, stellte er sich die Aufgabe, am linken Ufer der

Donau von Moldava bis unterhalb des Eisernen Thores eine geeignete Verkehrsstraße zu schaffen. Die Pläne dazu ließ er alsbald unter der Leitung des berühmten ungarischen Ingenieurs Paul Vásárhelyi ausarbeiten. Und nachdem die nöthigen Summen durch die Regierung angewiesen worden, ließ Széchenyi schon im Jahre 1834 den Bau dieser Straße beginnen und sie wurde im Jahre 1837 dem Verkehr übergeben. Sein Hauptzweck dabei war, durch diese Straße bei niedrigem, die Schiffahrt hinderndem Wasserstand wenigstens die Güterbeförderung zu Lande zu ermöglichen. Das ist die sogenannte Széchenyi-Straße, ein würdiges Gegenstück der einstmals am jenseitigen Stromufer erbauten Trajansstraße und jedenfalls eine ganz hervorragende Leistung, die in ihrer Art einzig genannt werden muß. Die Straße mußte zum größten Theil, besonders aber längs des Kasanpasses, in die beinahe senkrecht aus dem Wasser emporsteigende Felswand gesprengt werden, und zwar an vielen Stellen mit so tiefer Seitenhöhlung, daß die steile Wand einem Schirme gleich hervorgewölbt über ihr hängt, während längs des freien Randes eine feste Steinmauer Mensch und Thier vor dem Sturz in die Tiefe schützt. Das große Werk hat ein riesiges Aufgebot an Kraft und Arbeit beansprucht.

Zur nämlichen Zeit, im Jahre 1834, beendigte Vásárhelyi in Plavisevicza seinen großartigen Plan zur Schiffbarmachung der Stromschnellen in der Unteren Donau, und zwar auf Grund jener umfassenden, überaus genauen und gewissenhaften Aufnahmen, die, namentlich bei dem am 23. Oktober 1834 eingetretenen außerordentlich niedrigen Wasserstande bewerkstelligt, ein möglichst getreues Bild der Katarakte, ihrer Strömungen und der Eigenthümlichkeiten des Strombettes ergaben.

Diesen ungewöhnlich niederen Wasserstand benützte Vásárhelyi schleunigst, um auch die in der Schiffsbahn befindlichen Klippen, soweit dies durch Menschenkraft möglich, abtragen zu lassen und so die Schiffahrt in den Stromschnellen wenigstens einigermaßen zu erleichtern. So wurden bei dem Stenka-Katarakt mehrere hervorstarrende Felszacken abgesprengt, bei Kozla und Dojke eine ansehnliche Menge Felsen beseitigt und bei Dojke am rechten Ufer sogar förmlich ein kleiner Kanal durchgebrochen. Auch bei Izlás-Tachtália wurden viele Felsen, sowohl trocken gelegte, als im seichten Wasser befindliche, abgetragen. Der kleine Wasserstand dauerte nicht lange, aber mit Hilfe von 1000 bis 1500 Arbeitern wurden zusammen 3500 bis 4000 Kubikmeter Felsenmaterial aus der Schiffsbahn hinweggeräumt.

Széchenyi setzte mittlerweile sein begonnenes Werk unermüdlich fort. Vor Allem galt seine Sorge dem Ausbau der Széchenyi-Straße, und damit hatte er wenigstens einen Theil, freilich nur den geringeren, seiner hieher gerichteten Bestrebungen verwirklicht. Diese bedeutende Schöpfung zu ehren, ließ der „Ungarische Ingenieur- und Architektenverein“

im Jahre 1885 am Eingange des Kasanpasses eine Gedenktafel anbringen, die den Namen Széchenyi an diesem Punkte verewigt.

Ende 1834 war Paul Vásárhelyi mit den Plänen für die Regulirungsarbeiten an der Unteren Donau fertig. Zeit und Umstände gestalteten sich jedoch so ungünstig, daß der imposante Entwurf nicht zur That werden konnte; sein genialer Urheber starb bald darauf (1846) und überließ es Anderen, die Erbschaft seines großen Werkes anzutreten und seine gewaltigen Ideen durchzuführen.

Später, zur Zeit des Krimkrieges, als die österreichischen Truppen Rumänien besetzten, lenkte sich die Aufmerksamkeit der damaligen Heerführer auf die Regulirung der Donau-Katarakte. Zu diesem Zwecke entsandte die österreichische Regierung im Jahre 1854 den Ingenieur Meusburger und nachher auch den Oberingenieur Gustav Wex, um das Eiserne Thor zu studiren und Pläne zu seiner Regulirung auszuarbeiten. Sie legten mehrere Alternativpläne vor, und Meusburger ließ 1855 und 1856 am Eisernen Thore unter Mitwirkung des Schiffskapitäns Dinelli sogar Sprengungen vornehmen.

Nach dem Krimkriege beschäftigte die Schiffbarmachung der Donau auch die europäischen Großmächte. Der Pariser Vertrag vom 30. März 1856 sprach die Freiheit der Donauschiffahrt aus, ohne jedoch die geringste Rücksicht auf die Beseitigung der Schiffahrtshindernisse an der Unteren Donau zu nehmen. Im Jahre 1871 nahm die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft die Sache in die Hand und beauftragte den amerikanischen Ingenieur Mac Alpin, der sich durch seine Arbeiten bei der Regulirung des Mississippi einen großen Ruf erworben hatte, mit dem Studium der Stromschnellen. Mac Alpin gab ein Gutachten über die Regulirung sämmtlicher Stromschnellen ab und arbeitete die Pläne aus, aber auch diese gelangten nicht zur Ausführung.

Einen neuen und stärkeren Anstoß erhielt die Sache der Regulirung durch den Londoner internationalen Congreß im Jahre 1871; dieser hielt die Freiheit der Donau-Dampfschiffahrt aufrecht, ermächtigte aber die Uferstaaten, zur Beseitigung der Schiffahrtshindernisse die nothwendigen Arbeiten auszuführen und zur Deckung ihrer Kosten so lange Schiffahrtstaxen zu erheben, bis sie die aufgewandte Summe nebst Zinsen hereingebracht haben würden.

Es ist als eine Folge dieses internationalen Vertrages anzusehen, daß im Jahre 1873 die Regierungen der Uferstaaten eine aus Fachmännern bestehende gemischte Commission an die Untere Donau entsandten, um die Stromschnellen an Ort und Stelle studiren und die Pläne zu ihrer Schiffbarmachung ausarbeiten zu lassen. Von der ungarischen Regierung wurde der Oberingenieur Ludwig Bodoky, von der österreichischen der Ingenieur Wawra, von der türkischen Mugel-Bey, sämmtlich mit ausreichendem technischen Personal, entsandt.

Nachdem die internationale Commiſſion die für die Pläne nothwendigen Aufnahmen beendet hatte, einigte ſie ſich vor Allem über die allgemeinen Grundſätze der Regulirung. Und zwar ſollten durch die Stromſchnellen, überall im Bette und nach Möglichkeit außerhalb der Schiffsbahn, Kanäle von 60 Meter Sohlenbreite und 2 Meter Tiefe unter dem niedrigſten Waſſerſtand gezogen werden; ferner wären, um die Richtung des Gefälles und die Schnelligkeit der Strömung zu regeln, je nach Bedarf Dämme bis über den Hochwaſſerſtand hinaus zu bauen; endlich wäre mit Rückſicht auf die nach der Regulirung eintretenden größeren Strömungsgeſchwindigkeiten das Schiffziehen an Seilen oder Ketten zu ſtudiren.

Die durch die internationale Commiſſion in den Jahren 1873 und 1874 geplanten Arbeiten wurden jedoch wieder verſchoben. Dann kam nach dem ruſſiſch-türkiſchen Kriege 1878 der durch die Großmächte nach Berlin einberufene internationale Congreß, der auch dieſe ſchon ſo lange hingeſchleppte internationale Angelegenheit in Erwägung zog. Die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie ſchloß am 8. Juli 1878 mit Serbien ein Übereinkommen, demgemäß ſie dieſe Arbeiten ohne Geldbeitrag von Seite Serbiens durchführen werde, wogegen Serbien ſich verpflichtete, alle im Intereſſe der Arbeiten etwa erforderlichen Erleichterungen zu gewähren und, ſofern es nöthig, auch die freie Benützung des ſerbiſchen Ufers zu geſtatten; ferner erhielt Serbien von Seite der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie die Zuſicherung, daß es hinſichtlich der Schiffahrt auf der Unteren Donau auf gleichen Fuß mit den meiſtbegünſtigten Staaten geſtellt werden ſolle. Nachdem dies geſchehen, ſprach es der Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 in ſeinem 57. Paragraph aus, daß Öſterreich-Ungarn beauftragt ſei, an den Stromſchnellen der Unteren Donau und am Eiſernen Thore die zur Beſeitigung der Schiffahrtshinderniſſe nothwendigen Arbeiten durchzuführen und daß die an jenem Stromabſchnitt gelegenen Uferſtaaten alle im Intereſſe der Arbeiten geforderten Erleichterungen zu gewähren haben. Desgleichen ſtellte der Vertrag feſt, daß im Sinne der Beſchlüſſe von Paragraph 6 des Londoner Vertrages ddo. 13. März 1871 Öſterreich-Ungarn berechtigt ſei, die Koſten der Regulirungsarbeiten aus den Schiffahrtstaxen zu decken.

Dieſer hochwichtige Beſchluß, welcher die Durchführung der Arbeiten der meiſtintereſſirten Großmacht übertrug, brachte die vielverſchleppte Angelegenheit ihrer Löſung näher. Noch günſtiger geſtaltete ſich die Lage, als die Regierungen Öſterreichs und Ungarns übereinkamen, daß die thatſächliche Ausführung der Regulirungsarbeiten durch die ungariſche Regierung übernommen, und demgemäß auch das zur Deckung der Koſten zugeſicherte zeitweilige Taxenerhebungsrecht auf Ungarn übertragen werde.

Von da an beſchäftigten ſich die ungariſche Regierung und die Fachkreiſe aufs lebhafteſte mit der hochwichtigen Frage. Die Regierung berief im Jahre 1879 hervorragende

ausländiſche Fachmänner, welche im Hinblick auf die letzten außerordentlichen Überſchwemmungen, namentlich im Theißthale, ihre Meinung über die vorzunehmenden Schutzarbeiten abgeben ſollten, und bei dieſem Anlaß erſuchte ſie dieſelben auch, die durch die internationale Commiſſion angefertigten Pläne für die Schiffbarmachung der Katarakte der Unteren Donau und des Eiſernen Thores an Ort und Stelle zu überprüfen und ein Gutachten über die Regulirung zu erſtatten. Dieſe Fachmänner machten daraufhin die Frage zum Gegenſtand eingehender Kritik und gründlichen Studiums, ſie beleuchteten in ihrem Berichte jeden Theil der geplanten Arbeiten und ſchlugen verſchiedene Änderungen des Entwurfes vor.

Allein nochmals mußte der ungünſtigen Verhältniſſe wegen die Durchführung der Regulirung um einige Jahre verſchoben werden. Erſt im Jahre 1883 wandte ſich der ungariſche Miniſter für öffentliche Arbeiten und Verkehr, Baron Gabriel Kemény, der Angelegenheit wieder zu, mit ganz beſonderem Eifer aber ſein Staatsſecretär und baldiger Nachfolger auf dem Miniſterfauteuil, Gabriel Baroſs, der leider mitten in ſeinem großartigen Schaffen am 8. Mai 1892 ſo unerwartet ſterben ſollte. Er beauftragte im Jahre 1883 den damaligen Landes-Bauinſpector Ernſt Wallandt, auf Grundlage der bisher gethanen Vorſchläge den endgiltigen Plan der Regulirung auszuarbeiten.

Wallandt kam dem Auftrage nach und reichte noch im Jahre 1883 ſeine im Sinne der erhaltenen Weiſung angefertigten Pläne und Aufnahmen ein, auf deren Grund folgende Punkte feſtgeſtellt wurden:

Der einzige und letzte Zweck der Regulirungsarbeiten iſt die Sicherung der ungehinderten Schiffahrt durch die Stromſchnellen der Unteren Donau. Um dies zu erzielen, iſt eine doppelte Aufgabe zu löſen: die Waſſertiefe darf auch bei niedrigem Waſſerſtande keine geringe ſein und die übermäßig ſchnellen Strömungen müſſen gemäßigt werden. Jene Waſſertiefe iſt zu ſichern, indem die durch die Stromſchnellen geführte Schiffsbahn von 60 Meter Sohlenbreite auf 2 Meter unter dem bisher bekannten geringſten Waſſerſtande, vom 23. October 1834, vertieft wird. Um die auf dem Wege durch die Stromſchnellen entſtehenden großen Geſchwindigkeiten des Waſſerlaufes möglichſt zu mäßigen und auch um hie und da die erforderliche Waſſertiefe zu gewinnen, iſt in den betreffenden Stromabſchnitten das Bett durch Steindämme zu verengern. Dementſprechend wird bei den Stromſchnellen Stenka, Kozla Dojke, Izlás-Tachtália und Jucz zum Zweck der Schiffahrt in dem Felſenbette je ein 60 Meter breites und ſelbſt bei dem geringſten Waſſerſtande 2 Meter tiefes Kanalbett ausgehoben, deſſen Ränder gehörig bezeichnet werden, ſo daß die Schiffe ſicher einfahren können. Die Herſtellung dieſer vier Kanalbetten erforderte — die in den Zwiſchenſtrecken des Bettes nothwendigen kleineren Austiefungen mitinbegriffen — die Abſprengung und Beſeitigung von insgeſammt

160 000 Cubikmeter harten Felsens, was bei der Geschwindigkeit und kataraktartigen Natur des dortigen Stromlaufes keine geringen Schwierigkeiten bereitete; eine derartige Arbeit ist in so großem Maßstabe noch nirgends auf der Welt durchgeführt worden. Überdies ist — so wurde beschlossen — die Schwierigkeit am Berg Grében zu beheben. Dieser springt unterhalb Tachtálias stark in das Bett vor, während zugleich die gegenüber am linken Ufer befindliche Felsenbank Vrany das Bett zum Theil verengt, und aus dieser Enge gelangt das Wasser plötzlich in ein beinahe viermal so breites Bett, wodurch unterhalb des Berges Grében ein mächtiger Wassersturz entsteht, der ein sehr wesentliches Schiffahrtshinderniß bildet. Um dieses zu beheben, wird, in Verbindung mit dem durch die Stromschnelle Izlás-Tachtália zu führenden offenen Kanalbett vor Allem ein Theil des Berges Grében, der besonders bei hohem Wasserstande die Donau sehr verengt und dadurch einen ungeheuren Wassersturz verursacht, in der Breite von 150 Meter und bis zur Tiefe von 2·8 Meter über dem kleinsten und 2 Meter über dem geschwellten kleinen Wasserstand abgesprengt, worauf ein von diesem Berge ausgehender und vom linken Ufer durchschnittlich 500 Meter entfernter Staudamm gebaut und beinahe bis zur serbischen Ortschaft Milánovácz hinabgeführt wird. Hiedurch wird sich der Wasserspiegel so hoch stauen, daß einerseits die in diesem Abschnitte vorkommenden Untiefen verschwinden, also auch bei niederem Wasserstande die für die Schiffahrt erforderliche Wassertiefe vorhanden ist, und daß andererseits auch der große Wassersturz unter dem Berge Grében sich ausgleicht, also verschwindet, womit dieses Hinderniß der Schiffahrt gleichfalls entfällt.

Die volle Länge des Dammes beträgt etwa 6 Kilometer; seine Höhe, über dem kleinen Wasserstand vor der Regulirung, ist bei dem Berg Grében 2·80 Meter, von wo an sie gleichmäßig sinkt, bis zu 2 Meter beim 2.674sten Strom-Meter, und dann dieses Niveau bis ans Ende behält. Die Kronenbreite des Dammes ist am Anfang, so weit die große Wassertiefe geht, 5 Meter, später nur 3 Meter; die beiderseitige Böschung hat die Neigung von 1 : 1·50; das Baumaterial ist durchaus Stein, etwa eine halbe Million Cubikmeter, die zum Theil der nach dem Plane abzutragende Berg Grében liefert. Der Damm ist durch zwei Querdämme mit dem serbischen Ufer verbunden.

Bei der Stromschnelle Jucz wird, in Verbindung mit dem bereits erwähnten Kanalbett, gleichfalls ein Staudamm gebaut; er beginnt bei der Mündung des Porecska-Baches auf der serbischen Seite, erfordert 70.000 Cubikmeter Bausteín und hat die Aufgabe, durch Hebung und Ausgleichung des Wasserspiegels in diesem Stromabschnitt einen guten Schiffahrtsweg herzustellen.

Das letzte und größte Schiffahrtshinderniß auf der ganzen Unteren Donau ist das sogenannte Eiserne Thor. Das Bett ist hier ziemlich breit, allein die schief hindurchziehende

Felsbank Prigrada, sowie etliche vom linken bergigen Ufer in das Wasser hineinragende Felszungen und verschiedene zerstreut aufragende Klippen versperren den Weg des Wassers dermaßen, daß bei niederem Wasserstande die Schiffahrt gänzlich feiern muß, ja selbst bei mittleren Wasserständen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat und von dem Verkehr mit ganzen Schiffszügen gar nicht die Rede sein kann. Zur Beseitigung der Hindernisse am Eisernen Thore galt es also ein durchgreifenderes Mittel anzuwenden. Es wird längs des rechten Ufers, seiner leichten Einwärtskrümmung folgend, nach der auch von der internationalen Commission im Jahre 1873 empfohlenen Trace ein Kanal gebaut, der durch Dämme, welche selbst den höchsten Wasserstand überragen, gänzlich vom Strome abgetrennt ist. Die Richtschnur der Tracirung dieses Kanals war, daß sich in ihm die Niveaus oberhalb und unterhalb des Eisernen Thores bei jedem Wasserstande möglichst glatt und mit dem günstigsten erreichbaren Gefälle ausgleichen sollten, ferner daß er hinreichenden Raum für die größten Schiffszüge und sogar für deren Ausweichen gewähre. Zu letzterem Zwecke war der Eiserne Thor-Kanal ursprünglich so geplant, daß er durch Aussprengung des Felsbodens 80 Meter Sohlenbreite bei zwei Meter Tiefe unter dem niedrigsten in ihm vorkommenden Wasserstande erhalten solle. Seine ganze Länge beträgt 2.480 Meter. Die Gesammtkosten der auf diese Art durchzuführenden Arbeiten wurden auf 9 Millionen Gulden veranschlagt.

Die Tiefe von 2 Meter unter 0 im Eisernen Thor Kanal erlitt jedoch mittlerweile eine Veränderung, indem die Gesetzgebung auf den Antrag des Handelsministers Béla Lukács im Jahre 1892 (Gesetzartikel XXXII : 1892) beschloß, daß der Kanal für einen Mehrkostenbetrag von $1^1/_2$ Millionen Gulden um 1 Meter tiefer angelegt werde. Dadurch werden die auf der Unteren Donau verkehrenden Schiffe mit einem Gehalt von etwa 2.000 Tonnen und einem Tiefgang von 2·5 Meter bis nach Orsova heraufgelangen können, so daß man in der Lage sein wird, die auch aufs Schwarze Meer übergreifende Schiffahrt der Unteren Donau mit den ungarischen Staatseisenbahnen in Verbindung zu bringen und Orsova zu einem Umschlagplatz von jedenfalls bedeutendem Verkehr zu entwickeln. Bei solchem Ausbau erforderte der Eiserne Thor Kanal, sammt der von hier bis Orsova anzulegenden Schiffahrtsstraße, das Absprengen von etwa 450.000 Cubikmeter Felsen, sowie die Verbauung von 340.000 Cubikmeter Stein und 250.000 Cubikmeter gemischten Materials.

Die Geschwindigkeit des abfließenden Wassers ist im neuen Eisernen Thor-Kanal auf 4 bis 5 Meter die Secunde, die Menge des abfließenden Wassers bei niederem Wasserstand auf rund 1.000 Cubikmeter, bei mittlerem auf 2.000, bei hohem auf 3.000 Cubikmeter die Secunde berechnet. Hingegen beträgt die abfließende Wassermenge im Strombette bei niederem Wasserstande etwa 2.000 Cubikmeter, wovon also gerade die Hälfte in

den Eisernen Thor-Kanal einzuleiten ist, um darin die berechnete Wassertiefe herzustellen. Die hiedurch entstehende große Geschwindigkeit des Wasserlaufes macht es nothwendig, die Schiffe bergan in künstlicher Weise ziehen zu lassen, doch wird dies der Schiffahrt keineswegs ein Hinderniß bereiten und der Kanal genügt selbst den größten Anforderungen, welche die Donauschiffahrt unter den obwaltenden Verhältnissen an ihn stellen kann.

Nachdem die Gesetzgebung durch den Gesetzartikel XXVI: 1888 die zur Durchführung der Regulirungsarbeiten erforderlichen 9 Millionen Gulden bewilligt hatte, organisirte der Minister Gabriel Baross im Juni 1889 die zur Leitung und Beaufsichtigung der Arbeiten berufene königlich ungarische technische Bauleitung der Eisernen Thor-Regulirung. Er stellte an ihre Spitze den Sectionsrath Ernst Wallandt, betraute den Flußregulirungs-Ingenieur und gewesenen Landes-Bauinspector Julius Hajdu, den Braunschweiger Maschinenfabrikanten Hugo Luther und die Berliner Discontogesellschaft mit der Durchführung der Arbeiten und schloß mit Letzteren als Generalunternehmern am 22. Mai 1890 den Unternehmungsvertrag endgiltig ab. In diesem Vertrage war die Beendigung der ganzen Arbeit bis Ende 1895 bedungen. Die Arbeiten wurden in feierlicher Weise in Gegenwart von Vertretern der gemeinsamen, der österreichischen und ungarischen, sowie der serbischen Regierung und einer großen Anzahl von Interessenten am 15. September 1890 begonnen, wobei Gabriel Baross die Aufgabe zufiel, die Ausführung dieser großartigen Arbeiten durch Sprengung des unteren Bergfortsatzes am Grében eigenhändig zu beginnen. Dieser bedeutsame Moment ist durch eine gleich an der Einfahrt der Unteren Donau bei Alibég in die Felswand des linken Ufers eingegrabene Gedenktafel verewigt.

Der Beginn der Arbeit zog alsbald die Entstehung ganzer Beamten- und Arbeitercolonien längs der einzelnen Stromschnellen nach sich; die sonst stumme Gegend belebte sich, in den Steinbrüchen wimmelte es tausendköpfig, die Klippen der Donau widerhallten vom Getöse der Bohr-, Steinbrech- und Baggermaschinen, die sich bemühten, sie abzubröckeln und hinwegzuschaffen; ganze Reihen von Schiffen und Eisenbahnzügen schleppten Steine herbei, im Eisernen Thor-Kanal mühten sich Hunderte, ja Tausende von Arbeitern, kurz Alles war Bewegung und Thätigkeit, war von einem bisher unbekannten Leben erfüllt. Es dauerte nicht lange, so stürzte der Bergkegel des Grében in Trümmer, denn die riesigen Minen waren mitunter mit 50 bis 80 Metercentner Dynamit geladen, und die Unmassen mit uralten versteinerten Ammoniten durchsetzten Kalkgesteins wurden zu Schiff und zu Bahn hinweggeschleppt, um den Grébendamm bauen zu helfen.

Für die anzulegenden Kanalbetten wurde vor Allem der Felsengrund mittelst eines eigens zu diesem Zweck sehr sinnreich construirten Sondirschiffes genau ausgemessen; dann begannen die auf Schiffen installirten Felsenbohr- und Brechmaschinen, letztere mit

8 bis 10 Tonnen schweren, 30 bis 40 Centimeter dicken, 9 Meter langen eisernen, in Stahlspitzen ausgehenden Meißeln versehen, ihre titanische Arbeit des Ausbrechens harter Granit-, Syenit- und Kalksteinfelsen, und schließlich schafften gewaltige Baggermaschinen die abgelösten Felsbrocken beiseite.

Mittlerweile wurden die beiderseitigen Dämme des Eisernen Thor-Kanales zum Theil aufgebaut und man ging in seinem abgesperrten Bette mit voller Kraft, und zwar Händekraft, an die Austiefung der aus einem Gemisch von Kalkstein und Schiefer bestehenden Felsenrinne.

Sowohl die Leiter, als auch die Unternehmer waren von einem edlen Ehrgeiz beseelt, der sie sozusagen mit elementarischer Kraft zur energischen Förderung des Werkes trieb; die Arbeiten wurden auf dem größten Fuße organisirt, die Maschinen fortwährend verbessert, die Arbeitseintheilung aufs zweckmäßigste getroffen, kurz Alles trug von vornherein die Gewähr des Erfolges in sich.

Zur tausendsten Jahreswende der Begründung Ungarns wird auch dieses große Werk beendigt sein. Ungarn wird einerseits dieser hochwichtigen Aufgabe gerecht, die ihm durch die europäischen Großmächte im Berliner internationalen Vertrage vom Jahre 1878 übertragen worden, anderseits aber öffnet es durch die Sicherung der ungehinderten Schiffahrt in den Stromschnellen der Unteren Donau die Pforten des Ostens und den natürlichsten Weg nicht nur für Ungarn, sondern für ganz Westeuropa.

Der Donaustrom, der von Ulm bis zum Schwarzen Meere in einer Länge von 2.641 Kilometer schiffbar ist und auf seinem Wege die Ufer von sieben Ländern bespült, hat, schon vermöge dieser ausnehmend günstigen natürlichen Lage und seines großen Wasserreichthums, gleichsam von selbst die Bewohner seiner Ufer zum Wasserverkehr angeleitet. Schon die Römer, welche auch die Donau als Heerstraße für ihre Eroberungszüge verwendeten, befuhren sie mit Schiffen. Im Mittelalter trug sie auch Handelsschiffe von Regensburg bis zum Schwarzen Meer und es entspann sich auf ihr ein ziemlich reger Handel, dessen Ziel die Ufer Kleinasiens waren. Später erschienen die Fahrzeuge der türkischen Eroberer, und in neuester Zeit hat sich der friedliche Handelsverkehr des ganzen Stromes bemächtigt.

Die früheren primitiven, schwerfälligen Zustände der Donauschiffahrt wurden durch die Einführung der Dampfschiffahrt sozusagen mit einem Schlage umgestaltet. Die bahnbrechenden Schritte auf diesem Gebiete geschahen durch Bernhardt und St. Leon schon zu Ende des zweiten Decenniums unseres Jahrhunderts; allein ihr Unternehmen mißlang. Weit später, am 11. April 1828, erhielten die englischen Schiffsbauer John Andrews und Joseph Prichard für 15 Jahre ein ausschließliches Privilegium auf Dampfschiffe

ihrer Construction und das Befahren der Donau mit diesen Fahrzeugen. Auf dieser Grundlage constituirte sich am 13. März 1829 die erste Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, die auf 15 Jahre, vom 1. September 1830 an gerechnet, gegen die Concurrenz von Schiffen der neuen privilegirten Construction geschützt wurde, und ein königliches Rescript vom 22. April 1831 dehnte dieses Privilegium auch auf die Länder der ungarischen Krone aus. Unter den Actionären der neuen Gesellschaft finden wir nach dem König die vornehmsten Magnatenfamilien Ungarns. Die Gesellschaft bildete sich anfangs nur mit einem Grundcapital von 105.000 Gulden und baute damit im Jahre 1830 den Dampfer „Franz I." von 60 Pferdekräften, mit dem im October und November 1830 blos auf dem Stromabschnitte Raab-Waitzen-Budapest einige Fahrten gemacht wurden, um dem Publikum die Wichtigkeit des neuen Verkehrsmittels vor Augen zu führen. Die Gesellschaft betrieb jedoch das Schiffahrtsgeschäft nicht selbst, sondern verpachtete ihr Schiff für 9000 Gulden jährlich. Die regelmäßigen Schiffstouren begannen am 1. Februar 1831. Von da an entwickelte sich die Donau-Dampfschiffahrt von Jahr zu Jahr weiter. Daß auch das große Publikum die Bedeutsamkeit und die weitreichenden volkswirthschaftlichen Vortheile erkannte, war in erster Reihe das Verdienst des Grafen Stefan Széchenyi, der die große Zukunft der Donauschiffahrt und den günstigen Einfluß, den sie auf die landwirthschaftliche Production und den Verkehr des Landes haben würde, schon damals voraussah. Die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft hat sich ihren Spielraum im Donauverkehr sozusagen Schritt für Schritt erobert und ihren Verkehr schon 1834 selbst auf das Schwarze Meer ausgedehnt. Im Jahre 1835 übernahm die Gesellschaft ihre sämmtlichen Schiffe und das Schiffahrtsgeschäft in eigene Verwaltung; sie legte in der Nähe Budapests einen Winterhafen an und erwarb gleichzeitig die Altofner-Insel für die Anlage einer Schiffswerfte. Im Jahre 1836 begann sie die Schiffe zu versichern. Von da an hob sich der Schiffsverkehr stufenweise von Jahr zu Jahr, und auch die Gesellschaft war bestrebt, in gleichem Maße die Zahl ihrer Schiffe zu vermehren. Im Jahre 1844 besaß sie bereits 6 Seeschiffe, 21 fertige und 5 im Bau begriffene Donaudampfer mit insgesammt 2.466 Pferdekräften; sie beförderte in diesem Jahre 349.875 Personen und 577.000 Metercentner Waaren. Indeß war die Gesellschaft im Jahre 1845 gezwungen, infolge der entstandenen großen Concurrenz und anderer ungünstigen Umstände die Seeschiffahrt aufzugeben und verkaufte ihre Seedampfer an die Seeschiffahrts-Gesellschaft „Österreichischer Lloyd". Hingegen verlegte sie sich von da an, gleichsam mit erneuerter Kraft, auf die Fortentwicklung der Donauschiffahrt. Sie vermehrte unausgesetzt ihre Schiffe und Schleppschiffe, sie legte immer neue Stationen an, sie arbeitete neue Statuten aus und schuf sich ein Geschäftsreglement, das am 30. November 1846 höchstenorts bestätigt wurde, worauf die Gesellschaft eine eigene Direction aufstellte und zugleich die

Verlängerung ihres Privilegiums um 35 Jahre erwirkte. So begann eine lebhafte Thätigkeit, deren sichtbare Ergebnisse nicht lange auf sich warten ließen. Da der beinahe stürmische Aufschwung der Dampfschiffahrt einen gesteigerten Steinkohlenverbrauch mit sich brachte, trachtete die Gesellschaft sich dafür eine billige Quelle zu sichern, indem sie 1852 den Grund zum Fünfkirchner Steinkohlenbergbau legte und zur Beförderung der Kohle die Mohács-Fünfkirchner Eisenbahn erbaute.

Das Jahr 1856 brachte eine bedeutsame Wendung in die Donauschiffahrt. Nach dem Krimkriege versammelte sich in Paris ein Congreß der europäischen Großmächte, der am 30. März 1856 die Freiheit der Donauschiffahrt aussprach; durch die Veröffentlichung der Donauschiffahrtsacte vom 7. November 1857 trat dann die freie Schiffahrt auf der Donau vom 1. Januar 1858 an thatsächlich in Kraft. Dies war ein sehr empfindlicher Schlag für die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, denn es hob das ihr verliehene Privilegium auf und eröffnete die Donau dem freien Wettbewerb.

Zwar wurde die Gesellschaft für diesen Verlust durch die Regierung insofern schadlos gehalten, daß diese ihr kraft des am 20. Mai 1857 zu Stande gekommenen Vertrages bis 1880 unter gewissen Modalitäten einen jährlichen reinen Nutzen von 1,920.000 Gulden garantirte, allein dies beschränkte die Geschäftsfreiheit der Gesellschaft dermaßen, daß ein neues Übereinkommen nothwendig wurde. Nach langen Verhandlungen wurde im Jahre 1873 die Unabhängigkeit der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft durch ein Gesetz gesichert.

Mittlerweile fuhr die Gesellschaft fort, ihre Flotte zu mehren und ihr Geschäft auszudehnen. Im Jahre 1862 übernahm sie die aus 15 Dampfern und 19 Schleppschiffen bestehende Flottille der baierischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft; dadurch stieg die Zahl ihrer Dampfer -- die beiden Seedampfer mitinbegriffen -- auf 136 und die ihrer Schleppschiffe auf 529, welche in demselben Jahre 716.858 Personen und 8,717.000 Metercentner Waaren beförderten. Der erfreuliche und erhebliche Aufschwung des landwirthschaftlichen Geschäftes brachte schon seit den Sechziger Jahren immer mehr Leben in die Schiffahrt, und als die Donau freigegeben war, entstanden alsbald auch concurrirende Gesellschaften. Im Jahre 1865 bildete sich die Raaber Dampfschiffahrts-Actiengesellschaft, die sich 1893 in eine Ungarische Dampfschiffahrts-Actiengesellschaft mit dem Sitze Budapest verwandelte. Im Jahre 1866 bewilligte der königlich ungarische Statthaltereirath die Gründung der Dampfschiffahrts-Gesellschaft für die mittlere Donau, die spätere Erste ungarische Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Als das Jahr 1867 Ungarn die Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Regierung brachte, begann in allen Zweigen der wirthschaftlichen Thätigkeit eine so rege Entwicklung, daß sie sich naturgemäß auch im Steigen des Schiffahrtsverkehrs äußerte. Dazu kam noch die reiche Ernte

von 1868, die den großen Ausfuhrverkehr nach sich zog, so daß die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft in diesem Jahre mit 145 Dampfern und 616 Schleppschiffen insgesammt 1,179.691 Personen und 12,413.000 Metercentner Waaren beförderte und nicht einmal im Stande war, den Verkehrsbedürfnissen des gewaltig gestiegenen Ausfuhrgeschäftes völlig zu genügen. Dieser große Aufschwung zog eine Reihe von Gründungen neuer, allerdings in bescheidenem Rahmen gehaltener Dampfschiffahrts-Unternehmungen nach sich. Diese traten zwar in lebhaften Wettbewerb mit der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, konnten aber, da sie sich auch gegenseitig drückten, nicht recht aufkommen; infolge dessen vereinigten sich im Jahre 1871 die Erste ungarische Dampfschiffahrts-Gesellschaft, der Ungarische Lloyd, die Pester Frachtdampfschiffahrts- und die Landes-Dampfschiffahrts-Gesellschaft und bildeten auf Grund der vom 8. April 1871 datirten Schiffahrts-Concession die Vereinigte ungarische Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Indeß, bei der immer stärkeren Concurrenz und unter dem Drucke der immer übermächtigeren Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, sank diese Unternehmung alsbald in Trümmer und ihr gesammtes Schiffsmaterial wurde 1874 durch die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft übernommen, deren Flotte dadurch auf 205 Dampfer (mit 17.890 Pferdekräften) und 729 Schleppschiffe anwuchs, welche im Jahre 1875 1,424.226, beziehungsweise mit Hinzurechnung des Local- und Überfuhrverkehrs $2^1/_2$ Millionen Personen und 11,888.000 Metercentner Waaren beförderten. Allein die rapide Entwicklung des Eisenbahnnetzes und die auf Hebung der wirthschaftlichen Zustände des Landes abzielende Eisenbahn-Verkehrspolitik lasteten mit drückender Schwere auf dem Schiffahrtsgeschäft im Allgemeinen und ganz besonders auf der etwas schwerfällig organisirten Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Trotz der Millionen, die der Staat an Regulirungsarbeiten wandte, welche die Schiffbarkeit der Donau steigerten, wurde die Lage der Gesellschaft, da die Beförderungspreise fortgesetzt sanken, von Jahr zu Jahr bedrängter. Dennoch konnte die drückende Concurrenz der Eisenbahn das Entstehen immer neuer Schiffahrts-Unternehmungen nicht hindern, und die k. k. privilegirte Österreichische Staatseisenbahn-Gesellschaft selber, dann im Jahre 1890 die königlich ungarischen Staats-Eisenbahnen richteten auf der Donau, in Verbindung mit ihren Endstationen, gleichfalls Schiffahrtsbetriebe ein, und als im Jahre 1891 die Verstaatlichung der österreichisch-ungarischen Staatsbahn erfolgte, wurde die Flottille der königlich ungarischen Staats-Eisenbahnen ein bereits namhafter Factor im Schiffahrtsverkehr der Donau. Außerdem gibt es noch einige kleinere Schiffahrts-Unternehmungen, die den Interessen der heimischen Landwirthschaft und industriellen Productionen dienen.

Die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft hat sich aus kleinen Anfängen hauptsächlich auf ungarischem Gebiete zu einem so mächtigen Unternehmen entwickelt, dessen Gleichen

nirgends zu finden ist. Und wie sie wuchs an Kraft und Leistungsfähigkeit, wie sie dementsprechend den Schiffahrtsinteressen der Donau und ihrer Nebenflüsse diente, das ergibt sich klar genug aus dem Zusammenhalte einiger Zahlen. Die im Jahre 1830 mit einem Stammcapital von 105.000 Gulden und einem Dampfer von 60 Pferdekräften gegründete Gesellschaft besaß im 50. Jahre ihres Bestandes (1880), bei einem Actiencapital von 25 Millionen und einer Schuldenlast von 17 Millionen Gulden, 185 Dampfer und 719 Schleppschiffe, auf denen sie 3,115.853 Personen und 13,419.000 Metercentner Waaren beförderte, was sich 12 Jahre später (1892) auf 2 See- und 189 Flußdampfer, 766 Schleppschiffe, 3,271.352 Passagiere und 18,303.740 Metercentner Waaren erhöht hatte.

Dieser Verkehr bezieht sich selbstverständlich auf die ganze Donau und ihre Nebenflüsse; der größte Theil aber, nämlich etwa 76 Procent des Personen- und 86 Procent des Frachtenverkehrs, gehört der ungarischen Donau, beziehungsweise den ungarischen Gewässern an. Die Flotte und das liegende Vermögen der Gesellschaft hat einen Werth von über 42 Millionen Gulden. Die Gesellschaft wäre in der Lage mit ihren Schiffen eine Milliarde Tonnen Waaren und 5 Millionen Reisende zu befördern. Bei ihrem Schiffahrtsgeschäfte sind 4.400, in ihren Schiffswerften 1.500, in ihren Bureaux u. s. w. 1.500 Personen angestellt, davon etwa 70 Procent Ungarn. Der Kohlenverbrauch der Gesellschaft beträgt nahe an 2½ Millionen Metercentner jährlich, wovon 1½ Millionen aus ihren eigenen Bergwerken bezogen werden. Schließlich wird die große Ausdehnung ihres Geschäftskreises auch dadurch gekennzeichnet, daß die Gesellschaft 163 Agenturen, davon 84 in Ungarn, besitzt.

Der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft gehört also mit Recht die Führerrolle in der Donauschiffahrt. Allein die Freiheit der Schiffahrt läßt auch neben dieser mächtigen Gesellschaft Raum genug für die Thätigkeit anderer, mehr oder minder bedeutender Unternehmungen, welche, Dank ihrer größeren Rührigkeit und einer schmiegsamen Anpassung an die Anforderungen des Handelsverkehres, immer mehr Wichtigkeit erlangen. Einen hervorragenden Platz nimmt unter ihnen vor Allem die Dampfschiffahrts-Unternehmung der königlich ungarischen Staats-Eisenbahnen mit 13 Dampfern ein; dann folgen die Ungarische (früher Raaber) Dampfschiffahrts-Gesellschaft mit 6, die Luczenbachersche Schiffahrts-Unternehmung mit 6, die Guttentagsche Unternehmung mit 6, die Eggenhofersche mit 6, die Drau-Dampfschiffahrts-Unternehmung mit 5 und das Dampf-Remorquirungs-Unternehmen des Franzenskanals mit 3 Dampfern und überdies mehrere kleinere Privat-Unternehmungen. Diese Schiffahrts-Unternehmungen verfügen zusammen über 50 Dampfer und befördern jährlich etwa 11 bis 12 Millionen Metercentner Waaren, also etwa 40 Procent des ungarischen Schiffsverkehrs, der aber größtentheils dem inländischen Verkehr angehört.

Allein die Donauſchiffahrt iſt noch keineswegs ſo weit entwickelt, als die günſtige natürliche Lage dieſes mächtigen Stromes, ſeine große Länge und die beſonders günſtigen Eigenſchaften ſeines Bettes und Waſſers es geſtatten würden. Und wenn erſt die Regulirung des Eiſernen Thores und der übrigen Stromſchnellen der Unteren Donau beendigt ſein und die Schiffahrt des Oſtens und Weſtens ſtatt der bisherigen Hinderniſſe einen jederzeit offenen Weg finden wird, dann werden ohne Zweifel neue Flotten von Dampfern die Donau noch mehr beleben und die ungariſche Flagge wird den ihr gebührenden Platz in der Donauſchiffahrt mit voller Geltung einnehmen.

Der Dampfer „Orient".

Thongefäße aus den Urnengräbern bei Ödenburg.

Denkmäler der Urzeit, Römerzeit und Völkerwanderungszeit jenseits der Donau.

Die Wissenschaft, die sich mit der Urzeit der Menschheit beschäftigt, hält die aus Feuerstein und Obsidian durch Absplittern und Spalten hergestellten rohen, nicht geschliffenen Werkzeuge für ein Kennzeichen der diluvialen oder paläolithischen Zeit. In fast allen Comitaten jenseits der Donau (im „Dunántúl“), besonders im Raaber, Veßprémer und Tolnaer Comitat, wurden derlei Werkzeuge, namentlich Splitter und Messer, stellenweise auch in größerer Anzahl gefunden; trotzdem läßt sich in Ermanglung anderer Daten bisher nicht behaupten, daß in der vor der Eiszeit liegenden Periode auch diese Gegend von Menschen bewohnt gewesen sei, und zwar um so weniger, als nicht einmal sicher ist, ob die erwähnten Gegenstände nicht aus späterer Zeit stammen.

Jenseits der Donau beginnen die Daten zur Geschichte der menschlichen Cultur mit der auf die Eiszeit folgenden sogenannten neolithischen Periode, der Zeit der geschliffenen Steingeräthe. Diese sind dort die ältesten Denkmäler der Art und Weise, wie der Mensch es versucht, Stein, Thon, Knochen, Horn, Muscheln und andere ihm zur Hand liegende Stoffe zu bearbeiten, zu formen, erst blos um sie seinen Lebensbedürfnissen entsprechend zweckmäßig, dann auch um sie gefällig zu machen. Solche Culturschichten sind im Lande jenseits der Donau nur wenige bekannt. Die bisherigen durch systematisches Nachgraben betriebenen Forschungen haben im Ödenburger Comitat aus dem Bette des 1874 ausgetrockneten Neusiedlersees, dann im Tolnaer Comitat in den Flußthälern des Kapos und Sió eine größere Anzahl von Gegenständen zu Tage gefördert, die in der jüngeren Steinzeit durch Menschenhand bearbeitet sind.

Die charakteriſtiſcheſten Funde aus dem Neuſiedlerſee ſind: zwei geſchliffene und durchbohrte Steinäxte, einige geſchliffene Beile, Schleifſteine, Meſſer, Feuerſteinſplitter, ein bearbeitetes Hirſchgeweih, endlich Bruchſtücke verſchiedener mit freier Hand geformter, mit Eindrücken des Fingernagels oder der Beinnadel und mit Kerbungen verzierter Thongefäße. Zweifellos bezeichnen dieſe Gegenſtände die Cultur der jüngeren Steinzeit. Daß ihre Verfertiger auf Pfahlbauten, die über das Niveau des Sees emporragten, gewohnt hätten, iſt nicht bewieſen. So lange keine Pfahlreſte gefunden ſind, ſcheint die Annahme empfehlenswerther, daß dieſe Anſiedlung auf dem damals trockenen Boden des Sees geſtanden habe.

Im Tolnaer Comitat hat die Gegend der Dörfer Kölesd, Puszta-Borjád, Medina und Ráczegres zahlreiche Funde aus der jüngeren Steinzeit, namentlich Thongefäße geliefert. Alle aber werden an wiſſenſchaftlichem Intereſſe übertroffen durch den in ſeiner Art einzigen Lengyeler Fund, der in der Nähe des Dorfes Lengyel längs des Kapos-fluſſes auf einer etwa 15 Joch großen, aus einer Lößſchichte beſtehenden und mit einem Erdwall umzogenen Anhöhe gemacht wurde. Es iſt dies eine jener wenigen urzeitlichen Niederlaſſungen Ungarns, die durch ſyſtematiſche Nachgrabung erforſcht ſind. So geben denn die Örtlichkeit, die vorgefundenen 150 Skelette und etwa 10.000 Stück primitive Artefacte ein deutliches Bild jenes Volkes, ſeiner Lebensweiſe und ſeiner Handfertigkeit. Die Schädel ſind von beträchtlicher Größe und einer Form, wie ſie ſelbſt unter den ariſchen Völkern ſelten ſo ſchön vorkommt; ſie berichten von einer geiſtig beſonders entwicklungsfähigen Race. Es ſcheint, daß das Zuſammenleben auch ſchon irgend eine geſellſchaftliche Organiſation als Grundlage hatte; die Bearbeitung der Stoffe ſtand jedoch noch auf niedriger Stufe. Die Handfertigkeit reichte hinſichtlich des Zuſammenfügens der Stoffe nur ſo weit, daß mit Lehm verſtrichene Ruthengeflechte verfertigt und daß im Bohrloch der Steinaxt ein Stiel befeſtigt wurde. Von etwas Gebautem iſt daher keine Spur vorhanden. Als Wohnungen dienten in den Löß gehöhlte bienenkorbförmige Löcher, 3 bis 4 Meter hoch, am Grunde 2 bis 3 Meter breit und an der Spitze mit einer runden Eingangsöffnung verſehen. In beſonderer Gruppe befinden ſich gleichfalls im Löß ausgehöhlte, allein weniger tiefe Feuerſtellen, deren Boden mit einer Aſchenſchicht, mit Küchenabfällen, Thierknochen und Gefäßſcherben bedeckt iſt. Die Getreideſpeicher waren gleichfalls bienenkorbförmige, 3 Meter tiefe, jedoch engere und mit lehmbeworfenem Weidengeflecht gefütterte Höhlungen, aus denen große Thongefäße mit verkohltem Getreide ans Licht gefördert wurden. Die Todten waren mit dem Geſicht gegen Oſten, in kauernder Stellung auf die rechte Seite gelegt, begraben. Die in den Wohnungen und Gräbern gefundenen künſtlichen Gegenſtände ſind: aus Feuerſtein, Obſidian und Jaſpis geſpaltene Meſſer, Schaber, Pfeilſpitzen, durch Abſplitterung zugeſpitze Bohrer, Äxte, Meißel,

durchbohrte Beile und Schlagkolben aus geschliffenem Stein, Mahl-, Spalt- und Schleifsteine, aus Knochen und Geweihen geformte Werkzeuge, aus Dentaliumschnecken, Muscheln und Thon, vereinzelt sogar aus Kupfer gefertigte Perlen, endlich aus grobem Thon mit freier Hand geformte, mangelhaft gebrannte, hie und da roth gefärbte, primitiv verzierte Gefäße von verschiedener Gestalt.

Aus Kupfer geschmiedete Geräthe wurden jenseits der Donau bisher nur sporadisch und stückweise gefunden. Ein größerer Fund aus der Kupferzeit, welche die beginnende Bearbeitung der Metalle bezeichnet und der Bronze vorausgeht, ist in dieser Gegend bisher nicht gemacht.

Aus der Bronzezeit findet sich bisher jenseits der Donau keine durch systematische Ausgrabung erforschte größere Niederlassung. Denkmäler dieser Kulturperiode wurden dort nur durch glücklichen Zufall und meist sporadisch gefunden. Die Grabfunde sind sehr selten. Unter den Depotfunden kommt kein aus noch unbenützten Gegenständen bestehendes sogenanntes Handelsdepot vor. Außer den Resten einiger Gußwerkstätten sind am häufigsten in Gefäßen verwahrte, zumeist geringere Schatzfunde. Erwähnung verdienen die im Baranyaer Comitat bei Bozsók, im Tolnaer Comitat zu Duna-Földvár und Mohács, im Veßprémer Comitat bei Bakony-Somhegy, ferner im Komorner Comitat an nicht näher bestimmtem Orte gefundenen Werkstättenreste. Vom Bozsóker Fund sind 200 Stück die Gußwerkstätte charakterisirende verschiedenartige Bruchstücke, Rohstoffe und unbeschädigte Gegenstände, meist Sicheln und Hohlcelte, aus dem Komorner Comitat etwa 60 Stück ins ungarische Nationalmuseum gelangt. Einzelne Gußformen wurden in den Umgebungen von Fünfkirchen, Ercsi und Duna-Földvár gefunden. Bedeutendere Schatzfunde sind die von Ercsi im Weißenburger, von Gyermely (34 Stück) im Komorner, von Kér (60 Stück), Csabapußta (36 Stück), Törökkopány und Orczi (30 Stück) im Somogyer, von Bonyhád (208 Stück) und Rácszegres im Tolnaer, von Güns (mehrere hundert Stück) im Eisenburger und von Pölöske (40 Stück) im Zalaer Comitat. Bei Keßthely befanden sich in einem aus Steinen zusammengefügten Grabe neben dem Skelet eine Nadel und eine Schwertklinge aus Bronze; bei Csabrendek, gleichfalls im Zalaer Comitat, zwei Skelette und neben jedem ein Gürtel, ein Schwert, eine Stecknadel, ein Armband und eine Lanzenspitze, sämmtlich aus Bronze. Denkmäler der anderen in der Bronzezeit gebräuchlichen Bestattungsweise, der Leichenverbrennung, sind die in Simontornya gefundene Aschenurne, in der sich drei Nadeln, zwei Ohrgehänge, ein gedrehter Reif und vier Scheiben befanden, ferner die bei Duna-Almás im Komorner, bei Perkáta und Nagy-Lóót im Weißenburger, bei Gerjen und Kölesd im Tolnaer Comitat aufgegrabenen Urnenfelder. Am letzteren Orte fanden sich auch einige Bronzegegenstände. Die sporadischen Funde sind verhältnißmäßig die zahlreichsten. Die erwähnten größeren

Funde mitinbegriffen wurden in den zwölf Comitaten jenseits der Donau an mehr als fünfzig Orten Geräthe der Bronzezeit gefunden. Diese Thatsache stellt es außer Zweifel, daß die Cultur der Bronzezeit in allen Theilen des Landes jenseits der Donau verbreitet war. Ferner beweisen die beiden größeren Gußwerkstätten und die einzelnen Gußformen, daß die Bronzegeräthe nicht aus der Fremde im Wege des Handels hieher gelangten, sondern daß auch die Bewohner dieser Gegend im Bronzeguß bewandert waren, daß sie jene Behandlungsart des Rohstoffes, die ein Hauptkennzeichen dieser Culturperiode bildet, auszuüben verstanden. Trotz alledem muß freilich zugegeben werden, daß das Land jenseits der Donau im Vergleich zu anderen Theilen Ungarns an Denkmälern der Bronzezeit arm ist. Überblickt man die Gesammtheit der Denkmäler, welche die Bronzezeit jenseits der Donau zurückgelassen, so erkennt man als ihre Eigenthümlichkeit, daß die Zahl der zu friedlichem Gebrauche bestimmten Geräthe überwiegt. Häufig sind namentlich Celte verschiedener Art und Sicheln, auch kommen Schmuckgegenstände (Nadeln, Armringe, Gürtel, Ohrgehänge u. s. w.), dagegen nur wenig Waffen vor. Pfeil- und Lanzenspitzen, Schwerter u. s. f. finden sich, meist in Bruchstücken, auch in dieser Gegend, nicht aber die charakteristischesten Werkzeuge der Bronzezeit in Ungarn, jene mit eingegrabenen Linien reich verzierten gewaltigen Spitzhacken, Handbeile, Stockbeile und Hämmer, sowie die als Handschutz dienenden Spiralscheiben. Das bei Gilvánsa im Baranyaer Comitat gefundene Bronzebeil ist eine Ausnahme. Dazu kommt noch, daß auch die die ungarische Bronzezeit charakterisirenden Formen bei den Gegenständen von jenseits der Donau sehr selten sind. Die lilienblattförmigen Schwertklingen und die prächtigen, in Form einer Schale endigenden Schwertgriffe sind dort fast unbekannt. Ein schönes Exemplar ist neuestens aus Sopron-Nyék (Ödenburger Comitat) ins ungarische Nationalmuseum gelangt. Auch die mit Drahtspiralen versehene flache Fibel, eine eigenthümliche ungarische Form, und die Sichel mit zurückgebogenem Stiel kommen in dieser Gegend nur ausnahmsweise vor. Eine solche Fibel wurde in der Raaber Gegend gefunden, eine andere im Schatz von Gyermely, und eine Sichel mit zurückgebogenem Stiel kam im Schatz von Kér vor.

Daß die Thonindustrie der Bronzezeit weit vorgeschritten war, bezeugen einige kleinere Funde, besonders die bei den Dörfern Gerjen und Kölesd im Tolnaer Comitat ausgegrabenen Gefäße. Die Formen der sehr verschiedenartigen, größeren und kleineren, mit freier Hand gebildeten Gefäße sind stets zweckmäßig und oft zierlich, das geometrische Ornament, dessen mit freier Hand gezeichnete oder mit einem Model eingepreßte Linien durch die weißliche Farbe einer Kalkeinlage mehr Bestimmtheit gewinnen, ist gut angeordnet, die Henkel haben am Rande des Gefäßes eine mondartige Vertiefung, lauter Eigenschaften, durch welche diese beiden Funde die Töpferei der Bronzezeit in ausdrucksvoller Weise kennzeichnen.

In der auf die Bronze folgenden Eisenzeit war das Land jenseits der Donau, wie ganz Mittel-Europa, von Kelten bewohnt, und zwar saßen sie, wie es scheint, am dichtesten nördlich vom Zwischenlande der Donau und des Plattensees in den Comitaten Tolna, Weißenburg, Pest, Gran und Komorn, sowie in der Gegend des Neusiedlersees. Dort hauste der Stamm der Aravisker, hier der der Bojer, dessen Spuren wir auch in Ober-Italien, Baiern und Böhmen begegnen. Diese, wie es scheint, von friedlicheren Neigungen erfüllten, gelehrigeren Stämme des kriegerischen, durch eine mächtige Individualität hervorragenden Keltenvolkes standen auf höherer Culturstufe und waren in Städten ansässig. Dies beweist auch der Umstand, daß das Land jenseits der Donau sogar noch in römischer Zeit nicht weniger reich an keltischen Ortsnamen war als Gallien selbst. Nennen wir davon: Aquincum, Alisca, Bregetio, Sabaria, Scarabantia, Arabona, Crumerum, Cambona, Lugio, Curta, Matrica. Außerdem kennen wir aus römischen Inschriften Unter-Pannoniens bisher schon über fünfzig keltische Namen.

Die Denkmäler aus der Keltenzeit stehen jedoch in keinem Verhältniß zur Zahl der Ortsnamen, noch auch zu der wichtigen geschichtlichen Rolle, welche dieses Volk hier, vom Beginn des IV. Jahrhunderts vor Christus angefangen, über 300 Jahre lang gespielt hat. Der Zahl nach sind das Bemerkenswertheste die Grabhügel, deren größere Kammer oder kleinere Höhlung zumeist mit Stein, seltener mit Holzpfosten ausgekleidet war; noch seltener sind die mit Stein gewölbten Kammern. Solche Grabhügel finden sich am häufigsten im Mittelpunkte des von keltischen Stämmen bewohnten Gebietes: im Weißenburger Comitate „Százhalom“ („hundert Hügel“) bei Érd, dann im Ereßtonywalde bei Csurgó, auch bei Pátka und Alsó-Szent-Iván; ferner bei Budapest, in der Kelenföld-Ebene südlich des Blocksberges; bei Szalaczka im Somogyer, bei Bonyhád (wiederum „Százhalom“) im Veßprémer, bei Csabrendek im Zalaer, bei Hövej im Ödenburger Comitat, hier aber ganz besonders auf den Bergen bei Ödenburg. Diese Denkmäler haben längst die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gelenkt. Sehr viele Hügel wurden auch eröffnet, doch erfüllte ihr Inhalt die Erwartungen nicht. Außer Aschenurnen und den Scherben einiger anderer Gefäße erhielt man nur wenige kleinere Eisen- und Bronzegegenstände, während aus den Pátkaer Hügeln unter Anderem zwei silberne Gewandspangen an den Tag kamen.

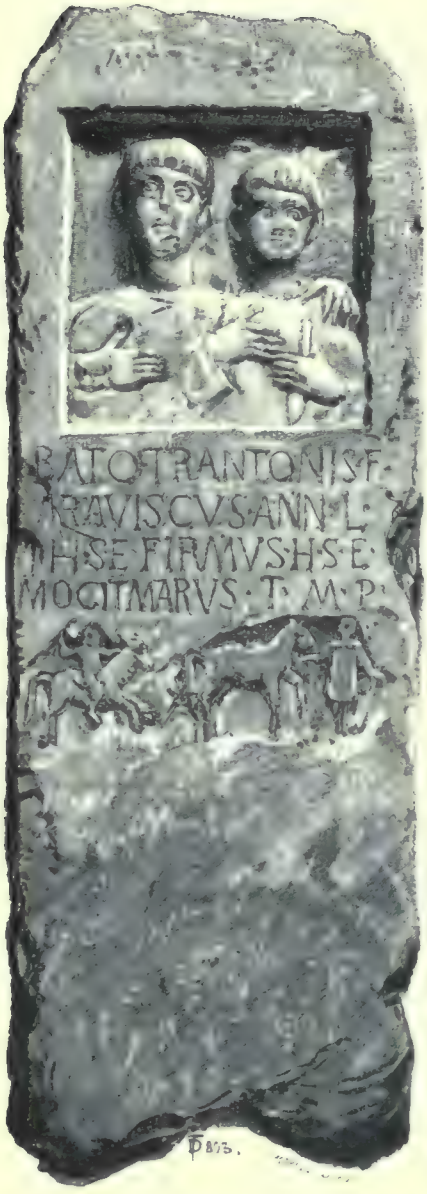
Die aus grobem Thon mit der Hand geformten und meist schlecht gebrannten Gefäße oder deren Bruchstücke deuten durch ihr allerdings sehr primitives Ornament, so namentlich durch den auf barbarische Art hergestellten Mäander, darauf hin, daß das Volk, dessen Bestattungsplatz hier vorliegt, die römische Kunst schon kannte. Auch das Vorkommen einiger Scherben von rothen Gefäßen spricht dafür. Dies erklärt sich entweder daraus, daß die Kelten schon im V. Jahrhundert v. Chr. in Ober-Italien mit den Römern verkehrt

haben, oder daraus, daß sie sich diese Einzelheiten unter den römischen Eroberern aneigneten und sie dann plump nachahmten. Darum ist die Zeit der Gräber, die zwischen dem IV. Jahrhundert vor und dem IV. Jahrhundert nach Christus schwankt, nicht genau festzustellen. Wahrscheinlicher jedoch sind es Keltengräber einer verspäteten Eisenzeit aus den Jahrhunderten nach Christus.

Die ihrem Inhalte nach bemerkenswerthesten Grabhügel liegen auf dem Redouten-, Purgstall- und Varisberge bei Ödenburg. Auf den durch mächtige Erdwälle geschützten Gipfeln dieser Berge wohnten die Menschen in Gruben von sechs bis zwölf Meter Durchmesser und zwei Meter Tiefe, die mit Steinen ausgelegt und mit Zweigen bedeckt waren. Sie verbrannten ihre Todten außerhalb des Wallringes in ausgehobenen und mit Steinen ausgelegten Gruben, über denen sie dann Hügel errichteten. In den letzten sechs Jahren wurden auf diesen Berggipfeln etwa fünfzig Gräber geöffnet, aus denen über 300 Gefäße, aus jedem 1 bis 18 Stück, größtentheils in kleine Stücke zerbrochen, ans Tageslicht kamen. Sie sind sämmtlich aus wenig geschlemmtem Thon, ohne Benützung der Töpferscheibe, mit freier Hand geformt und schwach gebrannt. Einige zeigen außen schwarze, innen graue Glasur, auch kommen welche von röthlichgelber Farbe vor. Ihre Form ist sehr verschieden: Schalen mit Fuß, gehenkelte, henkellose und doppelte Töpfchen, flache Schüsseln, Teller, u. s. w. Ihre Größe wechselt vom kleinsten Napf bis zur Urne von 60 Liter Gehalt. Die charakteristischeste Form ist die einer Halsurne mit engem Boden, plötzlich ausgebauchtem Körper und kleiner Mündung. Es gibt einfache Exemplare ohne jeden Schmuck und auch verschiedenartig ornamentirte. Die Elemente des Ornamentes sind: mit scharfem Instrument in die Gefäßwand eingegrabene Linien, besonders Dreiecke, Kreise, Schneckenlinien, Perlenschnüre, ferner Furchen, aufgelegte Buckel, kleinere Knöpfe, Schnüre und Leisten. Die Anordnung des Ornaments paßt sich stets dem Bau des Gefäßes an. Bei einigen Halsurnen ist der Hals gleichfalls durch Figuren verziert, die aus eingegrabenen Linien bestehen. Die sehr primitive, meist aus Dreiecken zusammengestellte Zeichnung der Figuren erinnert an Stickmuster.

Unter den aus Thon verfertigten Gegenständen sind besonders erwähnenswerth die vierfüßigen, halbmondförmigen, mit Furchen und Knöpfen verzierten Gestelle, an denen die einwärts gekrümmten Hörner des Halbmonds in Stier-, Widder- oder Hundeköpfe, auch in Köpfe von nicht bestimmbaren Thieren enden. Zweck und Bedeutung dieser Gebilde sind bisher noch nicht festgestellt.

Auch einige Halsringe und Nadeln aus Bronze und Eisen, bronzene Spangen, eiserne Messerklingen, ferner emaillirte Glasperlen wurden in diesen Gräbern gefunden. Diese geringe Zahl von Metallgegenständen scheint darauf zu deuten, daß die Bewohner dieser Niederlassung, die dem Stamm der Bojer angehörten, ein armes Volk waren.



Der Grabstein Bato's

Die Thongefäße sind nach Herstellungsart, Form und Verzierung so charakteristisch und stimmen so mit den Hallstatter Gefäßen überein, daß man den Ursprung dieser Gräber in die Hallstatter Zeit der Eisenperiode setzen muß. Auch aus neun Hügeln bei dem Dorfe Marcz im Ödenburger Comitat, wo ebenfalls verbrannte Leichen bestattet waren, wurden einige Bronzegegenstände, eiserne Ringe und Messerklingen des Hallstatter Typus, außerdem aber ein mit Graphit überzogenes rothes Gefäß an den Tag gefördert.

Dem Kreise der Hallstatter Cultur gehören ferner die Bronze- und Eisengegenstände, sowie Thongefäße des Volkes an, das sich später auf dem Sitz der der jüngeren Steinzeit angehörigen Inwohner der Lengyeler Erdwälle (im Tolnaer Comitat) niedergelassen hat.

An diese Grabfunde reiht sich ein interessanter Schatzfund. Bei dem Dorfe Kurd des Tolnaer Comitats wurden 1884 im Sandbette des Kapos flusses durch badende Kinder 14 gerippte Bronze cisten gefunden. Ebenda fand man auch unter der Torfschichte einen 82 Centimeter hohen, aus Bronzeplatten mittelst Heften zusammengesetzten Kessel. Wahrscheinlich waren die Cisten in den Kessel gepackt und so durch den Besitzer vergraben worden. Solche gerippte Eimer sind charakteristische Gegenstände der Hallstatter Culturperiode und unter Anderem zweifellose Beweise, daß die Kelten Manches von den Etruskern gelernt hatten.

Die Gegenstände der sogenannten La-Tène- oder entwickelteren Eisenzeit wurden ungefähr an den nämlichen Stellen wie die Hallstatter Objecte, jedoch in geringerer Anzahl gefunden. Bei Ödenburg wurden innerhalb der Erdwälle des Purgstall und Redouten berges, besonders auf dem Grunde der ehemals bewohnten Gruben zahlreiche Scherben, ferner auf dem dortigen Wienerhügel mehrere schön geformte Gefäße, ein eisernes Messer

mit Hakengriff, eine Lanzenspitze, ein Armring und ein bronzener Halsreif, endlich vier bronzene Gewandspangen gefunden. Sämmtliche Gegenstände, insbesondere der Griff des eisernen Messers und die vier Spangen, haben entschieden den Charakter der La-Tène-Periode. Die Spangen sind aus dickem Bronzedraht gefertigt und haben die Form eines Steigbügels, an dessen einem Ende, am Ansatz der Nadel, der Draht sich schneckenförmig ringelt, während am anderen Ende die Scheide der Nadel sich rückwärts gekrümmt auf den Obertheil des Steigbügelbogens legt. Aus dem Ödenburger Comitat sind noch die Funde von Petöháza und Balf zu erwähnen, die gleichfalls aus eisernen Waffen und bronzenen Schmucksachen bestehen; es sind lange Schwerter, ein Messer mit Hakengriff, eine Lanze, ferner Halsreifen und Gewandspangen. In der von den Araviskern bewohnten Gegend bei Regöly wurden gleichfalls aus der Torfschichte des Kaposthales in den letzten acht Jahren zahlreiche Gegenstände aus der La-Tène-Periode zu Tage gefördert. Die Funde vermehrten sich im Nationalmuseum allmälig zu einer reichen und diese Periode gut charakterisirenden Sammlung von Schmuckgegenständen, welche aus beinahe tausend Stück Bernsteinperlen, aus goldenen Perlen von Filigranarbeit und in figuraler Ausführung, aus goldenen Rädchen mit Speichen, aus Silberspangen verschiedener Gestalt und Größe, aus Ketten, bronzenen Armringen, Reifen, Anhängseln und aus den Bruchstücken eines Bronzegürtels bestehen. Aus der Gegend von Totis gelangte eine größere Sammlung von Schmuckgegenständen: silberne Armringe und Reifen von zierlicher La-Tène-Kunst aus römischer Zeit und eine emaillirte Scheibe, desgleichen aus Pilis-Maróth eine bronzene Gürtelkette in das Ungarische Nationalmuseum.

Von den die Cultur der Eisenzeit aufweisenden Kelten, und zwar von ihrem araviskischen Stamme, sind auch einige in Relief gearbeitete Denkmäler, Grabsteine, jenseits der Donau erhalten geblieben. So wurde zu Alsó-Szent-Iván im Weißenburger Comitat das durch Mogitmarus dem Bato, Sohn des Tranto, und dem Firmus errichtete Grabdenkmal gefunden. Die Steinplatte ist in drei Felder getheilt. In dem vertieften oberen Felde erblickt man die Reliefbildnisse von Bato und Firmus. Die roh gearbeiteten Figuren zeigen das kurz geschorene Haar auf der Stirne in Schneckenlinien geordnet, den Hals umgibt ein Spitzenkragen, der die enge Kleidung deckt. Die rechterseits stehende Figur legt die linke Hand auf die Schulter der anderen. Beide legen die rechte Hand auf die Brust. Die linksseitige Figur hält in der linken Hand ein für wohlriechendes Öl bestimmtes Fläschchen. In dem Felde unter der Nische steht die lateinische Inschrift, die uns über das Denkmal aufklärt. In der Vertiefung des unteren Feldes befindet sich gleichfalls eine Reliefdarstellung. Ein Soldat führt sein Pferd, ein zweiter reitet hinter ihm. Die übrigen Denksteine haben mit diesem den Zug gemein, daß ein Feld, meistens das mittlere, durch reitende oder fahrende Figuren ausgefüllt ist.

Auch auf Münzen kommen keltiſche Namen vor. Häuptlinge der Kelten mochten Biatec, Cobrovomarus, Monnor, Evoinrix, Buſu, Titto und Nonnos geweſen ſein, deren Namen man auf Silbermünzen von Preßburg, Ungariſch-Altenburg und aus anderen Gegenden lieſt. Ein ähnliches Denkmal des Araviskerſtammes bilden die im vorigen Jahrhundert zu Bia gefundenen 80 Stück Denare mit den Aufſchriften Ravin und Rausci.

Durch die römiſche Eroberung tritt der jenſeits der Donau gelegene Theil Ungarns, als Kern der Provinz Pannonien, mit einem Schlage in den Mittelpunkt der Geſchichte des Alterthums. Was immer der Grund geweſen, daß die römiſchen Waffen ſich gegen das Donauland wandten, ſicher iſt es, daß der militäriſche Schwerpunkt Roms ſeit dem Beginn dieſes Unternehmens in Pannonien lag, nach der völligen Eroberung aber die pannoniſchen Legionen oft eine entſcheidende Rolle in der inneren Geſchichte Roms ſpielten.

Der natürlichen Geſtaltung des Landes und dem Betragen der feindlichen Völker entſprechend, erfolgte die Eroberung und in Verbindung mit ihr die Organiſation der Vertheidigung wie die Civil-Coloniſirung in mehreren Abtheilungen; dieſer Proceß erſtreckte ſich über 220 Jahre, von Octavianus (34 v. Chr.) bis zur Oberbefehlshaberſchaft des Septimius Severus (185 n. Chr.).

Das eigentliche Eroberungswerk wurde im Jahre 9 n. Chr. von Kaiſer Auguſtus, dem Beginner des Unternehmens, durch Beſiegung der pannoniſchen Stämme beendigt. Damals entſtand die erſte große Vertheidigungslinie, die längs der Save, durch die Lagerplätze Sirmium (Mitrovitz) und Siscia (Siſſek) und mehrere Kaſtelle befeſtigt, Pannonien von Dalmatien ſchied.

In dieſer Zeit der bewaffneten Eroberung ſcheint das heutige ungariſche Gebiet jenſeits der Donau noch geringe Wichtigkeit zu haben. Als wäre der zwiſchen die Raab und Save fallende Theil der Donaulinie der Aufmerkſamkeit der römiſchen Strategie entgangen, oder als hätte er vielleicht wegen der friedlicheren Gemüthsart der hier wohnenden keltiſchen Stämme keine bewaffnete Einmiſchung nöthig gemacht. Im zweiten Jahre nach Chriſtus ſtanden längs der Donau ſchon zwei Legionen, doch findet ſich noch kein Ort von römiſcher Gründung. Der älteſte iſt die im Gebiete der Bojer um das Jahr 14 n. Chr. entſtandene Veteranencolonie Scarabantia (Ödenburg).

Kaiſer Claudius (41 bis 54 n. Chr.) befeſtigte die zweite große Vertheidigungslinie, welche die Obere Donau mit Aquileja verbindet und Pannonien von Noricum, dieſes aber von Rhätien ſchied. Die Linie ging mit zwei Äſten von Vindobona und Carnuntum aus, die ſich bei Scarabantia trafen, und zog dann über Sabaria (Steinamanger) nach Poetovio (Pettau), wo ſie ſich mit der von Murſa (Eſſeg) ausgehenden Draulinie und der von Sirmium heraufkommenden Savelinie vereinigte. Sabaria war gleichfalls eine

Militär-Niederlaſſung; es wurde durch Kaiſer Claudius um das Jahr 50 n. Chr. gegründet.

Die Befeſtigung der Donaulinie kam in den letzten Jahren des erſten Jahrhunderts nach Chriſtus an die Reihe. Die Dacier gaben den Anlaß dazu. Der erſte, der die Wichtigkeit dieſer Maßregel erkannte, war Kaiſer Veſpaſianus (69 bis 79). Er machte Aquincum zum feſten Lagerplatz und legte den Grund zur Befeſtigung der zwiſchen Aquincum und Murſa liegenden Donaulinie. Dann kam Trajan (98 bis 117) und errichtete als Erforderniß der militäriſchen Operationen gegen etwaige Angriffe der Quaden ein Lager in Bregetio (Szöny), woran ſich die Befeſtigung der zwiſchen Aquincum und der Raabmündung gelegenen Donauſtrecke ſchloß.

Während des Krieges gegen die Dacier erfolgte die Zweitheilung Pannoniens. Die Theilungslinie begann wahrſcheinlich an der Raabmündung, umging den Plattenſee an ſeiner nordöſtlichen Ecke und zog in gerader Richtung gegen die Save hinab. Der weſtliche Theil hieß Ober-, der öſtliche Unter-Pannonien. Hadrian (117 bis 138) verlegte die Theilungslinie öſtlicher, ſo daß Bregetio an Ober-Pannonien fiel.

Nach den beiden ſiegreichen Feldzügen Marc Aurels und Commodus' gegen die germaniſchen Stämme der Markomannen und Quaden und gegen die Jazygier (166 bis 183) gewann die zwiſchen dem Ofner Gebirge und der Savemündung liegende Donauſtrecke eine noch größere Wichtigkeit, was zur Folge hatte, daß die Anzahl der auf dieſer Linie liegenden Feſtungen ſich verdoppelte.

Vollendet war das Vertheidigungsſyſtem des Landes im Jahre 185, als Septimius Severus die Stellung des Oberbefehlshabers in Pannonien bekleidete; doch bauten auch noch die Kaiſer des III. Jahrhunderts einzelne Feſtungen. Die Diocletianiſche Organiſation (297) brachte nur die Änderung, daß die Scheidelinie der beiden Pannonien wieder nach Weſten gerückt wurde und ein Theil des ſo vergrößerten Unter-Pannonien, längs der Donau bis Luſſunium (Paks) und weſtlich bis an das Bakonygebirge, nun unter dem Namen Valeria ein beſonderes Vertheidigungsgebiet bildete.

In dieſem Vertheidigungsſyſtem Pannoniens fallen folgende Hauptorte auf das ungariſche Gebiet jenſeits der Donau: das von Kaiſer Veſpaſianus gegründete Acquincum, Colonie und feſter Lagerplatz einer Legion (II. adjutrix); das von Trajan gegründete und von Marc Aurel zum Municipium erhobene Bregetio, feſter Lagerplatz einer Legion (I. adjutrix); das im Jahre 14 n. Chr. gegründete und von Veſpaſian zum Municipium erhobene Scarabantia; die durch Claudius gegründete Colonie Sabaria.

Längs der Straßen, die dieſe Orte mit einander verbanden, ſtand eine dichte Reihe kleinerer, durch Mauern geſchützter Lager. Die Donaulinie von Carnuntum bis Murſa war durch etwa 25 Forts vertheidigt: Flexum (Ungariſch-Altenburg), Quadrata (Öttevény),

Arrabona (Raab), Ad Statuas (Gönyö), Ad Mutenum (Ács), Bregetio, Azao (Almás), Crumerum (Nyerges-Ujfalu), Solva (Gran), Ad Herculem (Pilis-Maróth), Carpis oder Cirpi Manſio (gegenüber von Tahi), Ulciſia (Szent-Endre), Aquincum, Campona (Tétény), Matrica (Ercsi), Vetus Salina (Adony), Interciſa (Duna Pentele), Annamatia (Földvár), Luſſunium (Paks), Alta Ripa (Tolna), Aliſca (Szegszárd), Lupio (Bátaßék), Altinum (Mohács), Antiana (Baranyavár), Aureo Monte (Monoſtor), Murſa.

Andererſeits waren Carnuntum, Bregetio, Aquincum, Murſa und mehrere der zwiſchen ihnen befindlichen Forts durch wohlgeſchützte Straßen mit Sabaria verbunden, das als Knotenpunkt des Rückzugs von der Donaulinie ein Platz von großer ſtrategiſcher und commercieller Wichtigkeit war. Unter Anderem führten von der Draumündung zwei Straßen nach Sabaria. Sie gingen von Altinum aus und trennten ſich bei der Station Sopianä (Fünfkirchen), um den Plattenſee an ſeinem ſüdweſtlichen, beziehungsweiſe ſüdöſtlichen Ende zu umgehen. Die erſtere hatte eine Station Mogentiana (Fenék bei Keßthely), die andere berührte, in drei Richtungen verzweigt, die Stationen Fortiana (Simontornya), Herculia (Stuhlweißenburg), Tricciana (Siófok) und Cimbriana (Veßprém).

Dieſe Liſte zeigt, daß die jetzigen Städte jenſeits der Donau faſt ausnahmslos im römiſchen Vertheidigungsſyſtem ihre Rolle ſpielten und großentheils ſchon vor der römiſchen Eroberung, zur Keltenzeit bewohnte Orte waren. In Verbindung mit den Militärſtationen entſtanden größere und kleinere Civilcolonien, die Überbleibſel der alten Bevölkerung verſchmolzen nach und nach mit den Römern und beide zuſammen legten den Grund zur neuen Cultur dieſer Gegend.

Die Spuren der großen Verheerungen durch Kriege und Aufſtände verſchwanden allgemach während der fünfzig Friedensjahre nach der Unterwerfung Daciens. Die pannoniſchen Legionen ſetzten ſich durch militäriſche Disciplin, noch mehr aber durch ihre das Reich ſichernden Kriegsthaten in großes Anſehen und riſſen im Bewußtſein ihres Vorranges ſeit dem Ende des II. Jahrhunderts mehr als einmal die Entſcheidung bei der Kaiſerwahl an ſich. Gleichzeitig nahm, insbeſondere von der Politik des Septimius Severus begünſtigt, das Civilleben und damit verbunden die Cultur einen ſtarken Aufſchwung. Die Romaniſirung jenſeits der Donau erreichte im III. Jahrhundert die höchſte Stufe ihrer Blüte.

Wie anderwärts, ſo war auch in dieſer Gegend das Heimiſchwerden der römiſchen Macht und Bildung in erſter Reihe durch Werke der Baukunſt bezeichnet. Die Lagerplätze und Forts waren durch ſtarke Gürtel von Steinmauern geſchützt, dazu kamen noch die meiſterhaft angelegten Straßen, Bogenbrücken und Waſſerleitungen, ſowie andere der Religion und der Bequemlichkeit des Lebens gewidmete Bauten.

Die in Aquincum erhalten gebliebenen baulichen Reste der Römerherrschaft haben wir im III. Band „Ungarn“ dieses Werkes geschildert. Aus diesen zu schließen, ist es wahrscheinlich, daß die Römer „jenseits der Donau“ keine so gewaltigen Bauten aufgeführt haben wie in anderen Ländern, z. B. in Gallien. Doch weist die der strategischen Wichtigkeit der Gegend entsprechende Befestigung derselben, wie wir sie soeben skizzirt haben, darauf hin, daß eine große Anzahl von Bauwerken verschiedenen Zweckes vorhanden gewesen sein muß. Ein zweifelloser Beweis dafür ist, daß die Pflugschar des Ackersmannes sozusagen an jedem Punkte jenseits der Donau Backsteine ans Licht bringt, die von zerstörten Gebäuden sprechen, und unter diesen Ziegeln geben viele durch die Stempel, die sie tragen, Auskunft über die Standorte der Legionen und Cohorten, andere über die Befehlshaber, so daß sie als Quellen zur römischen Bau- und Kriegsgeschichte dienen. Die Ziegel der „legio I. adjutrix“ wurden in Ó-Szöny, die der „II. adjutrix“ außer in Altofen auch in Pilis-Maróth und Duna-Pentele gefunden. Hie und da läßt sich aus den größeren Bruchstücken der Grundmauern auch noch auf die Form des Bauwerkes ein Schluß ziehen.

Am wichtigsten sind die mit Inschriften versehenen Denksteine. Zahlreiche Altäre und Votivsteine geben Kunde von den religiösen Zuständen der Provinz. Die meisten sind Votivsteine zur Ehre Jupiters.

Häufig sind ferner in der Gegend von Aquincum die dem Silvanus geweihten Altäre. Auch die Denkmäler dieser Gattung bezeugen, daß schon zu Ende des II. Jahrhunderts auch in Pannonien der mysteriöse Dienst der orientalischen Gottheiten, und zwar des Jupiter Dolichenus, beziehungsweise Mithras verbreitet war. Zu Sár-Pentele im Weißenburger Comitat, am Sitze der römischen Staatsreligion in Unter-Pannonien, wurde ein Votivstein gefunden, der durch die gesammte Priesterschaft der Provinz dem Dolichenus gesetzt ist. Die auf die Kaiser bezüglichen Votivsteine und Meilenzeiger, dann die Militärabschiede und sonstigen mit Inschriften versehenen Denkmäler, sowie überhaupt die pannonischen Denkmäler mit sehr wenigen Ausnahmen stammen aus dem 150 Jahre umfassenden Zeitraum zwischen der Mitte des II. und dem Beginn des IV. Jahrhunderts. Diese Denkmäler berichten zwar über keine bedeutenderen politischen Ereignisse, wie etwa Kaiserwahlen oder kaiserliche Aufenthalte in der Provinz, oder wichtigere kaiserliche Verfügungen, immerhin aber stützt und erweitert ihr Inhalt unsere Kenntnisse, er enthüllt uns zahlreiche interessante Momente der Militär- und Civilverwaltung dieser Provinz, sowie ihres Privatlebens.

Wenn indeß ein Beschluß des römischen Senats das Andenken irgend eines Kaisers auslöscht, so finden sich die Spuren davon auch auf den pannonischen Inschriftsteinen, besonders den Meilenzeigern. So wurden die Namen, ja mitunter selbst die ganzen Titel

der Kaiser Macrinus (217 bis 218), Elagabalus (218 bis 222), Alexander Severus (222 bis 235), Maximinus und Maximus (235 bis 238) von den aus ihrer Regierungszeit stammenden Inschriftsteinen hinweggemeißelt.

In dieser Gruppe von Denkmälern sind noch die Steinsärge und Grabsteine zu erwähnen, da sie uns die Bestattungsgebräuche der Provinz kennen lehren, anderseits aber auch durch ihren Reliefschmuck den Zustand der Plastik in der Provinz beleuchten. Allerdings stellte die Pietät gegen die Todten keine besonderen künstlerischen Ansprüche, daher denn diese Denkmäler keine Kunstschöpfungen, sondern in Steinmetzwerkstätten nach allgemein gebräuchlichen Mustern hergestellt sind. Trotzdem gestatten sie einen Schluß auf die hiesige plastische Kunstübung, insoferne sich eine Spur der entwickelteren Kunst in der Regel auch in der Arbeit des Handwerkers zeigt. Diese Denkmäler haben übrigens für das Land jenseits der Donau noch ein gesteigertes Interesse, weil andere plastische Werke nur ganz vereinzelt erhalten sind.

Die Römer bestatteten in der Nähe der Castra, Colonien und sonstigen Wohnplätze, in der Regel längs der Militärstraßen, und zwar die Armen einfach, die Vornehmen, Reichen mit größerem Prunk. Aquincum und Bregetio waren jedes der Lagerplatz einer Legion, hier wohnte die vornehme und wohlhabende Classe der Römer am dichtesten beisammen. Daher sind auch in der Nähe dieser Orte die meisten und schönsten Steinsärge

Römische Alterthümer im Ungarischen Nationalmuseum: Bacchische Gruppe und Gefäße aus Bronze, Herkules Statuette aus Elfenbein.

und Grabsteine zum Vorschein gekommen. Die ärmlichere Bestattungsart bezeugt die bescheideneren Verhältnisse der Bevölkerung von Scarabantia und Sabaria. Särge wie Grabsteine sind fast ohne Ausnahme aus dem in der Nähe ihres Fundortes gebrochenen Kalkstein gefertigt, also zweifellos an Ort und Stelle gearbeitet.

Die Sargtruhe ist gewöhnlich aus einem Stück gehauen, desgleichen der Sargdeckel. Die einfacheren haben vier glatte Seitenflächen und an der einen Breitseite die Inschrift. An den stattlicheren Särgen ist die Inschriftseite tafelförmig behauen. Der größte Luxus besteht darin, daß rechts und links von dieser Tafel in einer Nische ein geflügelter Genius von kindlicher Gestalt steht, der in einer Hand die gesenkte Fackel und einen Kranz hält. Die Grabsteine sind länglich viereckige, etwa 1 bis 3 Meter hohe und 0·50 bis 1 Meter breite Tafeln. Die einfacheren zeigen auf ihrer Fläche ein Feld, auf dem die Inschrift steht. Die hübscheren sind in zwei oder drei Felder eingetheilt, die über einander liegen, und mit einem mehr oder weniger verzierten Giebel gekrönt. Die einzelnen Felder sind zuweilen mit Säulen, Blattwerk oder anderem Zierath eingefaßt. In dem oberen, tiefer ausgemeißelten Felde, das eine Art Nische bildet, sieht man die Relief-Halbfiguren von zwei oder drei Personen. Im darunter befindlichen schmäleren Felde ist gewöhnlich eine Opferszene mit kleineren Figuren dargestellt; doch kommen auch andere Szenen, zuweilen selbst Reiterfiguren vor. In das untere, wiederum große Feld ist die Inschrift eingegraben.

Die Reliefs zeigen sowohl an den Steinsärgen, als auch an den Grabsteinen rohe Formen und nachlässige Arbeit; ein Beweis, daß die Hauptstadt des Reiches, wo übrigens die Plastik um diese Zeit ebenfalls schon zu sinken begann, in dieser Hinsicht noch immer weit über die Provinz erhaben war, wo die Bildhauerei mit handwerksmäßiger Beschränktheit geübt wurde.

Wie schon erwähnt, sind die Werke der Steinplastik in dieser Gegend sehr selten und minderwerthig. Größere Götterstatuen und Kaiserbüsten, welche die Lager und Colonien schmückten, fehlen gänzlich. Besondere Aufmerksamkeit erregen die Mithras-Denkmäler. Sie sind wohl nicht als Kunstschöpfungen zu betrachten, aber insofern interessant, als sie ein Licht auf die Zustände der Cultur und die Verbreitung des Mithrasdienstes werfen. Im Mithräum zu Aquincum wurde das Steinbild des felsgeborenen Mithras noch an seinem ursprünglichen Standort gefunden. Der fast 1 Meter hohe und 45 Centimeter dicke Stein ist in seiner unteren Hälfte so behauen, daß er eine aus mehreren Stücken zusammengesetzte Felsmasse darstellt, um die sich eine Schlange windet, welche ihren Kopf dem aus der Felsmasse emporsteigenden Mithras zuwendet. Die jugendliche, nackte Gestalt der Gottheit ist von der Mitte des Oberschenkels an sichtbar; in der bis zur Schulterhöhe erhobenen Rechten hält sie einen Dolch, in der Linken eine brennende Fackel. Der Stiertödter Mithras,

der den anderen wesentlichen Bestandtheil des Heiligthums darstellte, ist hier nicht erhalten geblieben. Von der Darstellung dieser Szene befinden sich drei Exemplare im ungarischen Nationalmuseum. Das interessanteste stammt aus den Trümmern eines Mithräums zu Tétény. Es ist aus Kalkstein in Hochrelief gearbeitet, 68 Centimeter hoch und unten 85 Centimeter breit; der Zustand ist schadhaft. In der Vertiefung des Steines, welche die Höhle darstellt, kniet ein Jüngling in orientalischer Tracht, das Haupt mit der phrygischen Mütze bedeckt, auf dem niedergeworfenen Stier, dessen Nüstern er mit der Linken zusammenpreßt, während die Rechte den Dolch in seine Flanke bohrt; eine Schlange

Römische Glasgefäße im Ungarischen Nationalmuseum.

leckt an dem der Wunde entströmenden Blute. Dem Operacte wohnen zwei, gleichfalls orientalisch gekleidete Figuren bei; die rückwärts stehende hält eine gesenkte, die andere eine erhobene Fackel. Am oberen Rande der Vertiefung, und zwar am linken Ende symbolisirt das Brustbild eines jungen Mannes mit Strahlenhaupt die Sonne, während am rechten Ende ein weibliches Brustbild den Mond darstellt. Neben dem ersteren befindet sich ein Rabe.

Das Werk einer geschickteren Hand und auch wegen seines Materials auffällig ist eine 26 Centimeter hohe elfenbeinerne Herkules Statuette aus Sabaria im Ungarischen Nationalmuseum. Wir geben ihre Abbildung in der Gruppe römischer Alterthümer.

Die Denkmäler der Bronzeplastik jenseits der Donau sind gleichfalls kleinere Arbeiten; sie sind jedoch, wie in anderen römischen Provinzen, meist schöner als die steinernen

Bildwerke, und zugleich vollkommene Erzeugniſſe des Bronzegusſes, der durch die Kelten in dieſer Gegend ſchon einige Jahrhunderte vor Ankunft der Römer meiſterlich geübt wurde. Ohne bei den Götterſtatuetten zu verweilen, erwähnen wir die figurirten Bronzeverzierungen der aus Eiſen conſtruirten Wagen.

Bei Somodor im Komorner Comitat, zu Tétény in der Nähe von Ofen, zu Sár-Szent-Miklós und Nagy-Look im Weißenburger Comitat wurden in Gräbern beinahe unverſehrte Wagen, zu Dunaföldvár, Altofen und anderwärts kleinere Wagenbeſtandtheile gefunden.

Das Grab zu Somodor war beſonders reich, es enthielt außer dem Wagen edelgeformte Bronzegefäße und andere Gegenſtände, darunter einen Dreifuß, deſſen Füße oben in Bruſtbildern endigen und den der Verfertiger ſogar mit ſeinem Namen Octavius bezeichnet hat. Der oberſte Rand des Wagens war mit einer 28 Centimeter hohen Gruppe von drei Bronzeſtatuetten geſchmückt, bacchiſchen Figuren, die ſich im Tanzſchritt dem Beſchauer nähern und auf ihren Schultern ein fächerförmiges Palmenblatt tragen. Auch dieſe charakteriſtiſch gebildete Gruppe geben wir in Abbildung unter den römiſchen Alterthümern. Die Deichſel und andere Theile des Wagens, desgleichen das Pferdegeſchirr, waren gleichfalls mit Statuetten geſchmückt. Dieſer mit überraſchendem Luxus gearbeitete Wagen iſt auch hinſichtlich ſeiner Eiſenconſtruction ein Meiſterwerk. Die Kelten waren berühmte Wagenbauer, und die Eiſenconſtruction des Wagens iſt wahrſcheinlich keltiſchen Urſprungs; dagegen weiſen die Bronzefigürchen nach Motiv und Form eher auf eine römiſche Hand, ſo daß dieſe Wagen gleichſam Sinnbilder der Vermiſchung von keltiſcher und römiſcher Cultur ſind.

In das Bereich der Plaſtik gehören noch, obgleich ſie ſich mit den geſchilderten Gußarbeiten nicht meſſen können, die aus Bronzeplatten getriebenen und zum Theil mit der Punze ausgearbeiteten Reliefdarſtellungen.

Die bedeutendſten ſtammen aus Kömlöd im Tolnaer, aus der Fünfkirchner Gegend im Baranyaer, aus Fének im Zalaer und aus Felcsuth im Weißenburger Comitat. Der Kömlöder Fund beſteht aus zwei dreieckigen Platten, 36 Centimeter hoch, auf einer Baſis von 27 Centimeter Breite, wozu vermuthlich noch eine dritte Platte gehört hat. Die eine Platte zeigt den auf einem Stiere ſtehenden Jupiter Dolichenus und einige Bruſtbilder, die andere iſt in vier Felder getheilt, welche eine Opferſcene, gleichfalls mit Jupiter, und andere Figuren enthalten. Die Fünfkirchner Bronzeplatte, 18 Centimeter hoch und 28 Centimeter breit, iſt ein Stück des Beſchlages einer hölzernen Geldkiſte. In den drei Feldern des oberen Theiles ſieht man ſitzende Götterfiguren, die fünf Felder des unteren enthalten ſtehende Figuren, welche die münzenprägenden Städte Conſtantinopel, Carthago, Nicomedia und Siscia ſymboliſiren und der fünften Figur, der Roma, huldigen.

Die in Felsuth (Weißenburger Comitat) in einem Steinsarge mit anderen Gegenständen gefundene Bronzeplatte ist gleichfalls ein Bruchstück von dem Beschlag einer Holztruhe und hat in zwei Reihen je vier Figuren. Es sind dies Denkmäler eines schon ganz verderbten Formgefühls aus dem IV. Jahrhundert; ihre Ausführung bekundet die unerfahrene Hand. Die aus Blei gegossenen Figürchen und Reliefs sind ohne Ausnahme klein und plump geformt.

Altchristliche Grabkammer zu Fünfkirchen.

Die der Römerzeit angehörigen Schmucksachen und anderen metallenen Gebrauchsgegenstände, die in dieser Gegend sehr zahlreich gefunden wurden, stehen der Form und Technik nach auf höherer Stufe. Ein künstlerisches Prachtstück der Metallindustrie ist namentlich der bei Polgárdi im Weißenburger Comitat gefundene silberne Dreifuß, der bereits in einem früheren Bande dieses Werkes geschildert wurde.

Die Gefäße weisen große Unterschiede auf, je nach dem Stoffe, aus dem sie gefertigt sind. Die Bronzegefäße erinnern durch ihre edlen Formen und Verzierungen an das schönste Zeitalter griechisch römischer Kunst. Dagegen sind die Erzeugnisse der Töpferei primitiv.

Thongefäße von ſorgfältigerer Arbeit und gefälligerer Form kommen in den einheimiſchen Sammlungen nur ausnahmsweiſe vor. Auch die Terra Sigillata gehört zu den Seltenheiten. Verhältnißmäßig das Beſte ſind die maſſenhaften, ungezählten Lampen, die größtentheils den Stempel des Fabrikanten tragen. Die Glasinduſtrie der Gegend war im Verhältniß zu jener Zeit ungewöhnlich entwickelt und beweiſt dies durch die bedeutende Größe, wenn auch keineswegs gefällige Form ihrer Glasgefäße. Die ſchönſten Stücke finden ſich in der Gegend von Raab und Steinamanger. Das aus farbigen Schichten beſtehende ſogenannte Milleſiori-Glas, dieſes eigenthümliche Erzeugniß der römiſchen Glasinduſtrie, kommt ſeltener vor.

Erwähnen wir ſchließlich den faſt unvergleichlichen Reichthum des Landes jenſeits der Donau an Münzen der römiſchen Kaiſerzeit; dies allein genügt, um uns einen Begriff von der Lebhaftigkeit des dortigen Verkehrs, wie überhaupt von der Wichtigkeit dieſes Theiles der Provinz zu geben.

Der größte und werthvollſte Theil der bisher ans Tageslicht geförderten römiſchen Denkmäler iſt im ungariſchen Nationalmuſeum geſammelt. Außerdem befinden ſich noch ſehr beachtenswerthe römiſche Alterthümer im Muſeum des Eiſenburger Comitats zu Steinamanger, im Muſeum des Gymnaſiums der Benedictiner zu Raab und in den beiden Muſeen zu Ödenburg.

Dieſe große Zahl von Funden hat indeß den Boden jenſeits der Donau noch keineswegs erſchöpft. Immer neue kommen hinzu und mehren den Schatz römiſcher Denkmäler, ſo daß man gar nicht ahnen kann, was Alles die Erde noch deckt.

Die Geſchichte des pannoniſchen Chriſtenthums iſt nicht genauer bekannt. Die erſten Verbreiter des neuen Glaubens waren, wie die des Mithrascultus, wahrſcheinlich römiſche Soldaten, die theils aus dem Süden, theils von Oſten kamen. Schon in den erſten Jahrhunderten mögen ſich unter den Legionären einzelne Gläubige gefunden haben. Später, als die Römer hier heimiſch wurden und die keltiſchen Stämme mit dem Römerthum verſchmolzen, ging die Verbreitung des Chriſtenthums mit der Romaniſirung ſozuſagen Hand in Hand und es faßte zuerſt in den alten Colonien tiefer Wurzel. In der Savegegend, wo die Romaniſirung raſchere Fortſchritte gemacht hat, verbreitete ſich von der Mitte des III. Jahrhunderts an auch das Chriſtenthum ſchneller in der Civilbevölkerung; zu derſelben Zeit waren im Lande jenſeits der Donau Chriſten noch immer blos unter den Soldaten zu finden.

Auch die frühe Geſchichte der kirchlichen Organiſation des hieſigen Chriſtenthums iſt dunkel. Manche halten den Apoſtel Andreas, Andere den Apoſtel Petrus für den Begründer der pannoniſchen Kirche. Die Organiſation der kirchlichen Verwaltung Pannoniens entſtand ſchwerlich vor Ende des II. Jahrhunderts und gelangte erſt im

Laufe des III.. ja in der Donaugegend erſt des IV. Jahrhunderts zur Entwicklung. Ihr zufolge war die Provinz in zwei Erzbisthümer getheilt: das von Sirmium in Unter-Pannonien und das von Lauriacum in Ober-Pannonien.

Die transdanubiſchen Bisthümer oder vielmehr Kirchengemeinden: die von Sabaria, Scarabantia, Bregetio, Sopianä, Curta, Carpis, Aquincum gehörten unter die Juriſdiction des letzteren Erzbisthums. Im Jahre 303 wurde Quirinus, Biſchof von Siscia, durch ſeine Verfolger nach Sabaria geſchleppt und hier ertränkt. Die Chriſten errichteten unweit des Schauplatzes ſeines Märtyrertodes eine Kapelle, begruben jedoch den Märtyrer in der Baſilika am Scarabantiſchen Thore.

Etwa 50 Jahre ſpäter flüchtete ſich der heilige Martinus, ſpäter Biſchof von Tours, vor den Arianern aus ſeiner Geburtsſtadt Sabaria. Demnach beſtand in Sabaria, der durch Claudius gegründeten älteſten römiſchen Colonie dieſer Gegend, ſchon im IV. Jahrhundert eine große chriſtliche Gemeinde, die ſich eine Kirche baute und ſogar Schauplatz religiöſer Zwiſtigkeiten wurde.

In der Gegend von Steinamanger kommen auch verhältnißmäßig am zahlreichſten die im Übrigen jenſeits der Donau ſeltenen Denkmäler des Chriſtenthums vor: Steinſärge und Grabſteine, die außer der Inſchrift noch das Monogramm Chriſti aufweiſen, dann Thonlampen mit chriſtlichen Symbolen, darunter der Figur des Fiſches (ιχθύς).

Einer eigenthümlichen Laune des Zufalls verdankt das Gebiet jenſeits der Donau zwei urchriſtliche Denkmäler von außerordentlichem Intereſſe. Das eine iſt die Grabkammer zu Fünfkirchen, die dem Bereiche der Baukunſt und Malerei angehört; das andere eine geſchnitzte gläſerne Schale (vas diatretum), die in einem Steinſarge zu Szegzárd gefunden wurde.

In der Nähe des Domes zu Fünfkirchen führen zehn Stufen in einen engen, aus Backſteinen erbauten Gang ſpäteren Urſprunges hinab; von hier tritt man in eine kleine Vorhalle, die ein unregelmäßiges Viereck bildet, und aus dieſer durch eine rundbogige Thüre in ein gleichfalls aus Backſteinen gebautes, mit einem Tonnengewölbe bedecktes Gelaß von 3·22 Meter Länge, 2·82 Meter Breite und 2·21 Meter Höhe. Dieſer Raum iſt mit Wandmalereien geſchmückt. Die Wand der einen Schmalſeite hat um die Thüröffnung her ein Rankenwerk von Schlingpflanzen. Gegenüber ſieht man, rechts und links von einer fenſterartigen Öffnung, Petrus und Paulus in Togen gekleidet; beide deuten mit den erhobenen Rechten auf das über der Öffnung befindliche Monogramm Chriſti. Jede der beiden Längsſeiten hatte im unteren Theile des Gewölbes drei Felder mit figürlichen Darſtellungen. Von drei Feldern iſt der ganze Mörtel abgefallen und die Malereien ſind vernichtet; die anderen drei ſind ſehr beſchädigt. Das eine Bild zeigt die Geſchichte des Propheten Jonas; das Schiff, der Walfiſch, die Geſtalt Jonas' unter der Laube ſind deutlich zu erkennen.

Auf dem zweiten sieht man die Beine dreier Figuren; es stellte die drei babylonischen Jünglinge dar oder vielleicht die Weisen aus dem Morgenland. Das dritte Bild läßt nur die Reste einer viereckigen Truhe erkennen, die man als Arche Noah deuten mag. Das quadratische Feld des Gewölbes zeigt ein Ornament von symmetrischer Anordnung. Aus der Mitte jeder Seite des Quadrats entspringt ein größerer, aus jeder Ecke desselben ein kleinerer Blumenstrauß. An der Wurzel von zweien der größeren Sträuße sitzen einander gegenüber je zwei Pfauen, die beiden anderen sind von je zwei Tauben umflattert. In der Mitte und an den vier Ecken des Gewölbes befinden sich Medaillons. In dem mittleren sieht man noch das Monogramm Christi, in zweien der Eckmedaillons je ein Brustbild. Im Übrigen ist die Leibung des Gewölbes von kleingeblümten Schlingpflanzen überrankt.

Die Überbleibsel der Seitenmauern lassen zweifellos erkennen, daß dieser unterirdische Bau den unteren Theil einer sogenannten Doppelkapelle bildet, der als Bestattungsort gedient hat. Die auf Christus, die Auferstehung und die Unsterblichkeit der Seele bezüglichen Darstellungen entsprechen so in allen Stücken den in den römischen Katakomben vorkommenden symbolischen biblischen Malereien, daß sie nur von einem herrühren können, der in der Kunst der Katakomben heimisch war, und auch in keine spätere Zeit als in das IV. Jahrhundert zu setzen sind.

Die im III. Bande „Ungarn" (Seite 215) abgebildete gläserne Schale von Szegzárd ist ein sogenanntes vas diatretum, wie sie von den Römern in großer Vollkommenheit angefertigt wurden, und zwar ein Exemplar von ganz seltener Schönheit. Sie besteht aus zwei Glasschichten, deren innere das eigentliche Gefäß darstellt, während aus der äußeren freistehende, nur mit ihrem oberen und unteren Ende an der inneren Schichte haftende Buchstaben ausgeschnitten sind. Die Buchstaben bilden folgende Worte: „λείβε τῷ ποιμένι πίε ζήσεις", das heißt: „Opfere dem Hirten, trinke, du wirst leben."

Der Landestheil jenseits der Donau, dem seit dem ersten Auftreten der Römer eine so große weltgeschichtliche Wichtigkeit zukommt, spielt während der Völkerwanderung keine geringe Rolle. Hier beginnt der Zerfall des weströmischen Reiches, als zu Anfang des V. Jahrhunderts die Hunnen erscheinen und Pannonien thatsächlich aufhört, ein römisches Land zu sein. Auf ihren Spuren stürmen die germanischen Gothen, Gepiden und Langobarden einher, sodann die den Hunnen verwandten Avaren und verschiedene slavische Stämme, bis zu Ende des IX. Jahrhunderts die Eroberung des Landes durch die Magyaren den mehr als vierhundert Jahre umfassenden Zeitraum der Völkerwanderung beschließt.

Die germanischen Völker haben ihren Baugeist in mehreren Gegenden Westeuropas bewiesen, hier jedoch hielten sich die Gothen kaum 80 Jahre lang (453 bis 536), die

Gepiden (536 bis 567) und Langobarden (546 bis 568) nur 20 bis 30 Jahre lang auf, also viel zu kurze Zeit, um Bauwerke von einiger Dauer schaffen zu können. Aus der Zeit der Avarenherrschaft, die vom Beginn des VI. Jahrhunderts an durch beinahe 300 Jahre bestand, stammen die kreisförmigen Erdschanzen, die sogenannten Avarenringe, von einem Bauwerk aber ist auch aus dieser Zeit keine Spur erhalten.

Als einzige Denkmäler der Völkerwanderungszeit kennt man hier nur die in den Gräbern aufgefundenen Waffen, Schmuckgegenstände, Gefäße und Pferdegeschirre. Diese Gräber zeugen von mancherlei Bestattungsarten.

Gegenstände der Völkerwanderungszeit aus den Keßthelyer Gräbern.

Am gebräuchlichsten waren die in wohlgeordneter Reihe nebeneinander ausgehobenen Grabschachte mit senkrechten Wandungen. In diesen wurden die Todten vollständig bekleidet, mit ihren Waffen und Schmucksachen angethan, die Männer auch noch mit ihren aufgezäumten Rossen bestattet. Hie und da wurde der Boden des Grabes ausgebrannt. Häufig ist der aus Brettern gefügte Sarg, der jedoch keinen Deckel hatte, sondern nur mit einem Stück dichten Zeugs bedeckt war. In diesem Falle wurde das Pferd auf den Sarg gelegt. Auch die Leichenverbrennung war gebräuchlich, und zwar legte man die Leiche entweder in das Grab und verbrannte sie dann zur Hälfte oder man verbrannte sie ganz und verwahrte die Asche sammt den verkohlten Knochen in einer Urne.

Am wichtigsten sind jenseits der Donau, ja im ganzen Lande die hunnischen, nach Andern ostrogothischen Gräber in und bei Keßthely. An 5000 Gräber sind dort geöffnet

und sie bieten mehr oder weniger Beispiele für alle Bestattungsarten. In den meisten waren Frauen und Kinder beerdigt; Männergräber sind selten, noch seltener solche, in denen sich neben dem Todten auch sein Pferd vorfand. Daher sind diese Gräber nicht reich an Waffen, hingegen um so ergiebiger an Schmucksachen, wenn diese auch nicht viel Abwechslung bieten. Sie bestehen aus einigen Ringen, Armreifen, Speichenrädern und Scheiben, zahlreichen Ohrringen und Haarnadeln und dreizehn Hafteln, welche römischen Ursprungs sind. Die Männer trugen reichverzierte lederne Gürtel. Alle jene Gegenstände sind aus Silber, aus vergoldeter oder versilberter Bronze, auch mit Silber eingelegtem Eisen verfertigt. Von Goldschmuck finden sich nur wenige Bruchstücke. Das Ohrgehänge ist ein ungewöhnlich großer Reif, an dem ein birnen- oder kegelförmiges Filigrankörbchen mit Draht an zwei oder drei Stellen festgebunden ist. Eine andere nicht minder eigenthümliche Art von Ohrgehänge besteht aus einem Reif, der mit zwei angelötheten Knöpfen geschmückt ist, und zwar so, daß der eine Knopf sich am äußeren, der andere am inneren Rande des Reifes befindet. Die Haarnadeln sind lang, ihre Öse ist vierfach gespalten, zuweilen sind sie durch Ringe gegliedert, an denen sich als Zierath kleine Knöpfe befinden. Nicht minder charakteristisch sind die aus Silberblech gepreßten oder aus Bronze gegossenen, durchbrochen gearbeiteten Zierathen an den Ledergürteln der Männer; sie stellen Greife und andere Thiere oder Pflanzenformen vor. Zur Verzierung des Gürtels gehören noch herabhängende, in einer ebenso gearbeiteten Silberscheide endigende Riemen, ferner die Hafteln und Schnallen. Die Theile des Pferdegeschirres sind das Gebiß, die Schnalle und der kreisförmige Steigbügel, sämmtlich aus Eisen. Die Thongefäße sind primitiv.

Der Keßthelyer Fund befindet sich zum größten Theil im Ungarischen Nationalmuseum, das Übrige im Museum zu Steinamanger. Für die bei Nemesvölgy im Wieselburger Comitat geöffneten Hunnengräber sind besonders die mit aufgelötheten Knöpfen verzierten Ohrringe charakteristisch. Ebenda wurde auch ein Schwert mit gekrümmter Spitze ausgegraben. Ferner sind im Ungarischen Nationalmuseum die an Zahl geringeren, jedoch gleichfalls interessanten Gegenstände aus den Hunnengräbern bei Püspök-Szent-Erzsébet im Baranyaer Comitat zu beachten. Die hunnische Begräbnißstätte zu Gerjen im Tolnaer Comitat ist arm; es wurden da nur rohe Thongefäße gefunden.

Denkmäler, von denen mit Sicherheit zu behaupten wäre, daß sie direct von den germanischen Völkern herstammen, sind im Gebiet jenseits der Donau bisher nicht gefunden. Als solche wären vielleicht ein paar prächtige Fibeln zu betrachten, die zu Györkönyös im Tolnaer Comitat gefunden wurden und sich jetzt im Ungarischen Nationalmuseum befinden. Sie haben die Form einer Grille und sind aus Silber, das mit einer

Goldplatte überzogen ist; die Augen der Grille bestehen aus einem Granat in zellenartiger Fassung und auch die Flügel sind mit ebenso gefaßten Granaten geschmückt.

Die zu Szent-Endre in der Nähe von Budapest, dann zu Bölcske und Nagy-Mányok im Tolnaer, zu Németsürü im Somogyer und bei Kassa im Baranyaer Comitat eröffneten Avarengräber lieferten den erwähnten ähnliche Gürtel und Ohrringe, aber auch mit Silberblech überzogene kupferne sowie bronzene Spangen und Knöpfe, ferner als Besonderheit Ohrgehänge aus Goldfiligran und Spangen, deren Schmuck aus Granaten oder Glasstücken in zellenartiger Goldfassung besteht. Unter den Waffen finden sich weniger Dolche, aber destomehr Schwerter; auch Schlachtbeile kommen vor. Das Pferdegeschirr aus Gräbern, wo das Roß mitbegraben war, ist mit bronzenen Rund- und Flachknöpfen verziert. Steigbügel gibt es zweierlei, beide aber sind rund.

Unter den Denkmälern der heidnischen Magyaren sind am charakteristischesten die mit Rosen verzierten silbernen, aber vergoldeten Spangen, Flach- und Rundknöpfe, die mit Blumen im Relief geschmückten Gehänge und der birnenförmige Steigbügel. Die wichtigsten Fundstätten sind: Neßmély im Komorner Comitat, der Demkó Berg bei Stuhlweißenburg, dann Csorna und Csorna-Csatár im Raaber Comitat.

Die in obigen drei Gruppen erwähnten Gegenstände gelten den maßgebenden Forschern als Denkmäler der heidnischen Hunnen, Avaren und Magyaren. Die in den Gräbern gefundenen römischen und byzantinischen Münzen bezeichnen die genaue Zeitgrenze der Bestattungen. Die Anthropologie hat an den Schädeln die Kennzeichen der mongolischen und der kaukasischen Race festgestellt. Es kann daher kaum ein Zweifel obwalten, daß jene Gräber in die Zeit der Völkerwanderung, ja geradezu in die Jahre fallen, in denen die Hunnen, Avaren und Magyaren hier eingewandert sind. Auf die Frage jedoch, inwiefern die in den Gräbern gefundenen Gegenstände Beutestücke oder eigene Erzeugnisse der Hunnen, Avaren und heidnischen Magyaren seien, hat die Wissenschaft bisher noch keine bestimmte Antwort ertheilt. Mit Ausnahme der sogenannten Zellenarbeiten, das heißt, der mit Edelsteinen in zellenartiger Fassung verzierten Gegenstände, kommen die in Ungarn gefundenen charakteristischesten Objecte aus der Völkerwanderungszeit in den Ländern Westeuropas nicht vor. Daraus folgt, daß beide von verschiedenem Ursprung sind. Indeß ist es auffällig, daß ein im Filigranschmuck so geschicktes Volk so viele gleichförmige Gegenstände gearbeitet hat, da doch gerade diese Verzierungsweise von selbst zur Abwechslung auffordert. Dieser Widerspruch wird selbst durch die Voraussetzung nicht gelöst, daß vielleicht die Ohrgehänge der hunnischen und avarischen Frauen eine symbolische Bedeutung hatten. Und kein geringerer Widerspruch ist an den Gürteln wahrzunehmen, wo die lebensvolle und charakteristische Bewegung der Thiere mit einer verallgemeinernden, rohen Ausarbeitung der Formen Hand in Hand geht.

Dieſe Eigenthümlichkeiten bringen uns zur Annahme, daß dieſe Gegenſtände der Völkerwanderungszeit durch ein in der Goldſchmiedekunſt ſehr vorgeſchrittenes Volk in einer den Wünſchen gewiſſer Abnehmer angepaßten Weiſe für irgend einen Markt verfertigt wurden und daß ſie wohl entweder im Wege des Handels oder als Beute in den Beſitz Derer gerathen ſeien, mit deren Leichen ſie dann als Beigaben in die Gräber dieſer Gegend gelangten.

Zierſtücke eines Gürtels (IX. bis X. Jahrhundert).

Lang- und Schmalseite eines christlichen Steinsarkophags aus der Völkerwanderungszeit, im Ungarischen Nationalmuseum.

Baudenkmäler jenseits der Donau.

Das Christenthum, das zur Römerzeit im Lande jenseits der Donau heimisch geworden war, wurde auch durch die Stürme der Völkerwanderung nicht ganz entwurzelt. Mit anderen römischen Bauten mag wohl auch eine und die andere christliche Kirche diese kritischen Zeiten überdauert haben. Die Magyaren kamen, als sie hier ansässig wurden, mit dem Christenthum in Berührung und konnten dessen dem Gottesdienste gewidmete Bauten sehen. Doch bezeugt weder ein Bauwerk, noch eine schriftliche Nachricht, daß zur Zeit der Herzoge im Anschluß an das um sich greifende Christenthum auch eine Bauthätigkeit stattgefunden habe. Die ersten Spuren einer solchen zeigen sich erst später in Verbindung mit der kirchlichen Organisation. Stephan der Heilige erbaute zu Stuhlweißenburg eine königliche Kirche, die auch als Krönungs- und Beisetzungsort diente. Auch wies er vieren von den im Lande gegründeten Bisthümern ihren Sitz jenseits der Donau an. Es waren dies: Gran, Veßprém, Raab und Fünfkirchen, und dazu kamen noch die Benedictinerabteien in Martinsberg (Pannonhalma), wo schon der Wojwode Géza zu bauen begann, in Pécsvárad, Szalavár und Bakonybél.

Diese Orte wählte der Gründer, weil sie schon eine lange und geschichtlich merkwürdige Vergangenheit hatten. Die Römer gründeten ihre Municipien und Colonien an den von den Kelten bewohnten Orten; die Magyaren hatten den richtigen Instinct, diesem Beispiel zu folgen. Die große Zahl der Funde beweist, daß die Kelten in der

Gegend von Stuhlweißenburg einen volkreichen Knotenpunkt hatten. In Sár-Pentele wurde ein Votivstein gefunden, den die gesammte Priesterschaft Pannoniens dem Jupiter Dolichenus errichtet hat. Diese Gegend war also auch schon ein religiöser Hauptort der Römer. Da wir wissen, daß die ersten Christen überall den Kampf gegen die heidnische Religion aufnahmen, dürfen wir annehmen, daß sie diese auch in ihren pannonischen Brennpunkten aufsuchten und dort angesichts der falschen Götter dem wahren Gotte eine Kirche erbauten. Die alten religiösen Überlieferungen der Stuhlweißenburger Gegend mochten noch lebendig gewesen sein, vielleicht sogar ihr Andenken sich noch an die Trümmer von Bauwerken geknüpft haben, und dies mag für den Begründer des ungarischen Christenthums und Königthums entscheidend geworden sein, daß er, nachdem die staatliche und kirchliche Organisation des Reiches beendet war, gleichsam zu deren Krönung hier die Kirche des christlichen Königreiches erbaute. Gran, Veßprém, Raab, Fünfkirchen, Martinsberg und Szalavár waren einst römische Colonien, ja wir kennen sogar auf sie bezügliche christliche Überlieferungen theils aus der pannonischen, theils aus der Völkerwanderungszeit. Die in die Römerzeit fallende christliche Vergangenheit von Fünfkirchen und Pannonhalma haben wir schon im vorigen Aufsatz behandelt. Als der Wojwode Géza den Graner Burghügel zu seinem Sitz erwählte, da stand dort bereits eine dem St. Stephan Protomartyr geweihte Kirche. In dieser wäre nach der Überlieferung sein Sohn Vajk getauft und später auch gekrönt worden. Zu Martinsberg ließ Karl der Große zu Ehren des heiligen Martin eine Kapelle erbauen. Raab war einer der Endpunkte des Bekehrungsfeldzuges dieses Kaisers. Veßprém soll vor Einwanderung der Magyaren die Burg von Svatopluks Vater gewesen sein. In Szalavár bestand ein römisches Castrum, dessen Mauerreste man noch vor vierzig Jahren sehen konnte. Hier gab es schon in römischer Zeit Christen und hier wurde der römische Soldat und Märtyrer Adrianus begraben. Auf den Trümmern der Veste ließ zu Anfang des IX. Jahrhunderts der aus Mähren vertriebene Privina durch Salzburger Werkleute Burg und Kirche erbauen; die letztere wurde durch den Erzbischof von Salzburg geweiht. Die alten Namen dieser Orte waren wohl zur Zeit der magyarischen Eroberung schon vergessen, doch konnten wenigstens ihre Trümmer noch vorhanden sein. Auch die größte Stadt der Römer in diesem Landestheil, Aquincum, war durch die Völkerwanderung nicht hinweggefegt, wozu diese ja gar nicht Zeit genug hatte. Die Verwüstung begann, als unter den Königen aus dem Hause Árpáds in dieser Gegend eine königliche Burg und Kirchen erbaut wurden. Bonfinius kannte im XV. Jahrhundert den Namen Aquincum nicht mehr, die Ruinen aber sah er, wie selbst noch englische Reisende im XVIII. Jahrhundert. (Pococke, description of the East and some other countries. London 1743 bis 1745.) Also erst in neuester Zeit wurde die Verwüstung eine vollständige und geriethen die Trümmer unter die Erde.

Auch in die Grundmauern der Stuhlweißenburger Kirche Stefans des Heiligen waren römiſche Inſchrift- und Reliefſteine eingemauert. In der Umgebung der Stadt zerſtreut fand man Bruchſtücke von Granitſäulen, augenſcheinlich Überreſte von römiſchen Bauten; dieſe oder ähnliche Säulen ſind gewiß auch bei dem Kirchenbau Stefans des Heiligen verwendet worden. Die Kirche iſt durch drei Ausgrabungen (1848, 1864 und 1874), ſowie aus erhaltenen Beſchreibungen bekannt. Aus den zum Theil bloßgelegten Grundmauern laſſen ſich auf die Anordnung, Größe und wiederholte bauliche Erneuerung der Kirche Schlüſſe ziehen, während die Beſchreibungen des Hartwik und Bonfinius ein Bild des Hochbaues und des prächtigen Innern geben. Nach alledem war die Kirche eine dreiſchiffige Baſilica. Das Mittelſchiff ſchloß nach Oſten mit einer halbkreisförmigen Apſis. Die feſtgeſtellte Breite des Mittelſchiffes betrug 12·8 Meter, woraus ſich auf die ganz unverhältnißmäßige Länge von 64 Meter ſchließen läßt. Die Apſis war von zwei freiſtehenden viereckigen Thürmen flankirt. Ob auch die ſchmale Weſtwand zwei ſolche Thürme hatte, iſt durch die Nachgrabungen nicht ermittelt, doch ſcheint es beinahe gewiß, daß dieſer Bau als Vorbild für die ähnlichen vierthürmigen Kirchen gedient hat. Das Mittelſchiff war von den Seitenſchiffen durch Säulenreihen getrennt, der Eſtrich beſtand aus Marmorplatten, der in das Mittelſchiff einſpringende Chor war durch eine mit Schnitzwerk verzierte Schranke abgeſchloſſen, der Hochaltar ſtand unter einem von vier Säulen getragenen Baldachin (Ciborium) und war mit zuſammengefügten koſtbaren Steinen geſchmückt. Dieſe Verzierung war übrigens ſchwerlich eine Moſaik, vielmehr eher eine in Formen geſchnittene Stein-Intarſia. Auch war für die Ausſchmückung viel Gold verwendet.

Die Beſchreibung läßt es namentlich durch dieſe letzten Einzelheiten zweifellos erſcheinen, daß die Stuhlweißenburger Kirche nicht nur in der allgemeinen Anordnung den altchriſtlichen Baſiliken Italiens entſprach, ſondern daß auch die Ausſtattung des Innern — der Chor, der Altar mit ſeinem Baldachin und deſſen Verzierungsweiſe — mit der Ausſtattung und Ausſchmückung jener ſehr zahlreichen Baſiliken übereinſtimmte, welche in dem uns nähergelegenen nördlichen Theile Italiens und in Dalmatien, beſonders aber in Iſtrien vom VI. bis zum XI. Jahrhundert erbaut wurden. Für alle dieſe Kirchen iſt die Anordnung der römiſchen altchriſtlichen Baſiliken Regel; ihr geſchnitztes Zierwerk dagegen trägt den Charakter der unter byzantiniſchem Einfluß umgeſtalteten und zum Theil mit barbariſchen Elementen gemiſchten römiſchen Kunſt. Dieſe Verzierungen beſtehen neben den aus farbigen Steinen verfertigten Intarſien aus Schnitzwerk in Stein, das zwei beſondere Hauptkennzeichen aufweiſt. Die eine Eigenthümlichkeit iſt, daß die Formen ſich flach aus dem Grunde erheben und, ſtatt ſich nach abwärts zu runden, kantige Ränder haben; die andere liegt in der ſtarken Hinneigung zu Flechtformen.

In Szalavár wurde ein Steinbalken gefunden, der auf einer Seite mit solchem geschnitzten Flechtwerk verziert ist. Ein Steinsarg im Ungarischen Nationalmuseum, der auf einer Schmalseite den Verstorbenen von einem fliegenden Engel gen Himmel getragen zeigt, weist an beiden Langseiten das charakteristische Flechtornament auf. Es ist ungewiß, ob der Sarg aus der Altofner oder Stuhlweißenburger Gegend stammt; dagegen ist er zweifelsohne ein unverfälschtes Beispiel der zur Zeit Stefans des Heiligen noch gebräuchlichen Verzierungsweise. Derartiges Schnitzwerk dürfte auch die Chorschranke der Stuhlweißenburger Kirche gehabt haben.

Dieses wichtigste Baudenkmal des magyarischen Christenthums war, obgleich aus gutem Material erbaut, doch nicht haltbar genug, so daß es allem Anschein nach schon nach kaum 150 Jahren einen Neubau nothwendig machte. Einzelne ausgegrabene Details, darunter figurale Pfeilercapitäle, weisen darauf hin, daß der Neubau unter König Béla III. (1173 bis 1196) erfolgt sein dürfte. Karl Robert (1308 bis 1342) stellte die zu öfteren Malen abgebrannte Kirche wesentlich umgestaltet wieder her. Ludwig der Große (1342 bis 1382) fügte eine königliche Grabkapelle hinzu. Zum dritten Male wurde sie durch Matthias I. (1458 bis 1490) neu aufgebaut. Unter der Türkenherrschaft brannte sie im Jahre 1601 zum letzten Male ab und fiel seitdem der Vernichtung anheim.

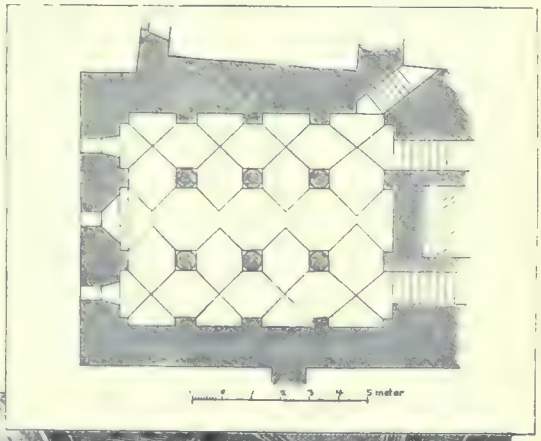
Über den Ursprung der in der Graner Festungsmauer befindlichen alten Kapelle ist nichts Sicheres bekannt. Die Sage läßt Stefan den Heiligen dort geboren werden.

Über die ältesten, an den Bischofssitzen erbauten Kirchen besitzen wir kaum irgend welche Daten. So weit sie unter Stefan dem Heiligen entstanden sind, dürften sie eilig und mit geringer Fachkenntniß aufgeführte Bauten gewesen sein. Auch die durch Königin Gizella in Veßprém erbaute Kirche war nicht dauerhafter als die übrigen. Ob zur Zeit Stefans auch in Raab eine Kirche erbaut wurde, ist durch keine Daten bezeugt. War dies der Fall, so ging sie auch rasch wieder zu Grunde und an ihre Stelle trat im letzten Viertel des XII. Jahrhunderts ein romanischer Bau, als dessen Reste wohl in der jetzigen, mehrmals erneuerten Hauptkirche die mächtigen halbkreisförmigen Apsiden zu betrachten sind.

Die vom Wojwoden Géza begonnene und von Stefan dem Heiligen beendete Münsterkirche zu Martinsberg ist vernichtet, desgleichen die zur Zeit der Gründung dieser Benedictiner-Abteien entstandenen Bauten zu Pécsvárad, Szalavár und Bakonybél. Ähnlich erging es zwei anderen Abteien; die eine war durch Tata (Deodata), den angeblichen Taufpathen Stefans des Heiligen, an dem nach ihm Tata (Totis) genannten Orte im Komorner Comitat, die andere durch Herzog Almos im Jahre 1055 zu Dömös gegründet.

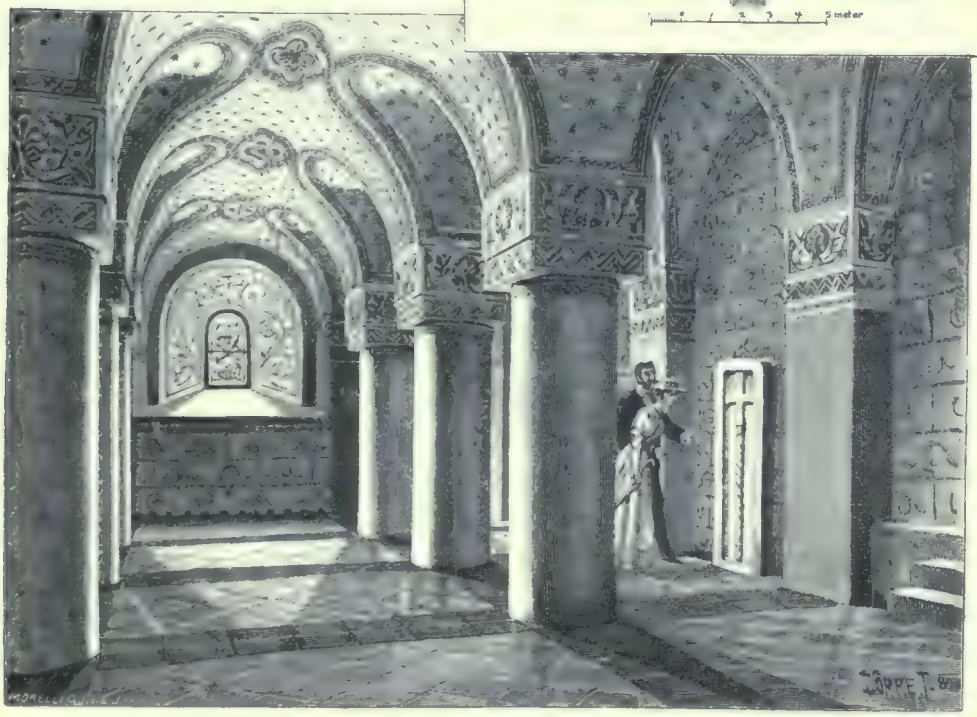
König Andreas I. erkor sich Tihany, diesen halbinselförmig in den Plattensee einspringenden Felshügel zur Begräbnißstätte und stiftete dort zu diesem Behuf im Jahre 1054

ein Benedictinerkloſter nebſt Kirche. Die alten Bauten fielen den ſpäteren Umgeſtaltungen zum Opfer; ſo wie jetzt Kloſter und Kirche daſtehen, gehören ſie dem XVIII. Jahrhundert an. Nur die alte Unterkirche iſt noch erhalten. Ein viereckiger, niedriger, mit Kreuzgewölbe gedeckter Raum wird durch drei ſtämmige Säulenpaare in drei Schiffe von gleicher Breite getheilt; jedes Schiff hat eine niedrige, ſchmale, nach innen breiter werdende Fenſteröffnung, die Gewölbekappen treffen ſich gratförmig; die Säulencapitäle ſind viereckige Platten und auch die Säulenfüße, die bei der Reſtaurirung im Jahre 1889 abgemeißelt wurden, hatten dieſe Form. Dies iſt das einzige Baudenkmal des XI. Jahrhunderts im Lande jenſeits der Donau.



Die romaniſche Epoche beginnt in dieſen Gegenden um die Mitte des XII. Jahrhunderts mit dem Bau der neueren Kathedral- und Ordenskirchen.

In dieſer Reihe iſt die Fünfkirchner Kathedrale durch Größe, Alter und charakteriſtiſche Conception



Inneres der Unterkirche zu Tihany.

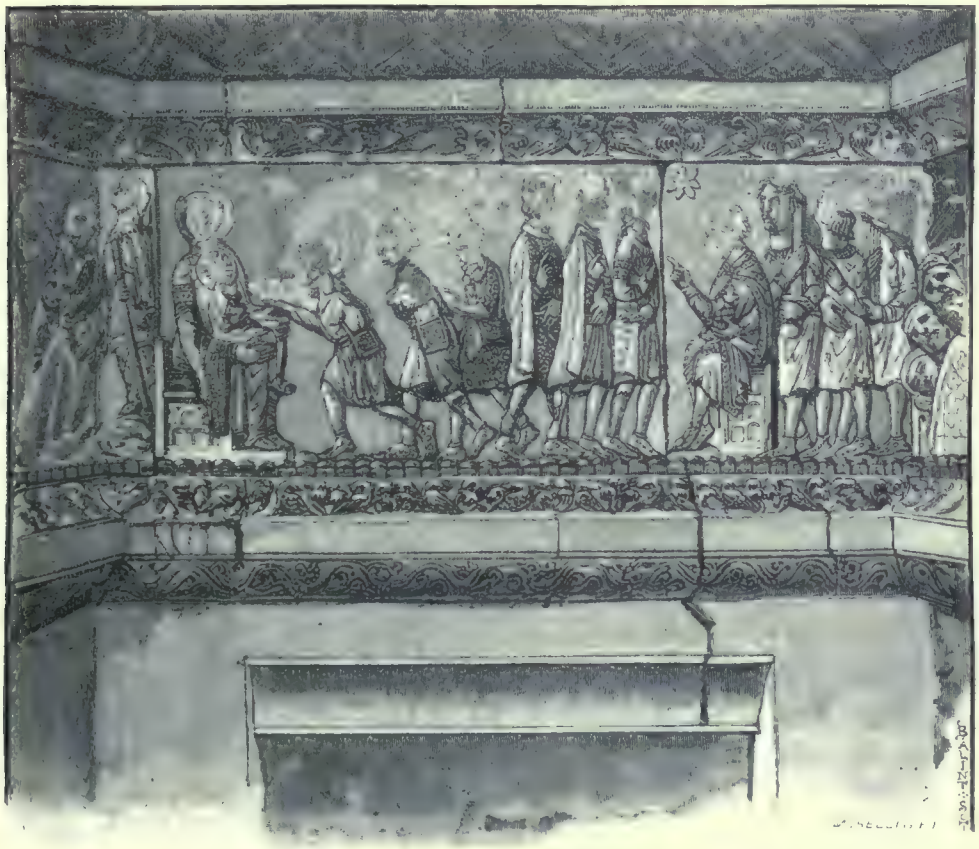
die hervorragendste. Ihre Baugeschichte liegt im Dunkel. Die im vorigen Jahrhundert bloßgelegten Grundmauern und Säulenbruchstücke bezeugen, daß an dieser Stätte, in der Nähe der Grabkammer, schon zur Römerzeit eine christliche Kirche bestand. Im Jahre 1064 wurde Salomon, Sohn Andreas I., in der Kathedrale zu Fünfkirchen gekrönt, die in der darauffolgenden Nacht niederbrannte. Ob dies die aus römischer Zeit stammende christliche Kirche war, welche die Magyaren wohlbehalten vorgefunden hatten und benützten, oder eine zweite, durch St. Stefan gegründete, oder gar eine dritte, von König Peter errichtete, das ist nicht bekannt. Nach der Feuersbrunst wurde eine neue Kirche gebaut. Man fragt sich, ob diese etwa die noch jetzt erhaltene sei oder ob die jetzige zu Ende des XI. Jahrhunderts begonnen und zu Anfang des XII. beendigt worden oder auch, ob sie nicht vielleicht als eine Schöpfung der unter Béla III. angegangenen lebhaften Bauthätigkeit erst im letzten Viertel des XII. Jahrhunderts entstanden sei. Aus Mangel an Daten gibt es auf diese Fragen keine Antwort, und zwar umso weniger, als Ungarn in keiner so intimen Berührung mit der mittelalterlichen Baukunst der westlichen Länder stand und daher auch mit der Entwicklung der Architektur nicht so Schritt hielt, daß die Formen als Beweis für die Entstehungszeit des Bauwerks dienen könnten.

Der Bau erhebt sich auf dem sanften Abhange eines südlichen Ausläufers der Bergkette Mecsek, hoch über der Stadt und der Baranyaer Ebene. In seinem ursprünglichen Zustande stellte er eine frühromanische Basilica dar. Sie bestand aus drei Langschiffen, deren jedes am östlichen Ende mit einer halbkreisförmigen Apsis schloß. Die innere Länge beträgt 66, die Breite 22 Meter, wovon auf das höhere Mittelschiff 12, auf die niedrigeren Seitenschiffe je 5 Meter kommen. Alle drei Schiffe hatten Flachdecken. Das Mittelschiff war von den Seitenschiffen durch zwei Reihen von je sechs Pfeilern, die aber ungleiche Zwischenräume hatten, getrennt. Das dem Eingang zunächststehende, sowie das vierte Pfeilerpaar waren an ihren vier Seiten durch vorgelegte Halbsäulen gegliedert, die übrigen Pfeiler hatten die einfache Prismenform; die Pfeilerfüße zeigten attisirende Gliederung, die Pfeilercapitäle ein Blattornament, hie und da aber auch Figurenschmuck; auf den Capitälen ruhte eine aus drei Gliedern bestehende Deckplatte.

Im Mittelschiffe führten bei dem vierten Pfeilerpaare, vom Eingang gerechnet, Treppen zum höher gelegenen Sanctuarium hinan. Aus jedem Seitenschiffe stieg eine Treppe zu der unter dem Sanctuarium befindlichen Unterkirche hinab. Diese ist durch zwei einfach und derb gehaltene prismatische Pfeilerpaare gleichfalls in drei Schiffe getheilt, deren mittleres gleichfalls halbkreisförmig, die beiden anderen jedoch geradlinig abschließen. Zwischen den vier Pfeilern befinden sich schlankere Säulen, wodurch die Zahl der Schiffe auf fünf gebracht wird, und auf diesen Säulen ruht das Kreuzgewölbe der Unterkirche, das also aus 25 Travéen besteht. Die Säulen haben attisirende Füße, jedoch segmentirte

Würfelcapitäle mit vielgliedrigen Deckplatten. Die Pfeiler endigen mit einfachen Kämpfergesimsen.

Den charakteristischesten Zug des Äußeren bilden die vier an die Enden der Langseiten gestellten Thürme. Ihr Grundriß ist quadratisch; eine Wand haben sie mit der Langseite der Kirche gemeinsam, drei Seiten aber stehen frei, sind also nicht in den Körper der Kirche



Detail von den Reliefdarstellungen an der Stiegenwand der Unterkirche zu Zsuikirchen.

eingebaut. Für eine derartige Anordnung der Thürme, diese Besonderheit der Kathedralen aus der Zeit der Árpádenkönige, die mit nichts Anderem, auch nicht z. B. mit den vierthürmigen Kirchen am Rhein verglichen werden kann, ist dies das einzige Beispiel. An der Giebelwand zwischen den Thürmen der Hauptfaçade sind die Details verschwunden. Der untere Tract der Hauptfaçade war durch Säulen gegliedert; in der Mitte öffnete sich das halbkreisbogige Hauptportal, das im Verhältniß zur großen Masse der Stirnwand klein erscheint; seine Leibung war durch Säulen gegliedert, deren Capitäle Blätterschmuck hatten.

An der öſtlichen Schmalſeite, zwiſchen den beiden anderen Thürmen, befinden ſich die drei auf doppeltem Sockel ruhenden Apſiden. Die untere Baſis iſt einfach, die obere zeigt attiſche Gliederung. Die nach dem Sanctuarium und der Unterkirche gehenden Fenſter der Apſiden ſind ganz einfach, verjüngen ſich nach innen und haben ungegliederte Leibungen. Auch die Wände der Apſiden waren durch keine Liſenen belebt. Hingegen zog ſich unter dem Geſimſe der Apſiden ein reich ausgebildeter Rundbogenfries entlang, deſſen ſämmtliche Bogen auf verſchieden geſtalteten, zum Theil als Thierköpfe gebildeten Tragſteinen ruhten.

Längs den nach der Unterkirche führenden Treppen und um die Eingangsöffnung her waren die Wände mit Reliefs bedeckt, die in ſchön gearbeiteten, mit Pflanzenmotiven und Thierfiguren geſchmückten Rahmen Scenen aus dem alten und neuen Teſtament darſtellten. Sie ſind größtentheils vernichtet. Die erhaltenen Bruchſtücke laſſen folgende Darſtellungen erkennen: das erſte Menſchenpaar im Paradieſe; die drei Weiſen aus dem Morgenland, in einem Prachtbette ſchlafend, wobei ihnen im Traume ſtatt eines Engels ein Krummſchwert die dem neugeborenen Chriſtus drohende Gefahr verkündet; Herodes ſieht, auf einem Throne ſitzend, dem bethlehemitiſchen Kindermord zu; Maria und Joſef fliehen mit dem Kinde nach Egypten. In einer zweiten Reihe führt eine Geſtalt den blinden Simſon; Simſon reißt einen Baum ſammt der Wurzel aus und die Vögel flüchten aus einem auf dem Baume befindlichen Neſte; Simſon hebt das durch eine Säule angedeutete Thor der Stadt Gaza aus; Simſon ſtürzt die Säule des Palaſtes der Philiſter um. Über der Eingangsöffnung ſieht man die Hirten Geſchenke darbringen; die Weiſen aus dem Oſten huldigen dem neugeborenen Erlöſer und ſtatten Herodes ihren Beſuch ab. Dieſe Epiſoden aus der Geſchichte des erſten Menſchenpaares, Simſons und Chriſti ſtellen es außer Zweifel, daß die ſogenannte typologiſche Darſtellung von Ereigniſſen des alten und neuen Teſtaments den Gegenſtand der Reliefs bildete. Eine ſo erfindungsreiche und mannigfaltige Geſtaltung iſt ſonſt aus der romaniſchen Kunſtepoche nicht bekannt. Allerdings bleiben Geſtaltungskraft und techniſches Können hinter der lebhaften Phantaſie, welche dieſe Bruchſtücke kennzeichnet, zurück. Der Meiſter wollte mehr als er konnte. Immerhin aber ſind die Figuren lebhaft und ausdrucksvoll bewegt, ſo namentlich der blinde Simſon, der die linke Hand auf die Schulter ſeines Führers legt und mit dem Stab in ſeiner Rechten unſicher umhertaſtet. Das Nämliche gilt von der Huldigung der drei Weiſen. Hinſichtlich der Entſtehungszeit und Urheberſchaft dieſer Reliefs ſind die Meinungen getheilt. Die Lebhaftigkeit der Geberden läßt vermuthen, daß der Verfertiger einer Schule angehört habe, die im XII. oder XIII. Jahrhundert bereits die Wirklichkeit beobachtete, die geſchickte Anordnung aber deutet auf den Einfluß von Werken der claſſiſchen Zeit. Dieſer letzte Umſtand macht den italieniſchen Urſprung des Meiſters wahrſcheinlich.

Die Kathedrale, die außer ihrer architektoniſchen Eigenartigkeit auch noch durch ſo unvergleichliche plaſtiſche Werke das höchſte Intereſſe erregt, ſtand nicht lange unangefochten in ihrer ehrwürdigen Schlichtheit da. Ihre vielbewegte Geſchichte iſt uns vom XIV. Jahrhundert angefangen genau bekannt. Im Jahre 1335 erhielt ſie ein gothiſches Gewölbe und ſpitzbogige Lichtgaden; gegen Ende des folgenden Jahrhunderts wurde dieſes Gewölbe theils ausgebeſſert, theils erneuert, auch erhielt die Nordſeite eine Reihe von Kapellen; unter den Türken diente ſie von 1543 bis 1687 als Moſchee; dann wurde ſie ſorgfältig reſtaurirt, aber ſchon im Jahre 1704 durch die Geſchoſſe der Rákóczy'ſchen Schaaren in Brand geſteckt und 1707 wieder ausgebeſſert. Um dieſe Zeit wurden die beiden Abſtiege zur Unterkirche vermauert, wobei die Reliefs bedeutende Schäden erlitten. Von 1805 bis 1820 folgte eine neue Reſtaurirung nach den Plänen des Peſter Architekten Michael Pollák; im claſſicirenden Geſchmacke dieſer Zeit legte man der Hauptfaçade eine Säulenreihe vor und gab auch der ſüdlichen Langſeite, wo Kapellen und ein Thor errichtet wurden, die Form einer Säulenfaçade. Dergeſtalt von den Stürmen der Zeiten, ſowie von Umgeſtaltungen in allen ſeinen Gliedern mit Ausnahme der Unterkirche arg mitgenommen, drohte dem Gebäude fünfzig Jahre ſpäter der Einſturz und an eine Wiederherſtellung war nicht mehr zu denken. Nun wurde die Kirche von 1882 bis 1892 auf den Vorſchlag und nach den Plänen des Wiener Dombaumeiſters Friedrich Schmidt vollſtändig neu aufgebaut, oder vielmehr es wurde an ihrer Stelle, unter Beibehaltung der alten Anordnung, eine neue Kirche in romaniſchem Stil aufgeführt, bei der ſich die ſogenannte materielle Wiederherſtellung in ſehr engem Kreiſe bewegte. So war denn die alte Kirche nach einem wechſelvollen Beſtande von 600 Jahren gänzlich verſchwunden.

Auf dem Graner Burghügel, dieſer Felskuppe, mit der ein Ausläufer des Vértesgebirges bis an das Donau-Ufer vortritt und weithin die Gegend beherrſcht, ſtand ſchon, als der Wojwode Géza ſich dort ſeinen Fürſtenſitz gründete, eine Kirche, die dem St. Steſan Protomartyr geweiht war. Am öſtlichen Rande des „Feſtungsberges", nahe bei dieſer Kirche, erbaute König Steſan der Heilige die zu Ehren Unſerer Lieben Frau und des heiligen Adalbert geſtiftete Graner Kathedralkirche. Ohne Zweifel wird ſie zu jener Zeit, nach der Stuhlweißenburger Kirche, eine der hervorragendſten Schöpfungen der Baukunſt geweſen ſein. Feuersbrünſte jedoch und mehrmaliger Neubau ließen von ihr nichts übrig, woraus nur einigermaßen auf ihre bauliche Eigenthümlichkeit geſchloſſen werden könnte. Zwiſchen 1188 und 1198 brannte ſie ab. Um das Jahr 1200 wurde ſie durch Erzbiſchof Hiob in bedeutend größerem Maßſtabe neu aufgebaut, — ein Bau, der entweder nicht zur Vollendung gelangte oder nicht feſt genug war, denn Erzbiſchof Telegdi ließ von 1333 bis 1349 ein ganz neues und prächtiges Sanctuarium aus Quaderſteinen hinzufügen, während er die Kirche mit ganz neuem Dache und die Fenſter mit Glasmalerei verſah.

Auch in dieſer Verfaſſung beſtand die Kirche nur hundert Jahre lang. Erzbiſchof Dionys Szécſi ließ ſie 1450 unter Beiſteuer der Gläubigen, beſonders aber des Johannes Hunyadi in einer den früheren Glanz überſtrahlenden Pracht wiederherſtellen. Die Kapellen längs der Nord- und Südſeite, welche nach dem Telegdi'ſchen Neubau durch die Erzbiſchöfe Demeter (1385), Johann Kanizſa (1396) und Thomas Bakács (1506) erbaut wurden, trugen gleichfalls zur Großartigkeit der Kirche bei. Auch an der Nordſeite befand ſich eine Kapelle, deren Urſprung unbekannt war. An die Nordwand derſelben ſchloß ſich ein quadratiſches Gebäude, deſſen Obergeſchoß die durch Erzbiſchof Johann Vitéz gegründete reiche Bibliothek enthielt. Am öſtlichen Ende der Nordſeite befand ſich der Saal der Kirchenverſammlungen. Die durch Szécſi neu erbaute Kirche ſtand kaum hundert Jahre; ihr Gewölbe wurde 1543 durch türkiſche Geſchoſſe zertrümmert. In demſelben Jahre fiel auch die Feſtung in türkiſche Hände. Im Jahre 1594 ſtürzten die Geſchoſſe des chriſtlichen Belagerungsheeres einen der Kirchenthürme um und dieſer ſchlug den noch aufrechten Theil des Schiffes durch. Im Jahre 1683 wurde die Feſtung den Türken wieder entriſſen; 1763 ordnete Erzbiſchof Franz Barkóczy die Räumung des Schuttes und die Aufnahme des Grundriſſes der Kirche an. Im Jahre 1764 wurde der Ruin vollſtändig, indem auch der zweite Thurm einſtürzte und die ohnehin ſchon ſchadhafte Hauptfaçade zerſchmetterte. Im Jahre 1820 wurde, als Vorbereitung für den Bau der neuen Kathedrale, der ganze Feſtungsberg regulirt, bei welchem Anlaſſe man auch die letzten Überreſte entfernte. Damals machte Johann Máthes (Veteris Arcis Strigoniensis descriptio) auf Grund der Trümmer und des Barkóczy'ſchen Grundriſſes den Verſuch einer Beſchreibung und Reconſtruction des Gebäudes. Nach dem Grundriß befand ſich vor der nach Weſten gerichteten Hauptfaçade der Kirche nach Art der altchriſtlichen Kirchen ein großer Vorhof. Von hier führte das Hauptthor in das dreiſchiffige Innere. Das Mittelſchiff war durch je ſechs Pfeiler von den Seitenſchiffen getrennt. An der öſtlichen Schmalſeite des Mittelſchiffes war das von 1333 bis 1349 erbaute Telegdi'ſche Sanctuarium fünfſeitig abgeſchloſſen. Jedes Seitenſchiff endigte mit einer in die geradlinige Abſchlußwand vertieften Niſche. An der weſtlichen Front erhoben ſich zwei größere, an der öſtlichen zwei kleinere Thürme. Die Reſte des Hochbaues waren zweierlei: die Façade gehörte der um das Jahr 1200 durch Erzbiſchof Hiob erbauten romaniſchen Kirche an, deren intereſſanteſten Theil das mit Statuen und löwengetragenen Säulen geſchmückte Hauptportal, die porta speciosa, bildete. Die im Inneren befindlichen Pfeiler von gothiſcher Arbeit, das Gewölbe, ferner das Sanctuarium und die Kapellen ſtammten aus ſpäterer Zeit.

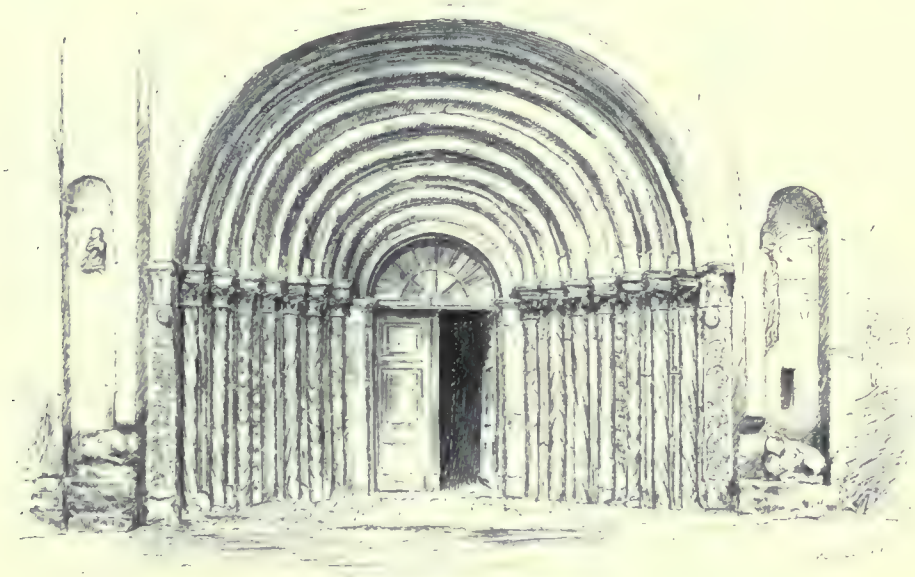
Mit dem Anfang des XIII. Jahrhunderts beginnt jenſeits der Donau jene Bauthätigkeit, deren Werke mehr oder weniger gut erhalten bis auf unſere Tage gelangt ſind,

Die Kirche zu Lébény: Portal und Chorabschluß.

ſo daß ſie als Denkmäler der Baugeſchichte Ungarns mitzählen. Die erſte Hälfte jenes Jahrhunderts, bis 1256, iſt im ganzen Lande, beſonders aber jenſeits der Donau, die letzte und zugleich fruchtbarſte Epoche, die Glanzzeit des romaniſchen und Übergangsſtils. In kaum fünfzig Jahren entſtand jenſeits der Donau, beſonders in den weſtlichen Gegenden, eine anſehnliche Zahl von Bauwerken, die durch ihre unterſcheidenden Eigenthümlichkeiten und den damit verbundenen Kunſtwerth Ungarn einen geachteten Platz in der Geſchichte der mittelalterlichen Baukunſt erworben haben. Es ſind insgeſammt Ordenskirchen, Bauten der Benedictiner oder der im Jahre 1142 durch Geyſa II., dann Ende des XII. Jahrhunderts dnrch Béla III. direct aus Frankreich hereinverpflanzten Ciſtercienſer oder der zum erſten Male gleichfalls durch Béla III. berufenen Prämonſtratenſer. Sie zeichnen ſich nicht durch Größe aus; den Bedürfniſſen der Mönche entſprechend ſind ſie von einfacher Anlage und weniger umfangreich, dafür aber Werke voll künſtleriſchen Talents, voll Gewiſſen und echter Liebe.

Die Reihe beginnt mit der um 1208 erbauten Kirche zu Lébény im Wieſelburger Comitat, die, wie es ſcheint, auch den übrigen als Vorbild gedient hat. Die Lébényer Kirche hat drei Schiffe, die durch zwei Reihen von je vier Pfeilern geſchieden ſind. Das Mittelſchiff hat keinen Langchor, ſondern geht ſogleich in den halbkreisförmigen Abſchluß über. Ebenſo ſind auch die beiden Seitenſchiffe geſchloſſen. Gegen Weſten hin trägt das weſentlich verſtärkte erſte Pfeilerpaar die inneren Ecken der beiden Frontthürme, ſo daß der untere Theil der Thürme die Fortſetzung der beiden Seitenſchiffe bildet, während der erſte, zwiſchen die unteren Geſchoße der beiden Thürme fallende Abſchnitt des Mittelſchiffes gleichſam als Vorhalle der Kirche dient. Dieſe Anordnungsart wurde ſpäter bei mehreren Kirchen befolgt, ſo daß ſie durch die Gewohnheit zu einem unterſcheidenden Merkmal der transdanubiſchen Baukunſt dieſer Zeit wurde. Das Innere der Kirche hat keinen anderen Zierath als die Pfeiler, welche, den Gurtbogen und den Graten des Kreuzgewölbes entſprechend, durch vier größere und vier kleinere Halbſäulen gegliedert ſind. Die letzteren ſteigen bis zum unteren Rande des Gewölbes empor und gliedern ſo zugleich die hohe Wand des Mittelſchiffes. Die Pfeiler ſind auch ſonſt reich gebildet. Jede Halbſäule hat eine rechtwinkelige Baſis und einen aus drei Gliedern beſtehenden attiſirenden Fuß; die Ecken der Baſis ſind mit den Füßen durch Eckblätter von entwickelter Bildung verbunden. Die Halbſäulen endigen oben mit einem Wulſt; die kelchförmigen Capitäle ſind mit zwei Blätterreihen verziert; auf den ſtark herausgebogenen Blättern der oberen Reihe ſcheint das Kämpfergeſims zu ruhen, welches gleichfalls einen dreifach gegliederten attiſchen Fuß, jedoch nach abwärts gekehrt darſtellt. Die Vorhalle und die unter den Thürmen befindlichen Abſchnitte der Seitenſchiffe haben ſpitzbogige, die übrigen Abſchnitte rundbogige Gewölbe. Das Äußere iſt nicht reich, jedoch bei aller

Einfachheit nicht ohne überraſchende Combinationen, auch durchaus harmoniſch und vornehm durchgebildet. An der weſtlichen Stirnſeite iſt die Giebelmauer des Mittelſchiffes von zwei mit Helmdächern gedeckten Thürmen flankirt. Das untere Geſchoß der Thürme iſt mit einem Rundbogenfries abgeſchloſſen; das zweite Geſchoß hat doppelte, das obere dreifache Fenſter, ſämmtlich in einen Halbkreisbogen zuſammengefaßt. Die Fenſteröffnungen ſind durch romaniſche Säulchen der herkömmlichen Form getheilt. Einen charakteriſtiſchen Zug der Façade bilden die vier aus den Ecken der Thürme vorſpringenden Liſenen, die vermöge ihres Hervorſpringens, beſonders aber dadurch, daß ſie ſich nach oben verjüngen,



Portal der Kirche zu Horpács.

mehr das Anſehen von Stützpfeilern haben. Die Mitte der Giebelmauer nimmt ein ſehr einfaches Rundfenſter ein. Der prächtigſte Theil der Weſtfaçade und des Außenbaues überhaupt iſt das Hauptportal. Es öffnet ſich im Halbkreisbogen, nach innen enger werdend, und iſt an der Leibung beiderſeits durch je vier Säulen gegliedert. Die Schäfte der beiden äußerſten ſind achtkantig, die übrigen glatt. Die Capitäle ſind mit zwei Blätterreihen verziert, doch ſo, daß dieſe beiden Reihen durch einen auf einer ſcharfen Gliedkante ruhenden Blätterkranz von einander getrennt ſind. Die oberen Blätter neigen ſich noch ſtärker heraus als die im Innern der Kirche, und die auf ihnen ruhende Deckplatte iſt achteckig. Die Leibung des Halbkreiſes iſt durch Grate gegliedert. In den Zwiſchenräumen derſelben, wie auch in denen der Säulen, iſt die Wand der Leibung mit reichem Blätterſchmuck von claſſiſchem Adel der Bildung bedeckt. Auch an der Südſeite

befindet sich ein in den mittleren Abschnitt der Kirche führendes Thor. Das Ziermotiv an seiner Leibung ist eine tiefgehöhlte Rundscheibe, in der ein Cylinder steht, welcher mit trapezförmig zusammengestellten Stäben wie mit einer Binde umgürtet ist.

Die östliche Schmalseite ist in ihrer Ornamentirung so schlicht und zugleich geistvoll, daß sie zu den interessantesten Schöpfungen der romanischen Baukunst gezählt werden muß. Die hohe Giebelmauer des Mittelschiffes ist hier nicht mit dem üblichen Rundbogenfries verziert; das Gesimse des Satteldaches ist in dreifacher Gliederung aus einer Kante, einem halben Rundstab und einer Hohlkehle gebildet und darunter ist an jeder Ecke der senkrechten Wand in eine entsprechende Vertiefung eine Säule gestellt. Dem Gesims und den Säulen parallel geht ein zweites Ornament: eine seichte Hohlkehle, in der sich dicht aneinander gereihte Kugeln befinden. An der Apsis des Mittelschiffes erblickt man drei ganz einfache rundbogige Fensteröffnungen und ihre Wand ist durch vier Wandsäulen gegliedert. Diese Säulen stehen auf einem die Wand der Apsis ringförmig umgebenden Gesimse und ragen bis unter den Dachvorsprung hinauf, wobei sie das Gesims und den stark ausladenden Rundbogenfries unterbrechen. Die Wände der Seitenschiffe sind an der Ostseite schmucklos gelassen. Die Seitenapsiden haben jede eine rundbogige Fensteröffnung mit reich gegliederter Leibung; die obere Hälfte der Fenster ist mit der in rechtem Winkel aufwärts geknickten Fortsetzung des die Hauptapsis umgebenden Gesimses umzogen, das aber hier seine Gliederung ändert. Die Seitenapsiden sind überdies mit dem herkömmlichen Rundbogenfries geschmückt. An der südlichen und nördlichen Langwand sind die Seitenschiffe ähnlich wie die Ostfaçade ausgeschmückt und außerdem durch Wandstreifen gegliedert, die vermöge ihrer starken Ausladung schon als Wandpfeiler gelten können. Die Fensteröffnungen sind an der hervorragenden Wand der Langseite des Mittelschiffes, wie an den Seitenschiffen, schmäler und einfach gehalten.

Die jetzige Pfarrkirche der Gemeinde Kapornak im Zalaer Comitat, einst gleichfalls Abteikirche der Benedictiner, ist der Lébényer Kirche nahe verwandt und mit ihr fast gleichzeitig, um 1217 erbaut. Von ihren drei Schiffen sind nur das Hauptschiff mit der daran schließenden halbkreisförmigen Apsis, die in einer Giebelwand aufsteigende Westfaçade und die beiden diese flankirenden Thürme erhalten. Die Thürme haben Doppelfenster, die durch Säulchen mit Würfelcapitälen und attischen Füßen getheilt sind. Die Seitenschiffe und deren Apsiden sind jetzt nur noch durch Bruchstücke der Grundmauer festzustellen. Eine Abteikirche der Benedictiner, allerdings von einfacherer Anordnung als die erwähnten, durch Privatstiftung im Jahre 1138 entstanden und um 1230 neu aufgebaut, war ferner die jetzige Pfarrkirche der Gemeinde Csatár im Zalaer Comitat. Sie ist einschiffig, die halbkreisförmige Apsis ist mit dem Schiff durch ein schmäleres, nach der Länge eingeschaltetes Sanctuarium verbunden, in der Mitte der Westfront erhebt

ſich ein viereckiger Thurm, deſſen Wände mit Liſenen gegliedert ſind und in dem ſich unten das Thor öffnet.

Im XIII. Jahrhundert, wahrſcheinlich in deſſen viertem Jahrzehnt, vor dem Tatareneinfall, wurde zu Horpács im Ödenburger Comitat die Kloſterkirche der Auguſtiner, ſpäter der Prämonſtratenſer erbaut. Nur das Hauptthor und einige Säulen des Inneren ſind erhalten. Doch erſcheint es nach dieſen Bruchſtücken, namentlich bei dem Formenreichthum, der Vornehmheit und ſorgfältigen Ausführung des Portals unzweifelhaft, daß die Kirche einſt die hochentwickelte Baukunſt der romaniſchen und Übergangszeit im Dunántúl würdig repräſentirt hat. Das Portal mit ſeinem geſchmackvollen Reichthum übertrifft alle Denkmäler dieſer Gegend. Es iſt beiderſeits durch je ſieben Säulen gegliedert, welche längs der Wand in rechtwinkeligen Vertiefungen frei auf hohen, würfelförmigen Baſen ſtehen; ihr attiſcher Fuß iſt mit der Baſis durch Eckblätter verbunden; die Säulenſchäfte ſind gewunden und jeder anders verziert; auch die Capitäle haben Blätterſchmuck, ſind aber gleichförmig, desgleichen ihre zweigliedrigen einfachen Deckplatten; die Rippen, welche die Bogenöffnung gliedern, ſtimmen jede mit dem Schaft der entſprechenden Säule überein.

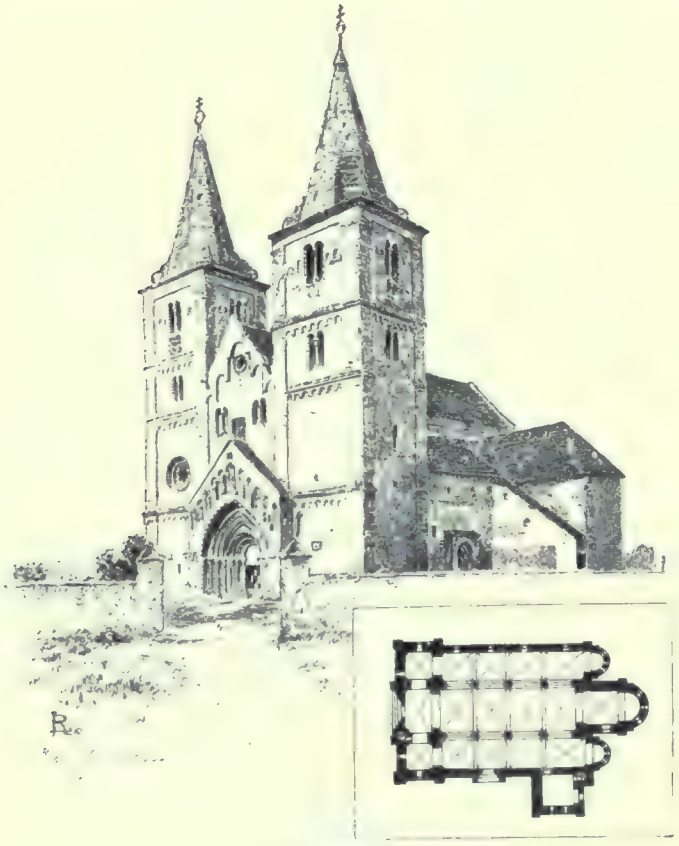
Eines der hervorragendſten Momente der Bauthätigkeit im Dunántúl war zu dieſer Zeit unzweifelhaft die dritte Wiedererbauung der Kirche und des Kloſters der Martinsberger Erzabtei. Der nach dem Untergang der älteſten Kirche aufgeführte zweite Bau war im Jahre 1137 unter König Béla II. geweiht worden. Er brannte bald ab, worauf Erzabt Urias (1206 bis 1244) die dritte Kirche erbauen ließ, die im Jahre 1225 in Gegenwart König Andreas' II. und ſeiner Gemalin mit großer Feierlichkeit eingeweiht wurde. Eine im XV. Jahrhundert vorgenommene Ausbeſſerung, ſowie die Wiederherſtellungsarbeiten, erſt in der Türkenzeit, dann im Jahre 1831, zuletzt in den Jahren 1868 bis 1876, änderten zwar Vieles, benahmen jedoch wenigſtens der Anlage ihren urſprünglichen Charakter nicht, während freilich an dem Aufbau nur einzelne Details verſchont blieben. Die Kirche iſt eine Art Baſilica mit drei Langſchiffen, die durch zwei Reihen von je ſechs Pfeilern geſchieden ſind. Jedem Joche des Mittelſchiffes entſprechen je zwei Joche der Seitenſchiffe. Den charakteriſtiſchen Zug der Anlage bildet der mit drei Fenſtern durchbrochene geradlinige Abſchluß des Sanctuariums, das aus einem dem öſtlichen Ende des Mittelſchiffes angefügten vierten Joche und aus der anſtoßenden Hälfte des dritten Joches gebildet iſt. Auch jedem der Seitenſchiffe ſchließt ſich noch ein gleichfalls geradlinig abgeſchloſſenes Joch an. Von dem niedrigeren Niveau des Mittelſchiffes führen Stufen zu dem erhöhten Sanctuarium hinan. Rechts und links von dieſem gehen Treppen nach der unter dem Sanctuarium liegenden Unterkirche hinab, die durch zwei Reihen von je drei Säulen in drei gleiche Schiffe getheilt iſt und ebenfalls einen geraden,

von drei Fensteröffnungen durchbrochenen Abschluß hat. Ihre derben, glatten Säulenschäfte stehen auf verschieden gegliederten achteckigen Basen und attischen Füßen; die kelchartigen Capitäle sind von einem ringförmigen Glied und zwei Reihen Blättern umfaßt; auch die Deckplatten sind der Übergangskunst entsprechend reicher gegliedert. In der Oberkirche haben die das Mittelschiff von den Seitenschiffen trennenden Pfeiler mit Eckblättern verzierte dreifach gegliederte Basen und attische Füße; aus ihren Seitenflächen und abgeschrägten Kanten springen stärkere und zartere Säulenschäfte hervor, doch bleibt ihre dem Hauptschiff zugekehrte Seite glatt, insofern die dem Quergurte dienenden Säulenschäfte auf Kragsteinen ruhen, die weiter oben, in der Höhe der Seitenschiffgewölbe, aus der Wand hervorragen. Die Stelle des reichen nördlichen Thores (porta speciosa) und Bruchstücke seiner Leibung sind bei der Restauration in den Jahren 1868 bis 1875 zum Vorschein gekommen, darunter eine durch acht halbe Rundstäbe gegliederte Säule, auf welcher die Rundstäbe durch vier dem Schaft aufgelegte Ringe gezogen und verflochten einen Knoten bilden. Diese Überbleibsel des Hochbaues bezeugen, daß die Kirche des Abtes Urias ein im Einzelnen reich gestalteter, auf der Höhe der Zeit stehender Bau der Übergangskunst war.

Die Kirche zu Zsámbék in der Nähe von Budapest, deren Ruinen wenigstens noch erhalten sind, war in diesem Zeitraume das vornehmste Bauwerk des Prämonstratenserordens jenseits der Donau. (Siehe die Abbildung auf Seite 77 des I. Bandes von Ungarn.) Sie hat drei Langschiffe; das erhöhte Mittelschiff ist von den Seitenschiffen durch vier Pfeilerpaare getrennt; die Abschlußwand des Sanctuariums war außen halbkreisförmig, innen polygonal; die die Pfeiler gliedernden Säulen zeigen an Füßen und Capitälen die Formen der gothischen Kunst, wie denn auch das eingestürzte Gewölbe gothisch war; im Mittelschiffe sind die halbkreisbogigen Fenster der erhöhten Wände die einzigen Merkmale der romanischen Kunst. Verhältnißmäßig am besten erhielt sich die Hauptfaçade mit ihren beiden Seitenthürmen. Die gedrungenen Thürme, deren durch Säulchen getheilte Fenster, mit Rundbogenfriesen geschmückte Gesimse und das noch vorhandene Helmdach des einen Thurmes gehören dem romanischen Stil an. Gothisch dagegen sind sämmtliche Theile der stark aus der Frontlinie der Thürme hervorspringenden Façade: das Portal, darüber das große Rundfenster, der in die Stirnwand eingebaute, den Giebel entlastende Spitzbogen, endlich das mit Kleeblattbogen verzierte Gesimse des Giebels. An keinem Gebäude des Übergangsstils im Dunántúl überwiegen die gothischen Elemente in solchem Maße die romanischen. In Anbetracht dessen aber, daß die Bauthätigkeit dieser Gegend zu keiner folgerichtigen Entwicklung gelangte, läßt sich aus diesem Umstande kein sicherer Schluß auf die Entstehungszeit der Kirche ableiten.

Auch von der Kirche zu Felsö-Eörs im Zalaer Comitat, nahe dem Plattensee, wissen wir weder, wann sie erbaut wurde, noch ob sie eine Mönchskirche war; gewiß ist nur,

daß sie im Jahre 1258 schon bestand. Erhalten sind von ihr blos die halbrunde Apsis und die beiden unteren Geschoße des in der Mitte der westlichen Schmalseite in den Körper der Kirche eingebauten Thurmes. Dieser zeigt an seiner Stirnwand die beiden noch erhaltenen Geschoße an jeder Seite durch eine Lisene, oben aber durch ein sägeförmiges Gesimse und einen Rundbogenfries eingefaßt. Das mit einfachen Säulen gegliederte rundbogige Portal hat einen aus der Wand vorspringenden Spitzgiebel. Im zweiten Geschoß



Die Kirche zu Zák.

öffnen sich gleich am Gesimse, dicht neben einander, drei und über diesen in der Mitte ein Fenster. Sie sind sämmtlich tief, verengen sich nach innen bedeutend und haben über ihrem Halbkreisbogen gleichfalls einen Spitzgiebel. Je zwei der die Fenster einfassenden Säulen verflechten ihre Schäfte, so daß sie in der Mitte eine Art Knoten bilden; das Nämliche sahen wir bereits an der alten Kirche zu Martinsberg.

Zu erwähnen ist noch die im Jahre 1241 gegründete Klosterkirche der Prämonstratenser zu Turje im Zalaer Comitat. Sie hat drei Schiffe und zwei Thürme.

Die Schiffe sind durch drei Paar achteckige Pfeiler getrennt. Der untere Theil der Thürme bildet die Fortsetzung der Seitenschiffe und ihre inneren Kanten ruhen auf dem ersten Pfeilerpaar. Die Pfeilercapitäle sind mit Thiergestalten, die Capitäle der aus der Oberwand des Mittelschiffes hervorspringenden Säulenschäfte mit schön gebildetem Laub geschmückt. Gewölbe und Sanctuarium sind in späterer Zeit erneuert und umgebaut.

Die Abteikirche der Benedictiner zu Ják im Eisenburger Comitat stimmt in ihrer einfachen Anlage völlig mit der zu Lébény überein. Der untere Theil ihrer beiden Thürme ist, wie in Ungarn Sitte, die Fortsetzung der Seitenschiffe, zwischen dem Mittelschiff und der halbrunden Apsis aber hat sie ein Langchor. Das Innere, in den späteren Jahrhunderten grausam mitgenommen, dürfte ursprünglich gleichfalls einfach gewesen sein. Die drei Langschiffe sind durch je vier Pfeiler von einander getrennt, die Pfeiler durch acht Halbsäulen gegliedert. Fenster haben weder die erhöhten Wände des Hauptschiffes, noch die Längswand des südlichen Seitenschiffes; dagegen öffnen sich sowohl an der Hauptapsis, als auch an den beiden Seitenapsiden je drei und an den Wänden des Langchores je ein etwas breiter und höher als gewöhnlich gebildetes Fenster. Das hierdurch einströmende und vom Sanctuarium her verbreitete Licht taucht die Schiffe in eine eigenthümliche, zauberisch wirkende Beleuchtung, schadet aber andererseits dem Eindruck der Geräumigkeit, da es die Apsiden dem Auge des durch das Hauptthor Eintretenden näher rückt. Die Gewölbe der Schiffe sind neueren Ursprungs; nur in den unteren Theilen der Thürme und in deren Zwischenraum sind sie alt. Hier, wie auch an sämmtlichen Pfeilern erkennt man noch unter der dicken Kalkschichte die Spuren der einstigen Malerei. Die die Pfeiler gliedernden Halbsäulen sind orangegelb; die theils mit Thier-, theils mit Laubmotiven geschmückten Capitäle waren dunkelroth gefärbt.

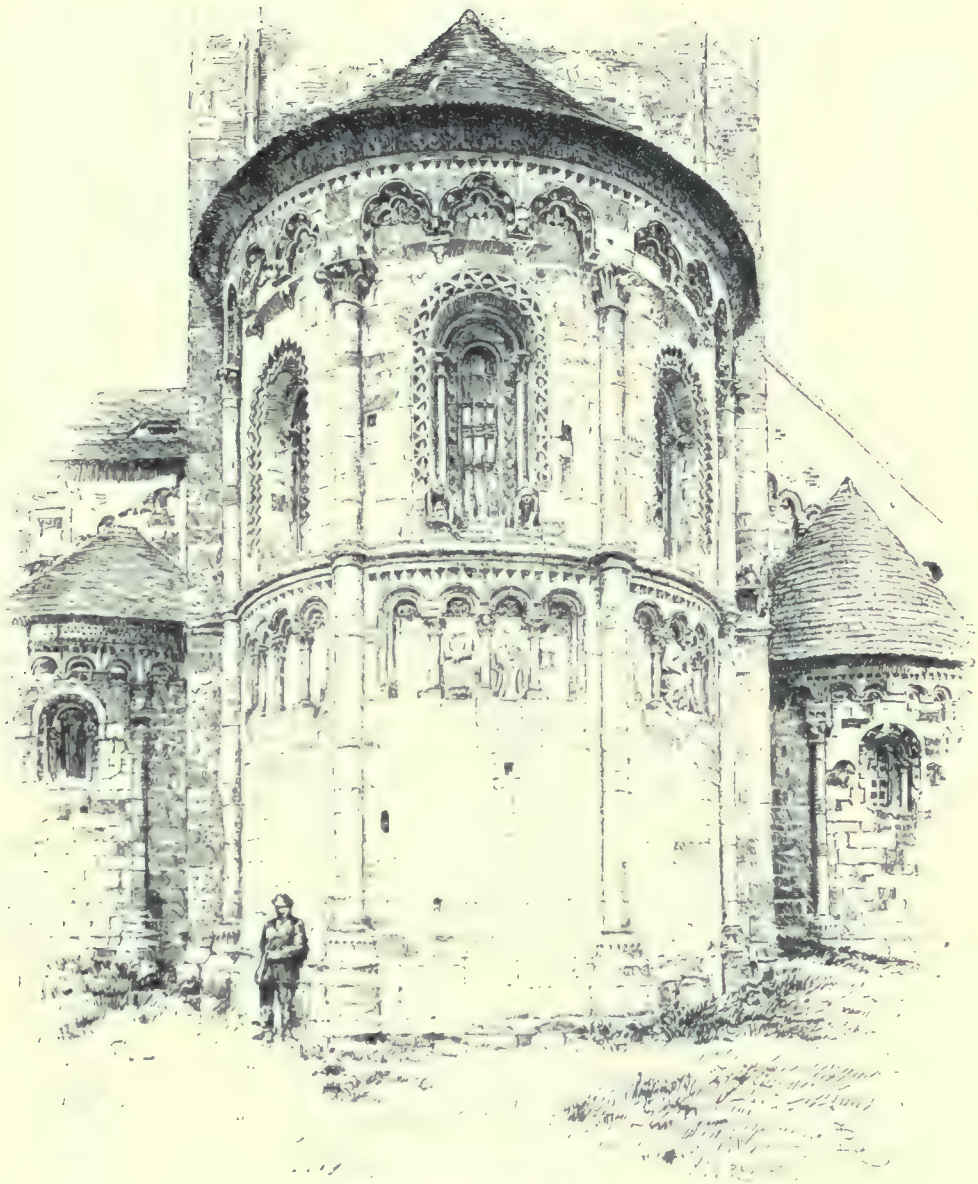
Während so das Innere der Kirche weniger durch die keineswegs reichen, wenngleich gewählten Formen, als durch Beleuchtung und Farbe wirkte, prangte das Äußere in einer erstaunlichen Mannigfaltigkeit der Formen. Es überrascht, daß bei diesem Bau, der von einer so einfachen, sozusagen ärmlichen Anlage ausgeht, der Aufbau, und zwar dessen Außenseite, so verschwenderisch geschmückt wurde. Der Gegensatz wird noch augenfälliger, wenn man sieht, daß es sich nicht etwa um eine wohlfeile Art von Luxus handelt. Die Kirche ist aus einem in der Gegend gebrochenen harten Kalkstein von bester Qualität erbaut und aus demselben ist auch aller Zierath gearbeitet. Die bewundernswerthe Ausführung des Ornaments bekundet den höchsten Grad von Geschicklichkeit, Fleiß und Genauigkeit; nirgends sieht man die geringste Spur von Übereilung oder Unsicherheit. Noch wunderbarer jedoch ist die richtige Empfindung, mit der der Baukünstler seine schier überschwengliche Erfindungskraft lenkt, so daß sie nie ins Übermaß ausartet; seine unerschöpfliche Phantasie geht bis an die Grenze des Maximums, ohne sie zu überschreiten;

Portal der Kirche zu Ják.

er ſchafft einen vollkommenen Reichthum, in dem es nichts Überflüſſiges gibt. Ein großer, mit der feinſten Empfindung begabter Künſtler, deſſen Name leider verſchollen iſt und von dem man nur vermuthen kann, daß er ſich an der franzöſiſchen Baukunſt genährt hat, wühlt hier mit voller Hingebung und dennoch mit Beſonnenheit in der Mannigfaltigkeit der Formen und genießt mit Bewußtſein die Freude des Hervorbringens. Im Schaffen ſelbſt ſteigert ſich ſeine Schaffenskraft. Gewiß hat der Bau in weniger gebräuchlicher Weiſe mit der Hauptfaçade begonnen. Die beiden gedrungenen quadratiſchen Thürme und die zwiſchen ihnen aufragende Giebelwand ſind noch einfach; indem ſie ſich auf den herkömmlichen Rundbogenfries und die durch Säulen getheilten Doppelfenſter beſchränken, wirken ſie mehr durch ihre Maſſe. Im Obergeſchoß der Thürme jedoch, wo die Wand von einem reicher gebildeten Rundfenſter durchbrochen iſt, meldet ſich plötzlich ein Künſtler, der den Reichthum der gothiſchen Baukunſt kennt und ſich zu dem Unternehmen anſchickt, in dieſer Gegend, wo die Gothik noch fremd iſt, innerhalb der romaniſchen und Übergangsformen einen nicht minderen Reichthum hervorzuzaubern.

Zwiſchen den Thürmen, am Fuße der Façade und aus ihr hervorſpringend erhebt ſich gleichſam als Gebilde für ſich eine Giebelwand. Ihr Zweck iſt, den Werth des Thores zu ſteigern. Hier läßt der Meiſter in gewaltigen Accorden den ganzen Chorus der Formen erklingen. Im Giebelfeld über dem Portal ſtehen in Niſchen, die mit Säulen und einem runden Dreiblattbogen eingefaßt ſind, die Geſtalten Chriſti und der Apoſtel, die den Nahenden ſofort zur Andacht anregen. Unterhalb und ſeitwärts in Niſchen, die aus den Wänden der Thürme ausgeſpart ſind, deuten ſymboliſche Thierfiguren die Ahnungen der gläubigen Seele an. Die Thoröffnung hat am Saume einen mit feſter Hand gemeißelten Mäander; dieſem folgt nach innen ein in die Wand eingemeißelter Zahnſchnitt und dieſem ein zweiter, der, eben nur die Wandfläche ſtreifend, beiderſeits mit leichtem Schwung zu der ſtumpfen Spitze emporgleitet. Das erſte Säulenpaar der Leibung hat verzierte Schäfte und ſteht auf den Rücken von hungrigen beuteſuchenden Löwen, dem Sinnbilde des Teufels. Dahinter folgen je ein glatter und hierauf wieder je vier verzierte Säulenſchäfte. Ebenſo mannigfaltig gliedert ſich das Gewölbe der Oeffnung, nach außen mit drei Spitzbogen, nach innen mit drei Rundbogen. Zu innerſt im Bogenfeld über dem geradlinigen Thürſturz ſtand einſt Chriſtus, der ſegnend die Rechte erhob, in der von zwei Engeln gehaltenen Mandorla.

An den beiden Langſeiten haben die über die ſteilen Halbdächer der Seitenſchiffe nur wenig emporragenden Wände ein ſägeförmiges Geſimſe und darunter einen lebendig profilirten mächtigen Rundbogenfries, während unter dem gleichfalls ſägeförmigen Geſimſe der Seitenſchiffe ein Fries von Dreiblattbogen entlang läuft und Säulenſchäfte, ſowie ab und zu in kleinen Niſchen untergebrachte figürliche Darſtellungen die Eintönigkeit der Wandfläche unterbrechen.



Sanctuarium der Kirche zu Ják.

Die Giebelwand der Oſtſeite gleicht der weſtlichen. An den drei Apſiden, beſonders der mittleren, iſt eine ungewöhnliche Pracht entfaltet, ſo daß es ſchwer hielte, die große Menge der Sinnbilder und Zierathen einzeln aufzuzählen. Der Meiſter detaillirt hier mehr und läßt ſich an der üppigen Fruchtbarkeit ſeiner Phantaſie nicht genügen, ſondern greift zur Wiederholung und erzielt dadurch eine förmlich überwältigende Wirkung. Er theilt die

Wand der Hauptapsis, die auf einer kräftig profilirten Basis steht und oben ein mit Laubornament versehenes Gesimse nebst reich ausgebildetem Fries von Dreiblattbogen hat, der Breite nach durch Säulen und der Höhe nach durch ein Gesimse in Felder ein. Jedes Feld betrachtet und behandelt er als selbständiges Ganzes. Die unteren Felder schmückt er mit rundbogigen Blendarkaden, in die er Statuen stellt. In den oberen aber erreicht er mit der wunderbar fein empfundenen Durchbildung der Fensterrahmen und Fensterleibungen den Gipfelpunkt einer Kunst, auf die man übrigens schon nach der Ausschmückung des Hauptthores schließen konnte. Er baut nämlich die Wirkung seines Gebildes nicht blos auf die Formen, die ihm sogar nur Mittel zweiten Ranges sind, sondern wendet seine größte Sorgfalt an das Hervorrufen eines launenhaften, bezaubernden Spiels von Lichtern und Schatten, zu dessen Variationen er durch den Reichthum seiner Formenwelt Gelegenheit gibt. Außer der Richtigkeit der Verhältnisse, ist dies das Hauptgeheimniß der Bauweise. Dies ist es, was dem Großartigen Lebendigkeit, dem Gleichförmigen Mannigfaltigkeit, dem todten Gefüge Seele verleiht.

So steht auf einem Hügel mitten in dem Dorfe Ják das unsterbliche Werk eines Meisters, dessen Namen und Herkunft man nicht kennt. Das ist die echte versteinerte Musik, ein erhabener Hymnus, der über die reiche Ebene des Eisenburger Comitates dahinschallt bis an die waldbekränzten Ausläufer der Alpen, die sie umspannen. Er singt von der einstigen Herrlichkeit der Baukunst im Lande jenseits der Donau und fleht nach so vielen nagenden Jahrhunderten nur um eins: um Wiederherstellung durch einen Künstler, der nicht mehr können will als die Meister jener alten Zeiten.

Die Kirche wurde im Jahre 1256 geweiht. Die Kapelle in ihrer Nähe gehört derselben Zeit an. Ihr Grundriß zeigt einen Vierpaß, er besteht aus vier um einen Mittelpunkt gruppirten Segmenten von etwas mehr als Halbkreisgröße. Der Aufbau ist einfach, das Thor öffnet sich in einer aus dem einen Segment vorspringenden Giebelwand und ist an seiner Leibung durch je zwei einfache Säulen gegliedert.

In der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts wurde das Land jenseits der Donau noch mit zahlreichen, ganz hervorragenden kirchlichen Bauten bereichert, von denen aber nur Ruinen oder gar blos geringe Trümmer vorhanden sind. Von der bischöflichen Kapelle zu Raab ist in Folge späterer Umbauten nur die untere Kapelle erhalten. Zu Zircz im Veßprémer Comitat finden sich einige Bruchstücke und ein Säulenschaft der um diese Zeit erbauten und im Jahre 1731 abgetragenen Cistercienser-Probsteikirche. Dagegen sind die Trümmer der durch König Béla III. im Jahre 1184 gegründeten Cistercienser-Abtei zu Pilis-Szent-Kereszt im Pester Comitat unter dem Erdreich verschwunden. Auch der Standort des vor dem Jahre 1252 gegründeten Prämonstratenser-, später Camaldulenserklosters nebst Kirche zu Majk im Komorner Comitat ist kaum noch durch

einige erkennbare Trümmer bezeichnet. Von der 1142 bei dem Dorfe Czikó im Tolnaer Comitat gegründeten Kloſterkirche Czikador der Ciſtercienſer iſt blos die Ruine der öſtlichen Giebelwand und des geraden Chorabſchluſſes erhalten. Die im Jahre 1252 geweihte Benediktinerkirche zu Dömölk im Eiſenburger Comitat iſt einſchiffig, vor ihrer Weſtfaçade erhebt ſich ein gedrungener Thurm; im unteren Geſchoße desſelben öffnet ſich das Thor; der halbkreisförmige Abſchluß wurde ſpäter in einen polygonalen verwandelt. Das Innere war mit Wandbildern aus dem XIV. Jahrhundert geſchmückt, die jedoch nahezu bis zur Unkenntlichkeit verdorben ſind. Die Kirche dient ſchon ſeit Jahren als Scheune. Zu Pécsöl im Zalaer Comitat wurde die aus einem Langſchiff mit geradem Abſchluß beſtehende Kirche, welche Reſte von Wandmalereien aus dem XIII. Jahrhundert enthielt, im Jahre 1861 durch ihre Eigenthümerin, die reformirte Kirchengemeinde, abgetragen. Zu Vértes-Szent-Kereszt im Weißenburger Comitat befand ſich eine Benediktinerabtei mit Kloſter und Kirche. Ihre Gründungszeit iſt unbekannt, wohl aber kennt man die traurigen Einzelheiten ihres Unterganges. Ihre Steine wurden im vorigen Jahrhundert verſchleppt, um bei den Kirchenbauten auf den Beſitzungen der gräflichen Familie Eſterházy als Baumaterial verwendet zu werden; mehrere der ſchön gearbeiteten Rippen aus dem Kirchengewölbe wurden bei dem damals ſtattfindenden Bau des Schloſſes zu Totis benützt, das keine gelungene Nachahmung eines ruinenhaften, jedoch wiederhergeſtellten Baues bildet; endlich ließ im Jahre 1796 Maria Anna Pálffy ihrem Gatten, Grafen Johann Eſterházy, aus vier Säulen der Kirche, ſowie einigen mit Thiergeſtalten verzierten Kragſteinen und anderen Bruchſtücken im gräflichen Park zu Csákvár ein noch heute vorhandenes Denkmal errichten.

Auch kleinere Dorfkirchen wurden ſchon in der erſten Hälfte des XIII. Jahrhunderts recht zahlreich erbaut; ſo zu Tótlak und Pápócz im Eiſenburger, zu Rába-Szent-Miklós im Raaber, zu Oskü im Veßprémer Comitat. Sie ſind ſämmtlich von geringem Umfang und rundem Grundriß. Zu Tótlak iſt das Innere mit Wandmalereien des XIV. Jahrhunderts geſchmückt, von denen die am Gewölbe befindlichen noch einen recht guten Zuſtand zeigen. In der Mitte des runden Gewölbes ſieht man eine vom Regenbogen umzogene Mandorla, in der an dem einem Ende Gott Vater ſitzt und mit beiden Händen das Kruzifix hält, während in dem anderen Ende Chriſtus, aufrecht ſtehend, die Rechte zum Segen erhebt. Rechts und links der Mandorla ſtehen die ſymboliſchen Geſtalten von je zwei Evangeliſten, jede ein Schriftband haltend. Um dieſen mittleren Theil des Gewölbes ſchlingt ſich ein mit Sägezähnen verzierter Kreis. Um dieſen her ſind in neun Feldern, die ſich bis an das Geſimſe des Gewölbes erſtrecken, Scenen aus dem Leiden Chriſti dargeſtellt. Trotz der ſchlichten, wenngleich harmoniſchen Färbung und der Plumpheit der Bewegungen deuten der lebendige Vortrag und die richtige Gruppirung dahin, daß der Maler ſich in guter Schule eine ausreichende Übung erworben hatte.

Hier wäre auch noch die Kirche zu Turnicse im Zalaer Comitat anzuschließen. Sie ist zwar zu Anfang des XIV. Jahrhunderts, jedoch im romanischen Stil erbaut. Sie hat ein Langschiff und ein aus zwei Jochen bestehendes, ungewöhnlich langes Sanctuarium; der Abschluß des letzteren ist halbkreisförmig; an die Westfronte ist ein viereckiger Thurm gestellt. Sie war ursprünglich höher und hatte eine Flachdecke; später wurde sie eingewölbt und in der Abschlußwand ein spitzbogiges Fenster angebracht. Als besondere Merkwürdigkeit dieser Kirche sind die Wandmalereien zu betrachten, welche längs der Kirchenwand auf Grund der Schilderungen in Thuróczis Chronik die Legende Ladislaus des Heiligen, dieses Verkörperers magyarischen Ritter- und Heldenthums, in mehreren Scenen darstellen. Die Verfolgung des kumanischen Mädchenräubers und die Befreiung des Mädchens bilden eine vollständige Folge von sechs Bildern. In der zweiten Serie sieht man die Versammlung, in welcher Ladislaus zum König erwählt wird, und die Krönung; in der dritten Ladislaus' Krieg gegen Salomon und die Erbauung der Kathedrale zu Großwardein. Das Übrige wurde beim Bau des Gewölbes zerstört, doch sind noch Spuren davon oberhalb des Gewölbes auf dem Dachboden zu sehen. Die untere Reihe wurde übertüncht, desgleichen auch die Malereien der Apsis. Die Figuren sind in der Bewegung steif, Gruppirung und Verhältnisse mangelhaft, und dennoch ist für die Bilder ein leicht verständlicher, beredter Vortrag charakteristisch; schade, daß die Farbe sich gänzlich abgeschenert hat.

Der gothische Baustil beginnt sich in Ungarn nach dem Tatareneinfall mit der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts allgemein zu verbreiten. Bei der Reorganisirung des Landes waren es meist das in den Städten angesiedelte fremde, insbesondere deutsche Bürgerthum und die Bettelorden, welche neue gothische Kirchen bauten. Im III. Bande von „Ungarn" ist die Rolle geschildert, welche die jetzt heimisch werdende Baukunst an einem Punkte jenseits der Donau, in der durch Béla IV. gegründeten Burg Ofen gespielt hat. Was wir dort sehen, ist für diesen Zeitraum der Baukunst in Ungarn charakteristisch. In den übrigen Theilen des Dunántul, mit Ausnahme von Ödenburg, lagen die Verhältnisse ganz anders. Die zahlreichen, im XII., besonders aber in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts entstandenen Kirchen waren durch die Tataren nicht zerstört worden. In Stuhlweißenburg und an den vier Bischofsitzen fand die neue Bürgerschaft Kirchen vor, auf dem Lande aber besuchte das Volk den Gottesdienst in den Kirchen der landwirthschafttreibenden Orden: der Benediktiner, Cistercienser und Prämonstratenser. Die spitzbogige Bauweise fand also hier keine Gelegenheit zu bedeutenderer Thätigkeit, oder, insofern sie Gelegenheit suchte und bei dem Wiederaufbau der Kathedralen auch fand, sind ihre Leistungen nicht erhalten geblieben. Dies ist der Grund, warum jenseits der Donau verhältnißmäßig wenig gothische Denkmäler vorkommen

Pfarrkirche zu St. Michael in Odenburg.

und daß der mittelalterliche Bauſtil dieſer Gegend auch zur Zeit der Herrſchaft des Spitzbogens, ja noch nachher, unter ſo vielfacher Bedrängniß bis auf den heutigen Tag ſeinen romaniſchen Typus und den Charakter der Übergangskunſt bewahrt hat, als eines der ſichtbaren Bindeglieder zwiſchen der großen Vergangenheit und der Gegenwart einer Cultur, deren Geſchichte mit den Kelten beginnt und ſeither niemals unterbrochen war.

Die Denkmäler, auf die das Gebiet jenſeits der Donau auch vom eben erwähnten Geſichtspunkt aus ſtolz ſein darf, ſind ohne Ausnahme Ordensgebäude. Die Kirche zu Stuhlweißenburg und die biſchöflichen Kathedralen, ſei es, daß ſie beſchädigt waren, ſei es, daß ſie weniger dem Modefieber der ſpitzbogigen Bauweiſe widerſtehen konnten, wurden in

der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts nacheinander neu aufgebaut. Die Stuhlweißenburger Königskirche begann im Jahre 1318 die Reihe, im XIV. Jahrhundert folgte Gran, dann Fünfkirchen und Veßprém. Auf das Ende des XV. Jahrhunderts fällt der Neubau der Raaber Kathedrale, von dem sich nur die spätgothischen Rippen und Gurtbogen des Gewölbes erhalten haben. Dasselbe Jahrhundert sah den Neubau der Martinsberger, dann zur Zeit Johannes Hunyadi's wiederum den der Graner und unter Matthias Hunyadi den der Stuhlweißenburger Kirche. König Matthias ließ überdies zu Stuhlweißenburg für sich und seine Familie eine prächtige Grabkapelle errichten. Auch diese war, wie aus Bonfins Beschreibung hervorgeht, ein gothischer Bau. Dies waren ohne Zweifel die hervorragendsten, wiewohl nur aus Berichten bekannten Schöpfungen, welche die von Mitte des XIII. bis Ende des XV. Jahrhunderts währende Epoche in dem Lande jenseits der Donau hervorgebracht hat.

Die meisten gothischen Kirchen in diesem Landestheile wurden, von der Festung Ofen abgesehen, in Ödenburg erbaut. Dieses Zusammentreffen ist nicht das Werk des Zufalls. Die Festung Ofen wurde durch Béla IV. nach dem Tatareneinfall gegründet, Ödenburg aber, das durch den Böhmenkönig Ottokar II., den gefährlichsten Landesfeind nach den Tataren, viel gelitten hatte, wurde um dieselbe Zeit wieder aufgebaut. Keines von beiden war ein älterer Bischoffitz und an beiden Orten begann das dort angesiedelte bürgerliche Element die Bauthätigkeit.

Im Außentheile Ödenburgs, auf einer geringen Anhöhe, wo es einst seinen Begräbnißplatz hatte, neben dem jetzigen Friedhofe stehen nahe bei einander die Pfarrkirche zu St. Michael und die dem heiligen Jakobus geweihte Doppelkapelle, deren unterer Theil als Beinhaus gedient hat. Es ist schwer zu entscheiden, welcher Bau der ältere ist. Beide stammen aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts und haben bedeutende Umgestaltungen durchgemacht. Das Beinhaus hat den Charakter seiner Entstehungszeit besser bewahrt. Sein Grundriß mit einem regelmäßigen Achteck, dem sich gegen Osten das Sanctuarium mit dreiseitigem Abschluß angliedert, dann die in den Wänden ausgehöhlten spitzbogigen Nischen deuten auf gothische Kunstübung. Hingegen stehen die Details des Aufbaues dem Geschmack der Übergangszeit näher, so namentlich: der stumpfe Spitzbogen der Thüre, die über einfachem Sockel aufsteigende Wand, die durch Lisenen in Felder getheilt ist, die gleichfalls stumpfen Spitzbogen des Gewölbes, die in den Ecken stehenden Schäfte von Halbsäulen, deren attische Füße und laubgeschmückte Capitäle, die einfachen Rippen des Gewölbes. Das Relief im Bogenfeld der Thüre: ein belaubter Baum, an dessen Stamm unten zwei Aug' in Aug' stehende Löwen nagen, entspricht in der Ausarbeitung ganz dem Charakter der romanischen Kunst. Die Kapelle bildet durch diese Eigenschaften gleichsam ein Verbindungsglied zwischen der Übergangs- und der gothischen Baukunst jenseits der Donau.

Inneres der Pfarrkirche zu St. Michael in Odenburg.

Wahrscheinlich stand an der Stelle der St. Michaelskirche eine ältere. Die Baugeschichte der jetzigen Kirche hat viel Ähnlichkeit mit der der Hauptkirche in der Ofner Festung. Auch sie wurde in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts begonnen und erst ganz am Ende des XV. Jahrhunderts beendigt: sie besitzt also, wie die in der Ofner Festung, früh- und spätgothische Theile. Ihre drei Schiffe bestehen aus vier Jochen; dann

folgt öſtlich das ſchmälere Joch des Kreuzſchiffes und als Fortſetzung des Mittelſchiffes die beiden Joche des Sanctuariums, dem ſich ein aus drei Seiten des Achtecks gebildeter Abſchluß anfügt. Die öſtlichen Enden der Seitenſchiffe ſchließen jedes mit einem angefügten ſchmäleren Joche ab. Vor der Weſtfronte, in ihrer Mitte, erhebt ſich, faſt in gleicher Breite mit dem Hauptſchiffe, ein Thurm, in deſſen Untergeſchoß ſich das Hauptthor öffnet. Die Ähnlichkeit mit der Ofner Feſtungskirche erſtreckt ſich auch auf den Zug, daß das Kreuzſchiff nicht aus der Flucht der Langwände hervorbricht. Auch ſind dies die beiden einzigen mittelalterlichen Kirchen jenſeits der Donau, die ein Kreuzſchiff haben.

Die aus dem XIII. Jahrhundert ſtammenden Theile des Aufbaues ſind: das quadratiſche untere Geſchoß des Thurmes und die darüber liegenden beiden achteckigen Geſchoße, ferner die drei Langſchiffe bis zum Kreuzſchiff. Dieſes, ſowie das Sanctuarium, deſſen Abſchluß, die Sacriſtei, endlich das mit großen Fenſtern durchbrochene Obergeſchoß des Thurmes nebſt deſſen Helm ſind um das Jahr 1482 erbaut. Der Orgelchor noch ſpäter, er trägt die Jahreszahl 1489.

Die Theile des Aufbaues tragen das Gepräge ihrer Entſtehungszeit an ſich. Das Untertheil des im XIII. Jahrhundert erbauten Thurmes iſt gedrungen; aus ſeinen Ecken, ſowie aus den verhältnißmäßig hohen Wänden der Seitenſchiffe ſpringen mächtige Stützpfeiler hervor, die Fenſter an den Wänden der Seitenſchiffe ſind ſehr ſchmal, mit ſtumpfer Spitze, auch ihr geometriſcher Schmuck iſt einfach, das Kranzgeſimſe und der Rundbogenfries über ihnen erinnern an die romaniſche Kunſt. Die halben Dächer der Seitenſchiffe reichen bis an das Geſimſe an den Wänden des Mittelſchiffes hinan, die Wände des Mittelſchiffes haben alſo keine Fenſter. An der Wand des ſüdlichen Seitenſchiffes, und zwar beim zweiten Joche, öffnet ſich eine Thüre mit ſtumpfer Spitze und manchen Details der Leibung, die dem Übergangs-Bauſtil näher ſtehen als dem gothiſchen. Das im XIV. Jahrhundert erbaute Kreuzſchiff hat an ſeiner hoch aufragenden Giebelwand ein hohes Fenſter, das ſchmale Thor am Fuße der ſüdlichen Giebelwand iſt an der Leibung durch ununterbrochene Stäbe gegliedert und geſchmückt. Die beiden Fenſter der Sacriſtei ſind zwar halbkreisförmig, deſto reicher aber ſind die Fenſter und das Geſimſe des Sanctuariums, ſowie das obere, mit hohen Fenſtern durchbrochene Geſchoß des Thurmes, die deſſen Helm umgebende Baluſtrade und die Thürmchen, die ſich an den acht Ecken der Baluſtrade erheben.

Weit intereſſanter iſt das Innere der Kirche. Was am Äußeren unſere Aufmerkſamkeit erregt, nämlich die ungewöhnlich hohen Wände der Seitenſchiffe, ſowie die aus dieſen Wänden hervorſpringenden ſtarken Stützpfeiler, das dient alles, um die Laſt der Gewölbe des Mittelſchiffes zu tragen. Auch erfüllen ſie dieſe wohlberechnete Aufgabe, ſo daß es im Innern der Kirche keiner ſtarken Pfeiler bedarf; ſtatt dieſer ſind die Seitenſchiffe

Die Benediktinerkirche in Odenburg.

vom Mittelſchiff durch je fünf gewaltige, in weiten Entfernungen aufgeſtellte Säulen geſchieden, die auf doppelter Baſis und attiſchem Fuße ſtehen, glatte Schäfte und durch Ringe gegliederte Capitäle haben. Die einfachen Gurten und Rippen des Gewölbes werden durch ſchlichte, kleine Säulenſchäfte geſtützt, die aus den Wänden des Mittelſchiffes hervorſpringen. Mit Ausnahme des aus dem XV. Jahrhundert herrührenden, etwas reicher gegliederten Sanctuariums iſt das Innere der Kirche ganz einfach; der Eintretende wird,

ſtatt eines Reichthums an Details durch einen mittelſt einfacher Beſtandtheile hergeſtellten bedeutenden Innenraum gepackt. Die Kirche, die in dieſer Hinſicht jenſeits der Donau keine Nebenbuhlerin hat, wurde in den Jahren 1863 bis 1864 durch Franz Storno reſtaurirt, bei welcher Gelegenheit im Inneren wie am Äußeren Spuren alter Malerei zu Tage traten. Aus der Zeit der Reſtauration ſtammen die Details des Hauptthores, die gemalten Glasfenſter, der Altar, die Kanzel, das von der Decke niederhängende Kreuz, kurz die ganze Ausſtattung der Kirche.

Das dritte gothiſche Bauwerk Ödenburgs war einſt eine Kloſterkirche der Franciscaner, jetzt gehört ſie den Benediktinern. Sie iſt aus behauenem Kalkſtein ſorgfältig erbaut. Aus der bei Kirchen der Bettelorden ungewohnten Feſtigkeit des Baues läßt ſich ſchließen, daß ſie einen freigebigen Gründer hatte, vielleicht denſelben, deſſen Wappenſchild, mit einer Ziege, die Stirnwand des Thurmes ſchmückt, ein Wappen, das ſich auch in der Kirche zweimal wiederholt. Beigetragen mochten dazu auch die Vergünſtigungen haben, mit denen die Könige Béla IV., Stephan V. und Ladislaus IV. in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts die Stadt überhäuften. Auch die Sage von ihrer Entſtehung bewahrt die Erinnerung daran, daß die Kirche nicht durch ärmliche Mittel zuſtandegebracht wurde. Ein Hirtenknabe ſoll ſie erbaut haben mit Hilfe eines großen Schatzes, den der Huf ſeiner Ziege aus dem Boden gewühlt. Nach einer Aufzeichnung in der Chronik der Franciscaner wurde der Bau 1280 begonnen, und es darf als ſicher gelten, daß er nach dem urſprünglichen Plane in dem nämlichen Jahrhundert auch ohne Stockung und Änderung beendigt wurde. Dafür ſpricht die Einheitlichkeit der unveränderten Anordnung und jener Theile des Aufbaues, die ſich am Äußeren und im Inneren erhalten haben.

Das in drei Schiffe und neun Joche getheilte Haus iſt faſt quadratiſch. Dem Mittelſchiff ſchließt ſich das etwas breitere Sanctuarium an, mit zwei Jochen und dreiſeitigem Abſchluß. Die ſchmäleren Seitenſchiffe ſchließen mit einer geraden Wand ab. Zwei charakteriſtiſche Züge fallen auf; die Schiffe ſind nämlich durch ſchlanke, glattſchäftige Säulen, und zwar je zwei getrennt, ferner ſind die Seitenſchiffe ebenſo hoch wie das Mittelſchiff, d. h. das Gebäude iſt eine ſogenannte Hallenkirche. Der Aufbau zeigt in jeder Einzelheit den frühgothiſchen Charakter. Solche Details ſind: die birnförmigen Profile des gewaltigen Gurtbogens, der das Schiff vom Sanctuarium ſcheidet, ſowie der Gewölberippen des Sanctuariums; dann die Gliederung der Pilaſter, deren Capitäle mit zwei Reihen von fünflappigen Weinblättern verziert ſind; ferner die mit langſtieligen Knoſpen verzierten Säulencapitäle, die Gliederung der Leibungen der Fenſter, welche den ganzen Zwiſchenraum der Stützpfeiler einnehmen und ſich bis an den Dachvorſprung emporſtrecken, ſowie das einfache Maßwerk der Fenſter. Dasſelbe gilt von dem

Hauptſchmuck des Äußeren, dem vor der Nordſeite aufragenden, etwa 43 Meter hohen ſchlanken Thurm, der vermöge der richtigen Gliederung und edlen Einfachheit des Aufbaues eine ſo hervorragende Schöpfung iſt, daß kein anderer gothiſcher Thurm im Lande ſich mit ihm meſſen kann. Die Bildung ſeiner Details, das unter ihm ſich öffnende Hauptportal, das Rundfenſter des zweiten Geſchoßes, die Fenſter der folgenden achteckigen Geſchoße, beſonders des oberen, mit den ſie überragenden glattkantigen Giebeln, endlich der ſteinerne Helm, das Alles iſt gleichzeitig, trägt einen einheitlichen Kunſtcharakter und ſtimmt in Allem mit dem Inneren der Kirche überein. Das Gemälde im Bogenfeld des Portals ſtellt die die Gläubigen unter ihren Schutz nehmende Mutter Gottes dar.

Der hallenartige Aufbau der Schiffe und die ſchiefgeſtellten Fenſterbänke weiſen zwar auf die deutſche Schule hin, aber deſſenungeachtet wird, was ſchon die Säulen im großartig wirkenden Inneren der St. Michaelskirche ahnen ließen, daß nämlich in dieſer von Deutſchen bewohnten Stadt am Ende des XIII. Jahrhunderts Baumeiſter im Sinne der franzöſiſchen Schule thätig waren, durch die Benediktinerkirche faſt zur Sicherheit, da die einfache und klare Formenſprache der Gliederung, welche die Anlage des Baues erkennen läßt, ſie zu einer charakteriſtiſchen Vertreterin der frühgothiſchen Baukunſt Frankreichs macht. In dieſer Hinſicht unterſcheidet ſich Ödenburg von der Feſtung Ofen, in deren gothiſcher Baukunſt von Anfang an die deutſche Schule geherrſcht hat.

Nach etwa 200 Jahren wurden aus unbekannten Gründen das Gewölbe und der Orgelchor der Schiffe neu hergeſtellt. Aus dieſer Zeit ſtammt auch das an einem der Wandpfeiler angebrachte Tabernakel, das auf einem unten umlaufenden Spruchbande die Jahreszahl 1491 aufweiſt. Ihre Formen, beſonders aber die Profile der Rippen und Gurten des Gewölbes weiſen entſchieden in ſpätgothiſche Zeit. Damals wurden die vier Säulen der Schiffe ihrer Capitäle beraubt und dieſe durch acht kleine, ringsum aus dem Schaft vorſpringende Kragſteine erſetzt, deren jeder aus einer eckigen Deckplatte, darunter einem Bund von Blättern und unter dieſem noch einem Menſchenkopf zuſammengeſetzt iſt. Das Verhältniß der Kragſteine iſt nicht das richtige, ihre Form verbindet in plumper Weiſe die Säulen mit den Gurten; ſie erregen nicht das Gefühl, daß das Gewölbe auf den Säulen ſicher ruht.

Was der von der Sage erwähnte große Schatz ausdrücken will, darin liegt es begründet, daß die Kirche ſo vielen Unbilden zu trotzen vermochte; ſie iſt wohl beſchädigt, hat aber ihr Weſen bewahrt. Auch ſchöne Tage hat ſie geſehen, z. B. im XVII. Jahrhundert, als drei Königinnen, die Gemalinnen Ferdinands II. und III. und Leopolds I. in ihr gekrönt wurden. Inzwiſchen brannte ſie nieder, ſtand auch zeitweiſe verlaſſen; dann wieder diente ſie als Archiv und Sitzungsſaal; die Weſtfaçade und Südſeite verloren völlig ihre Form; ſchließlich wurde ſie mit einer hölzernen Kanzel und ebenſolchen Altären

im Barockſtil vollgeräumt und ausgeweißt. In dieſem Zuſtande ging ſie 1802 an den Benediktinerorden über.

An der Südſeite der Kirche befand ſich einſt der Kreuzgang, deſſen architektoniſch bemerkenswertheſter Theil das Kapitelhaus war. Dieſes war ein durch zwei Pfeiler und zwei Säulen in neun Joche getheilter, mit einem Kreuzgewölbe gedeckter Saal von 8·50 Meter Länge und 7·90 Meter Breite. Die Säulencapitäle und aus den Wänden vorſpringenden Conſolen ſind mit mancherlei intereſſant geformten Thieren geſchmückt. Zum Theil ſind ſie eingemauert. Der Saal dient jetzt in einem Zuſtande bedauerlicher Vernachläſſigung als Rumpelkammer.

Ende des XV. Jahrhunderts entſtanden in Ödenburg noch zwei kleinere gothiſche Bauwerke: die Kirche Johannes des Täufers und die Heilige Geiſtkirche. Beide haben durch ſpätere Umgeſtaltung ihre urſprüngliche Form verloren.

Eines der älteſten ſpitzbogigen Bauwerke im Dunántúl iſt die ſogenannte Giſela-Kapelle zu Veßprém. Sie hat eine Unterkapelle mit rundbogigem Kreuzgewölbe. An ihren Langwänden und der geraden Abſchlußwand waren Maria und die Apoſtel in Malereien aus dem XIII. Jahrhundert dargeſtellt. Im Jahre 1772 wurde die Kapelle ſammt den Malereien erneuert, ſo daß blos noch an zwei Figuren der Nordwand Spuren der früheren Farbe übrig ſind. Von der gothiſchen Oberkapelle ſind an der Mauer des benachbarten biſchöflichen Palaſtes und Domherrenhauſes Bruchſtücke erhalten. Zu Baráti im Veßprémer Comitat, nahe dem Plattenſee, ſind noch die Trümmer des gothiſchen Sanctuariums einer Paulinerkirche und Spuren der Kloſtermauer vorhanden. Im Bakony ſind Reſte von gothiſchen Kirchen an mehreren Punkten zu finden. Die Prämonſtratenſerkirche in Keßthely war urſprünglich eine Ordenskirche der Franciscaner und angeblich von Stefan, dem erſten Palatin des Königs Sigismund im letzten Viertel des XIV. Jahrhunderts, gegründet. Sie iſt eine einſchiffige kleinere Kirche (21·81 Meter lang, das Schiff 9·5 Meter breit), das Sanctuarium iſt etwas ſchmäler als das Schiff und ſchließt mit drei Seiten; innen gliedern ſich die Langwände durch Pfeiler, die aus dem Achteck gebildet ſind; dieſe ſtützen die einfachen Rippen und Gurten des Kreuzgewölbes, deſſen Schlußſteine mit Wappen geſchmückt ſind. Die Wandpfeiler des Chores ſind durch baldachingekrönte Niſchen belebt. Die Leibung des Hauptthores iſt einfach. An der Façade öffnet ſich, in Stein gehauen, ein ſchönes, aber mit einfachem Maßwerke verziertes Rundfenſter; auch das Maßwerk der Fenſter iſt einfach. An der nördlichen Ecke der Weſtfaçade erhebt ſich ein Thurm, der erſt in neuerer Zeit vollendet wurde.

Die weniger gewählte und ſorgfältige Bauweiſe der Franciscaner im XIV. und XV. Jahrhundert hat jenſeits der Donau noch in mehreren Städten Spuren

Inneres der Bakocz-Kapelle in Gran.

zurückgelaſſen. So in Steinamanger, wo ſie ſich im Jahre 1360 niederließen. Aus dieſer Zeit ſtammt der öſtliche Theil ihrer ſpäter erweiterten und umgeſtalteten Kirche. Beinahe um hundert Jahre jünger, vom Ende des XV. Jahrhunderts, iſt die ſogenannte Héderváry-Kapelle, die ſich von der Seitenwand der Raaber Kathedralkirche aus öffnet. Ihre Formen, beſonders das Gewölbe, zeigen den Charakter der ſpätgothiſchen Baukunſt. Sie wurde in neuerer Zeit von Grund aus wieder hergeſtellt. Auch in Gran herrſchte lebhafte Bauthätigkeit. In den Urkunden vom Ende des XIII. und vom Anfang des XIV. Jahrhunderts werden nicht weniger als neun Kirchen erwähnt. Alle aber ſind ſpurlos verſchwunden. Blos von der St. Lorenzkirche ſind die Grundmauern und einzelne Theile bekannt, da ſie neueſtens ans Tageslicht gelangten.

Verſchwunden ſind auch die Franciscanerkirchen zu Veßprém und Stuhlweißenburg, die durch König Ladislaus IV. im Jahre 1280 erbaut waren. Dagegen iſt in Stuhlweißenburg die dem XV. Jahrhundert angehörige St. Anna-Kapelle noch recht gut erhalten.

Von den kleineren Dorfpfarrkirchen ſeien die von Máriafalva und Sámfalva im Eiſenburger Comitat erwähnt. Auf dem Grund der erſteren entſtand in den letzten Jahren nach den Plänen des Architekten Emerich Steindl ein Neubau. Die zu Sámfalva iſt eine kleinere einſchiffige Kirche von ſchönen Verhältniſſen; ihr Sanctuarium von zwei Jochen hat einen polygonen Abſchluß. Einen Thurm hat ſie nicht. Bemerkenswerth iſt an ihr, daß die Rippen und Grate des Chores, die Leibungen und Pfoſten der Fenſter, die Einfaſſung der an der Nordſeite befindlichen Thür u. ſ. w. aus rothbrauner Terracotta beſtehen; ihre Mauern ſind theils aus Backſtein, theils aus Bruchſteinen gebaut.

Erwähnenswerth ſind noch im Eiſenburger Comitat die Kirchen zu Martyáncz und Velemér. Beide ſind kleine, beſcheidene einſchiffige Bauten; ihre Chorabſchlüſſe ſind dreiſeitig, an der Weſtfront haben ſie einen Thurm, in deſſen unterem Geſchoß ſich das Thor öffnet. Die Wandgemälde in ihrem Inneren ſind intereſſant. In der Kirche zu Martyáncz ſind die Malereien des Schiffes zu Grunde gegangen, die im Chore aber noch erhalten und niemals überweißt geweſen. Am Gewölbe iſt die himmliſche Glorie, an den Seitenwänden ſind der leidende Chriſtus, der die Seelen wägende heilige Michael, der in Pannonien geborene heilige Martin, Biſchof von Tours, in verſchiedenen Scenen ſeines Lebens, dann heilige Frauen, unter ihnen Eliſabeth und Margaretha, und die Apoſtel dargeſtellt. Am oberen Theile der ſüdlichen Chorwand ſtellt ſich auch der Urheber der Bilder vor. Auf grünem Hügel, vor rothem Hintergrunde, kniet er und betet mit gefalteten Händen; vor der Figur lieſt man auf einem ſenkrechten Spruchbande die Worte: „Omnes sancti orate pro me Johanne Aquila pictore“. Nach der Inſchrift des über den Bildern befindlichen Geſimſes iſt der Erbauer der Kirche Meiſter Aquila (Item Anno M. CCCC. L. XXX. II. aedificata fuit ista ecclesia videlicet tempore plebani Erasmi, per manus Johannis Aquile de Rakespurga). Die Kirche zu Velemér ſteht verlaſſen, in ruinenhaftem Zuſtande; die Malereien an ihren Wänden, ohne Zweifel gleichfalls Aquilas Werke, ſtellen die Anbetung der Weiſen aus dem Morgenland, einige Scenen aus der Paſſion Chriſti, das jüngſte Gericht, die Evangeliſten, St. Michael und noch einige Heilige vor. Die Herſtellung der Gemälde ſtimmt hinſichtlich der Zeichnung, Gruppirung und Färbung mit den ſchon früher beſprochenen Wandbildern der Kirchen zu Tótlak und Turnicse überein; ſie ſind die Werke, wenn nicht eines Meiſters, doch augenſcheinlich einer Schule. Die auf den Bildern von Martyáncz und Velemér dargeſtellten Gebäude und baulichen Details ſind überaus mangelhaft und beweiſen, wie auch die ganze Kirche von Martyáncz, daß Aquila ein ſehr mittelmäßiger Architekt geweſen ſein dürfte.

Renaissance-Altar in der Corpus Domini-Kapelle des Domes zu Fünfkirchen.

Die gothische Kunst herrschte in den kirchlichen Bauten jenseits der Donau bis ans Ende des XV. Jahrhunderts. Auch Matthias Hunyadi, der sich der Kultur und Kunst der Renaissance so begeistert ergeben hatte, fand sich mit ihr bei der Wiedererbauung der Kirche zu Stuhlweißenburg ab, ja er errichtete sogar für sich selbst eine Grabkapelle in gothischem Stil. Es liegt keine Nachricht vor, daß bis zum Ende jenes Jahrhunderts eine Kirche im Renaissance-Stile erbaut worden wäre.

Die neue Kunst begann auf dem Gebiete der kirchlichen Architektur erst zu Anfang des XVI. Jahrhunderts heimisch zu werden. Ihre erste und in der That einzige Vertreterin ist die Grabkapelle des Cardinals Thomas Bakocs, Erzbischofs von Gran. Sie wurde 1506 begonnen und 1507 vollendet. Mit ihrem höheren Bogen, der auf unserer Abbildung links sichtbar ist, öffnete sie sich nach dem südlichen Seitenschiff der alten Graner Basilika. Ihre Anlage ist eine centrale und entspricht der lateinischen Kreuzform, insoferne der eine Arm etwas länger ist als die drei übrigen. Ursinus Velius (1527)

und Nicolus Oláh (1536) schreiben mit Entzücken über die Kapelle, über die Pracht des rothen Marmors und der vergoldeten Reliefs in ihrem Innern und über die außen mit versilberten Platten gedeckte Kuppel. Selbst die Wuth der Barbaren war ihr gnädig. Es mußte wohl so sein, denn die Basilica sank sammt allen ihren Nebengebäuden in Trümmer und wurde verheert, während die Kapelle wunderbarerweise die schlechten Zeiten überlebte und, unter Einbuße ihrer Kuppel, zwischen dem Trümmerwerk aufrecht blieb. Nach der Austreibung der Türken (1683) wurde sie ausgebessert und wieder dem Gottesdienst gewidmet, zu Anfang dieses Jahrhunderts aber demolirt und dergestalt in die Südseite der neuen Domkirche eingebaut, daß sie sich mit ihrem niedrigen Bogen, der früher gegen Süden lag und jetzt gegen Norden liegt, in die Kirche öffnet. Der hohe Bogen der früheren Nordseite aber ist vermauert und mit einem großen Fenster versehen, das nach Süden sieht.

Wie die Kapelle nun wieder aufgebaut ist, haben doch die Hauptelemente ihrer inneren Construction: die edel gestalteten Pilaster, das auf ihnen ruhende Kranzgesimse und die Tonnengewölbe der Kreuzesarme, die reichen Cassetten derselben, sowie die übrigen Ornamente im Ganzen ihren ursprünglichen Zustand bewahrt. Auch die über der Vierung der Kreuzesarme auf ihren Bogenzwickeln stehende Hängekuppel ist ein getreues Abbild der alten. Jeder der vier Bogenzwickel ist mit einem runden Wappen geschmückt; zwei derselben sind die des Bakocs, eines gehört Wladislaus II. und eines dem Erzbischof Georg Szathmáry, Nachfolger des Bakocs. Die Beleuchtung der Kapelle hat sich insofern geändert, als sich früher an ihrer Ost- und Südwand (jetzt an der West- und Nordwand) in den zwischen den Bogenzwickeln befindlichen Bogenschilden, ferner in der Südwand je ein rundes Fenster befand. Auch wurde das Gestühl von rothem Marmor aus dem früheren südlichen Kreuzarm in den jetzigen südlichen Arm versetzt.

Ein früher nach Osten, jetzt nach Westen gerichteter Kreuzesarm, der nebst den beiden anderen wegen seiner geringen Tiefe eher als Nische gelten kann, ist durch den Altar eingenommen. Der Altartisch besteht aus rothem, der darüber sich erhebende Aufbau aus weißem Carraramarmor. Er ist ebenso reich in seiner architektonischen Gliederung als an plastischem Schmuck. Auf dem mit Fruchtgewinden in Relief geschmückten Sockel stehen vier Pfeiler, welche zwei niedrigere und in der Mitte eine höhere Nische umfassen. Die alten Statuen der Nischen sind verloren gegangen. Auf dem einen Pfeiler sieht man die Reliefgestalt des knienden Cardinals. Über jeder der zwei Seitennischen befinden sich in einem von je zwei Consolen eingefaßten quadratischen Felde Reliefs, welche in Halbfiguren die vier Evangelisten darstellen. Auf den vier Consolen ruht das Hauptgesimse. Über diesem sieht man zwischen Füllhörnern und Sphinxen die Reliefdarstellung des Englischen Grußes. An den beiden Ecken knien fackelhaltende Engel. Dieser figurale und architektonische

Schmuck dient als milder Übergang und verdeckt die Starrheit dieſes Aufbaues, ja er verleiht ihm Lebendigkeit und eine zarte harmoniſche Wirkung. Im XV. Jahrhundert befaßten ſich zahlreiche Künſtler, die Bildhauer-Architekten namentlich in Florenz, mit derartigen Entwürfen, die meiſtens als Grabdenkmäler Verwendung fanden. Augenſcheinlich bemühten ſie ſich, die große Aufgabe zu löſen, wie es möglich wäre, die Statuen als Ornamente in mehr organiſchere, intimere Verbindung mit der neuen Bauweiſe zu bringen. Einen der intereſſanteſten Verſuche dieſer Art ſehen wir im Altare der Bakocs-Kapelle, der den Neid jedes Landes, mit Ausnahme Italiens, erregen könnte.

Der Name des Meiſters iſt unbekannt, der die Kapelle entworfen und durch ſeine edle Schöpfung mit einem Schlage die völlig entfaltete, aber noch jugendfriſche italieniſche Renaiſſance auf ungariſchen Boden verpflanzte. Wohl aber iſt der Verfertiger des Altares bekannt. Der Künſtlerbiograph Vaſari bezeugt, daß es Andrea Ferrucci da Fieſole iſt. Nach fünf Jahrhunderten ausübender Baukunſt, nach ſo vielen ſchönen Leiſtungen und nach Johann Aquila taucht endlich einmal in Verbindung mit einem vorzüglichen Werke ein wirklicher Name, von wirklicher kunſtgeſchichtlicher Bedeutung auf.

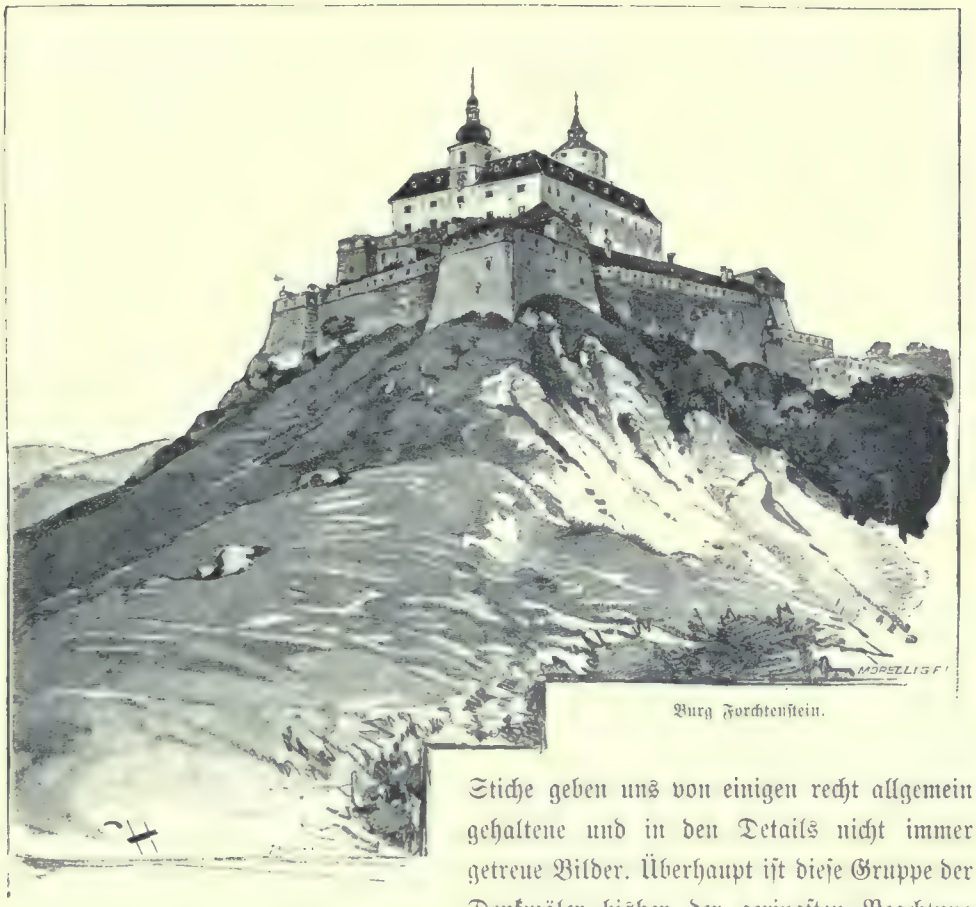
Als der oben erwähnte Erzbiſchof von Gran, Georg Szathmáry, noch Biſchof von Fünfkirchen war (1506 bis 1521), ſchmückte er den dortigen Dom mit einem Paſtophorium, das zu Ende des XVIII. Jahrhunderts reſtaurirt und in der Corpus Domini-Kapelle des Domes als Altar aufgeſtellt wurde, ſo daß es ſeitdem unter dieſer Bezeichnung bekannt iſt. Es iſt aus rothem Marmor gearbeitet und am Fuße mit dem Wappen des Stifters geſchmückt. Entwurf, Ornamentik und Ausführung entſprechen den beiden Paſtophorien in der innerſtädtiſchen Pfarrkirche zu Budapeſt, beſonders dem einen, das die Jahreszahl 1507 und das Wappen der Stadt Peſt trägt und im III. Bande „Ungarn“ abgebildet iſt. Dieſe Ähnlichkeit macht es ſo viel wie zweifellos, daß beide Arbeiten von demſelben Meiſter herrühren.

Von den Bauwerken der fünfeinhalb Jahrhunderte zwiſchen der Begründung des Königthums und der Türkenherrſchaft ſind außer den Feſtungen keinerlei weltliche Bauten erhalten geblieben. Auch die ſchriftlichen Quellen ſind entweder ſtumm oder drücken ſich ſehr allgemein aus. Mit ihrer Hilfe können wir uns nicht einmal annähernd ein Bild machen, auf welche Art in dieſen Jahrhunderten weltlich gebaut wurde. Die Nachkommen der magyariſchen Vaterlandgründer ſträubten ſich noch in der zehnten Generation gegen die Erbauung befeſtigter Plätze. Die rings im Lande verſtreuten Reſte römiſcher und ſlaviſcher Schutzbauten machten keinen Eindruck auf ſie; mit Zähigkeit hielten ſie an den Überlieferungen des nomadiſchen Reitervolkes feſt. Der Wojwode Géza ließ ſich wohl in der Graner Veſte nieder, doch ging ihm die Idee der Feſtung nicht ins Blut über. Unter den Königen aus Árpáds Hauſe hört man dritthalb Jahrhunderte lang kaum eine Burg erwähnen.

Csák, ein Nachkomme des Feldherrn Szabolcs, ſoll im Vértesgebirge eine Veſte erbaut haben, doch wurde dieſe ſchon nach Stefan dem Heiligen geſchleift. Unter König Géza II. ließen ſich zwei deutſche Gäſte, Wolfer und Hedrik, im Lande nieder. Wahrſcheinlich ſorgten ſie nach weſtlicher Sitte für ihre Sicherheit und errichteten für ſich irgendwelche Schutzbauten; Wolfer, der Ahnherr der Grafen von Güſſing (Német-Ujvár) auf ſeiner Beſitzung im Eiſenburger Comitat, und zwar dem Berge Kiſſin (Güſſing), Hedrik aber, der Ahnherr der Familie Hédervári, im Raaber Comitat an der Stelle des heutigen Hédervár. Außer dieſen gab es noch im Ödenburger und vielleicht auch im Zalaer Comitat eine ſteinerne Veſte.

Die Furcht vor einer Wiederkehr der Tataren und die Erfahrung, daß dieſe ſelbſt leicht befeſtigte Plätze nicht einzunehmen vermocht hatten, brachten es mit ſich, daß nun die ganze Nation im Bau von Feſtungen die Sicherheit des Landes ſuchte. Béla IV., ſowie ſeine Nachfolger Stefan V. und Ladislaus IV. förderten in wirkſamer Weiſe dieſe bei den Ungarn bisher ungewohnte Methode der Vertheidigung. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts iſt der größte Theil der königlichen Donationen in der einen oder anderen Hinſicht mit dieſer Art des Landesſchutzes verknüpft. Béla IV. befahl, daß zu Stuhlweißenburg und Gran Jedermann in der Feſtung wohne. Zu ſolchem Zweck gründete er auch die Feſtung Ofen. Ebenſo verfuhr Ladislaus IV. im Jahre 1283 mit den Bewohnern Ödenburgs, die ſich ſo vermehrt hatten, daß ſie ſich außerhalb der Feſtung niederzulaſſen begannen. Auch Raab, Veßprém und Fünfkirchen blieben nicht ſchutzlos. Die Gemalin Bélas IV., Königin Maria, gab ein aneiferndes Beiſpiel, indem ſie aus ihrer Mitgift an der Donau den Grund zur Veſte Viſegrád legte. Der König ſchenkte unter Anderem eine Inſel des Plattenſees dem Abt von Martinsberg, damit dieſer dort eine Burg erbaue. So entſtand die Burg Szigliget. Derſelbe König berief, da die Magyaren in der Erbauung und Vertheidigung von Burgen nicht genug bewandert waren, als Meiſter für ſie die Hoſpitaliter nach Ungarn.

So wurde die Bewegung allgemein; die Magyaren wurden ſozuſagen mit einem Schlage ein Volk von Feſtungsbauern, und in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts genügten einige Jahrzehnte, um im ganzen Lande, beſonders aber jenſeits der Donau die Städte in befeſtigte Plätze zu verwandeln. Alle Arten von Feſtungen entſtanden in immer größerer Anzahl, doch ſind die Namen ihrer Gründer und die genaue Zeit ihrer Gründung nur ſelten bekannt. Neuere Forſcher haben die Rolle dieſer Burgen in den Ereigniſſen des Landes und der Familien bis in die geringſten Einzelheiten nachgewieſen, allein die Geſchichte ihrer Erbauung iſt in tiefes Dunkel gehüllt. Unſere Geſchichtskunde ſagt von den allermeiſten blos, daß ſie im XIII. Jahrhundert entſtanden ſind oder in welchem Jahre ſie zum erſten Mal erwähnt werden. Die aus dem vorigen Jahrhundert vorhandenen



Burg Forchtenstein.

Stiche geben uns von einigen recht allgemein gehaltene und in den Details nicht immer getreue Bilder. Überhaupt ist diese Gruppe der Denkmäler bisher der geringsten Beachtung theilhaft geworden; es wurden nicht einmal Aufnahmen angefertigt, die uns eingehender orientiren könnten. Dazu kommt noch, daß diese Bauten im Laufe der späteren Jahrhunderte durch Zubauten, wie durch Abtragungen so sehr umgestaltet wurden, daß ihre ursprüngliche Anlage und die Art des Aufbaues kaum noch zu erkennen sind.

Wie es scheint, gehören die Grenzfestungen der Comitate Ödenburg, Eisenburg und Zala zu den älteren und hervorragenderen Bauwerken. An der Grenze des Ödenburger Comitats stand auf einem Berggipfel die Burg Lánzsér. Sie war angeblich zu Anfang des XIII. Jahrhunderts erbaut und spielte seither immer eine wichtige Rolle bis ans Ende des XVIII. Jahrhunderts. Da fiel sie einer Feuersbrunst zum Opfer; ein Theil wurde als Baumaterial verschleppt, so daß heute nur noch die Reste der Trümmer Zeugniß ablegen von der einstigen Stärke der Burgmauern. Im Ödenburger Comitat steht Burg Forchtenstein (Fraknó) auf steilem Felskegel, der aus einer Mulde der letzten Ausläufer der Alpen emporragt; in „großer Selbstsicherheit" erwidert sie den Gruß des Wanderers,

der von der österreichischen Grenze daherkommt; nach den drei anderen Seiten ist sie durch das umgebende Gebirge verdeckt. Von der freien Seite ist sie unnahbar und auch von der umgebenden Bergkette durch tiefe Schluchten und einen künstlichen Graben getrennt. An dem Punkte, wo sie am leichtesten zugänglich ist, steht noch jetzt der gewaltige runde Thurm, 14 Meter im Durchmesser und 50 Meter hoch. An der von Natur starken Stelle bildeten Thurm und Zugbrücke die Hauptbefestigungen der Burg. Die Ringmauer war von geringerer Wichtigkeit. Der Palatin Nikolaus Esterházy baute die Burg im Jahre 1637 von Grund aus neu auf. Damals entstand die Doppelmauer und das auf der inneren Mauer sich erhebende viereckige Schloß, dieser ungeheure Baukörper, an dem mit Ausnahme des in Formen der Spätrenaissance gehaltenen Thores nichts die Zeit der Erbauung verräth. Noch jünger ist das Thor, das sich auf den Burgbezirk öffnet, sowie die Zugbrücke. Nichts ist übrig, woraus sich die Anlage der alten Burg erkennen ließ. Die lange Reihe von Sälen und Wohnzimmern im Schlosse ist völlig schmucklos. Hier wird die fürstlich Esterházy'sche Schatzkammer verwahrt, die so reich ist an Meisterwerken der Goldschmiedekunst, desgleichen die Waffensammlung, die reichste private, die es gibt. Die in Öl gemalten Bildnisse der fürstlichen Familie, die hier aufgehängt sind, sind weder durch Treue, noch durch Kunstwerth besonders hervorragend. Die alte Burg zu Eisenstadt (Kis-Marton) verschwand beinahe spurlos, als an ihrer Stelle der Palatin Fürst Paul Esterházy im Jahre 1683 das noch heute bestehende Schloß erbauen ließ. Auch die Stätte der Burg Szarvkö, die im Jahre 1347 zum ersten Mal erwähnt wird, ist nur durch wenige Steine bezeichnet.

Burg Léka befindet sich gleichfalls im Ödenburger Comitat; in der halbkreisförmigen Thalmulde einer hohen Bergkette steht sie recht zugänglich auf dem Gipfel eines niedrigen und nicht steilen Hügels; von drei Seiten ist sie gut maskirt, gegen Westen aber ist sie weithin, bis Bernstein (Borostyánkö) sichtbar. Jenseits der Donau ist dies das charakteristischeste Beispiel einer wahren Ritterburg. Ihr Zustand ist zwar baufällig, doch ist sie eine jener überaus seltenen Burgen, an denen sich die ursprüngliche Anlage wenigstens im Ganzen und Großen erkennen läßt. Wahrscheinlich ist sie im XIII. Jahrhundert entstanden und von den durch Béla IV. hereinberufenen Hospitalitern erbaut. Sie besteht aus älteren, dieser Zeit entstammenden Theilen und aus jüngeren, die um das Jahr 1670 unter jenem Grafen Franz Nádasdy aufgeführt wurden, der ein so trauriges Ende fand. Jetzt ist sie Eigenthum der fürstlichen Familie Esterházy. Der Burgbezirk ist größtentheils durch einen Ring von neben einander stehenden Gebäuden, zum Theil aber durch eine starke Mauer umgeben. Die Anordnung paßt sich der ungleichen Oberfläche des Felshügels an. Durch das äußere Thor gelangt man in einen engen, unregelmäßig fünfeckigen Zwinger mit abschüssigem Boden, an dessen einer Seite sich ein gewaltiger, gleichfalls

unregelmäßig fünfeckiger Thurm erhebt, während die anderen vier Seiten theils durch die Umfassungsmauer, theils durch die Gebäude der Besatzung und Dienerschaft gebildet sind. Von hier steigt eine mehrstufige steile Treppe zum zweiten Thor hinan, das sich mit mächtigem Bogen nach dem großen inneren Hof öffnet. Dies ist der älteste, jedoch durch

Burg Léka und der Kapitelsaal der Hospitaliter in der Burg.

einige neuere Gebäude vervollständigte Theil der Burg, von unregelmäßig länglicher Form und ringsum von Gebäuden umgeben, die sich auf die Umfassungsmauer stützen. An seiner östlichen Seite steht ein, dem obenerwähnten an Höhe gleicher viereckiger Thurm, in dessen unterem Geschoß sich ein gothisches Grabgewölbe befindet und über diesem die etwa drei Meter lange und ebenso breite Burgkapelle mit je einem engen rundbogigen Fenster in den beiden Wänden rechterhand und gegenüber dem Eingange. Das Fenster gegenüber

dem Eingange zeigt auf seine Leibung gemalt die Gestalt des heiligen Nikolaus. An der Mauer des anderen Fensters sind nur Spuren von Malerei zu erkennen. Vor der Kapelle hat Graf Franz Nádasdy eine kleine Vorhalle erbaut, deren Thüre an ihrem steinernen Rahmen mit einer Renaissance-Perlenschnur verziert ist. Der werthvollste Theil dieser interessanten Burg ist der längs der Südseite des inneren Hofes befindliche Rittersaal oder vielleicht ursprünglich Kapitelsaal der Hospitaliter. Es ist dies ein aus Haustein sorgfältig gebauter länglicher Saal, der Länge nach durch sechs achteckige, auf einfachen Basen stehende Pfeiler in zwei Schiffe getheilt, mit gothischem Gewölbe, dessen massive Rippen abgefaßte Kanten haben, und mit zwei schmalen, niedrigen (25 × 120 Centimeter) rundbogigen Fenstern. Die Einfachheit und der Ernst dieses Raumes stimmen gut zum Geist der Örtlichkeit. Neben diesem Saale ist gegen Südwesten das gewaltig gewölbte Erdgeschoß eines größeren, in Trümmer gesunkenen Gebäudes, vielleicht des „Palas" (palatium) zu gewahren.

Auch die Grenzfestungen des Eisenburger Comitates sind unter der Regierung Bélas IV. entstanden und sie waren die Hauptnester der Macht der Grafen von Güssing, die sich im XIII. Jahrhundert auch auf die an Österreich und Steiermark stoßenden Theile des Ödenburger und Zalaer Comitates erstreckte. Ban Heinrich, Graf von Güssing, überließ zu Anfang der Regierung Stefans V. die Burgen Güns, St. Veit, Bernstein und Schlaining (Szalonak) nebst einigen anderen dem Böhmenkönig Ottokar. Burg Güns wird zum ersten Male in einer 1248 ausgegebenen Urkunde König Bélas IV. erwähnt, als sie durch den Grafen Herbert, Sohn des Ost, vom Kaiser Friedrich zurückerobert wurde. An der Stätte der alten Burg sieht man jetzt die Trümmer einer nach den Erfordernissen der Schießwaffen erbauten Veste, die in der Türkenzeit von Bedeutung war. In der Nähe steht Burg Rechnitz (Rohoncz), ein morsches Mauerwerk. Herrlich ist Burg Bernstein gelegen, deren auf drei Seiten mit mächtigen Wällen umgürteten Bezirk jetzt die vier Flügel eines einfachen Schloßbaues aus dem vorigen Jahrhundert ausfüllen. Burg Schlaining steht gut versteckt auf einem niedrigen Hügel, der sich aus einem Kessel höherer Berge erhebt und von tiefen Schluchten umgeben ist, nach Südwesten aber beherrscht er die langsam ansteigende Hügelgegend. Von dieser Seite zeigt sie auch unsere Abbildung. Der ausgedehnte Hügelrücken hat ein Niveau, was zu dem Schluß berechtigt, daß der südwestliche Theil der Burg, wo der viereckige Thurm steht, späteren Ursprungs sein mag. Der ältere Theil befindet sich an der nordöstlichen Seite. Hier erhebt sich der Hauptthurm, von nicht ganz runder Form, insofern etwa ein Sechstel seines Umfanges gebrochen ist. An seinem Fuße erkennt man noch den einstigen engen Zwinger, der von alten Gebäudetheilen umgeben ist. An der Mauer des Thurmes ist das Reliefbild eines geharnischten Ritters zu sehen, der in der Linken ein Wappenschild, in der Rechten eine Fahne hält;

auf beiden ist eine Kirche dargestellt. Den Kopf des Ritters deckt ein gewaltiger Helm (abgebildet in „Steiermark"). Die Inschrift besagt, daß Andreas Baumkircher, Graf von Schlaining, diesen großartigen Bau im Jahre 1450 beendigt hat. Unter dem „Bau" ist vielleicht eine in der Burg erbaute gothische Kapelle stattlicherer Art zu verstehen, die jedoch spurlos untergegangen ist. Güssing, das Stammnest der Grafen von Güssing, stand auf dem Kissinberge, von einem weiten sumpfigen Thal umgeben, ganz frei, „dem

Burg Schlaining.

Feinde ausgesetzt gleich einer Zielscheibe". Die jetzigen Trümmer auf der Besitzung der Grafen Batthyány gehören der am Ende des XVII. Jahrhunderts erbauten Burg an. Von der alten ist, mit Ausnahme der einschiffigen gothischen Burgkapelle, kaum etwas vorhanden.

An der Westgrenze ist die äußerste Burg gegen Süden Csakathurn (Csáktornya) im Zalaer Comitat. Sie wurde im XIII. Jahrhundert durch den Obergespan Stephan Csák, einem Sprößling des jenseits der Donau blühenden Zweiges dieser Familie, gegründet. Sowie dieses früh zur Macht gelangte Oligarchengeschlecht, spielte auch sein Stammsitz

eine wichtige Rolle in der Geſchichte des Landes, doch verlor derſelbe im Laufe der ſpäteren Jahrhunderte gänzlich den Charakter einer mittelalterlichen Burg.

Im Zalaer Comitat ſtanden die meiſten mittelalterlichen Burgen in der Gegend des Plattenſees. Gleich am See-Ufer ragten, nahe bei den ſchon erwähnten Szigliget und Badacsony, die Burgen Szent-György, Csobáncz und Hegyesd, dann etwas weiterhin Rezi, Tátika und Sümeg empor. Sie ſtanden auf höheren oder niedrigeren Hügeln, deren Kegelgeſtalt charakteriſtiſch iſt für die vulkaniſche Natur der Gegend. Bei vieren iſt die Grundform aus den Trümmern der Umfaſſungsmauern noch mehr oder weniger zu erkennen; bei dreien bezeichnen den Standort nur noch geringe Spuren. Die Ruine von Sümeg iſt verhältnißmäßig die vollſtändigſte, ſie beſitzt noch jetzt das gothiſche Thor der Umfaſſungsmauer und den gleichfalls gothiſchen Thurm der Burgkapelle.

Eine ſtattliche Burg der Plattenſeegegend war noch Nagy-Vázſonykö im Veßprémer Comitat. Sie ſtand auf einem ſacht anſteigenden Hügel; ihre urſprüngliche Ausdehnung iſt nicht bekannt, da nur ein Thurm übrig iſt. Die Mauern dieſes viereckigen Thurmes ſind aus Ziegeln, die Wendeltreppe jedoch aus Stein erbaut. Das flache Dach ſtammt von ſpäterer Umgeſtaltung. Erwähnenswerth iſt noch im Veßprémer Comitat Cseßnek, das ſeine jetzige Form am Anfang des XIV. Jahrhunderts erhielt.

Im Weißenburger Comitat ſind aus derſelben Zeit Csókakö und Csákvár, im Komorner Vitány, in Somogy Kopán (Koppány) als bedeutendere Burgruinen oder auch nur in geringeren Spuren erhalten. Die Burg Ozora im Tolnaer Comitat war zur Zeit Sigismunds Eigenthum des aus Italien ſtammenden Philipp Scolari, Obergeſpans von Temes, der auch ohne Zweifel Manches daran gebaut hat. Auf den Überreſten der alten Mauern ſteht ein Gebäude aus dem vorigen Jahrhundert.

Im Baranyaer Comitat war die Burg Siklós beſonders berühmt. Sie ſtand auf einem geringen und nicht ſteilen, aber ſchön gelegenen Hügel. Ihre Entſtehungszeit iſt unbekannt; im Jahre 1249 war ſie ſchon eine anſehnliche Burg, im XIV. Jahrhundert gehörte ſie der Familie Garai, die ſie ausbeſſern ließ. Von da an ſah ſie manchen Feind, eine Zeit lang gehörte ſie ſogar den Türken. Von der alten Burg iſt kaum etwas übrig; in ihrem jetzigen Zuſtande iſt ſie ein charakteriſtiſches Beiſpiel dafür, welcher Umwandlung im Lande jenſeits der Donau die nicht in Trümmern liegenden Burgen ihre Erhaltung verdanken.

Von den Waſſerburgen ſtand Kabersdorf (Kabold) im Ödenburger Comitat ſchon im Jahre 1278 und ſpielte auch im Kriege König Ladislaus' IV. gegen den Böhmenkönig Ottokar II. eine Rolle. Im XVII. Jahrhundert machte es eine große Umwandlung durch, in welchem Zuſtande wir es auf einem Stich des vorigen Jahrhunderts ſehen. Die aus dem Waſſer aufragenden Mauern umſchloſſen den Burgbezirk im Sechseck; an fünf Ecken ſtanden

niedrige Rundthürme; unter dem höheren Thurm der sechsten Ecke öffnete sich das Thor; innen stand in der Mitte der viereckige Wohnpalast und der Bergfried, der vom Umbau verschont blieb. Von Kapuvár (Ödenburger Comitat), das von der kleinen Raab umflossen war, sind noch die Wälle und der Graben zu sehen. Sárvár im Eisenburger Comitat erhob sich in der Mitte eines ausgedehnten sumpfigen Sees. Ein Theil seiner alten Mauern und sein viereckiger, dicker Thurm von drei Stockwerken, der ein Zeltdach hat, stehen noch jetzt gegenüber der neuerbauten Steinbrücke. Die Burg hat zeitweise Umgestaltungen erfahren. Zu Totis (Tata) im Komorner Comitat ist die jetzige Wasserburg auf der Stätte der alten entstanden, und zwar im vorigen Jahrhundert; vom alten Bau ist nichts übrig. Szigetvár (Baranyaer Comitat) dankt seinen Untergang seiner wichtigen Rolle. Im Tolnaer Comitat stand die Wasserburg Simontornya. Sie wurde wahrscheinlich durch den Vice-Judex Curiae, Grafen Simon, Sohn des Salomon, um das Jahr 1170 erbaut. Im XIV. Jahrhundert gehörte sie Laczki, der unter Ludwig dem Großen Vicekönig von Neapel war, im XV. der Familie Garai. Unter mannigfachen harten Geschicken entging sie doch der Umgestaltung. Dank dieser Gunst des Schicksals sehen wir noch jetzt den viereckigen mächtigen Thurm und den an dessen Mauer lehnenden Theil des Palas sammt seinem geräumigen Treppenhause, wenngleich in baufälligem Zustande, doch immerhin aufrecht.

Burg Sarvar.

An Größe, Stärke und Pracht wurden sie alle weitaus überragt durch Burg Visegrád, den Königssitz zur Zeit des Hauses Anjou. Wie schon erwähnt, ward sie durch

Königin Maria, Gemahlin Béla's IV., gegründet und ſpäter durch Karl Robert fortgeſetzt, aus welcher Zeit der neuerdings wiederhergeſtellte ſogenannte Salomonsthurm am Fuße des Burgberges ſtammen mag. Im III. Bande „Ungarn" haben wir dieſe Perle des mittelalterlichen Burgbaues im Lande jenſeits der Donau abgebildet, von deren einſtiger Großartigkeit uns nur formloſe Ruinen erhalten ſind. Jedenfalls reichen dieſe hin, um die allgemeine Anlage ſowohl der Hochburg als auch der am Abhange des Berges gelegenen unteren Burg und die gothiſche Kunſt der Bauweiſe erkennen zu laſſen. Letztere iſt ein gemeinſamer Zug ſämmtlicher Burgen; ſo bedeutend der romaniſche Charakter im mittelalterlichen Kirchenbau des Dunántul überwiegt, ſo ſehr und noch vollſtändiger beherrſchte die gothiſche Kunſt die ganze weltliche Architektur.

Die erwähnten bilden blos einen kleinen Theil der meiſt als Höhenburgen angelegten Bergveſten, die in den dritthalb Jahrhunderten ſeit der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts unter den letzten Árpáden und den Anjous jenſeits der Donau erbaut wurden. Die gleichzeitigen Urkunden erwähnen außer dieſen noch zahlreiche Burgen. Darnach gab es deren in den Comitaten Ödenburg, Eiſenburg, Zala, Somogy und Tolna je 12 bis 15, daher ihre Zahl jenſeits der Donau weit über Hundert geſtiegen ſein muß und Weſteuropa kaum ein Land hatte, das in dieſer Hinſicht den Landestheil jenſeits der Donau übertraf. Aber alle hatten von der rauhen Türkenhand ſchwer zu leiden. Ende des XVII. Jahrhunderts gelangten ſie zum Theil in den Beſitz der Familie Eſterházy. Im Jahre 1702 ordnete Leopold I. die Schleifung zahlreicher Burgen an, darunter jenſeits der Donau von Körmend, Szalavár, Kanizſa, Veßprém, Palota, Pápa, Totis (Tata), Stuhlweißenburg, Kaposvár, Simontornya, Dombovár und den kleineren Burgen am Plattenſee. Später erfuhren faſt alle, mit Ausnahme der zu Schlöſſern umgebauten, das gemeinſame Los, daß ihre Steine nach und nach als Baumaterial verſchleppt wurden.

Die Herrſchaft des Spitzbogens dauerte über die Mitte des XV. Jahrhunderts hinaus. König Matthias Hunyady erwies ſich, während er im Kirchenbau der ſpitzbogigen Mode Rechnung trug, in der weltlichen Baukunſt als Freund der Renaiſſance. Zahlreiche italieniſche Künſtler ſtanden in ſeinem Dienſte; Benedetto da Majano, Chimenti Camicia, Baccio und Francesco Cellini, Ariſtotele Fioravanti, endlich Jakob und Johann von Trau verkehrten an ſeinem Hofe. Die gleichzeitigen Schriftſteller berichten mit Begeiſterung über ſeine Bauten. Tubero ſagt in den Commentarien, er habe Ungarn ſo mit Bauwerken geſchmückt, daß das Land dem architektoniſch ſo reichen Deutſchland nahe kam. Bonfinius ſagt in ſeiner Widmung zur lateiniſchen Überſetzung von Antonio Averulino's Buch „De Architectura": „Du haſt Pannonien, das einſt von Barbaren bewohnte Land, mit ſo großartigen Bauwerken geſchmückt, daß es ſcheint, als wären dieſe mehr für die Ewigkeit als

für vergängliche Zeiten gebaut worden". Er erzählt ſodann, König Matthias habe zu Viſegrád eine lukulliſche Villa erbaut, mit beſonderen Wohnabtheilungen für den König, wie für die Königin, mit beſonderen Speiſeſälen, Tagesſalons und Schlafgemächern, deren jedes ſein Vorzimmer habe, und die Speiſeſäle hätten ſchimmernde caſſettirte Decken. Er erwähnt vergoldete Wandelgänge, einen ſehr angenehmen Speiſeſaal, überaus koſtbare Marmorbrunnen, großartige Gitterfenſter, reiche Schatzkammern u. ſ. w. So ungefähr beſchreibt er auch das Schloß zu Totis, wobei er nur noch hinzufügt, daß die caſſettirten

Burg Simontornya.

Decken der Zimmer mit vergoldeten Reliefs geſchmückt ſind. (Decades IV.) Nikolaus Oláh (Hungaria) bewunderte im Jahre 1536 die Pracht der Gebäude von Viſegrád und fügt hinzu, er habe blos in Paris, im Gebäude des Parlaments, ein Zimmer geſehen, aber auch da nur ein einziges, das an Pracht dieſen Sälen gleichkomme.

Beide Königſchlöſſer ſind vernichtet und mit ihnen die Schöpfungen der durch Matthias eingeführten Renaiſſancekunſt; keine Handbreit iſt von ihnen erhalten, daß ſich daraus ein Schluß auf ihr künſtleriſches Weſen bilden ließe. Wir ſind lediglich auf die ſchriftlichen Quellen angewieſen, die indeß wenig Erfolg bieten. Die über die aufgezählten Künſtler bekannten Daten treffen nämlich mit den ſoeben angeführten Beſchreibungen nicht zuſammen. Jene ſagen nicht, was die im königlichen Dienſte ſtehenden Künſtler

geſchaffen haben, die Schilderer aber vergeſſen anzugeben, wer jene Schlöſſer gebaut, wer ſie ſo wunderbar geſchmückt habe. Ein weiterer Mangel der Schilderungen iſt, daß ſie ſo allgemein gehalten ſind, das Äußere und das architektoniſche Weſen des Gebäudes gar nicht bemerken, nur das Innere loben, aber auch dies, ohne deſſen Zierwerk näher zu kennzeichnen. Die Caſſettendecke bildet die einzige Ausnahme, aus der man ſchließen kann, daß die Säle der beiden Schlöſſer im Renaiſſanceſtil decorirt waren. Wenn wir in Betracht ziehen, daß Chimenti Camicia, die Brüder Cellini, ja zu der Zeit, als er in Ungarn weilte, ſogar Benedetto da Majano eher Holzſchnitzer und Kunſtſchreiner waren, ſo ſcheint die Annahme berechtigt, daß die durch König Matthias eingeführte Renaiſſance ſich hier nicht mit einem Schlage völlig zur Geltung brachte, ſondern daß ſie ſich in Viſegrád wie in Totis den ſchon beſtehenden Bauten anpaßte, mit den Verhältniſſen rechnen mußte und daß die Aufgabe der Tiſchler-Architekten ſich großentheils auf die Einzelheiten, namentlich auf die innere Ausſchmückung beſchränkte. So ſtellen wir uns die Renaiſſancekunſt dieſer beiden Königsſchlöſſer jenſeits der Donau vor. Etwas ſpäter, aber etwa auf dieſelbe Weiſe begann die neue Kunſt in Frankreich heimiſch zu werden, wo ſie in fürſtlichem Gefolge ihren Einzug hielt, ſowie in Deutſchland, wohin ſie durch Kaufleute und in den Skizzenbüchern einiger Künſtler gelangte. In dieſen Ländern hatte der Anfang auch eine Fortſetzung; in Ungarn riß nach dem Anfang, deſſen Schauplatz jenſeits der Donau lag, der Faden ab. Die Türkenzeit löſchte Alles aus.

Die Türkenherrſchaft hat zum Erſatz für all das, was ſie in dieſer Gegend vernichtete oder deſſen Vernichtung ſie beförderte, gar wenig eigene architektoniſche Schöpfungen hinterlaſſen. Fünfkirchen kann ſich der hervorragendſten türkiſchen Bauwerke rühmen. Es hatte ſeinerzeit elf Moſcheen, von denen drei noch vorhanden ſind. Die eine, die jetzige Pfarrkirche der inneren Stadt, iſt ſo groß, daſs in der europäiſchen Türkei ſich wenige mit ihr vergleichen können. Sie iſt eine quadratiſche Anlage, jede Seite 18·30 Meter lang; oben in den Ecken geht durch eine gewölbte Niſche das Viereck in ein Achteck über, das eine aufſchießende Trommel bildet, auf der dann die 40 Fuß 3 Zoll hohe Kuppel ruht. Die Wirkung des Äußeren iſt durch Anbauten ſpäteren Urſprungs verdorben. In türkiſcher Zeit ſtanden vor ihr zwei ſchlanke Minarets; das eine iſt ſchon früher zu Grunde gegangen, das andere haben Ende des vorigen Jahrhunderts die Jeſuiten abgetragen. Die zweite Moſchee, jetzt Krankenhauskapelle, iſt etwas kleiner (jede Seite 12·80 Meter), ſtimmt aber im Grundriß und Aufbau mit der erſten überein. Das vor ihr ſtehende Minaret iſt 27 Meter hoch. Die dritte und kleinſte Moſchee befindet ſich in verwahrloſtem Zuſtande und dient als Pulverthurm.

Das Ende der Türkenherrſchaft fällt in die Zeit der Barockarchitektur. Dieſer fiel die Aufgabe zu, die beſchädigten Kirchen wieder herzuſtellen und neue zu bauen.

Allein man begreift vollkommen, daß in der allgemeinen Erschöpfung Niemand Lust und auch überflüssiges Geld hatte, größere Bauten auszuführen. Am Anfange dieser mit dem XVII. Jahrhunderte beginnenden neuen Periode suchte das Bauwesen langsam wieder in Gang zu kommen und beschränkte sich wegen der Armuth nur auf das Nothwendigste. Erst gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts zeigte sich mehr Baulust. Selbständigkeit und die dem Barockstil eigene Großartigkeit, ja auch nur Mannigfaltigkeit sucht man vergebens. Sowohl die größeren, als auch die kleineren Kirchen wurden gleichmäßig nach den in den österreichischen Erblanden gebräuchlichen einfacheren Mustern gebaut. Gewöhnlich haben sie ein Schiff; im Inneren läuft über den die Langwände gliedernden Pilastern oder

Zwei türkische Moscheen in Fünfkirchen: die Pfarrkirche der inneren Stadt und die Krankenhauskapelle.

Säulen ein Kranzgesimse entlang, von dem das Tonnengewölbe sich aufschwingt, dessen Feld selten durch Gurtbogen unterbrochen ist. Der Hauptaltar ist ein auf hohem Sockel stehender, mehr oder weniger reich mit Statuen und Vergoldung ausgestatteter Säulenaufbau, der oben mit einem gebogenen oder im Winkel gebrochenen Gesimse abschließt. Die Seitenaltäre haben mitunter ebenfalls Säulen. Das Äußere ist überaus einfach; die Hauptfaçade ist durch gemauerte Pilaster gegliedert und ihre Giebelwand ragt zwischen zwei Thürmen mit zwiebelförmigen Kuppeln empor. Im XVIII. Jahrhundert stiegen zwar Wohlstand und Baulust, doch bekundete sich dies nicht in baulichen Anlagen von größerem Zuschnitt; die gesteigerten Anforderungen werden zu dieser Zeit durch Stuck- oder Marmorverkleidungen, mitunter durch Marmorsäulen, Wandbilder und Altarblätter befriedigt. Die Namen der Architekten

bleiben mit wenigen Ausnahmen unbekannt, was in dieser Zeit schon beweist, daß die Kirchen mehr durch gewöhnliche Baumeister nach entlehnten Plänen aufgebaut wurden. Dagegen kommen auf den Wandmalereien der Kirchen ziemlich viele Namen vor, deren einige im Nachbarlande einen guten Klang hatten. Diese sind: Bartholomäus von Altomonte aus Oberösterreich, Paul Troger, Direktor der Wiener Akademie (1698 bis 1777), Anton Maulpertsch (1724 bis 1796), Stefan Dorfmeister, Johann Winterhalder (1743 bis 1807) und Cymbal.

Den Reigen eröffnet die Kathedralkirche zu Raab. Als die Stadt (1598) den Türken abgenommen worden, wurde die Kathedrale, unter Belassung der schon erwähnten alten Details und der dreischiffigen Eintheilung, durch den italienischen Architekten Giovanni Rana zwischen 1639 und 1645 neu aufgebaut. Mehrere Umgestaltungen folgten und die Marmorverkleidung des Innern wurde im Jahre 1774 beendigt. Aus dieser Zeit stammen der in der Mitte der Hauptfaçade aufragende Thurm, die Maulpertsch'schen Fresken der Decke und sein Altarbild in Öl, das die Himmelfahrt Mariä darstellt. Die Benediktinerkirche zu Raab wurde im Jahre 1641 durch die Jesuiten erbaut. Ihrer Anlage nach ist sie die hervorragendste Barockkirche jenseits der Donau. Sie ist einschiffig und die Langwände sind mit Pilastern von rothem Marmor gegliedert. Zwischen diesen befinden sich Altarnischen und darüber Oratorien. Die schönen Verhältnisse, der heitere Reichthum des Inneren werden in ihrer Wirkung noch gesteigert durch Fresken, mit denen Paul Troger das Tonnengewölbe geschmückt hat. In Raab befindet sich auch die nach dem Muster der römischen Mutterkirche erbaute Karmeliterkirche mit centraler Anlage; der Grundriß ist eine Ellipse, in deren langer Axe sich einerseits das Chor, anderseits die Vorhalle befindet. Die vier Altarbilder sind von Bartholomäus von Altomonte 1720 gemalt. In der um 1726 erbauten Kirche der Ursulinerinnen sind Dorfmeisters Wandgemälde von Interesse.

Stuhlweißenburg erhielt im Laufe des XVIII. Jahrhunderts fünf Kirchen. Der Bau derjenigen, die zur Kathedralkirche des im Jahre 1777 gestifteten Bisthums wurde, begann 1758. Die Fresken der Decke sind von Cymbal, einem sonst unbekannten Künstler. Eine derselben, welche die Gründung der Kirche darstellt, ist wegen einiger Porträts interessant. Die einstige Karmeliter-, jetzt Seminarkirche (1730 bis 1770) ist von Anton Maulpertsch mit Fresken geschmückt. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Bild desselben Meisters im Oratorium, das den gekreuzigten Christus darstellt. Von den drei Graner Kirchen dieses Zeitraumes erwähnen wir die Pfarrkirche in der Wasserstadt, einen Bau der Jesuiten aus dem Jahre 1688. Ein anderer Jesuitenbau aus derselben Zeit ist die Kapitelkirche zu Ödenburg. Die Kathedrale zu Veßprém ist 1723 gebaut und gleichfalls von Maulpertsch ausgemalt. Die Abteikirche der Cistercienser von Zircz

Das neuerbaute Innere der Benediktinerkirche zu Martinsberg.

wurde von 1732 bis 1745 erbaut. Auch die Abteikirche der Benediktiner von Tihany stammt aus dieser Zeit. Sie wurde 1889 restaurirt und bei dieser Gelegenheit durch Karl Lotz, Bartholomäus Székely und Ludwig Ebner mit al secco-Wandbildern geschmückt.

Interessant für die Bauthätigkeit dieses Jahrhunderts ist die Überlieferung, daß Graf Karl Esterházy, Bischof von Erlau, neunundneunzig Kirchen erbaut habe und an der Vollendung der hundertsten nur durch den Tod verhindert worden sei. Sicher ist, daß er ein eifriger, wenngleich nicht wählerischer Kirchenbauer war und auf den gräflich Esterházy'schen Besitzungen zu Pápa, Totis und Csákvár nach einem und demselben Plan Pfarrkirchen errichtete. Die zu Pápa (1771 bis 1786) unterscheidet sich von den übrigen durch größeren Reichthum der mit Stuckmarmor bekleideten Wände und aus mehrfarbigem Marmor gebauten Altäre; auch sind hier die Gewölbe des Schiffes, der Sacristei, der Nebenkapelle und der auf der Empore befindlichen Oratorien mit Fresken von Anton Maulpertsch geschmückt. Das Tonnengewölbe des Schiffes ist durch Gurten in vier Felder getheilt. In dem Felde oberhalb des Orgelchors ist die himmlische Glorie, Gottvater zwischen anbetenden Engeln und Heiligen, dargestellt. In den weiteren drei Feldern sieht man, von einer reichen Architekturmalerei umrahmt, drei Scenen aus dem Leben St. Stefan des Märtyrers. In allen herrscht übertriebene Bewegung. Das Deckenbild der Sacristei zeigt Papst Leo I., wie er Attila entgegenzieht. Dies ist eine Darstellung, die ganz von der Künstelei der damaligen Malweise abweicht; mit sicherer Hand hingeschrieben, einfach, klar und inhaltreich, verdient sie besondere Beachtung. Die Deckenbilder in der Kapelle auf der anderen Seite des Sanctuariums, sowie in dem geräumigen Oratorium, das sich über der Sacristei und Kapelle befindet, sind anziehende, mit lebendiger Phantasie gestaltete Denkmäler des Mariencultus im vorigen Jahrhundert.

Die in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts gebaute Paulinerkirche, die seit 1802 den Benediktinern gehört, ist ein einfacher Bau, doch sind ihre Chorstühle und Kirchenbänke im Rococogeschmack bemerkenswerth. Die letzteren sind mit lebendigen Reliefscenen geschmückt. Die einen wie die anderen sind Meisterwerke der von den Paulinern mit wahrem Künstlerberuf betriebenen Holzschnitzerei und zugleich deren einzige Denkmäler in der Gegend.

Die Reihe der Kirchenbauten des vorigen Jahrhunderts schließt mit der Kathedrale des von Maria Theresia im Jahre 1777 gestifteten Bisthums Steinamanger, zugleich aber eröffnet dieser Bau die kurze Periode des classicisirenden Geschmackes. Der Entwurf stammt von Melchior Hefele, der sie, laut der Inschrift an der Stirnseite, im Jahre 1797 vollendete. Ihre stockhohe palastartige Façade ist aus behauenem Kalkstein gefügt und

von einem dreieckigen Giebel gekrönt. Das untere Geschoß ist durch vier dorische, das obere durch vier jonische Säulen gegliedert. Diese, sowie das die beiden Geschoße scheidende Gesimse, ferner das Kranzgesimse und der Giebel neigen wohl dem classischen Baustil zu, verrathen aber zugleich, daß der Meister noch unter dem Einfluß der aus der Spätrenaissance fließenden Überlieferungen stand. Die beiden mit Helmdächern gedeckten Thürme jedoch deuten in ihrer Magerkeit schon auf das Ermatten der Kunst. Die Anlage der Kirche zeigt ein lateinisches Kreuz; statt der Seitenschiffe sieht man auf jeder Seite drei Kapellen in das Langschiff münden. Sowohl dieses, wie das Querschiff haben Tonnengewölbe; die quadratische Vierung der Schiffe und der vierte Kreuzarm, der als Chor dient, sind durch eine auf Bogenzwickeln ruhende, mit dem Tonnengewölbe gleich hohe Flachkuppel bedeckt. Die bunte Marmorbekleidung, die längs der Wände paarweise angeordneten mächtigen Marmorhalbsäulen, die vergoldeten korinthischen Capitäle, das über diesen entlangziehende Kranzgesimse, die cassettirten Gurtbogen und die Fresken des Gewölbes geben dem weiträumigen, hellen Inneren der Kirche Kraft, Reichthum und Farbenpracht. Das Gemälde am Tonnengewölbe des Langschiffes ist von Maulpertsch und behandelt in einfachem Vortrag und charakteristischer Stimmung ein tiefsinniges Motiv: den Zustand der Menschheit vor der Ankunft Christi. In öder, halbdunkel überschatteter Gegend liegt eine schäferartige Gestalt, welche die Griechenzeit symbolisirt, das Haupt auf einem Stein in tiefem Schlafe, während ein römischer Soldat soeben aus dem Schlaf erwacht ist und, wie durch eine Ahnung geleitet, unsichere Schritte thut.

„Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna,
Jam nova progenies coelo dimittitur alto."

Die Verwirklichung der Ahnung sehen wir in der Kuppel der Vierung und des Sanctuariums in zwei lebhaft gefärbten und mit übermäßig bewegten Figuren bevölkerten Darstellungen. Das eine Gemälde, von Johann Winterhalder, zeigt das Innere des Tempels zu Jerusalem, eines auf hoher Stufenbasis emporgethürmten Säulen- und Kuppelbaues; hier ist Mariä Geburt und ihre Communion im Tempel gemalt. In der Kuppel des Chores ist der Englische Gruß von Stephan Dorfmeister zu sehen, aber in einem so schwindelerregenden Getümmel von Figuren, daß man das eigentliche Motiv des Bildes kaum zu erkennen vermag. So ist auch das Jüngste Gericht geartet an der Decke der Kapelle, in die man aus dem Sanctuarium tritt.

Die kirchliche Baukunst des XIX. Jahrhunderts hat ihr hervorragendstes Werk im Graner Dom geschaffen. Der Entwurf rührt von dem Wiener Architekten Paul Kühnel her und der Bau begann 1822. Er wurde nach Kühnels Tode durch dessen Verwandten Johann Packh fortgesetzt. Schließlich vollendete ihn der Budapester Architekt Josef Hild im Großen so weit, daß die Einweihung im Jahre 1856, in Gegenwart Seiner Majestät

des Kaiſers und Königs Franz Joſeph I. ſtattfinden konnte. Die Anlage hat die Form des lateiniſchen Kreuzes. Über der Vierung erhebt ſich eine auf Bogenzwickeln ruhende, durch Säulen gebildete Trommel und auf dieſer die Kuppel. Die Kuppelhöhe beträgt 100, die Länge des Schiffes 107 Meter. Die Kreuzarme ſind durch gerade Wände abgeſchloſſen. Der nach Südweſt gerichteten Hauptfaçade iſt in ihrer ganzen Breite ein offener Säulenportikus vorgelegt, zu dem eine Freitreppe emporführt. Über den acht gewaltigen korinthiſchen Säulen des Portikus erhebt ſich ein dreieckiger Giebel. Der architektoniſche Hauptſchmuck des Inneren beſteht in Säulen, die mit grauem Stuckmarmor bekleidet ſind. Das große, gewaltige Bauwerk ſteht auf einem nordweſtlich gegen die Donau vorſpringenden Gipfel des Feſtungsberges und beherrſcht weithin Land und Strom; in der Nähe geſehen leidet freilich der Eindruck des Äußeren durch die weniger glückliche Gliederung. Im Inneren ſieht man es der Bildung des Details nur zu ſehr an, daß zu jener Zeit das architektoniſche Gefühl ſchon ſehr mangelhaft war und kein den großen Verhältniſſen des Aufbaues entſprechendes Detail zu bilden wußte. Die Leere wird noch geſteigert durch die matten grauen Farben, und was die Bauformen verſäumt haben, das vermögen die Einrichtungsgegenſtände, Altäre, Kanzel, Chorſtühle und etliche Statuen, nicht nachzuholen.

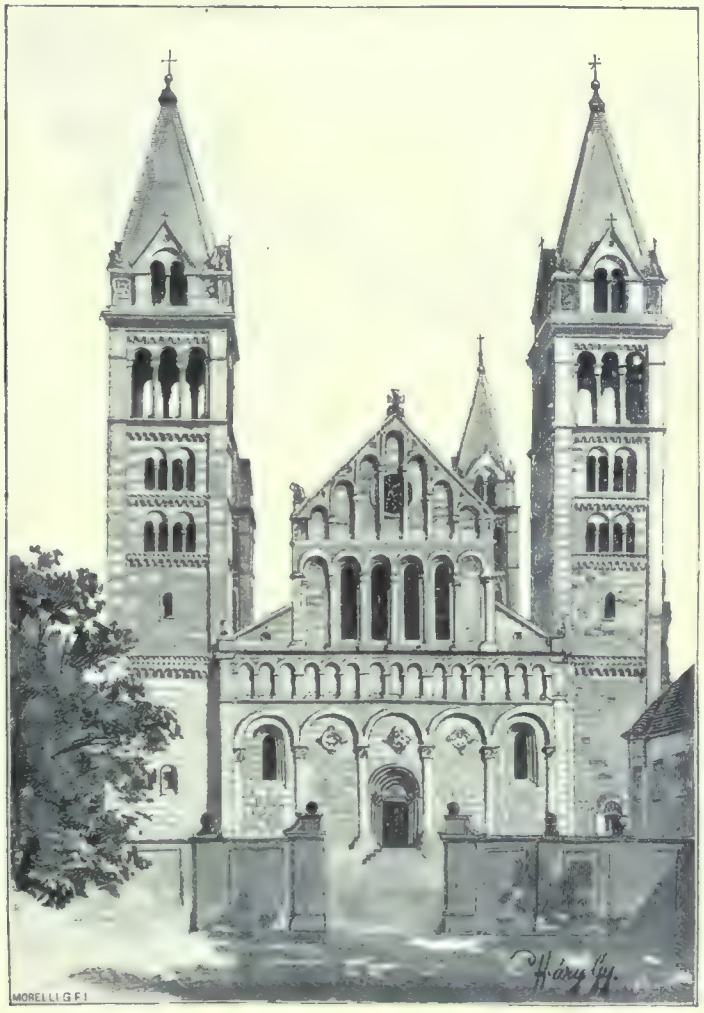
Als ſchwächliche Nachahmung des römiſchen Pantheons wurde 1820 die St. Annakirche zu Gran erbaut.

Ein Denkmal des claſſiciſtiſchen Geſchmacks iſt auch die Façade der Kirche zu Martinsberg nebſt dem Thurm, der ſich in ihrer Mitte erhebt; ſie wurde 1831 durch Johann Packh erbaut. Durch vornehme Einfachheit und ſchöne Verhältniſſe zeichnet ſich die Bibliothek zu Martinsberg aus. Sie zeigt eine T-förmige Anlage; ihr ſtockhohes Innere hat eine auf ſchlanken Säulen umlaufende Gallerie. Der eine Flügel wurde durch den Wiener Architekten Joſef Engel 1824, der andere durch Johann Packh 1832 erbaut.

In den letzten Decennien des Jahrhunderts trat auch jenſeits der Donau die Kunſt des Mittelalters bei dem Kirchenbau in ihre Rechte, was ſich in der künſtleriſchen Wiederherſtellung der baufälligen Kirchen bekundete. In dieſer Art ſind zwei bedeutende Leiſtungen hervorzuheben: die Kloſterkirche zu Martinsberg und die Kathedrale von Fünfkirchen. Wir kennen die wechſelvolle Geſchichte beider und ihren Zuſtand vor der Erneuerung.

Das Innere der Martinsberger Kirche wurde durch Franz Storno, den Reſtaurator der Ödenburger St. Jakobskapelle und St. Michaelskirche, von 1868 bis 1875 wiederhergeſtellt. Zur Grundlage nahm er den im Jahre 1225 geweihten Bau der Übergangszeit, deſſen noch vorhandene Theile er nach Möglichkeit beibehielt, während er die fehlenden

durch Nachahmungen der vorhandenen ersetzte. Anderseits aber schonte er auch die späteren Details, namentlich aus dem XV. und XVI. Jahrhundert, ja selbst solche jüngeren Ursprungs, das heißt, er stellte die älteren Details nicht auf Kosten der späteren her. So ließ er das einst schmuckreiche, allein später vermauerte Thor der nördlichen



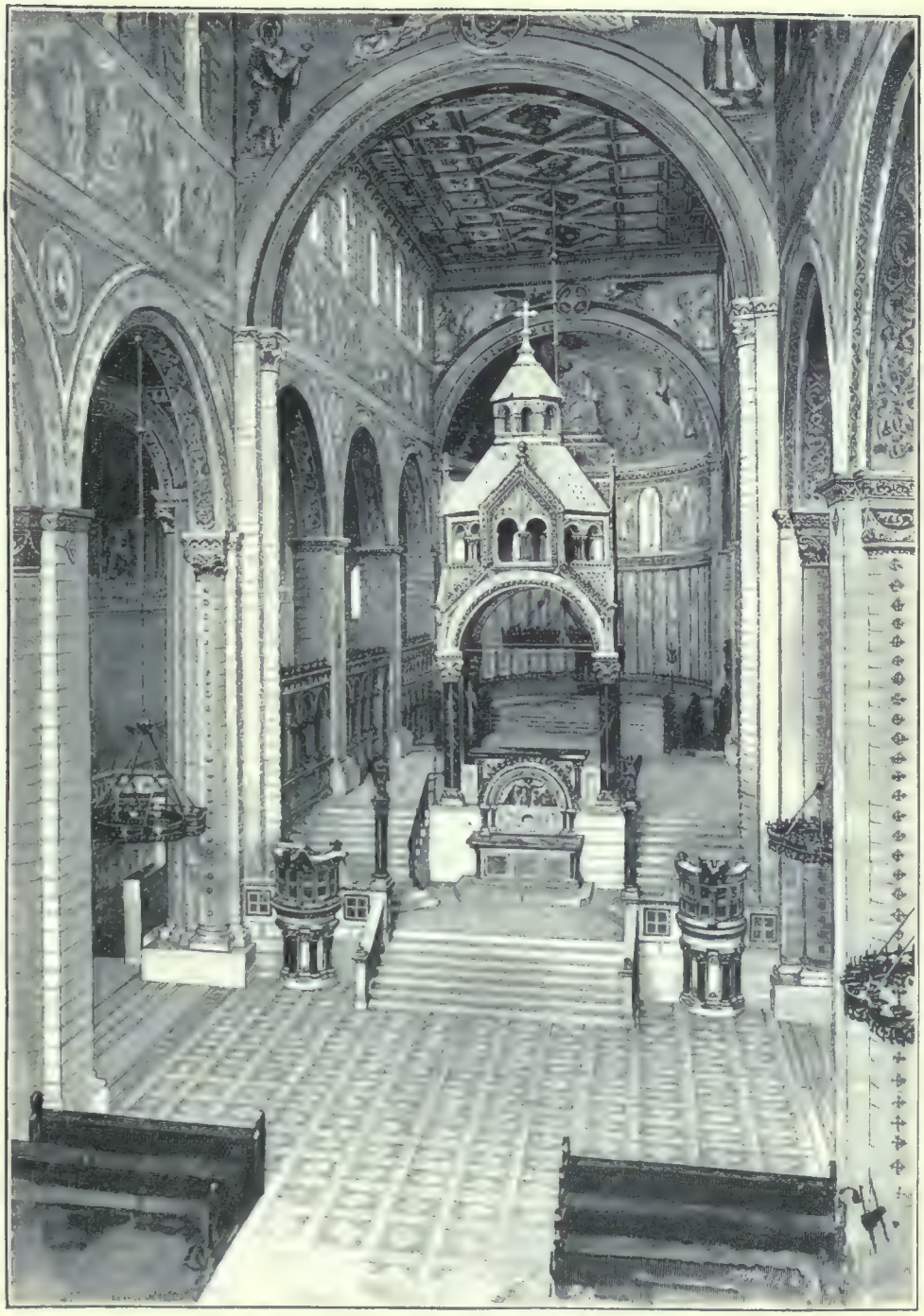
Der neuerbaute Dom zu Fünfkirchen.

Langseite, das bei der Restaurirung zum Vorschein kam, wieder zumauern und dessen Stelle durch eine Inschrifttafel bezeichnen. Er ließ das Sterngewölbe des Sanctuariums unangetastet.

Im XVI. Jahrhundert waren die beiden in die Unterkirche hinabführenden Thüren nach dem Muster des schönen rothen Marmorthores an der Nordseite mit säulengeschmückten

Leibungen ausgestattet worden; auch dies behielt der Künstler bei, insofern es sich in gutem Zustande befand und zu dem Bau des XIII. Jahrhunderts stimmte. Er behielt auch die Façade aus dem XIX. Jahrhundert. So beschränkte sich die Erneuerung auf das Innere der Kirche. Ganz neu sind die Einrichtungsgegenstände, ferner die Glasgemälde der Fenster und die das Innere schmückenden Wandbilder, welche die Werke der göttlichen Vorsehung in der Geschichte der Menschheit darstellen. In diesen ganz neuen Schöpfungen, die übrigens, obgleich wesentlich, doch Zusätze sind, war der Künstler sichtlich bestrebt, dem Geist der Kunst des XIII. Jahrhunderts sich wenigstens zu nähern. Im Allgemeinen sind sie auch ziemlich gut gelungen, obgleich unleugbar hie und da das Erlernte des Stils in die Augen fällt. Manchen architektonischen Einzelheiten sieht man es an, daß der bestehende Zustand der Herstellung richtiger Maße hinderlich wurde. Dennoch gebührt dem Künstler volle Anerkennung, denn er hat diesen Bau des XIII. Jahrhunderts in allen wesentlichen Zügen seines Innern aus den Trümmern hervorgezaubert, gleichzeitig aber auch die Details, die von dem vielbewegten Schicksal desselben berichten, zu erhalten gewußt.

Der Dom zu Fünfkirchen war viel zu baufällig, als daß die Wiederherstellung sich blos auf das Innere hätte beschränken können, und da die Umgestaltungen des vorigen Jahrhunderts auch einen großen Theil seines Äußeren vernichtet hatten, war nicht einmal an die sogenannte materielle Wiederherstellung zu denken. Die Aufgabe war, eine neue Kirche im Geiste der alten zu bauen, und der erprobten Erfahrung des Wiener Dombaumeisters Friedrich Schmidt gelang es, sie innerhalb des Jahrzehntes 1881 bis 1891 mit überraschendem Erfolge zu lösen. An der Stätte der alten Kirche erstand eine neue, die nach Größenverhältnissen, Anlage und allen charakteristischen Zügen des äußeren Aufbaues, wie nicht minder hinsichtlich der einfachen stattlichen Monumentalität der früheren gleicht. Der Künstler behielt die charakteristischen vier Thürme, wie auch die Form der drei Apsiden der östlichen Schmalseite bei, blos mit der Zugabe, daß er die einst glatten Mauern durch Lisenen, die beiden Langseiten und die Hauptfaçade aber nach Art der romanischen Kirchen in Toscana und Dalmatien durch Arkadenfriese gliederte. Im Inneren sieht man erstaunt einen bisher kaum geahnten Reichthum und Farbenprunk der romanischen Kunst. Da funkeln Gold und Bronze, brauner, rosenfarbener, dunkelrother, bläulichweißer, hell und dunkelgrüner, roth geäderter gelber Marmor schimmern um die Wette mit violettem und grünem Serpentin und mischen sich mit dem Glanze des Onyx; Alles aber wird beherrscht durch die Farbenpracht der Gemälde, welche die Wände des Hauptschiffes, die balkenumsäumten Felder der Flachdecke, den Chor und Chorabschluß, sowie alle anderen passenden Flächen bedecken. Das Nämliche wiederholt sich in der Vorhalle des südlichen Seitenthores, in den Kapellen längs der Seitenschiffe und in der Unterkirche. An der zu



Aus dem Innern des neuerbauten Domes zu Fünfkirchen.

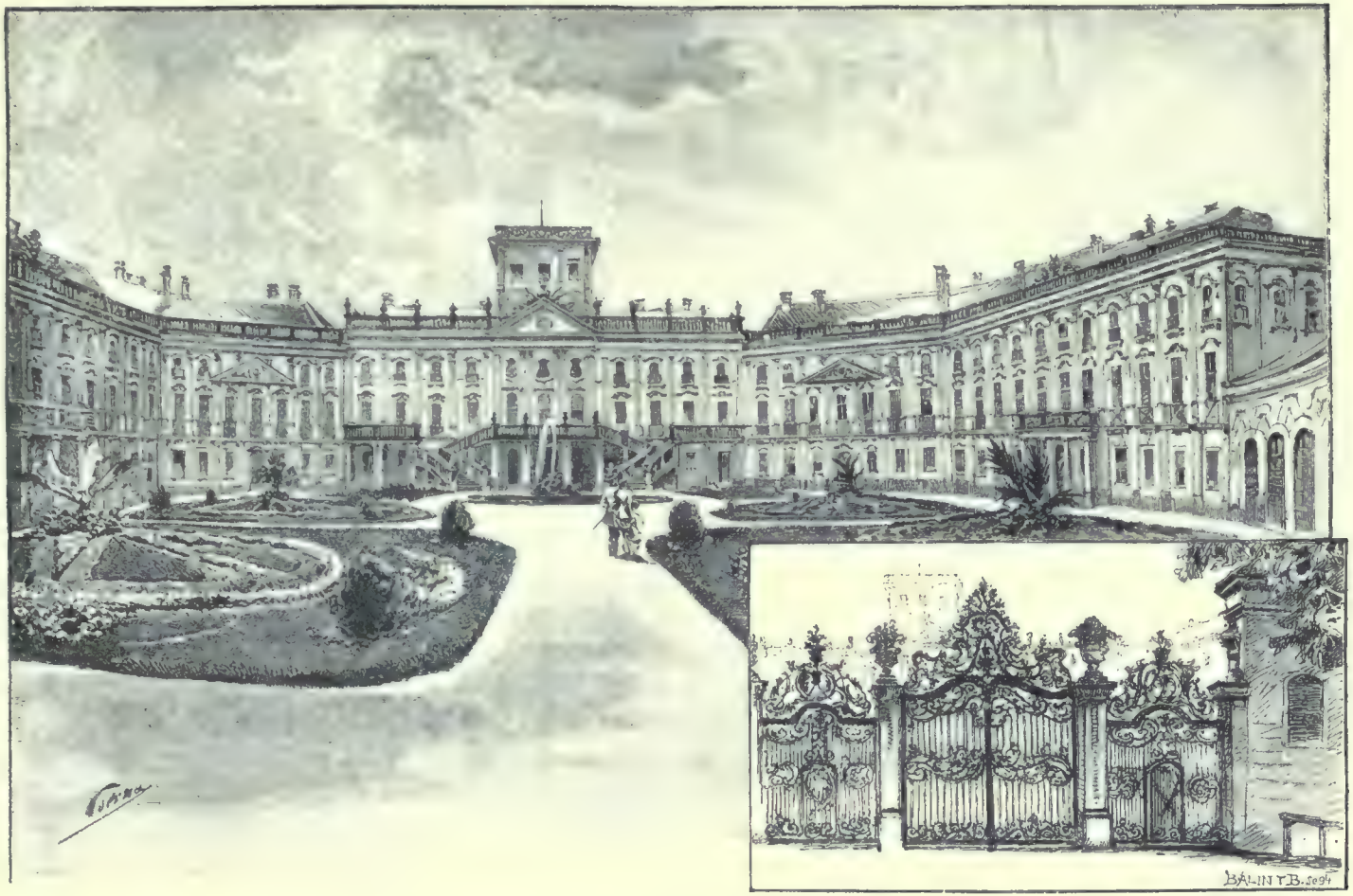
dieſer hinabführenden Treppe ſind die Wände mit Reliefdarſtellungen bedeckt, die der Bildhauer Georg Zala auf Grund der alten Reſte gefertigt hat. Die Wandbilder ſtammen von Karl Andreä, Moritz Beckerath und Bartholomäus Székely, die Statuen von Georg Kiſs her. Indem wir dieſen erſtaunlichen Reichthum betrachten, nehmen wir wahr, daß der Meiſter mit großem Wiſſen und richtigem Takte Alles zuſammengetragen hat, was die hervorragenden Reize ſo mancher anderen altchriſtlichen und romaniſchen Kirche bildet.

Wenn an ſeiner Schöpfung etwas auszuſetzen iſt, ſo wäre es höchſtens, daß ſelbſt in der Zeit der romaniſchen Bauweiſe kein Bauwerk entſtanden iſt, das die Geſammtheit der Elemente romaniſcher Kunſt in ſolcher Vollſtändigkeit vereinigt zeigt. Die Kirche, an deren Stätte vielleicht ſchon zur Zeit der Apoſtel Chriſten ihren Gott angebetet haben, wurde im Sommer 1891 in Gegenwart des apoſtoliſchen Königs eingeweiht.

Unter den neuerdings entſtandenen Kirchenbauten erwähnen wir die Kirche der engliſchen Fräulein zu Veßprém (1860) und die der Urſulinerinnen zu Ödenburg (1864). Beide ſind gothiſch. Die erſte wurde von Eugen Szentirmay, die zweite von Ferdinand Handler erbaut.

Während der Türkenherrſchaft riß auch der Faden der weltlichen Bauthätigkeit ab und dann folgten die Wirren der nationalen Erhebung, die ſie lähmend beeinflußten. Zwei Jahrhunderte der kritiſchen Verhältniſſe machten den materiellen Ruin allgemein. Die einſt mächtigen Geſchlechter ſtarben aus oder verarmten. Nur wenige Magnaten hatten noch die Mittel und auch Luſt, dem Beiſpiele des weſtlichen Luxus zu folgen.

Die Familie Eſterházy, deren fabelhafter Reichthum um dieſe Zeit durch den Palatin Nikolaus begründet wurde, iſt ſozuſagen der einzige Bauherr; die hervorragendſten Bauten des XVII. und XVIII. Jahrhunderts knüpfen ſich an den Namen dieſer Familie. Da es auch auf dieſem Gebiete an Überlieferungen aus der Vergangenheit fehlte, nahm ſich die nach und nach wieder aufgenommene Thätigkeit die in der weſtlichen Nachbarſchaft moderne italieniſch-öſterreichiſche Renaiſſance zum Muſter. Die Bedeutung der Burgen als Schutzbauten hörte immer mehr auf und ſie wurden umgeſtaltet oder in halb abgetragenem Zuſtande ihrem Schickſale überlaſſen. Die einſtigen Bewohner der Burgen begannen auf das flache Land niederzuſteigen und bauten ſich da Kaſtelle, die den geſteigerten Anforderungen an Bequemlichkeit und Luxus entſprachen. Es ſind dies regelmäßige geſchloſſene Vierecke, an deren Ecken ſich runde oder viereckige thurmartige Vorſprünge von größerer oder geringerer Höhe erheben; ihre Façaden ſind regelmäßig, die Fenſter ſtehen in einer Reihe und in gleichen Abſtänden, die Gänge ſind breit, zuweilen offene Säulenarkaden, und von ihnen aus öffnen ſich die Thüren nach den geräumigen hellen Wohnzimmern.



Schloß Esterháza. — Die vordere Front des Hofes und das Thor.

Dieſe Gebäude, die aber nur ſehr vereinzelt entſtanden, waren hierzulande eigentlich die erſten Herolde der Zeit einer neuen Cultur.

Die Reihe beginnt mit Schloß Lackenbach (Lakompak), das der Palatin Nikolaus Eſterházy im Jahre 1618 in einem damals zu Öſterreich gehörigen Gebietstheile des Ödenburger Comitats aufführen ließ. Es war eine viereckige Anlage ohne fortificatoriſchen Charakter und ſtand in einem Thale am Fuße eines niedrigen Hügels. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts wurde es durch eine Feuersbrunſt verheert und ſteht ſeitdem verlaſſen. Im Oberſtocke der beiden noch aufrechten Flügel ſieht man Säulengänge ſich nach dem Hofe öffnen. Schloß Deutſch-Kreuz (Német-Kereßtur) im Ödenburger Comitat, durch Graf Paul Nádasdy im Jahre 1625 erbaut, iſt jetzt gleichfalls fürſtlich Eſterházy'ſcher Beſitz. Das Schloß iſt von einem an die Waſſerburgen erinnernden Graben umgeben, aber die Anlage als geſchloſſenes Viereck, die thurmartigen Riſalite an den Ecken und die dem Hofe zugewendeten Säulengänge des Oberſtockes geben ihm den Charakter eines modernen Baues. Palatin Nikolaus Eſterházy geſtaltete (1637) auch die Burg Forchtenſtein (Fraknó) um. Ferner ſeien von den umgeſtalteten Burgen noch Bernſtein (Boroſtyánkö), Cſakathurn (Cſáktornya) und Siklós erwähnt.

Fürſt Paul Eſterházy erbaute im Jahre 1683 an der Stätte, wo die aus dem XIII. Jahrhundert ſtammende Burg der Grafen von Mattersdorf (Nagy-Marton) ſtand, und zum Theile auf deren Grundfeſten Schloß Eiſenſtadt (Kis-Marton) im Ödenburger Comitat. Der Plan rührte von den Architekten Sebaſtiano Bartoletto und Antonio Carlone her. Für dieſe hatte im Jahre 1663 der Wiener Architekt Carlo Martino Carlon Bürgſchaft übernommen. Es iſt ein quadratiſch angeordneter Spät-renaiſſancebau, die viereckigen Eckriſalite ſind ebenſo hoch wie die zweiſtöckigen, durch Pfeiler, welche vom Erdgeſchoß bis zum Kranzgeſims reichen, gegliederten Flügel des Gebäudes. Trotz mancher ſpäteren Umwandlung hat das Schloß ſeinen urſprünglichen Charakter bewahrt, ſein Äußeres hat einen Zug von Großartigkeit, der auf der richtigen Gliederung und den kraftſtrotzenden Formen beruht.

Die mit rothem Marmor bekleidete und reich mit Gold geſchmückte Schloßkapelle wurde durch den Fürſten Paul Anton Eſterházy (1711 bis 1762) erneuert. Zu dieſer Zeit war Georg Rafael Donner Baudirector der fürſtlichen Familie. Fürſt Anton Eſterházy ließ den vor der Südfront befindlichen weiten Platz reguliren und (1793) der Façade gegenüber durch den Wiener Architekten Hericy das Hauptwachgebäude nebſt den Stallungen aufführen.

Dieſer Bau hat zwei Flügel und an der dem Schloſſe zugekehrten Seite eine toscaniſche Säulenſtellung. Eine theilweiſe Umgeſtaltung ließ dann (1805) Fürſt Nikolaus Eſterházy nach dem Plane des Architekten Moreau vornehmen, und in dieſem Zuſtande

besteht der Bau noch jetzt. Moreau errichtete an der dem Parke zugekehrten Nordfronte des Schlosses eine durch zwei Stockwerke gehende classicisirende Loggia von zehn korinthischen Säulen, auf die er als drittes Stockwerk ein viereckiges „Belvedere" setzte. An den vier Eckrisaliten beseitigte er die aus dem Dachstuhl hervorwachsenden zwiebelförmigen Thürme und ersetzte sie durch viereckige, mit Zeltdächern gedeckte. Aus dieser Zeit stammt auch die classicisirende Ausschmückung des großen Saales, der den nördlichen Flügel in der Höhe von zwei Stockwerken ausfüllt, besonders die als Stützen der Gallerien dienenden mageren Säulen, deren aus Palmblättern gebildete Capitäle an die egyptische Baukunst erinnern. Moreau gestaltete auch den früheren französischen Garten in einen englischen Park um. Im Jahre 1805 wurde auf einem Hügel des Parkes der runde, säulengetragene Kuppelbau erbaut, in dem sich die sitzende Statue der Leopoldine Esterházy, aus weißem Marmor, ein Werk Canova's, befindet.

Als Fürst Nikolaus Esterházy im Jahre 1764 Versailles besuchte, beschloß er ein dem dortigen ähnliches Schloß zu erbauen. Als Bauplatz wählte er die am Südende des Neusiedlersees gelegene öde, sumpfige Ebene, wo ein bescheidenes Jagdschloß namens Süttör (Sarod) stand.

Der durch seine Neigung zum Luxus bekannt gewordene Magnat, dem seine Zeit den Beinamen „der Prächtige" verliehen hatte, verwirklichte seinen Plan mit unglaublicher Schnelligkeit und einem in der Geschichte der Baukunst kaum je dagewesenen Geldaufwande in zwei Jahren. Im Jahre 1766 war der sehr ausgedehnte Bau vollendet und um ihn her grünte ein herrlicher französischer Garten, der aus dem gestrüppbedeckten Boden hervorgezaubert worden. Der Erbauer gab dem Schlosse den Namen Esterháza; es ist in Ungarn auf dem Gebiete der Baukunst der einzige Vertreter des für das XVIII. Jahrhundert charakteristischen Geistes, kann sich aber auch mit den prächtigsten derartigen Schöpfungen des Auslandes messen. Die Namen des Architekten und der Decorationskünstler, die diese ungeheure Pracht so wunderbar aus dem Stegreif herstellten, sind nicht bekannt.

Die Anordnung des Schlosses ist hufeisenförmig, der Mangel an lebendigeren Formen macht das Äußere eintönig, doch wirkt es im Ganzen vornehm. Der zweistöckige Mitteltract wendet seine Fronte südwärts; ihm schließen sich rechts und links gleichfalls zweistöckige Flügel an. Diese setzen sich in ebenerdigen Gebäuden bis an den Eingang fort und umfassen, zwei gewaltigen Armen gleich, den weiten offenen, gegen Norden, dem Neusiedlersee zugewendeten Hof. Die Thoröffnung ist durch zwei Pfeiler getheilt und hat zwischen zwei kleineren ein größeres Gitterthor.

Dem Thore gegenüber stehen jenseits der breiten Landstraße die beiden Gebäude der Hauptwache. Die Mauern aller drei Tracte sind durch Pilaster gegliedert, die zwischen

den Fenstern vom Erdgeschoß bis ans Hauptgesims hinanreichen; über dem Gesims läuft eine steinerne Balustrade von schöner Arbeit entlang, die mit abwechselnden Statuen und Vasen besetzt ist. Das risalitartige Mittelstück der nach Süden gewendeten Hauptfaçade ist mit einem auf vier Säulen ruhenden Balcon geschmückt und mit einem Giebel gekrönt. Auch auf der Hofseite sind die Tracte des Gebäudes durch Balcone und Giebel belebt.

Dem Thore gegenüber führt vor dem Mitteltract eine zweiarmige Freitreppe zum ersten Stock empor. Im Erdgeschoß öffnen sich zwischen den beiden Armen der Treppe drei Thüren nach dem als Sommer-Speisesaal dienenden großen Saale. Hinter diesem befindet sich der große Parterresaal (sala terrena), dessen Decke auf vier Pfeilerpaaren ruht und durch dessen Thüren man den vor die Südfronte hingebreiteten Park betritt. Über die mit prächtigem Eisengitter geschmückte Treppe gelangt man auf einen geräumigen Balcon, auf dessen steinernen Geländern Statuen stehen. Von hier aus tritt man in einen durch zwei Stockwerke reichenden Vorsaal und weiter in den ebenso hohen, großen Prunksaal. Im Parterre und beiden Stockwerken ziehen sich an der Hofseite der Tracte rechts und links lange Corridore dahin. Aus diesen öffnen sich Thüren nach den 126 Zimmern, die zu zweien, dreien und vieren als besondere Appartements gruppirt sind.

Früher schloß sich jedem Seitenflügel unter rechtem Winkel noch ein großes Gebäude an. Das eine diente als Wintergarten, in dem anderen war die Bildergallerie der fürstlichen Familie untergebracht, bis sie nach Wien gelangte, um später in der ungarischen Landes-Bildergallerie ihre Stelle zu finden. Im Schloßpark verstreut standen: ein Opernhaus, dessen Capellmeister Josef Haydn war, ein Marionettentheater, die Tempel der Sonne, der Diana, Fortuna und Venus, das chinesische Haus (Bagatelle), das als Tanzsaal diente, und die Eremitage. Die Mannigfaltigkeit in Hof und Park war noch durch Bassins mit Springbrunnen, durch Cascaden und eine große Anzahl von Statuen erhöht. Auf Schritt und Tritt harrte des Gastes eine Überraschung.

Der Park ist sammt den zuletzt genannten Gebäuden, den Statuen und Cascaden verschwunden. Blos das Schloß ist erhalten geblieben. Auch dieses bot lange Zeit ein Bild trauriger Verlassenheit und wurde eines Theiles seiner kostbaren Ausstattung beraubt. Was noch vorhanden ist, genügt, um einen Begriff von der ursprünglichen Einrichtung zu geben, die als eine wohlberechnete, erstaunlich reiche und harmonisch wirkende Schöpfung des koketten Rococo bezeichnet werden muß.

Die Glanzzeit des Schlosses währte bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts. Um diese Zeit beherbergte es manchen hohen Besuch; der französische Botschafter

Prinz Rohan (1772), Kaiserin-Königin Maria Thereſia mit Erzherzog Max und den Erzherzoginnen Maria Anna und Eliſabeth (1773), Erzherzog Ferdinand und ſeine Gemalin Beatrix von Eſte (1774), ſpäter Herzog Albert von Sachſen-Teſchen, erwieſen ihm die Ehre und wurden in fürſtlicher Weiſe unterhalten. Hier wurde im Jahre 1791 Fürſt Anton Eſterházy durch den Palatin Alexander Leopold in die Würde eines Obergeſpans des Ödenburger Comitates inſtallirt. Dabei waren die Erzherzoge Karl und Franz, der Primas von Ungarn und eine große Zahl von Notabilitäten anweſend. Die Feſtlichkeiten der Inſtallation erforderten einen Aufwand von über 300.000 Gulden. Der Aufenthalt des Prinzen Rohan in Eſterháza iſt durch den Gardelieutenant Georg Beſſenyei in dem Gedichte: „Die Feſte zu Eſterháza“ beſungen, in deſſen Vorbemerkung („Mittheilung“) es heißt: „Es mußte gezeigt werden, daß ein in Paris und London erzogener franzöſiſcher Wunſch in Ungarn ſein Ergetzen finden kann.“ Der Prinz gab dem Dichter Recht, indem er erklärte, er habe zu Eſterháza Verſailles wiedergefunden. „Deliciae Hungarorum“ und „Ungariſches Verſailles“ wurde das wunderprächtige Schloß von den ſtaunenden Zeitgenoſſen genannt und drei Jahrzehnte hindurch war es der Schauplatz ſchönen, im Genuſſe der Künſte erhöhten Lebens.

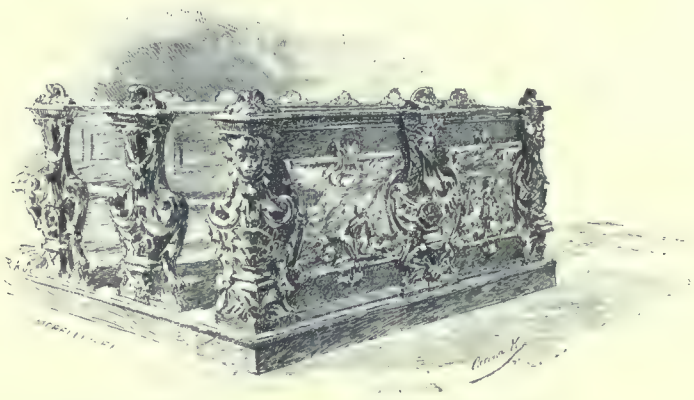
Das Schloß der gräflichen Familie Batthyány zu Körmend im Eiſenburger Comitat iſt als geſchloſſenes Viereck angeordnet; das Mittelriſalit der Façade iſt durch doriſche und joniſche Säulenſtellungen, ſowie einen gewaltigen Balcon gegliedert und mit einem wappengeſchmückten Giebel bekrönt; ein Manſardendach ſchließt nach oben ab. Zu erwähnen ſind ferner: das gräflich Feſtetits'ſche Schloß zu Berzence im Somogyer Comitat; das gräflich Brunßwik'ſche Schloß zu Martonvásár im Weißenburger Comitat, jetzt Eigenthum Sr. k. und k. Hoheit des Erzherzogs Joſef, und die ſogenannte „Hundeburg“ (Kutyavár) zu Tétény bei Budapeſt.

In den Städten trifft man hie und da ein Gebäude aus dem XVII. oder XVIII. Jahrhundert, das aber keine künſtleriſchen Anſprüche erhebt. Solche Bauten ſind: das Rathhaus zu Gran, im Jahre 1688 Eigenthum Johann Bottyáns des Blinden und 1698 durch Leopold I. zur adeligen Curie erhoben, ferner in Ödenburg das fürſtlich Eſterházy'ſche Palais, in Raab das Rathhaus, das kleine Seminar und noch Anderes, in Stuhlweißenburg das Palais des Grafen Zichy, endlich die biſchöflichen Reſidenzen zu Veßprém, Stuhlweißenburg und (1781) Steinamanger.

In der Bauthätigkeit des XIX. Jahrhunderts ſtehen die herrſchaftlichen Schlöſſer voran. Als Vertreter des zu Anfang des Jahrhunderts herrſchenden claſſiciſirenden Bauſtils ſind zu erwähnen die Schlöſſer des Erzherzogs Joſef zu Alcsuth, der Grafen Széchenyi in Czenk und der Grafen Zichy in Láng. Unter den in neuerer Zeit erbauten Schlöſſern ragt durch ſchöne Lage, große Ausdehnung und die Pracht der inneren

Ausstattung das im Geschmack der französischen Spätrenaissance erbaute Schloß des Grafen Tassilo Festetits in Keßthely hervor.

Der Aufschwung des politischen und socialen Lebens zu Anfang dieses Jahrhunderts fand keinen Ausdruck in öffentlichen Bauten größeren Stils. Wohlhabenheit und Bausinn waren noch nicht genug entwickelt, um Schöpfungen hervorzurufen, die einst als Denkmäler jener Zeit dienen könnten.



Bänke aus dem XVIII. Jahrhundert in der Benediktinerkirche zu Pápa.

Veßprém vom Cserhater Hügel.

Das Veßprémer Comitat.

Das Veßprémer Comitat macht ſowohl dem Flächenraume als auch der Einwohnerzahl nach nahezu ein Siebzigſtel des Landes aus. Seine Bevölkerung und ſeine landwirthſchaftlichen Verhältniſſe ſind ſo mannigfaltig, daß es im Kleinen ein Abbild des ganzen Landes darſtellt. Es beſteht aus drei ihrer Natur nach völlig verſchiedenen Gebieten. In ſeiner Mitte liegt der aus Berg und Thal gemiſchte Bakony, im ſüdlichen Theile das flache Mezöföld, mit dem nordöſtlichen gehört es dem weſtlichen oder kleinen Alföld an. Seine ſüdlichen und weſtlichen Grenzlinien gliedern ihm auch einen Theil des Plattenſees an. Es beſitzt alſo Feld-, Wald- und Waſſerwirthſchaft. Neben der die große Mehrheit bildenden magyariſchen Bevölkerung kommt hie und da auch anders ſprechendes Volk vor. Sein Magyarenthum weiſt zwei Schattirungen auf, inſofern als das Volk des Mezöföld einen Dialect ſpricht, der mehr mit dem zwiſchen Donau und Theiß gebräuchlichen übereinſtimmt, während das Magyariſche der Pápaer Gegend mehr der Mundart des Raabthales und der Neuſiedlerſee-Gegend zuneigt.

Um dieſes Comitat völlig kennen zu lernen, iſt vor Allem das Bakonygebirge ins Auge zu faſſen, das in jedem Betracht den charakteriſtiſcheſten Theil des Veßprémer Comitats bildet.

Der Bakony beginnt gegen Westen im Weißenburger Comitat und ist von dem benachbarten Vértesgebirge durch das Moórer Thal getrennt. Von hier streicht er theils in regellosen Berggruppen, theils in geraden Bergzügen durch die Comitate Veßprém und Zala bis an die Mur und ist mit ungeheuren Waldungen bedeckt, die vor 50 Jahren noch einen ununterbrochenen Streifen von fast 200 Kilometer Länge bildeten, neuerdings jedoch an manchen Orten durch Rodungen stark gelichtet wurden.

Betrachten wir die verschiedenen Theile des Bakony, indem wir zum Ausgangspunkt die Station Városlöd der königlich ungarischen Staatsbahnen nehmen; in ihrer Nähe entspringen an zwei Abhängen des nämlichen Berges der ostwärts fließende Séd und die dem Westen zueilende Torna. Dieser Punkt ist also als Wasserscheide anzusehen. Ziehen wir die Flüßchen Séd und Torna zu einer Linie zusammen, so haben wir einerseits den nördlichen Bakony, andererseits aber von Vörös-Berény bis Keßthely den südlichen oder Plattensee-Bakony. Der Theil des letzteren, der längs der Staatsstraße Veßprém-Graz in der Richtung des Petender Thales zieht, ist als mittlerer Bakony anzusprechen. Der südlichste Theil des Bakony gehört schon mehr dem Zalaer Comitate an, bei dem er auch ausführlicher besprochen werden soll.

Der nördliche Bakony ist eine zusammenhängende Bergkette, die sich längs des Sár- und Séd-Thales in westöstlicher Richtung beinahe bis Pápa und von da nordwärts bis fast an das Raaber Comitat hinanzieht. Sein auf das Moórer Thal niederblickendes Eckmassiv ist der Ißka-Berg, oberhalb der Weißenburger Dörfer Ißka-Szent-György und Csór. Er ist kaum höher als der Blocksberg, doch schon sein Nachbar, der Baglyab oberhalb der Dörfer Inota und Csór, steigt über 350 Meter an. In der gegen Vár-Palota ziehenden Fortsetzung der Bergkette fallen die Gipfel des Bögre und Badacsons auf, deren einstiger Rebenschmuck der Phylloxera zum Opfer gefallen ist.

Vár-Palota ist ein bemerkenswerther Ort. Sein Name deutet augenscheinlich auf einen hier bestandenen herrschaftlichen Palast; ist doch ein ähnlicher in den malerischen Ruinen von Ö-Palota, dem bevorzugten Jagdschlosse des Königs Matthias, bei einer hinter Vár-Palota sich öffnenden Felsenkluft des Bakony, am Fuße des Berges „Márkus szekrénye“ (Markusschrein) noch jetzt zu erkennen. Palota hat über 500 Einwohner. Es war einst ein blühender gewerbereicher Ort, der aber mit dem Niedergang seiner Industrie verarmte. Ganze Gassen verloren ihre Bewohner. Die Wald- und Feldwirthschaft kann bei der Kahlheit der Berge und der steinigen Natur des Ackerbodens den Einwohnern keinen Wohlstand bringen. Westwärts von Palota, über Öskü, Hajmáskér, Sóly, Kádárta und Litér fast bis an den Plattensee hinab, trifft man stellenweise dem Karst ähnliche, freilich hier weniger ausgedehnte kahle Felsebenen. Die Bevölkerung dieser Dörfer ist,

da sie sich meist auf Landwirthschaft beschränkt, ziemlich arm, besonders seitdem auch noch ihre blühenden Weingärten der Phylloxera erlegen sind.

Mitten in Palota steht im Thalgrund, von breitem Burggraben umgeben, die düstere alte Burg Palota, ein riesiges Viereck mit drei Meter dicken Basteimauern, mit Eckthürmen, Zugbrücke und Brückenkopf. Vor Zeiten war sie ein richtiges kleines Fort, das sich selbst gegen Kanonen mit Erfolg halten ließ. Der mächtige Magnat Nikolaus Ujlaky hat sie zur Zeit König Matthias' I. erbaut. Nach dem türkischen Eroberungszuge des Jahres 1552 theilte Palota fast immer das Schicksal der nahe gelegenen Veste Veßprém. Meist wurden beide gleichzeitig von den Türken erobert und von den ungarischen und deutschen Heeren zurückgewonnen.

Sie überstand sechs Belagerungen, die interessanteste im Jahre 1566. Im Juni dieses Jahres wurde sie durch Arslan, Beglerbeg von Ofen, mit einem Heere von 9000 Mann und regelrechtem Belagerungsgeschütz angegriffen. Der Burghauptmann Georg Thury bekam zu rechter Zeit Wind von dem türkischen Anschlag und sandte nach allen Seiten Botschaft. Er erhielt von Franz Török, dem tapferen Commandanten der Veste Pápa, eine Hilfsschaar von 250 Mann und ließ alle Vertheidigungswerke in Stand setzen. Aus den Einzelheiten der Belagerung geht hervor, daß die heutige redoutenartige Burg damals nur eine sogenannte Citadelle oder innere Burg war und namentlich auch, daß sich vor dem jetzigen Hauptthor noch ein Vorwerk befand. Die erfolgreiche Beschießung der Mauern und die erfolglosen Stürme dauerten eine Woche lang, es wurden zwischen dem 6. und 10. Juni viele Tausend Kugeln in die Burg geschleudert und ein Thurm der Móré-Bastei stürzte zusammen. Die Besatzung war 500 Köpfe stark. Der Beglerbeg glaubte, Thury vertheidige diese kleine Burg nur in der Erwartung eines Entsatzheeres so zäh; er sandte daher zur Kundschaft Streifpartien in der Richtung auf Raab aus, von wo allein Hilfe kommen konnte. Ein solcher Trupp nun berichtete auf Grund irrthümlicher Wahrnehmung, daß Salm, der Commandant von Raab, mit einem großen Heere zum Entsatz von Palota heranrücke. Da verlor der Beglerbeg den Muth und zog in einer dunklen Nacht heimlich mit allen seinen Streitkräften ab.

In der jetzigen erneuerten Form gehört die Burg dem XVII. Jahrhundert an, wo sie den Türken zum letzten Male wieder abgenommen wurde. Sie war der Hauptort der den Grafen Zichy gehörigen Herrschaft Palota, die später durch weibliche Erbfolge in das Eigenthum der Grafen Sztáray überging. Das durch den Grafen Johann Waldstein erbaute prächtige Schloß steht auf dem neben der alten Burg ansteigenden Hügel.

Oberhalb Vár-Palota's ist das Bakonygebirge schon bedeutend höher. Nordwestlich von Vár-Palota, zwischen Tés, Hajmás-Kér und Pere, liegen die Höhen Márkusszekrény, Bérhegy, Futóné-hegye und Balla, die sich schon bis zu 500 bis 580 Meter erheben und

ſämmtlich mit ſchönem Wald bekränzt ſind. Weiter weſtlich bringt die gut gehaltene Landſtraße Veßprém-Zircz oberhalb des Ortes Rátót in das Eplényer Thal ein. An der Oſtſeite dieſes Thales erhebt ſich der Ámós und an der Weſtſeite der Kávás, beide bis zu 540 Meter. Als Nachbar des letzteren gipfelt ſich der gerade auf Veßprém niederblickende 646 Meter hohe Papod-tetö empor, deſſen durchaus ſchön bewaldeter Gipfel über die Comitate Weißenburg und Tolna hinweg bis zur Donau ſichtbar bleibt.

Vom Papod weiter löſt ſich dieſe nördliche Gruppe des Bakony ſchon in viele Zweige auf. Dem Papod benachbart erblickt man den zur Gemarkung von Szentgál gehörigen Berg Hajag, deſſen mittlerer Gipfel, Fekete Hajag genannt, 650 Meter erreicht. Hinter dem Hajag heben ſich aus wellenförmigem Gebirge zwei Gipfel, die den Namen Körös-hegy führen. Der eine, über Gyertyánkut, iſt 570, der andere, über Bakonybél, 713 Meter hoch, alſo ungefähr der höchſte im Bakony. Er bietet einen faſt unbegrenzten Ausblick in der Richtung auf Pápa und nach dem weſtlichen oder kleinen Alföld. Im Norden erblickt man die Vorkarpathen und im Weſten die Voralpen in herrlichen Zügen, auch liegt ein großer Theil des Bakonygebirges offen vor dem Auge. In der Nachbarſchaft erhebt ſich der Hajßabarna und auf der anderen Seite der Tarajos, zwiſchen ihnen liegt die Anhöhe Pápavár („Burg Pápa"). Pápavár gehört dem innern Bakony an. Heute iſt da keine Spur einer Burg, doch ſtand einſt in der Gegend die Burg Bakony-Ujvár, welche die Raubritter Podmanitzky nach der Schlacht von Mohács ohne Erlaubniß von Kaiſer und Reich erbaut hatten, die jedoch auf Geheiß des Reichstages von 1546 geſchleift wurde. Von hier wendet ſich die Bergkette nördlich und erreicht Szent-László. Auf dieſer Strecke ſind die hervorragendſten Punkte der Durrogós über Homok-Bödöge und der Keſelyü über Fenyöfö.

Die eben ſkizzirte Bergkette legt vom Moórer Thale bis zum großen Körös-Berg genau in der Richtung von Oſt zu Weſt etwa 70, von da aber nach Norden abbiegend noch etwa 30 Kilometer zurück. So bildet ſie zwei Seiten eines Dreiecks, hinter denen die übrigen Gruppen des Gebirges liegen und ſich im Zirczer Bezirke des Comitats veräſteln.

Dringt man von Veßprém her durch das Thal des Séd und den Eplényer Engpaß vor, ſo gelangt man vor Allem nach Zircz, dem Sitze der Ciſtercienſerabtei. Dieſe ſcheint zur Zeit Bélas III. gegründet zu ſein. Der Orden iſt einer der reichſten im Lande, zur Abtei von Zircz gehören auch die Abteien von Pilis und Pásztó und ſie beſitzt im Veßprémer Comitat über 14.000, im Weißenburger über 40.000 ungariſche Joch Grundbeſitz, aber auch noch in anderen Comitaten ungeheure Beſitzungen, die zum Theil vorzüglich bewirtſchaftet ſind. Mit dem hübſchen, zweiſtöckigen Abteigebäude ſtehen ein Seminar, das Kloſter und die ſehr ſchöne Abteikirche in Verbindung. Die geregelte Verwaltung der Beſitzungen wurde zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eingeführt, an die

Renovirung des Abteigebäudes und der Kirche konnte erſt am Beginne dieſes Jahrhunderts geſchritten werden. In der Abtei befindet ſich eine ſehr ſchöne und reiche Bibliothek. Da der Orden in vielen Gemeinden das Patronat hat, erhält er Pfarrgeiſtliche und mehrere Gymnaſien. In der Pflege der Wiſſenſchaften, aber auch in der Vaterlandsliebe haben ſich die Mitglieder des Ordens jederzeit hervorgethan. Die Bevölkerung von Zircz ſpricht größtentheils deutſch.

Die Zirczer Abtei.

Von Zircz weiter führen drei Wege. Der eine nimmt die Richtung auf das nahegelegene Nagy-Eßtergár, das ſich ſeit vielen Jahrhunderten im Beſitze der Familie Ányos von Fajsz befindet. Dieſem Hauſe entſproß im vorigen Jahrhundert Paul Ányos, einer der hervorragendſten Dichter in der Vorperiode der nationalen Wiedergeburt. Eßtergár iſt eines der höchſtgelegenen Dörfer des Comitats, nur das Dorf Tés am Oſtrande des Comitats liegt noch höher. Auf dem Beſitzthum der Familie Ányos werden auf großen Flächenräumen und in großer Zahl vorgeſchichtliche Feuerplätze und Wohnſtätten, ſowie Baureſte der Römerzeit gefunden. Syſtematiſche Nachgrabungen jedoch wurden hier noch nicht vorgenommen. Weiter führt die Straße über Dudar nach Szápár. Die Vorfahren der Einwohner von Dudar waren tatariſche Coloniſten, und der tatariſche Charakter

tritt bei ihnen, obgleich sie vollkommen Magyaren geworden sind, noch deutlich hervor. Szápár besitzt reiche Steinkohlenlager, in denen ein geregelter Abbau eingeführt ist.

Die zweite und wichtigste Straße geht in nördlicher Richtung auf Cseßnek. Hat man sie etwa 14 Kilometer weit verfolgt, so erblickt man die überraschend malerische, ja majestätische Burg Cseßnek und hinter ihr in weiter Ferne den alten Burgberg von Martinsberg (Pannonhalma), gekrönt von der Martinsberger Abteikirche und dem jetzt als Kloster dienenden Schlosse. Burg Cseßnek ist über dem gleichnamigen Dorfe auf der Kante eines steilen Berges erbaut. In der heutigen Form ist sie ein Werk Sigmund Garais (um 1314). Nach dem Aussterben des mächtigen Hauses Garai wurde sie Eigenthum Stephan Verböczys und nach der Schlacht bei Mohács Stephan Töröks von Enying. Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts ging sie sammt den zugehörigen Dörfern an die Familie Hoffzutóthy über. In der unruhigen Zeit der Parteikriege, unter den Königen aus gemischten Häusern, spielte sie eine wichtige Rolle. Selbst der letzte Kurutzenkrieg brach sie nicht und sie wurde bis zu Beginn unseres Jahrhunderts noch regelmäßig von den Grafen Esterházy bewohnt; doch brannte im Jahre 1824 durch einen Blitzschlag ihr ganzes Dach ab. Von da an wurde sie dem Ruin überlassen und 70 weitere Jahre haben sie auch wirklich in einen Zustand versetzt, daß man sie für eine mehrhundertjährige Ruine halten könnte. Östlich von Zircz liegt im Thal der Gaja zwischen den Höhen des oberen Bakony das Dörfchen Jásd mit gemischt sprechender Bevölkerung. Im Mittelalter stand hier ein Benediktinerkloster, doch ist nicht urkundlich zu erweisen, durch wen und wann es gegründet worden oder wann es untergegangen. Das Dorf gehört jetzt zur Sztáray'schen Herrschaft Palota.

Die dritte Straße führt von Zircz nach Bakonybél, wo sie endet. Bakonybél ist vielleicht der versteckteste Ort im Lande. Der Gesammtbereich des Bakonygebirges war zu Anfang unseres Jahrtausends mit zusammenhängendem Urwald bedeckt und es kann daher nicht Wunder nehmen, daß weltüberdrüssige fromme Seelen sich hieher zurückzogen, um als Einsiedler zu leben. In der That lebte hier, historischer Überlieferung gemäß, St. Gerhard, der spätere Bischof von Csanád, als Waldbruder. Stefan der Heilige gründete hier eine Benediktinerabtei. Diese ist jedenfalls eine der ältesten im Lande; sie gehört auch jetzt dem Benediktinerorden und ist dem Erzabt von Martinsberg zugeordnet. Ihre jetzigen einfachen Gebäude sind erst in der Zeit nach der Türkenherrschaft entstanden, doch sind Ruinen sämmtlicher alter Bauten an verschiedenen Stellen noch zu finden. Im Winter sind die hieher führenden Wege oft so tief verschneit, daß das Kloster sammt dem daneben liegenden Dörfchen Bakonybél Wochen, ja Monate lang vollständig von der Welt abgeschnitten ist. Der gelehrte Abt Nikolaus Sárkány hat sich in den Vierziger-Jahren auf dem Reichstage hervorgethan.

Der nördliche Bakony iſt auch durch ſein Bewäſſerungsſyſtem bemerkenswerth. Wir erwähnten bereits die Torna, die bei Városlöd entſpringt und geradeaus in weſtlicher Richtung dem Marczal zufließt, desgleichen den Séd, der gleichfalls bei Városlöd entſpringt, jedoch an Szentgál und Veßprém vorüber geradeaus nach Oſten dem Sár-Kanal zueilt. Nach Weſten fließen die bei Tapolczafö entſpringende Tapolcza, ferner zwei oder drei ſogenannte Bakony-Bäche und der Gerencze, der bei Bakonybél entſpringt und nach Weſten, beziehungsweiſe Nordweſten dem Marczal zuſtrömt. Nordwärts fließt die Czuha ab, die mit zwei Armen bei Porva und Eßtergár entſpringt und den nördlichen Bakony in zwei Theile ſcheidet. Um Eßtergár entſpringt endlich auch die Gaja, die geradeaus nach Oſten in das Weißenburger Comitat hinüberläuft und ſich durch das Moórer Thal nach dem Sár-Kanal begibt. Eigenthümlicherweiſe iſt, mit Ausnahme dieſer Gewäſſer, im Bakony nur an wenigen Stellen gutes Trinkwaſſer zu finden; aus dieſem Grunde haben ſich zahlreiche Dörfer im Umkreiſe dieſes oder jenes zufällig entdeckten Brunnens angebaut und ihm auch ihren Namen entlehnt. So finden wir im Veßprémer Comitat allein, den ganzen Bakony mit inbegriffen, die Dörfer Lókut, Pénzeskut, Gyertyánkut, Úrkut, Kis-Hidegkut, Nagy-Hidegkut und Csékut, ſowie die Pußten Hárskut, Sándorkut, Kökut, Köveskut, Szentkut u. ſ. w. (Kút = Brunnen).

Bei dem oberen Bakony iſt noch zu bemerken, daß am nördlichen Rande des Comitats das Dorf Teleki liegt, welches auch Kerekes- und Kerék-Teleki genannt wird. In dieſem Dorfe ſiedelten die Könige aus dem Hauſe Árpáds die königlichen Köche an, ſowie in Szentgál die königlichen Schweinehirten und Jäger. König Ladislaus der Kumanier begann jedoch ſchon 1286 es ſtückweiſe zu verſchenken und Ladislaus V. verlieh es 1453 dem Paul Kerekes, Rottenführer von Totis. Seitdem heißt es Kerék-Teleki. Unweit davon liegt Hánta. Hier beſtand in der Árpádenzeit eine Probſtei, die noch um das Jahr 1313 über bedeutende Ländereien verfügte.

Aus vorgeſchichtlicher Zeit hat der nördliche Bakony im ganzen Comitat die meiſten Denkmäler aufzuweiſen. Wie bereits erwähnt, wurden in der Gemarkung von Nagy-Eßtergár durch die Waſſerſpülungen eines Quellarmes der Gaja vorgeſchichtliche Feuerplätze freigelegt. Die volkreiche Pußta Hathalom zeigt die Spuren von ſechs regelmäßigen, durch Menſchenhand geſchichteten, bisher noch uneröffneten Hügeln. Funde der Bronzezeit kommen hier am zahlreichſten vor, ſo in Bakony-Somhegy, Szent-László, Bakony-Tamáſi, Hathalom, Jákó, Szücs, Városlöd u. ſ. w.

Der mittlere Bakony iſt von verhältnißmäßig geringer Ausdehnung und wird, wie ſchon erwähnt, im Norden durch die Bäche Torna und Séd, im Süden durch die Staatsſtraße Veßprém-Graz begrenzt. Seine größte Erhebung iſt der in der Gemarkung von Nagyvázſony liegende Berg Kab, von deſſen 600 Meter hohem Gipfel ſich eine prächtige

Aussicht auf den Plattensee öffnet. Durch den mittleren Bakony führen in westlicher Richtung zwei Straßen, längs deren die landschaftlichen, geschichtlichen und landwirthschaftlichen Merkwürdigkeiten desselben zu finden sind. Die eine führt von Veßprém auf Városlöd und zieht gleich oberhalb Veßprémś am Fuße des Csatár-Berges vorbei, auf dessen Gipfel — der Sage nach — Stephan der Heilige im Jahre 998 mit Hunts und Pázmáns Beistand den durch den Feldhauptmann Koppány angestifteten Heidenaufstand niederschlug. An dieser Straße findet man bei Bánd die Burgruine Essegh, wo einst das berühmte Geschlecht der Esseghváry saß. Es ist urkundlich bezeugt, daß die Burg schon im XIV. Jahrhundert bestand. Die Obergespane von Bakony hatten hier häufig ihren Sitz. Der Name des Geschlechtes wird nur durch die poetischen Sagen Alexander Kisfaludys lebendig erhalten. Nach mannigfachem Besitzwechsel wurde die Burg im vorigen Jahrhundert Eigenthum der Familie Szentgyörgyi-Horváth, gehört aber jetzt den gewesenen Hörigen. Es sind von ihr nur noch Theile der Grundmauern und die etliche Klafter hohen Trümmer eines starken Thurmes erhalten.

Ganz in der Nähe liegt das volkreiche Dorf Herend und in dessen Mitte die berühmte Herender Porzellanfabrik, die zu Lebzeiten ihres Begründers Fischer selbst mit den schönsten und kostbarsten Porzellanen Europas zu wetteifern vermochte. Später ging sie an den Staat über und von diesem neuestens durch Kauf an eine Aktiengesellschaft, deren Streben es ist, den früheren Ruf der Fabrik wieder herzustellen.

Bei Herend befinden wir uns schon in der Gemarkung von Szentgál, die im Herzen des Bakony etwa 40.000 ungarische Joch umfaßt und Eigenthum des adeligen Composessorates von Szentgál ist. Diese Niederlassung wurde unter den Árpáden zu dem Zwecke gegründet, um die für den königlichen Hof erforderlichen Schweineheerden zu züchten und dem königlichen Hofe in Stuhlweißenburg von hier aus das Schweinefleisch zu liefern. Die Bewohner der Ortschaft Szentgál erhielten daher als „Schweinehirten des königlichen Hofes" dieses große Gebiet zu Mastzwecken. Später aber fiel ihnen auch die Aufgabe zu, den königlichen Hof mit Wildpret zu versorgen, weshalb sie unter Andreas II. den Titel von „königlichen Jägern" (venatores regii) erhielten; als solche genossen sie locale Privilegien und waren weder zu Burgdienst, noch zu sonstigen Gemeindiensten verpflichtet, ja sie durften nicht einmal Zoll und Mauth entrichten. So lebten die Leute von Szentgál in ihren Urwäldern und wühlten in Üppigkeit bis auf die jüngste Zeit und ließen sich's angelegen sein, seit Andreas II. von jedem König ihre Privilegienbriefe neu bekräftigt zu erhalten. Seit Beginn unseres Jahrhunderts war ihre Jägerpflicht wohl nur mehr eine symbolische, ihre Verpflichtung, Schweinefleisch zu liefern, hatte schon in unvordenklicher Zeit praktisch aufgehört. Aber die Wildpretlieferung an den königlichen Hof setzten sie noch bis 1848 fort, in welchem Jahre dieselbe zum letzten

Das Esterházy'sche Schloß. Die Stadt.

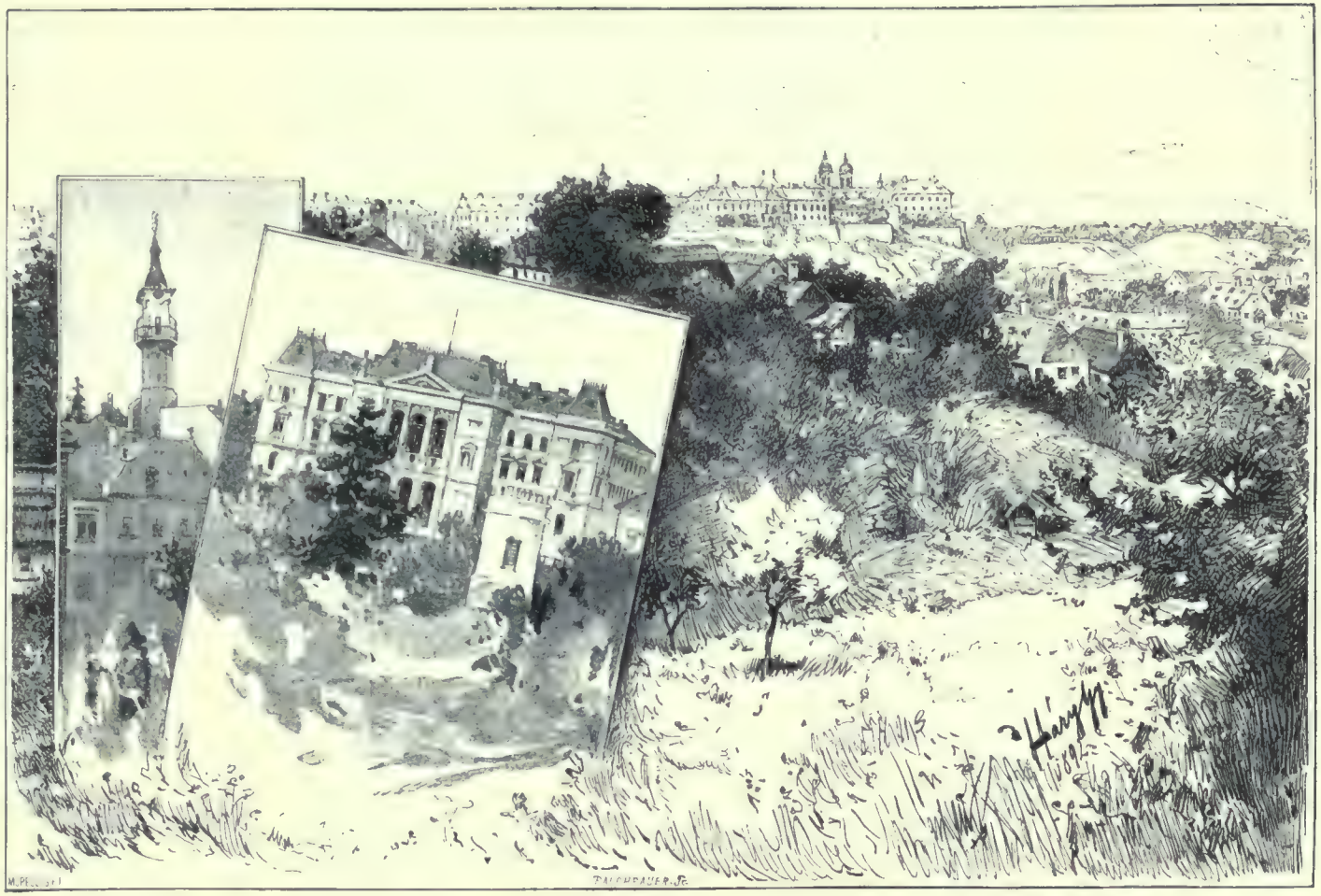
Die Hochschule der Reformirten. Pápa. Die große Kirche.
Am Ufer der Tapolcza. Das Theater.

Mal erfolgte. Ihre Sendung bestand gewöhnlich aus 3 Hirschen, 6 Rehen, 24 Hasen und 300 Krammetsvögeln.

Über Szentgál gelangen wir nach Városlöd, dessen deutsch sprechende Einwohner sich mit der Fabrikation von Steingutgeschirr befassen. Wie die Straße von Szentgál zu dem im Thale liegenden Dorfe niedersteigt, trifft sie an dessen Eingang rechter Hand ein großes in zwei Flügeln entwickeltes Gebäude, das als herrschaftlicher Gasthof eingerichtet ist. Es ist an der Stätte und aus den Bausteinen eines alten Klosters und Asylhauses errichtet. Hier hatte früher der Karthäuserorden sein Stammhaus und der Erzprior von Lövöld seine Residenz. Der Name des Ortes lautet nämlich in alten Urkunden Leveld und Lövöld, was im Munde des Volkes die Form Löd annahm. Városlöd („Stadt Löd") aber heißt er zum Unterschied von dem benachbarten Dorfe Kislöd. Mitten durch das Dorf fließt der Torna-Bach, in dessen Thale sich die Station der Westbahn befindet.

Den mächtigen Karthäuserorden siedelte Ludwig I. um 1360 in diesem Kloster an und verlieh ihm aus den Gütern der Bakonyer Obergespanschaft und anderem Besitze ungeheure Herrschaften. Jahrhunderte lang bestand der Orden in Ungarn und hörte in der Periode nach der Katastrophe von Mohács auf. Kein Orden im Lande dürfte reicher an Donationsgütern und auch sonst mächtiger gewesen sein, ja man darf sagen, daß selbst der Erzabt von Martinsberg im Ansehen hinter dem Erzprior der Karthäuser von Lövöld stand. Dies beweist auch der Reichstag des Jahres 1498, der das Banderium des Erzpriors mit 200 Reitern bestimmt, genau wie das des Erzabtes von Martinsberg und des Bischofs von Veßprém. Und einen ferneren Beweis liefert der Reichstag 1550, der dem Prior von Lövöld außer seinen alten Privilegien auch das dem Primas des Landes zukommende Sonderrecht zusichert, in Privatprocessen den ihm zu seinen Gunsten oder Lasten auferlegten Schiedseid durch seinen eigenen Hofrichter schwören zu lassen. Der Orden bestand so lange, bis im Jahre 1552 die Türken die Veste Veßprém eroberten.

Bei Városlöd theilt sich die Straße, ihr nördlicher Zweig geht nach Pápa, der westliche nach Devecser. Auf der Straße nach Pápa gelangen wir bei Tapolczafö aus dem wirklichen Bakony heraus und betreten den Ostrand des großen westlichen Alföld. Dieses Dorf bestand aus Prädial-Edelleuten. Hier hat der Tapolcza-Bach in Kalksteinspalten seinen Ursprung, eine herrliche, aus zwei Becken bestehende Quelle, die durch eine kaum drei Meter breite Felsenbank von einander geschieden sind. Das Niveau des einen steht schon um drei Fuß höher als das des anderen und jedes bildet einen kleinen Teich. In dem oberen Becken bricht durch mehrere größere und kleinere Schachte, deren Durchmesser von einem halben bis zu zwei Fuß wechselt, krystallklares Gebirgswasser hervor und sein Schwall treibt sofort, gleich am Rande des kleinen Teiches, ein oberschlächtiges Mühlrad. Als an diesem Orte noch kein Dorf stand und die Kalk- und Dolomitfelsen von dichtem Wald

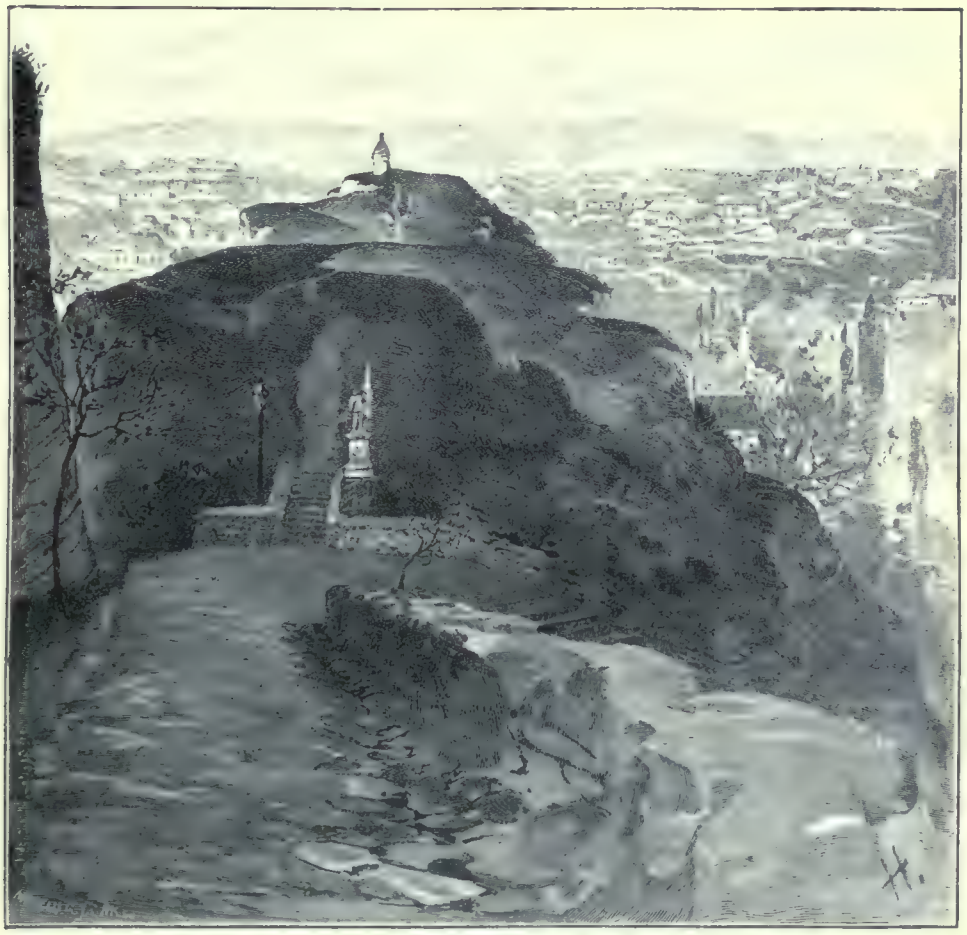


Der Feuerthurm. Das Comitatshaus. Veßprém. Die Ostseite der Stadt.

überwachsen waren, mochten diese beiden Quellbecken so feenhaft schön gewesen sein, daß es gar keine Mühe kostet, an die geschichtliche Überlieferung zu glauben, nach der, als die christliche Religion in Ungarn schon seit Jahrhunderten heimisch war, noch immer in manchen Magyaren angesichts dieser Quelle das asiatische Urgefühl erwachte, so daß sie an deren Ufer heidnischen Gottesdienst hielten. Noch heute werden ihre Altarstätten gezeigt.

Der Tapolcza folgend erreichen wir Pápa, die größte Stadt des Comitats, mit mehr als 14.000 Einwohnern. Sie ist heute einer der hübschesten Provinzstädte des Landes, ganz modern gebaut, eingerichtet und verwaltet. Ihre älteste Vergangenheit liegt im Dunkel. Ihre verbürgte Geschichte reicht bis zum XIV. Jahrhundert zurück. Sie muß damals schon eine recht große Stadt gewesen sein, was daraus hervorgeht, daß König Sigismund durch die Reichsstände nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft zu Siklós hieher gebracht wurde, die Stände sich hier versammelten und vom 27. bis 29. October 1401 hier berathschlagten, worauf der König und die Stände sich gegenseitig verfassungsmäßige Treue zusicherten. Der erste Privilegienbrief der Stadt ist von Königin Elisabeth im Jahre 1439 ausgestellt. Ein Theil der Stadt, und zwar der größere, war im Laufe des XV. Jahrhunderts Eigenthum des mächtigen Geschlechtes der Garai, der andere Theil gehörte geringeren Adeligen, deren besonderer Prädialbesitz Böröllö niemals mit der Gemarkung der Stadt verschmolz, sondern bis auf unsere Tage stets ein besonderes Gebiet verblieben ist. Aber die Curien dieser Edelleute befanden sich in der ehemaligen Festung der heutigen inneren Stadt. Nach Ladislaus Garai wurde Emerich Zápolya (1487) Herr des Garai'schen Antheils, auf dem er auch starb. Der Überlieferung nach kam auch König Matthias häufig hieher. An ihn erinnert die vom großen Markte abzweigende Corvingasse, in der am Thorbogen eines einstöckigen Hauses von mittelalterlicher Bauweise noch jetzt das Hunyady-Wappen mit dem Raben zu sehen ist, gewissermaßen ein Beweis für die Überlieferung, daß dieses Haus einst Eigenthum des Königs Matthias gewesen sei. Die ganze Bauart und Eintheilung, das Portal und so weiter lassen annehmen, daß dieses Haus dem XV. Jahrhundert angehört. Von 1495 an war einige Jahre lang Georg Esseghváry, nach ihm (1514) Gotthard Sittkey, dann bis 1524 Franz Esseghváry Festungscommandant. Die Bürger der Stadt Pápa zogen bereitwillig gegen den Dózsa'schen Bauernaufstand zu Felde und nahmen Antheil an der Vernichtung einer Schaar Aufständischer auf dem Wege zwischen Veßprém und Stuhlweißenburg. Aus diesem Grunde erweiterte Wladislaus II. im Jahre 1514 die Privilegien der Stadt. Nach der Mohácser Schlacht verlieh König Johann Pápa und die Burg Somlyó dem Valentin Török von Enying, dessen Nachkommen es bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts innehatten. Von 1640 an sind schon die Grafen Esterházy Burghauptleute, erst Stephan und Ladislaus, dann Franz, ein Bruder des Palatins Paul, der gefürstet wurde. Sein Sohn,

Graf Anton Eſterházy, iſt Kurutzengeneral des Fürſten Franz Rákóczy II. und beſitzt Pápa bis 1715, wo er als Heimatloſer ſein Recht verliert, um dann 1722 in Rodoſto zu ſterben. Sein Neffe, der Tavernicus Franz, nimmt Pápa ſchon 1715 in Beſitz und ſeine Nachkommen ſind noch heute die Herren.



Der St. Benediktberg in Veßprém.

Die alte Burg von Pápa wurde noch zu Anfang des XV. Jahrhunderts durch die Garai erbaut, ungefähr an der Stelle, wo jetzt die große Kirche ſteht. Dieſe Burg wird wohl weder anders, noch größer geweſen ſein als die zu Palota, und es iſt für jene Zeiten in eigenthümlicher Weiſe charakteriſtiſch, daß für ihre genügende, ja auch nur leidliche Vertheidigung durchaus nicht geſorgt wurde. Der Beglerbeg Haſſan, Sohn des Großveziers Sinan, griff am 5. October 1595 Pápa mit einigen Tauſend Türken und Tataren an. Der Commandant, Peter Hußár, weilte eben in Mähren, ſeine Lieutenants

Nikolaus Békássy und Matthias Hathalmy waren ihren etliche Wochen früher auf dem Schlachtfelde empfangenen Wunden erlegen. Die noch vorhandene geringe Besatzung suchte bei Hassans Annäherung das Weite und so fiel diese wichtige Burg ohne Schwertstreich in Türkenhand.

Sinan ernannte Semender Pascha zum Commandanten der Burg. Es war dies ein ungemein geschickter und behender Mann, der sogar daran ging, mit Hilfe des aus der Umgebung herzugetriebenen Landvolkes die Veste zeitgemäß und in großem Stile auszubauen. Da die an der Stadt vorbeifließende Tapolcza damals weder eingedämmt, noch regulirt war, standen auf der an die Stadt stoßenden fruchtbaren Ebene, den jetzigen „Teichgärten", breite undurchdringliche Sümpfe, unter deren Schutz jener höher gelegene Stadttheil, wo jetzt bis zur Basteigasse hin das Schloß, der große Markt, das Rathhaus und das Comitatshaus stehen, ein starker Lagerplatz werden konnte, wenn man ihn mit den nöthigen Gräben, Dämmen, Wehren und befestigten Thoren versah. Und in der That stellte Semender Pascha all' dies so trefflich her, daß schon nach zwei Jahren die ungarischen Truppen nur nach harter Belagerung Herren der Veste wurden. Die Führer des ungarischen Heeres waren Georg Zrinyi, Franz Batthyány, Stefan Török und Franz Derzsfy, die besten Krieger und Corpsführer ihrer Zeit.

Das Jahr 1600 brachte der Bevölkerung von Pápa eine furchtbare Heimsuchung. Es bezogen nämlich 1000 Franzosen unter dem Oberst de la Mothe Winterquartier in der Stadt. Hier commandirte Maróthy, der unter den Söldnern strenge Disciplin hielt. Diese wollten das nicht dulden und verschworen sich gegen ihn, Maróthy und seine beiden Lieutenants wurden entwaffnet, die Burg besetzt, die Stadt vollständig ausgeplündert, zerstört, verbrannt, worauf sie die Burg für Geld dem Pascha von Stuhlweißenburg anboten.

Von dieser schauerlichen Verwüstung erholte sich Pápa nur langsam. Der Reichstag des Jahres 1647 sicherte den Bürgern die nämliche Mauthfreiheit nebst sonstigen Privilegien, wie denen von Raab und Komorn. Ende 1703 gelangte Pápa in den Besitz Fürst Franz Rákóczys II. und sein Commandant hieß Ladislaus Sándor. Im Jahre 1705 verlor es Alexander Károlyi an die Kaiserlichen, es wurde jedoch schon im November desselben Jahres durch den Kurutzengeneral Johann Bottyán belagert und wieder genommen. Nachdem die stürmischen Zeiten vorbei waren, entstanden außerhalb der Burg und Stadt längs der Festungsgräben nach und nach dorfartige Niederlassungen und Baulichkeiten, die jedoch nur von dem unter allen Pflichten der Hörigkeit seufzenden Bauernvolk bewohnt waren. So stand es um die Stadt Pápa bis zur Beendigung des letzten Kurutzenkrieges, als ihr Grundherr, Graf Franz Esterházy, sowohl mit der inneren Stadt, als auch mit den äußeren Städten einen Vertrag schloß und durch die Vereinigung

aller die heutige Stadt Pápa bildete. Hierauf wurde die Tapolcza regulirt, die Umgebung der Stadt trockengelegt, es erstand das jetzige Schloß und später (1771 bis 1786) erbaute der Bischof von Erlau, Graf Karl Esterházy, die zweithürmige große Kirche, eine der schönsten Barockkirchen des Landes.

Aus dem Innern der Veßprémer Gisella-Kapelle.

Gleichzeitig (1783) wurde die Hochschule des Bisthums der Reformirten jenseits der Donau hieher zurückverlegt, das sogenannte Collegium von Pápa, dessen mit der reformirten Kirche von Pápa verknüpfte Geschichte auch überaus charakteristisch für die Zeit ist. Die Gründung dieser Schule geht, wenigstens nach der Überlieferung und gewissen formellen Zeugnissen, bis 1531 zurück, in die Zeit, da Valentin Török von Enying erst in den Besitz von Pápa gelangt war. Ihre Druckerei, deren erste, nach Gutenberg'schem

System construirte Presse noch vorhanden ist, wurde um 1570 errichtet und war im Jahre 1577 bereits in Thätigkeit, da in diesem Jahre ein Buch David Hußárs, reformirten Geistlichen zu Pápa, daselbst gedruckt wurde. Diese Druckerei gehörte immer der Hochschule. Nach vielen Widerwärtigkeiten wurde schließlich im Jahre 1660 sowohl die Kirche, als auch die Hochschule durch den Grundherrn aus Pápa verdrängt. Vergebens bestimmte der Reichstag von 1681, daß die Reformirten in Pápa sich Kirche, Schule und Pfarrhaus bauen dürfen, die Unduldsamkeit des mächtigen Magnaten und Palatins Fürsten Paul Esterházy war stark genug, dies zu verhindern. Zwar wurde auf dem Privatgrund eines Edelhofes eine Kirche ohne Thurm und Glocke gebaut, auch wurde eine kirchliche Organisation eingeführt, die Hochschule jedoch konnte erst auf Grund des Toleranzedicts Kaiser Josefs II. an ihre alte Stätte zurückverlegt werden, und zu dieser Zeit baute auch das Bisthum das alte Collegium in der jetzigen Collegiumgasse, das bis zum Jahre 1848 ein Unter- und Obergymnasium, eine theologische und philosophische Facultät, sowie eine Rechtsakademie umschloß. Auch die Römisch-Katholischen haben hier ein blühendes Gymnasium, wo Mitglieder des Benediktinerordens von Martinsberg den Unterricht besorgen; ferner findet man ein Barmherzigenkloster, ein Franciscanerkloster, eine kleine, aber gut gedeihende evangelische Kirche A. C. und einen sehr schönen israelitischen Tempel. Die israelitische Gemeinde zählte früher 6000 Seelen und hat deren noch jetzt über 3000. Zu erwähnen ist auch die durch Johann Ranolder, einstigen Bischof von Veßprém, gegründete Töchter-Erziehungsanstalt, in der die Grauen Schwestern den Unterricht versehen. Die frühere Bevölkerung von Pápa war größtentheils deutsch. Die Gewerbe standen in Blüte, doch konnten in die meisten Zünfte nur Römisch-Katholische Aufnahme finden. Und daran konnten auch die geltenden Gesetze nichts ändern und ebensowenig die Vertretung des Comitats, die in der alten Adelswelt zwar größtentheils aus Protestanten bestand, den mächtigen Grundherren, den Grafen Esterházy gegenüber jedoch zu schwach war. Unter den gewerblichen Classen waren nur die Csizmenmacher, Kürschner, ungarischen Schneider, Knopfmacher und Csutoramacher Magyaren. Gegenwärtig befindet sich der Wohlstand der Stadt sehr im Rückgange. Selbst die Juden, in deren Händen sich besonders der Handel befand, wandern zahlreich aus; wohlhabend ist nur jener Theil der Bevölkerung, der auf seinen fruchtbaren Äckern Landwirthschaft betreiben kann.

Nun aber kehren wir nach dem schon berührten Városlöd zurück, um den mittleren Bakony weiter zu durchstreifen. Városlöd und die in seiner Nachbarschaft liegenden Dörfer Kislöd, Ajka und Ajka-Rendek waren einst reinmagyarische und größtentheils adelige Gemeinden; vor anderthalb Jahrhunderten jedoch wurden die Einwohner durch den Veßprémer Bischof Martin Biró von Padány halb tauschweise, halb mit Gewalt

verdrängt und an ihre Stelle eine deutſche römiſch-katholiſche Einwanderung angeſiedelt. Der Name der Dörfer Ajka und Ajka-Rendek iſt identiſch mit dem des Geſchlechtes Ayka, das unter dem Namen Ajka noch heute lebt und blüht; ſchon unter den Árpáden war es eine

Das Kloſter der engliſchen Fräulein in Veſzprém.

vornehme ungariſche Familie, und in Urkunden von 1303 kommt Ehellös Ayka als Comes vor, was damals Vornehmheit der Vermögenslage und geſellſchaftlichen Stellung bedeutete. Die Nachkommen dieſes Geſchlechts ſind noch jetzt die Beſitzer von Ajka.

Über Városlöd führt der Weg durchaus im Torna-Thale nach Devecser, einer kleinen, aber der hübſcheſten Stadt des mittleren Bakony. Früher gehörte ſie zur Herrſchaft Pápa, jetzt iſt ſie der Mittelpunkt einer ſelbſtändigen Herrſchaft und Eigenthum des Grafen Eſterházy. In der Periode nach der Mohácser Schlacht war ſie Eigenthum des Geſchlechtes Chórom oder Chóron. Nach deſſen Erlöſchen ging ſie an die Eſterházy über. Das noch beſtehende alte Schloß war einſt eine feſte, mit naſſem Graben umgebene Burg.

Hier in der Nähe liegt der Berg Somlyó, auf dem vorzüglicher Wein wächſt. Dieſer Berg bildet einen der ſchönſten Kegel vulkaniſchen Urſprungs. Eigentlich beſteht er aus drei aufeinander geſetzten Kegeln. Im mittleren und ſüdlichen Bakony finden ſich vier ungefähr ähnlich geſtaltete Kegel: Somlyó, der Badacsony, der St. Georgsberg (Szentgyörgy-Hegy) im Zalaer Comitat und der Ság bei Kemenesalja im Eiſenburger Comitat. So ſchön aber, ſo hoch und regelmäßig wie der Somlyó iſt keiner. Die Baſis dieſes Berges bildet eine beinahe kreisförmige Ebene von etwa 1000 ungariſchen Joch Flächeninhalt; auch gehört er vier Gemeinden an. Sein unterer Kegel bringt die berühmten „Schomlauer" Weißweine hervor, und zwar in drei Sorten. Seine Südſeite heißt die Somlyó-Báſárhelyer Seite und hier wachſen die ſtärkſten Weine. Die ſüdweſtliche Seite erzeugt den berühmten Szölöſer Wein, an den nördlichen und nordöſtlichen Abhängen endlich wächſt der Dobaer und der Borßörcsöker, die weniger Feuer, aber ungemein viel Bouquet und Körper haben. Aus dem Weingürtel erhebt ſich in vollkommener Kreisrundung ein rieſiger Baſaltkegel, deſſen ſtellenweiſe ſenkrechte Wände den Ausbruch und die Kryſtalliſation des Baſaltes in ihrer urſprünglichen Geſtalt erkennen laſſen. An dieſen Baſaltwänden niſten noch etliche Pärchen von Jagdfalken, die ſich ſeit der Ritterzeit hier fortzupflanzen wußten; dieſer Vogel fehlt im ganzen übrigen Land jenſeits der Donau. Die Bewohner der Gegend ſchreiben es den Falken zu, daß den dortigen Weinbergen die Staare und Spatzen keinen Schaden zuzufügen pflegen. Auf dem Gipfel der Baſaltkuppe endlich ſteht ein dritter Kegel, der Krater des einſtigen Feuerſpeiers; in der Mitte des oberſten Gipfels erkennt man noch ganz deutlich die keſſelförmige Höhlung des Kraters und in der Mitte findet man große Mengen Lavageſtein. An der Weſtſeite des Berges ſteht die Burg Somlyó; Alexander Kisfaludy hat ſie und ihre Weinleſe einſt gar ſchön beſungen. Dieſe Burg gehörte unter den Königen aus gemiſchten Häuſern ſammt Pápa den Garai und ging ſpäter an Paul Kinizsi, Zápolyai und Valentin Török von Enying über. Von letzterem Beſitzer erwarb ſie der Erzbiſchof Thomas Bakócz, der das große Vermögen des Grafengeſchlechts der Erdödy begründete und nach deſſen Tode auch Burg Somlyó an die Erdödy überging. Dieſen gehört ſie nun ununterbrochen ſeit dreieinhalb Jahrhunderten.

Am Südabhange des Berges liegt die Stadt Somlyó-Vásárhely, der Mittelpunkt einer großen, in mehrere Comitate übergreifenden Fundational-Domäne. Diese Stadt wurde sammt den zugehörigen Besitzungen durch Béla IV. den Nonnen der Haseninsel verliehen. Später, doch bereits in Árpádischer Zeit, stand hier zu Ehren des heiligen Lambrecht ein Kloster der Prämonstratenser, das jedoch im Jahre 1514 den Nonnen von Szegedin überlassen wurde. Unter die Besitzungen des Klosters gehörten Lovász und die am Marczalflüßchen gelegenen Dörfer Kis-Szöllös, Csöß und Iß́káz. Im genannten Jahre siedelten sich 18 Nonnen aus Szegedin, durchgehends urwüchsige Magyarinnen, hier an. Zu der Herrschaft gehörten übrigens auch Besitzungen der Karthäuser, Pauliner, Clarisserinnen und anderer aufgehobener Mönchs- und Nonnenorden.

Zum mittleren Bakony gehörten noch das in nächster Nähe von Veßprém gelegene große adelige Dorf Szentkirály-Szabadja, die gleichfalls adeligen Dörfer Vámos und Tót-Vázsony, endlich Nagy-Vázsonykö.

Dieses war einst Besitzthum Paul Kinizsi's, des berühmten Heerführers unter Matthias I. Er hatte hier seine Burg und soll mit seinem Kriegsgefährten Mißlenovics hier begraben sein. Schatzgräber haben vor etwa einem halben Jahrhundert sein Grab mit seinem Panzerhemd und Schlachtschwert gefunden. Die alte Burg liegt längst in Trümmern, doch war der massive viereckige Thurmbau bis in die neueste Zeit bewohnbar und ist erst vor dreißig Jahren durch Blitzschlag abgebrannt. In der Gemarkung von Nagy-Vázsony liegt der zur dortigen Herrschaft gehörige Berg Kab, mit seinen 600 Metern die höchste Erhebung des mittleren Bakony.

Vom mittleren Bakony gelangen wir über Ajka, Berénd, Csékut, Padrag und Halimba auf eine beinahe parkartige, reich mit Wald, Wiesen und Bächen geschmückte Ebene, die schon dem westlichen Alföld angehört. In ihrer Mitte erhebt sich majestätisch der oben geschilderte Berg Somlyó, dessen Name aus der Zeit zu stammen scheint, da der Berg noch nicht mit Reben bepflanzt, sondern mit einem Wald von Kornelkirschen („som") bedeckt war. Auch sonst kommt das Wort „som" im Veßprémer Comitat, wie überhaupt jenseits der Donau, in den Namen von Bergen, Wäldern, Ortschaften, Pußten, häufig vor, es findet sich sogar im Namen eines Comitats. In der Gemarkung von Szentgál gibt es zwei Berge, Namens Somod. Im Eisenburger Comitat liegt hinter dem Ság-Berge Kis-Somlyó. In Zala führen mindestens 15 Berge Namen wie Somlyó, Somod, Somberek u. s. w. Ohne Zweifel hat auch der Name Nagy-Somlyó diesen Ursprung.

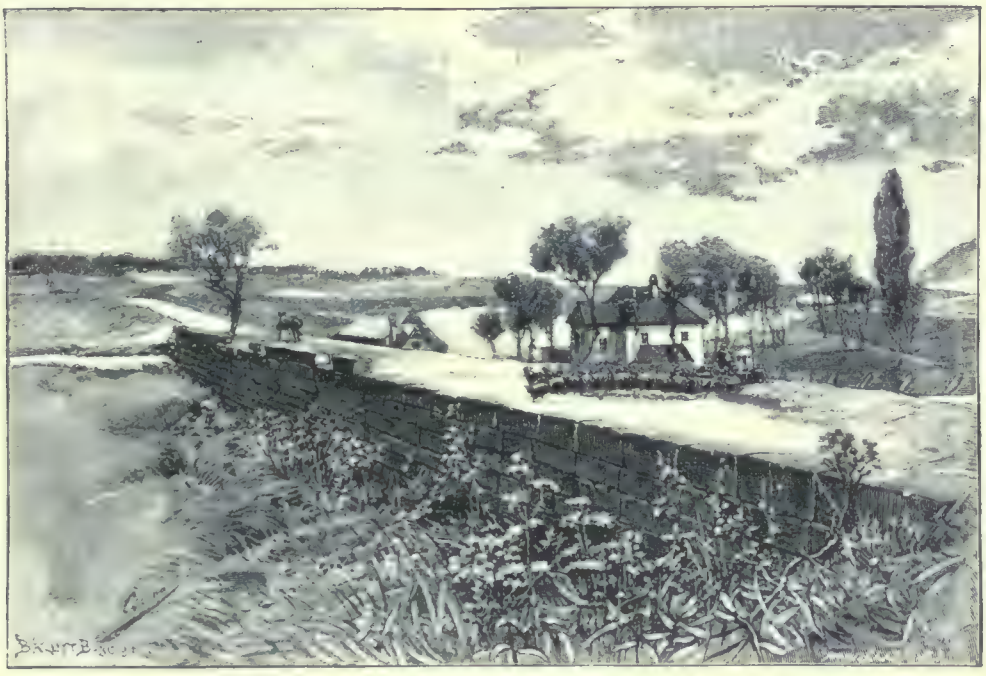
Die größte Stadt des mittleren Bakony und zugleich Hauptort des Comitats ist Veßprém (Weßprim) am Fuße des Papod-tetö und am Rande des Thales, das den mittleren vom nördlichen Bakony scheidet. Veßprém ist eine uralte Stadt. Es ist auf vier Berg- oder Hügelrücken erbaut. Diese sind: nördlich der Temetö-hegy (Friedhofsberg)

mit dem Csapósser, östlich und südlich der Cserhát mit dem Táborállás (Lagerplatz), westlich der Jerusalemsberg und mitten zwischen diesen der Festungsberg mit dem Benediktsberg. Sie sind sämmtlich selbst an ihren steilen Abhängen größtentheils mit Gebäuden besetzt, daher es auch mit Ausnahme von Schemnitz im ganzen Lande keine Stadt von so felsiger, zerklüfteter, ungleichmäßiger Lage gibt als Veßprém.

Von Westen her kommt durch ein malerisches Thal das Sédflüßchen an die Stadt heran, in deren Innerem es den St. Benediktsberg umfließt und mit einer kleinen Schwenkung den Lauf nach Norden nimmt. An seinem linken Ufer liegt ein steiler Hügel, auf dem zwei Stadttheile stehen: Temetö-hegy und Csapósser. Auf diesem Hügel befindet sich der alte Friedhof mit einer Kapelle und weiterhin jenseits Csapósser auch die Gärten und Landhäuser der Domherren. Am Fuße dieses Hügels steht das Waisenhaus „Davidicum" und in der Richtung des Nordgipfels des St. Benediktsberges, westlich im Séd-Thale, findet man noch einige Trümmer des durch Stefan den Heiligen gegründeten, jedoch längst zerstörten „Veßprémthaler"-Klosters, auch Kloster der griechischen Nonnen genannt. Diesen Nonnen gehörte einst das Dorf Vörös-Berény am Plattensee nebst der gleichnamigen Herrschaft. Der Stiftungsbrief dieses Klosters wurde durch Stefan den Heiligen in griechischer Sprache ausgestellt. Er ist das einzige in dieser Sprache abgefaßte Schriftstück des ungarischen Urkundenschatzes.

Der St. Benediktsberg hängt mit dem sogenannten Festungsberg zusammen, welcher steil aus dem Séd-Thale aufsteigt und seit vorgeschichtlicher Zeit eine feste Burg, ja eine bedeutende Festung getragen hat. Der Festungsberg ist westlich durch das lange Thal (Hosszú-völgy), nördlich durch das Séd-Thal, östlich durch das Buhim-Thal von den umliegenden Höhen getrennt; mit den Palästen des Veßprémer Bischofs und der Domherren, mit Klöstern und Comitatsgebäuden vollgebaut, erinnert er, obwohl der Maßstab ein kleinerer ist, ohneweiters an die Ofner Festung. Wie diese auf die Donau, so blickt die „Festung" von Veßprém nach Osten auf das Buhim-Thal nieder. Einst war dieser Festungsberg auch an der Südseite, gegen den Markt hin, durch eine tiefe natürliche Schlucht von der inneren Stadt getrennt. Diese große Schlucht diente zugleich als Burggraben, über den man nur auf einer Zugbrücke in die Veste gelangen konnte. In der Festung stehen außer fünf Privathäusern das bischöfliche Palais, die Domherrenhäuser, das Piaristenkloster mit Gymnasium, der städtische Wartthurm, das Gebäude des königlichen Gerichtshofes, das alte Comitatshaus und das Gerichtsgefängniß; außerdem die bischöfliche Kathedrale, an deren Südseite sich die sogenannte Gisela-Kapelle befindet, welche nach der Überlieferung zur Zeit Stefans des Heiligen erbaut, also nahezu 900 Jahre alt sein soll. Auf dem nördlichsten Vorsprung des Festungsberges endlich steht das bischöfliche Seminar und Convict, sowie das Deficienten-Gebäude der bischöflichen Diöcese. Von der Séd-Brücke

ausgehend, zieht ſich der ſüdweſtlichen Seite des Feſtungsberges entlang ein großes, tiefes Thal, durchſchneidet die Stadt an dem neuen Comitatshauſe vorbei und mündet vor der Stadt neben dem Pulverthurm auf die Balatonfüreder Straße. Auf den ſteilen ſüdweſtlichen Hängen und Terraſſen dieſes tiefen Thales iſt der ſogenannte Jeruſalemsberger Theil der Stadt erbaut. Hier haben die Reformirten ihre alte große Kirche, ſowie Pfarrhaus und Schule, hier ſtehen Kloſter und Kirche der Engliſchen Fräulein, durch Biſchof Ranolder in ſchöner Gothik errichtet. Am Fuße des Jeruſalemsberges ſteht das hübſche,



Romiſche Straße am Kikeri See.

gleichfalls von Biſchof Ranolder erbaute Kloſter der Grauen Schweſtern und daneben die Anna-Kapelle. Der größte Theil der Stadt aber liegt auf dem Plateau zwiſchen dem nordwärts abſchwenkenden Séd-Thal und der ſüdwärts ziehenden Balatonfüreder Straße; dieſe Hochfläche führt die Namen Táborállás und Cserhát. Hier befindet ſich der große Markt, der ſtattliche iſraelitiſche Tempel, die kleine Kirche der Lutheraner nebſt ihrem Pfarrhauſe, das Krankenhaus, der Friedhof und am Fuße der Höhe das neue, ſchöne Comitatshaus. Die Zahl der Bewohner beträgt etwa 13.000; die meiſten ſind durch den Niedergang des Kleingewerbes ziemlich verarmt und erwerben das tägliche Brot im Taglohne und mit der nicht gerade ausgiebigen Feldarbeit.

Veßprém iſt ſowohl durch ſeine geographiſche Lage und die großen kirchlichen Anſtalten, als auch durch ſeine Feſtung eine wichtige Stadt. Auch hat es in der Geſchichte Ungarns eine bedeutende Rolle geſpielt. Zur Zeit der Römerherrſchaft ſtand auf der Stätte des jetzigen Veßprém die Stadt Cimbriana; dieſes Wort iſt vermuthlich keltiſchen Urſprungs, folglich muß die Stadt ſchon, als die Kelten hier hauſten, beſtanden haben. Die keltiſche Herrſchaft endete hier um die Zeit Chriſti und es begann die römiſche; die Stadt iſt alſo mindeſtens ſo alt wie die chriſtliche Zeitrechnung.

Geſchichtliche Daten behaupten, Veßprém ſei zur Zeit, da Verſuche zur Bildung eines marahaniſchen Slavenreiches gemacht wurden, wenigſtens zeitweiſe Hauptort geweſen. Nach den ungariſchen Überlieferungen hatte Svatopluk — Vater oder Sohn — hier ſeine Reſidenz gehabt. Nach dem Anonymus Notarius wurde es den Römern durch Árpáds Schaaren unter Ußubu und Enſee abgenommen. Wie ſchon erwähnt, ließen ſich bei der Auftheilung der Ländereien, und auch die Namen der Dörfer und Pußten ſcheinen dies zu beſtätigen, die Mitglieder der Familie Árpáds wenigſtens zum Theil hier nieder. Wiederum nach dem Anonymus ſchenkte Árpád bei der Hochzeit ſeines Sohnes Zoltán Veßprém dem Heerführer Ußubu. Unter Stefan dem Heiligen macht ſich Veßprém ſchon mehrfach geltend. Stefans Verwandter, der Feldherr Kupa oder Koppány, der ſich zur Vertheidigung der heidniſchen Urreligion erhoben hatte, ſchlug hier die Entſcheidungsſchlacht gegen das Heer Stefans, die ihn das Leben koſtete. Sein Körper wurde geviertheilt und eines dieſer Stücke an das Thor der Veßprémer Burg genagelt.

Stefan der Heilige gründete das Veßprémer Bisthum gleichzeitig mit dem zu Fünfkirchen, er ſtattete es mit reichem Landbeſitz aus und dehnte ſeine Jurisdiction auf die Comitate Veßprém, Somogy, Zala, Weißenburg, Pilis und auf die Städte Veßprém, Stuhlweißenburg, Viſegrád u. ſ. w. aus. Er gründete das Nonnenkloſter im Veßprémthale und verlieh ihm die Herrſchaft Vörös-Berény. Dieſes Kloſter hatte, ſowie ſein Orden, keinen langen Beſtand. In Ungarn verbreitete ſich das weſtliche Chriſtenthum und die erſten Gründungen der orientaliſchen Kirche welkten alsbald ab. Als Peter, Erzabt von Citeaux, im Jahre 1183 geradewegs aus Frankreich kommend, bei Béla III. erſchien, um von ihm Erlaubniß und Beiſtand zur Gründung des Ciſtercienſerordens zu erbitten, ſtand das Kloſter der griechiſchen Nonnen ſchon längſt leer und wurde den Ciſtercienſer-Nonnen überwieſen.

Ladislaus der Heilige bereicherte das Bisthum Veßprém durch neue große Donationen. Der Biſchof wurde mittlerweile ſtändiger königlicher Kanzler und ſpäter Erbkanzler der Königin. Ihm ſtand das ausſchließliche Recht zu, die Königin zu krönen und mit heiligem Öle zu ſalben. Bis zum Jahre 1272 pflegte man der Königin die Krone Stefans des Heiligen auf das Haupt zu ſetzen; ſeitdem berührt man ihr damit nur vor dem Altare die geſalbte rechte Schulter. Der Biſchof von Veßprém iſt Erbobergeſpan,

welche Würde König Karl I. im Jahre 1313 dem Biſchof Stefan verlieh, weil dieſer auf den Zehnten der großen Inſel — der Csepel-Inſel — zu Gunſten des königlichen Schatzes verzichtet hatte. Dieſes Recht übten die Biſchöfe bis zum Tode des Biſchofs Ignaz Koller (1773) aus, forderten es aber ſeither vergeblich, ſo im Jahre 1790. Das Vermögen des Bisthums mehrte ſich indeß, von den mittlerweile geſchehenen Erwerbungen abgeſehen, im Laufe des Jahrhunderts auch auf andere Art. König Wladislaus verlieh im Jahre 1500 dem Biſchof Georg von Veßprém die Beneficien der Ofner Probſtei von Felſö-Hévviz und dies wurde auch durch den Reichstag beſtätigt, mit dem Vorbehalte, daß dies nur bis zu Biſchof Georgs Lebensende gelten ſollte. Doch verblieben auch nach Georgs Tode die Güter der Probſtei dem Bisthum; der Reichstag von 1556 erwähnt unter den Hilfsquellen des Biſchofs für den Feſtungsbau auch dieſe Beſitzungen. Wie es ſcheint, verzichtete das Bisthum darauf erſt auf Verfügung des Reichstages von 1647.

Ungeheure Beſitzungen fielen dem Bisthum zu, als es um das Jahr 1554 auch die Güter des Erzpriors und Kloſters von Lövöld erhielt. In der Umgebung von Lövöld allein machen dieſe ſammt dem Urbarialgebiet etwa 25.000 ungariſche Joch aus. Dieſe wurden noch lange Zeit als Sondergüter des Lövölder Priorats in der königlichen Curie beſonders gerechnet, ſo auch zur Zeit der Nikolsburger Friedensverhandlungen; ſeit Maria Thereſia jedoch beſaß ſie das Bisthum endgiltig, was auch gegenwärtig der Fall iſt, obgleich in den Jahren 1620 und 1621 Fürſt Gabriel Bethlen mehrere Dörfer, Städte und Puſzten von dieſen, wie von den urſprünglichen Gütern des Bisthums ſeinen eigenen Anhängern verlieh.

Als Maria Thereſia im Jahre 1777 das Bisthum Steinamanger errichtete, überließ ſie dieſem mehrere kleinere Güter im Zalaer Comitat, darunter Egerßeg. Doch beſaß das Bisthum Veßprém bis 1848, noch 1640 ganze Urbarialſeſſionen und über 100.000 Joch an herrſchaftlichem Beſitz. Nach dem Aufhören des Urbarialſyſtems und nach Beendigung der Beſitzregulirungen hat das Bisthum heute etwa 75.000 ungariſche Joch unbeweglichen Beſitz, ferner die Reſidenzen in Veßprém und Sümeg und ein bewegliches Baarvermögen von 1½ Millionen Gulden, das in Staatspapieren angelegt iſt, ungerechnet die inventarmäßigen Inveſtitionen auf den Herrſchaften. Auf den Nutzgenuß der unter den Staatspapieren befindlichen Grundentlaſtungsobligationen im Werthe von ungefähr 800.000 Gulden hat jedoch Biſchof Johann Ranolder um die Mitte der Fünfziger-Jahre mit königlicher Erlaubniß verzichtet und das Jahreserträgniß davon den ſchlechter geſtellten Pfarrern der Diöceſe überlaſſen. Ein großer Theil der Herrſchaften, mit Ausnahme der Waldungen, pflegt verpachtet zu werden.

Auch das Domkapitel mit 12 Domherren befindet ſich in günſtigen Vermögensverhältniſſen. König Béla IV. nahm ihm zwar im Jahre 1245 viele Beſitzungen, ſo namentlich

die Ofner Zehnten weg, zur Strafe dafür, daß die Domherren unter Verletzung des königlichen Rechtes einen ihrer Genossen, den Canonicus Zelandus, zum Bischof gewählt hatten; immerhin macht sein unbewegliches Vermögen noch jetzt etwa 40.000 Katastraljoch aus, die in den Comitaten Veßprém, Weißenburg, Zala und Somogy gelegen sind. Außerdem verwaltet es bewegliches Gut von frommen Stiftungen im Betrage von mehreren Millionen. Dieses Domkapitel ist ein alter beglaubigter Ort (locus credibilis) des Landes und besitzt ein reiches Archiv trotz der verworrenen Zeitläufte so vieler Jahrhunderte. Der Reichstag des Jahres 1557 verlieh ihm ein neues beglaubigtes Siegel, obwohl die Burg einige Jahre von den Türken besetzt gewesen war und seit ihrer Rückeroberung das Kapitel sich noch immer nicht recht einzurichten vermocht hatte, es also eigentlich in Veßprém gar nicht fungiren konnte.

Der Reichstag des Jahres 1635 ordnete die Wiederherstellung des Kapitels an, da es schon „längst aufgehört" habe. In der That hatte es bereits seit 1552, also 83 Jahre lang, gefeiert. Nun begann es nach und nach wieder seine Thätigkeit als beglaubigter Ort und Jurisdiction.

Alle Gebäude der Festung und Stadt stammen aus späterer Zeit, die Gisela-Kapelle jedoch beweist durch den ganzen Charakter ihrer Bauart, daß sie zur Zeit Stephans des Heiligen erbaut sein mag; ohnehin hält die auch urkundlich bestätigte Überlieferung es für zweifellos, daß eine Gisela-Kirche, zu der diese Kapelle gehörte, damals entstanden ist. In dieser ihrer Kapelle verwahrte Königin Gisela, die Gattin Stephans des Heiligen, ihre eigene Krone, die aus zwei Mark reinen Goldes verfertigt und mit Edelsteinen besetzt war. In dieser Kapelle wird ein Mantel aufbewahrt, der nach der Überlieferung durch Königin Gisela eigenhändig gestickt wurde. Bischof Ranolder ließ im Jahre 1867 auch jenes goldene Ölbüchschen, aus dem er die Königin Elisabeth gesalbt hatte, hier hinterlegen und aus dem Kleide, das diese Königin bei der Krönung getragen, für die Kapelle eine Altardecke anfertigen. Die Gisela-Kirche ging im Jahre 1566 bei der Belagerung zu Grunde, ihre kleine Kapelle aber blieb erhalten.

Die Veste gerieth im Jahre 1490 zum ersten Mal in Feindeshand. Kaiser Maximilian fiel nämlich nach Matthias' Tode mit einem starken Heere in das Land ein und nahm seinen Weg über Veßprém. Der Bischof und Burgherr Johann Vitéz, ein Neffe des gleichnamigen Erzbischofs, ließ sich durch die Versprechungen Maximilians bewegen, die Veste am 1. November 1490 ohne Schwertstreich zu übergeben. Doch nicht lange befand sie sich im Besitz des deutschen Königs. Nachdem Maximilian Stuhlweißenburg zerstört hatte, wurde er durch die Unbotmäßigkeit seines Heeres zum Rückzug gezwungen; am 20. December nahm er wohl noch Paul Kinizsis Burg zu Nagy-Vázsonkö und zerstörte sie, gleichzeitig aber räumte er auch Veßprém und verließ das Land.

Am 1. Juni 1552 besetzte Ali Pascha von Ofen die Veste, die er nach einer harten Belagerung von zwei Wochen durch schändlichen Verrath der Vertheidiger gewonnen hatte. Der Berg, auf dem die Veste steht, ist viel steiler als der Ofner Festungsberg und sie war gehörig mit Wällen versehen. Ihr Hauptthor ging nach dem jetzigen Marktplatz, wo sie gegen die Stadt hin auch jetzt offen ist. Doch hatte sie rückwärts hinter der großen Kirche noch ein wohlbewachtes Diebspförtlein, das ins Buhin-Thal hinabführte. Der Commandant Johann Paxy — nach Einigen ungarischer, nach Anderen deutscher Abstammung — hatte wohl auf einem seiner Streifzüge den Hamsa Beg angegriffen und ihm 200 Mann niedergemacht, als er aber nun die Forderungen des darüber erbosten Ali Pascha vernahm, ließ er seinen Posten und die Festung im Stich und entfloh nach Österreich. Diesmal blieben die Türken zwölf Jahre lang Herren der Stadt. Am 24. Juni 1564 wurde sie durch Salm, den Commandanten von Raab, nach kurzem, aber blutigem Kampfe zurückerobert. Bei dieser Belagerung verübten Franz Török, Burghauptmann von Pápa und Ladislaus Gyulaffy, Burghauptmann von Tihany, mit ihren Contingenten Wunder der Tapferkeit.

Am 8. October 1594 wurde die Veste wieder türkisch. Der Großvezier Sinan Pascha belagerte sie mit einem gewaltigen Heere. Der Commandant war wieder ein Fremder, der Italiener Speciacasa. Während der Belagerung entfloh er, wurde jedoch von den Türken eingeholt und sofort niedergemacht. Der Vice-Commandant Wolfgang Tarnóczy kämpfte unerschrocken bis auf den letzten Mann und starb gleich Niklas Zrinyi den Heldentod in der Vertheidigung seiner Festung und seines Vaterlandes. Lange indeß konnten die Türken den Platz auch diesmal nicht behaupten, er wurde einige Jahre später (1598) durch die Generale Pálffy und Schwarzenberg wiedergewonnen.

Der Reichstag des Jahres 1608 erließ die strenge Verordnung, daß der Festungs-commandant von Veßprém kein Fremder, sondern ein Ungar zu sein habe. Die Stände ergingen sich in bitteren Anklagen gegen Paxy, Lamberger, Laskano, Aldana, Lusthaar, Speciacasa, Hardeck, Paradeiser, Öttingen und andere fremde Commandanten.

Allein selbst unter den Türken hatte Veßprém nicht so viel gelitten als am 23. Mai 1704. Die Veste war von Kurutzen unter Oberst Babócsay besetzt, die aber im Gefühle ihrer Schwäche vor dem starken Heere Sigbert Heisters die Flucht ergriffen. Und obgleich die Zurückgebliebenen die Veste übergaben und Heister ihnen einen Schutz-brief ausstellte, fielen doch seine deutschen und raizischen Söldner über die Stadt her, plünderten die Kirchen und Häuser aus, metzelten die Männer nieder, vergewaltigten die Frauen, schlachteten an den Altären Menschen, verwundeten den Großprobst tödtlich, ermordeten einen Probst-Canonicus in der Kirche, banden die Domherren nackt an Pferde und schleiften sie vor Heisters Angesicht, bis sie schließlich alle öffentlichen Gebäude,

Kirchen und Pfarrhäuser in Brand steckten. Der Erzbischof von Kalocsa, Széchenyi, selber hat über all dies einen erschöpfenden Bericht an den Kaiser erstattet. Seitdem sind nahezu 200 Jahre des Friedens über die Stadt hinweggegangen. Ihre Wälle stehen zum großen Theil noch so wie vor Jahrhunderten, doch dienen sie jetzt keinen kriegerischen Zwecken und sind dazu auch nicht geeignet. Nur an der Westseite, längs der Mauern des alten Comitatshauses, sind die Wälle abgetragen und an ihrer Stelle wurde in den Vierziger-Jahren das sieben Stock hohe Comitatsgefängniß erbaut. Ferner fehlen die Wälle an der Südseite, wo auch der Festungsgraben ausgefüllt ist und jetzt der städtische Wachtthurm nebst einigen Häusern aus neuerer Zeit sich erhebt. Oben in der Festung sieht man vor dem bischöflichen Palais einen Brunnen mit einem Sammelbecken, in den das Wasser durch eine sinnreiche Mühlenconstruction aus dem 50 Meter tiefer gelegenen Buhin-Thale gehoben wird.

Und nun wenden wir uns zu der Umgebung Veßprems.

Nördlich von der Stadt, an der nach Zircz führenden Straße, liegt Rátót, in Urkunden Rátold genannt, der uralte Besitz des einst überaus mächtigen und berühmten Geschlechtes Rátoldi-Gyulaffy. Schwache Spuren der Gyulaffy'schen Stammburg sind in Rátót noch jetzt zu sehen. Auch die noch bestehende und reich begüterte Propstei Rátót ist durch diese Familie (1255) gestiftet.

Südöstlich liegt nahe bei Veßprém die adelige Ortschaft Szent-István-Király-Szabadja (König Stefans des Heiligen Freiheit). Überhaupt müssen sich in der Gegend des Bakony die Privatgüter des Árpádenhauses befunden haben, dies beweisen nicht nur die Namen der Pußta Jutas, nördlich von Veßprém, und des Dorfes Tevel in der Nähe von Pápa, als Namen von Söhnen Árpáds, sondern auch die vielen Ortschaften in der Bakonygegend, welche die Namen der alten heiligen Könige von Ungarn tragen. So das eben erwähnte Szent-István-Király-Szabadja, das jedoch im gewöhnlichen Sprachgebrauch nur Szentkirály-Szabadja heißt, dann gleich in der Nähe Szent-István (Stefan der Heilige), weiterhin am Nordabhang des Bakony Bakony-Magyar-Szent-Király (Ungarischer heiliger König im Bakony) und Bakony-Német-Szent-Király (Deutscher heiliger König im Bakony), ferner Bakony-Magyar-Szent-László (Ungarischer heiliger Ladislaus im Bakony) und Bakony-Német-Szent-László (Deutscher heiliger Ladislaus im Bakony).

Hier sind auch Öskü und der Kikeri-See zu erwähnen, die, nahe bei Veßprém gelegen, noch dem mittleren Bakony angehören. In Öskü steht auf rundem Kalksteinfelsen noch ganz wohlerhalten eine türkische Moschee, deren Stil dem der Ofner Moschee entspricht. Sie war augenscheinlich das Grabmal eines hervorragenden Türken und wird jetzt als christliche Kapelle benützt. An der Straße zwischen Öskü und Vár-Palota liegt

der Kikeri-See, den die Überlieferung als den Lieblings-Fischteich König Matthias' I. bezeichnet. Der See ist gegen Süden durch einen künstlichen Damm geschlossen, der zur Römerzeit aus viereckig behauenen Riesenblöcken als gewöhnliche Verkehrsstraße hergestellt wurde. Dies ist die einzige Römerstraße in Ungarn, die noch heute in ihrer ursprünglichen Form benützt wird.

Nur wenige Kilometer weiter liegt das der Abtei Zircz gehörige Dörfchen Sóly, das schon zur Zeit Stefans des Heiligen bestand; ein untrüglicher Beweis dafür liegt darin, daß die Stiftungsurkunde des Bisthums hier ausgefertigt wurde.

Das Mezőföld des Veßprémer Comitats beginnt in der Nähe von Veßprém schon bei Litér und Szent-István und erstreckt sich von Palota geradeaus in südlicher Richtung bis Szilas-Balhás hinab, stellenweise mit geringen Erhebungen und in der Gegend von Kenese und am Plattensee-Ufer zu steileren Hügeln anschwellend, im Ganzen aber doch mit dem Charakter der Ebene. Das Mezőföld ist nicht groß, aber mit reichen, blühenden Ortschaften bedeckt. Der Boden ist ein humusreicher diluvialer Löß, der die Arbeit des Landwirths reichlich lohnt. Das Mezőföld zieht sich durch das Weißenburger Comitat in östlicher und nordöstlicher Richtung bis an die Donau.

Vom mittleren Bakony aus durchschneiden zwei Parallelstraßen das Mezőföld. Die eine geht von Veßprém ab und zieht dem Ostufer des Plattensees entlang; die andere beginnt bei Palota und geht mitten durch das Mezőföld nach Szilas-Balhás, wo beide Straßen sich vereinigen. Unsere Schilderung folgt dem Laufe dieser Verkehrswege.

Auf der ersten Straße erreicht man zuerst Litér, ein kleines Dorf mit sehr steiniger Gemarkung; südlich davon befinden sich noch unerforschte Begräbnißplätze der Urzeit. In der Nachbarschaft liegt Kenese, hart am Plattensee-Ufer in einer Thalsenkung zwischen dem Máma-Berg nördlich und dem Matacs-Berg südlich. Diese Berge sind jedoch im Grunde nur Sandhügel von 300 bis 400 Fuß Höhe.

Kenese ist eine uralte Niederlassung, heute ein Dorf. Ehedem Besitz des Paulinerordens, gehört es jetzt zur Fundational-Domäne von Börös-Berény. In älterer Zeit war es eine Stadt und wird in einem Briefe Ferdinands I. vom Jahre 1531 oppidulum genannt. Hieher war für den 1. Januar 1532 der ursprünglich in Zákány abzuhaltende Partial Reichstag einberufen, auf dem 3 Kirchenfürsten, 60 Magnaten, der Banus von Kroatien, ein Obergespan, 8 Ablegaten von Abwesenden und eine große Anzahl von Vertretern des niederen Adels erschienen und wo sich auch die Könige Ferdinand I. und Johann, ja selbst Kaiser Karl V. durch Geschäftsträger vertreten ließen. Hier wurde im Jahre 1584 Ali Beg, Paicha und Commandant von Koppány, durch das vereinigte Heer des Commandanten von Veßprém, Stefan Isthvánffy, und des Commandanten von Palota, Peter Ormándy, geschlagen. Das Treffen fand oberhalb Kenese's, südlich des Dorfes

auf dem Gipfel und Abhang des Matacs-Berges statt. Ali Beg und Abdullah, Sohn des Großvezirs Sinan Pascha, wurden gefangen und nebst 5 Fahnen und 77 vornehmen Gefangenen als Geschenk an den Erzherzog Ernst nach Wien geschickt. Im Jahre 1620 schenkte Gabriel Bethlen die Herrschaft Kenese und einige Güter bei Balatonfökajár seinem mächtigen Anhänger, Peter Kenessey, dem Ahnherrn der Familie Kenessey, die in den Comitaten Veßprém, Weißenburg, Tolna und Somogy noch jetzt in Blüthe steht. Jetzt ist Kenese im Zuge, sich als Badestation am Plattensee zu entwickeln und hat als solche wohl eine glänzende Zukunft. Von der Straße aus, die von hier über den Gipfel des Matacs nach Enying führt, eröffnet sich eine der schönsten Aussichten der Welt, die den Plattensee mit Tihany und dem hinter diesem aufsteigenden Badacsony beherrscht.

Enying ist ein blühender, von wohlhabenden Bauern bewohnter Marktflecken; in früherer Zeit war es Mittelpunkt der fürstlich Philipp Batthyány'schen Herrschaft. Der Volkscharakter dieser Gegend ist in Vas Gerebens Romanen prächtig geschildert. Enying war einst römische Colonie und noch jetzt trifft der Pflug auf manches Denkmal der Römerzeit. Die Familie der Török von Enying scheint ihren Stammsitz hier gehabt zu haben. Dieses Geschlecht erhob sich durch Ambrus um das Jahr 1460 zu geschichtlicher Bedeutung für das ganze Land. Matthias I. und später König Johann verliehen ihm ungeheure Besitzungen. Ambrus' Sohn hieß Emerich, dessen Sohn war der berühmte Valentin; dieser glänzte als Magnat, Heerführer und Diplomat, war Mitregent der Königin Isabella, Vormund Johann Sigismunds und Begründer der Reformation in den Comitaten Veßprém, Zala und Somogy. Valentins Sohn war der heldenmüthige Franz, dessen Sohn Stefan zu Anfang des XVII. Jahrhunderts noch einen großen Theil der Herrschaften seiner Ahnen besaß. Nahe bei Enying liegt das wohlhabende Bauerndorf Lajos-Komárom, eine durch den Fürsten Ludwig Batthyány zu Anfang dieses Jahrhunderts geschaffene Ansiedlung. Unweit, an der Sió-Mündung, liegt Siófok, eine Badestation des Plattensees, die einen großen Aufschwung nimmt.

Das reichste Dorf des Comitats ist Szilas-Balhás, dessen Gemarkung 24.000 Joch und mehrere stark bevölkerte Pußten umfaßt. Auf einer der letzteren, der Pußta Tót, legten am 7. October 1848 die Generale Roth und Philippovic mit 8000 Mann vor dem Heere Moritz Perczels und Arthur Görgeis, das aus 4200 Mann und einigen Bataillonen Nationalgarde bestand, die Waffen nieder. Die Geschichte hat dieses Ereigniß als „Entwaffnung bei Ozora" verzeichnet, was auf einem Irrthum beruht. Ozora nämlich liegt im Tolnaer Comitat am rechten Sió-Ufer, während die Entwaffnung im Veßprémer Comitat am linken Sió-Ufer erfolgte.

Von Palota ausgehend, finden wir an der Mezöfölder Straße rechts das Heilbad Péth. Es ist seit etwa 60 Jahren in Gebrauch, die Einrichtungen jedoch sind noch

jetzt mangelhaft. Dieselbe Straße führte, nachdem sie das Anfangsstück des Sár-Kanals überschritten, zu einem dreifachen Dorfe. Drei Dörfer sind nämlich dicht aneinander gebaut: Peremarton, Kis-Kovácsi und Berhida: das erste Eigenthum des Veßprémer Domkapitels, das zweite der Grafen Nádasdy, das dritte der Familien Felsöbüki-Nagy, Késmárky, Bezerédy, Karácson, Rosos und anderer.

Berhida hieß einst Berény hidja (Berénys-Brücke) und später Berenhida. Der Name rührt wahrscheinlich daher, daß die einst überaus mächtige Familie Berény das breite Sumpfgelände des Séd-Flüßchens hier überbrückt hat. Nach diesem Dorfe war auf den 12. März 1532 ein Partial Reichstag einberufen, auf dem die Stände von jenseits der Donau in großer Anzahl zusammenströmten; auch ein Schreiben Papst Clemens' VII. traf daselbst ein und König Johann ließ sich durch Thomas Nádasdy als Commissär vertreten. Auch eine Schlacht hat bei dem Dorfe stattgefunden. Die Besatzung der durch die Türken eroberten Festung Stuhlweißenburg hatte nämlich einen bösen, grausamen Pascha persischen Ursprungs, namens Veligian, der die Gegend furchtbar verheerte und bei dem Volke nur der rothe Pascha hieß. Gegen ihn verbündeten sich im Jahre 1549 die Commandanten mehrerer Festungen, Emerich Telekessy von Veßprém, Paul Rátkay von Pápa, Ladislaus Gyulaffy von Raab, Gregor Petri von Totis, dann Johann Kálosy und andere Tapfere. Diese forderten den Pascha zum Kampf und schlugen ihn im hügeligen Gelände von Berhida schmählich aufs Haupt; der beste Theil seines Heeres blieb auf der Wahlstatt, viele Gefangene, 13 Fahnen und werthvolle Beute fielen in die Hände der Sieger.

Hier fließt der Veßprémer Séd Bach vorbei; sein regulirtes Wasser treibt einträgliche Mühlen und seine Ufer prangen mit werthvollen Wiesen.

Es folgen dann die adeligen Dörfer Küngös, Csajágh, Balatonfö-Kajár und Lepsény, eine bedeutendere Station der Südbahn. Lepseny gehörte einst der im XVII. Jahrhundert hoch gestiegenen Familie Sándor und ist jetzt Eigenthum des Grafen Nádasdy. Das Nachbardorf heißt Mezö-Szent György. Hier entwaffnete am 27. September 1848 ein Officier der Nationalgarde, Ludwig Eötvös, mit großer Kühnheit ein Detachement des Banus Jellacic, das den Generalen Roth und Philippovic die Weisung überbringen sollte, sich ihm in Stuhlweißenburg anzuschließen; wäre dies gelungen, so wäre auch die Schlacht bei Pákozd jedenfalls anders ausgefallen. In der Nachbarschaft dieses Dorfes liegt Dégh, wo ein Zweig der gräflichen Familie Festetits eine Fideicommißherrschaft von 20.000 Joch und ein prächtiges Schloß besitzt.

Bis hieher reicht das südliche Tiefland des Comitats. Das andere Tiefland erstreckt sich von dem nordwestlichen und westlichen Fuße des nördlichen Bakony gegen Pápa hin bis an die Flüsse Marczal und Raab, wo es mit der Preßburger Tiefebene verschmilzt. Hier liegt Marczaltö an der Mündung des Marczal in die Raab. Es war einst

Besitzthum der nunmehr erloschenen Familie Amade. In seiner Nachbarschaft liegt der Pápaer Straße entlang die volkreiche Pußta Jháßi, Stammsitz der Familie Jháß. Am 27. Juni 1849 fand hier ein Treffen statt. Längs des oberen Marczal folgt ein adeliges Dorf auf das andere, meist von adeligen Kleingrundbesitzern bewohnt, deren Wohlstand sich durch die im Jahre 1859 durchgeführte Marczal-Regulirung bedeutend gehoben hat. Besondere Erwähnung gebührt nur dem Dorfe Vecse.

Es bestand nämlich auf dem Gebiete des Comitats ein eigenthümliches juridisches Gebilde, der sogenannte Vecse-Stuhl (Vecse-szék, sedes Vecseiana), der sich aus den Prädial-Edelleuten des Raaber Bisthums gebildet hatte. Der Bischof von Raab besaß ehemals im Gebiete des Comitats sieben hörige Gemeinden: Tüskevár, Kis-Jenö, Salamon, Vaßar, Románd, Vecse und Tapolczafö. Die Bewohner von dreien, und zwar von Vecse, Kis-Jenö und Tapolczafö emanzipirte er und verlieh ihnen locale adelige Vorrechte. Diese bildeten dann in Gemeinschaft mit einigen in anderen Comitaten auf Prädialgütern angesessenen Adeligen ein besonderes Comitat mit besonderer Comitatsorganisation und dem Sitz im Dorfe Vecse am Marczal, wo das Raaber Bisthum im XVII. Jahrhundert angeblich ein gewaltiges Residenzgebäude besaß. Dieser Stuhl hatte einen Vicegespan nebst vollständigem Beamtenstatus, desgleichen Tafelrichter und einen Gerichtshof, der jedoch ausschließlich zur Entscheidung in gewissen persönlichen und vermögensrechtlichen Angelegenheiten der dem Stuhle angehörigen Prädial-Edelleute befugt war; das Recht, einen Deputirten zu wählen, hatte der Stuhl nicht. Dieses Recht übten die zugehörigen Edelleute auf der Comitatsversammlung aus, doch hielten sie zeitweise regelmäßige Beamten-Restaurationen ab, und zwar die letzte im Jahre 1846, wo sie, als spürten sie bereits, daß ihr Sonderleben vorüber sei, alle bedeutenden und vornehmen Männer des Landes zu Táblabirós erwählten. Der Obergespan dieses Comitats war der Raaber Bischof selbst. Das Comitatsarchiv wird in dem bischöflichen Archiv zu Raab verwahrt. Die heutige Generation weiß kaum mehr etwas davon und hat sogar seinen Namen vergessen, so gut wie den des Bakonyer Comitats.

Die landwirthschaftlichen und Besitzverhältnisse des Comitats sind gerade wegen ihrer Mannigfaltigkeit außergewöhnlich interessant. Das Comitatsgebiet beträgt etwa 690.000 Joch, wovon nahe an 50.000 unfruchtbar sind. Cultivirt werden also 640.000 Joch. Davon sind 280.000 Katastraljoch, somit 45 Procent, herrschaftlicher Großgrundbesitz. Von diesem betragen die kirchlichen Güter auf den Gebieten von 63 Gemeinden etwa 100.000 Joch; sie gehören größtentheils dem Veßprémer Bisthum und Kapitel, dem Raaber Bisthum, den Kapiteln von Raab und Steinamanger, dem Bisthum Stuhlweißenburg, den Abteien Zircz, Martinsberg und Bakonybél, der Propstei Rátót, der Abtei Klosterneuburg und dem Religions- und Studienfonds.

Schweinehirten im Bakony.

Unter den Familien des Hochadels finden wir als größte Grundbeſitzer die Fürſten Paul Eſterházy und Guſtav Batthyány, ſieben Grafen Eſterházy, je zwei Grafen Draskovits, Feſtetits und Zichy, die Grafen Nádasdy, Sztáray, Széchényi, Erdödy, Niczky und Lazſánßky, ferner zwei Barone Fiáth. Der niedere Adel war einſt ſehr zahlreich und verfügte über 4000 bis 5000 Stimmen. Es gab adelige Dörfer von ausgedehntem Gebiet, ſo im mittleren Bakony: Szentgál, Szentkirály-Szabadja, Vámos, Leányfalu, Öcs und Mentshely, in der Pápaer Gegend: Tapolczafö, Adáz-Tevely, Homok-Bödöge, Acsád, Görzſöny, Mihályháza, Nemes-Szalók u. ſ. w., in denen die ganze Bevölkerung adelig war. Hieher gehören noch in der Gegend von Somlyó: Adorjánháza, Nagy-Aláſony, Bódé, Halimba, Gergelyi, Csögle, Kis- und Nagy-Pirit, Pußta-Miske, Bor-Szörcsök, Karakó-Szörcsök und Kisjenö. In manchen Dörfern wohnten die Adeligen mit den Hörigen untermiſcht; ſolche waren im Mezöföld: Szilas-Balhás, Mezö-Szent-György, Balatonfö-Kajár und Csajág, ferner in der Gegend von Pápa und Devescer: Noßlop, Miske, Ajka u. a. m. Der Adel iſt durchwegs magyariſch, die einſtigen Hörigen ſind es größtentheils; nur in den bergigeren und waldigeren Theilen der Bakonygegend ſitzt eine deutſch und ſlovakiſch ſprechende Bauernſchaft, die aber auch erſt im vorigen Jahrhundert, und zwar ausſchließlich durch einige Magnaten und Kirchenfürſten hier angeſiedelt wurde. Sowohl die Deutſchen, als auch die Slovaken wohnen geſondert für ſich in zerſtreuten Gebirgs- und Walddörfern. Allgemein magyariſch iſt die Bevölkerung von Mezöföld im Tieflande der Pápaer Gegend längs des Somlyó und Marczal, ſowie im Norden des nördlichen Bakony in der Nachbarſchaft der Comitate Raab und Komorn.

In Hinſicht auf Tracht und Sitten haben ſich Deutſche und Slovaken völlig den Magyaren angepaßt und ſprechen mit geringen Ausnahmen auch deren Sprache. Innerhalb des Magyarenthums ſind zwei durch den Bakony geſchiedene Schattirungen einigermaßen zu unterſcheiden. Die Magyaren des Mezöföld ſind ſowohl ſprachlich, als auch in ihren Sitten mit denen der Comitate Weißenburg und Tolna völlig identiſch. In der Gegend nordweſtlich vom Bakony, wie auch in Pápa und am Marczal nähert ſich der Dialekt mehr dem der Palóczen, weshalb er auch von Manchen „Weſt-Palócziſch“ genannt wird; der Mittelpunkt ſeiner Verbreitung iſt die Raab-Gegend, er erſtreckt ſich auch ſchon auf die Magyaren in der Umgebung von Pápa und Devecser.

Der wirthſchaftliche Zuſtand beruht auf der landwirthſchaftlichen Rohproduction ſowohl bei dem herrſchaftlichen Großgrundbeſitz als auch bei den mittleren und Kleingrundbeſitzern. Die bäuerliche Claſſe ſtammt, mit ſehr geringen Ausnahmen, von den früheren Hörigen her. Ihren wirthſchaftlichen und Beſitzverhältniſſen gleichen jedoch auch die des Kleinadels, der auf ſeinem kleinen Grundbeſitz lebend ſich zu ganzen Gemeinden verdichtet, ſo in Szent-Király-Szabadja, Vámos, Szentgál, Tapolczafö u. ſ. w.

Holzindustrie im Bakony.

Die ehemaligen Hörigen theilen sich in drei Classen. Die kleine ist die der Häusler ohne Hausbesitz und der Häusler mit Pachtgrund. Diese leben gewöhnlich vom Taglohn, entweder in ihrer eigenen Gemeinde oder auf den größeren Wirthschaften der Gegend; zum Theil auch verdingen sie sich als Dienstboten. Die andere Classe ist die der Häusler mit Hausbesitz; diese haben dank der in sämmtlichen Gemeinden des Comitats bereits durchgeführten Besitzregelung und Commassirung, 1 bis 3 Joch Acker als Weideantheil erhalten und besitzen überdies Haus und Hof. Diese Häusler halten schon Pferd und Wagen und Kühe. Sie übernehmen auch Geding- und Erntearbeit, sie gehen in Taglohn, in die Arbeit und in Fuhrlohn; politische Rechte üben sie zwar ebenso wenig aus als die Häusler ohne Hausbesitz, doch stimmen sie bereits bei der Verwaltung der Gemeinde mit. Die dritte Classe enthält die gewesenen Hörigen, die eine Session besitzen, die Vollbauern mit selbständigem Haus und Hof und überdies mindestens 8 bis 10 Joch Ackerland nebst etlichen Joch Weide und Wiese — ein Besitz, der bei sorgfältiger Bewirthschaftung selbst eine Bauernfamilie von mehreren Mitgliedern bescheiden, aber anständig ernährt. In dieser Classe der Vollbauern kommen Besitze über 40 bis 50 Joch selten vor, höchstens im Mezöföld und in der Gegend von Pápa; mehr als 100 bis 150 solche größere bäuerliche Grundbesitzer gibt es im ganzen Comitate nicht. Der sogenannte wohlhabende Bauer besitzt 30 bis 50 Joch, was einer ganzen alten Session gleichkommt.

Zur landwirthschaftlichen Rohproduction gehört größtentheils auch die häusliche Holzindustrie der deutschen Bauern im Bakony, die sich stark mit der Verfertigung von landwirthschaftlichen Holzgeräthen, aber auch mit dem Brennen von Holzkohle und Kalk beschäftigen. Besonders heimisch sind diese Betriebe in Zircz und Umgebung (nördlicher Bakony) und in der Gegend von Városlöd (mittlerer Bakony). Die meist aus Buchenholz verfertigten landwirthschaftlichen Geräthe sind Schaufeln, Gabeln, Schubkarren, Hanfbrechen, Backschaufeln, Spaten- und Hackenstiele, Radkränze und Radspeichen; bei den Rechen wird der Stiel aus Weißbuchen geschnitzt. Aus verschiedenen Holzarten werden Sensenstiele und Dreschflegel (Stiel und Klöppel) verfertigt. Hohlgeschirr, wie Tröge und Mulden, wird an vielen Orten jetzt nicht mehr gemacht; dieser Betrieb ist überhaupt im Aufhören begriffen, da die zur Aushöhlung geeigneten weißen und weichen Holzarten, wie Linde, Bachweide und Pappel, jetzt nicht mehr als Wälder gehegt werden. Stark zurückgegangen, ja zum Theil eingegangen ist auch die Csutora-Industrie (hölzerne Feldflaschen), die den Haushalt mit Feldflaschen, Mörsern und dergleichen Holzgeräth versah. An die Stelle des letzteren sind nachgerade Thon-, Glas- und Metallartikel getreten. Die Holzkohle wird zum Theil an Ort und Stelle verbraucht, aber auch in großer Menge nach Budapest geschafft; die landwirthschaftlichen Geräthe gehen ins Alföld und noch weiter. Im Übrigen erstreckt sich die Hausindustrie im ganzen Comitat kaum auf etwas Anderes, als auf das

im Kleinen betriebene Röſten, Brechen und Spinnen des Hanfes; doch gibt es in jedem Dorfe am einfachen Webſtuhl arbeitende Weber.

Die Lebensweiſe und geſelligen Gebräuche ſind im Ganzen die nämlichen, wie in anderen Gegenden des Landes. Verlobungs- und Hochzeitsfeſte, Namenstagsfeier, ſowie die ſonſtigen Familien- und Freundſchaftsgebräuche haben ſich im Vergleich zu den früheren nur in ſoweit geändert, daß es jetzt keine koſtſpieligen, tagelang dauernden Gelage mehr gibt und ſeit der Verwüſtung der Weingärten kein Wein, ſondern Branntwein getrunken wird, der das Gemüth des Volkes ſpröder und düſterer macht, anderer ſchädlicher Folgen zu geſchweigen. Lebensweiſe und Nahrung ſind ſehr einfach, aber gut. Selbſt der ärmſte Kleinhäusler mäſtet in der Regel Schweine, deren Schmalz und Rauchfleiſch ihm die Küche bis ins ſpäte Frühjahr hinein verſorgen. Auch im Sommer und Herbſt ißt er Fleiſch, aber meiſt nur Schaffleiſch, da zu dieſer Zeit in den Dörfern, die meiſtens klein ſind, Rindvieh nur ſelten geſchlachtet wird. Die Hauptnahrung ſind Mehlſpeiſen und Hülſenfrüchte. Grünzeug und grünes Gemüſe ißt der ungariſche Bauer in dieſem ganzen Comitat faſt gar nicht. Die Mehlſpeiſen werden geknetet und theils gekocht, theils gebacken. Unter den gebackenen ſind die ſtrudelartigen die häufigſten. Die aus den Körnern der Hülſenfrüchte bereiteten Gemüſe werden gewöhnlich mit Fleiſch und einer braunen, knoblauchgewürzten Einbrenn gekocht, was eine ebenſo ſchmackhafte als nahrhafte Speiſe gibt. Im Winter wird meiſt einmal des Tages gekocht, im Sommer Mittags und Abends.

Die politiſche Verwaltung liegt dem Comitate ob, das ſeinen Sitz in Veßprém hat. Früher, als Adminiſtration und Jurisdiction noch nicht getrennt waren, beſtand das Comitat aus 4 Oberſtuhlrichter- und 13 Stuhlrichterbezirken, war alſo in 17 Bezirke getheilt. Seit der Organiſation der Gerichtsbarkeiten jedoch wird die Rechtspflege außer dem Gerichtshofe durch 5 Bezirksgerichte, die Verwaltung aber durch 5 Stuhlrichterämter ausgeübt. Statt der 17 Bezirke gibt es alſo nur noch zehn. Infolge der veränderten Verhältniſſe koſtet freilich die jetzige Verwaltung und Rechtspflege dennoch mehr als zweimal ſo viel wie im alten Comitat mit ſeiner Eintheilung in 17 Bezirke. Der größte Theil der Verwaltung fällt natürlich den Gemeinden und in dieſen beſonders den Notaren zu. Die Gemeinden aber haben jetzt im ganzen Comitate die nämliche Organiſation, die ſich weſentlich von der Gemeindeeinrichtung früherer Zeiten unterſcheidet.

Die kirchliche Verwaltung iſt natürlich nach den Bekenntniſſen verſchieden. Die der Römiſch-Katholiſchen ſteht unter dem Biſchof von Veßprém, in der einen Gemeinde Teés unter dem Biſchof von Stuhlweißenburg und in einigen Gemeinden der weſtlichen Bezirke unter dem Biſchofe von Raab; die Abtei Zircz und der Erzabt von Martinsberg, ſowie der dieſem untergeordnete Abt von Bakonybél führen die kirchliche Verwaltung in ihren eigenen Patronatsgemeinden. Die Einwohner helvetiſcher Confeſſion

ſind im ganzen Comitat reine Magyaren, gehören dem Bisthum jenſeits der Donau zu und bilden auf dem Gebiete dieſes Comitats drei Kirchenſprengel. Ihre Kirchen-, Schul- und Stiftungsangelegenheiten beſorgen ſie ſelbſt auf Grund ihrer kirchlichen Verfaſſung. Die Anzahl der Lutheraner iſt geringer und ſie gehören zu zwei Sprengeln. Die Juden beſitzen nur kleinere und größere Cultusgemeinden. Ihre größte Gemeinde iſt die zu Pápa, dann kommen die von Veßprém, Palota und Siófok. Ihre Cultusgemeinden erſtrecken ſich oft auf mehrere Dörfer und haben kaum 30 bis 40 Mitglieder, ſind alſo arm. Die Juden ſind zum Theil landwirthſchaftliche Pächter, größtentheils aber widmen ſie ſich ausſchließlich dem Handel, Ausſchank von Getränken, Hauſiren und der dörflichen Kleinkrämerei. In Veßprém, Pápa und Palota kommen indeß unter ihnen auch Handwerker, Fuhrleute, Lohnfuhrwerker und Spediteure vor.

Dem Creditweſen dienen in Veßprém, Pápa, Palota, Devecser, Enying und Zircz etwa 15 Banken, Sparcaſſen und Creditverbindungen. Überdies werden die Capitalien des Veßprémer Domkapitels an das grundbeſitzende Publikum verliehen.

Der Beſitzwechſel geht langſam vor ſich. Der Bauer hängt ungemein zähe an ſeinem Gütchen und mit Ausnahme von Erbſchaften und den durch dieſe bedingten Theilungen gelangen im Jahre kaum 30 bis 40 Hofbeſitze zum Verkauf, obgleich es deren im Comitate mindeſtens 15.000 gibt. Von den Familien des niederen Adels ſind, beſonders im Mezöföld und meiſt infolge von Beſitztheilungen, viele verarmt; von dem herrſchaftlichen Großgrundbeſitz dagegen iſt außer der Herrſchaft Nagyvázſonykö der Grafen Zichy und einem Theil ihrer Palotaer Herrſchaft, ſowie der Csetényer Herrſchaft der Grafen Eſterházy noch nichts in fremde Hände gelangt. Als fremder Beſitzer wäre das Stift Kloſterneuburg anzuſehen, das in zwei Gemeinden über 5000 ungariſche Joch liegen hat.

Die Moſchee in Öskü.

Zala-Egerszeg.

Das Zalaer Comitat.

Dieſes große Comitat iſt in vieler Hinſicht ein ſehr intereſſanter Theil Ungarns. Es iſt 5.122 Quadratkilometer groß und hat 405.000 Einwohner; dem Flächeninhalt nach gehört es alſo zu den mittleren, der Bevölkerung nach zu den größeren Comitaten. Es hat auf ſeinem Gebiete 640 Dörfer und Städte und 385 volkreiche Puszten, insgeſammt alſo 1.025 Ortſchaften. Große Städte und ſtark bevölkerte Dörfer ſind natürlich bei ſolcher Eintheilung nicht möglich. Die Bevölkerung iſt ſehr dicht, etwa 80 Menſchen auf den Quadratkilometer, aber ſie wohnt nicht gedrängt beiſammen.

Es ſcheint faſt, als hätte die Natur dieſe Eintheilung des Gebietes und der Bewohntheit im Einklang mit der Natur des Ungars getroffen. Der Ungar ſetzt ſich nicht gern in großen Städten zuſammen, und wenn er ſich auch im Alföld an der Donau und Theiß wegen tatariſcher, türkiſcher und deutſcher Kriegsgefahr in großen Städten verdichtet hat, ſo hauſt doch die Mehrzahl der Bewohner dieſer großen Alföld-Städte einen großen

Theil des Jahres hindurch außerhalb der Stadt. Zur Zeit der Frühjahrsarbeit zieht man auf die Tanya (Gehöft) hinaus und kehrt zum Spätherbst in die Stadt zurück. Dies erklärt auch die Vertheilung des Grund und Bodens im Zalaer Comitat. Aber die Natur hat daran nicht minder ihr Theil. Das Comitat hat wenig ebenes Land. Nur das Muraköz (Murwinkel) bis Csakathurn und die Thäler der Mur, Lendva und zu geringem Theil auch der Kerka sind als Ebene zu betrachten. Im Übrigen ist, mit Ausnahme einiger kleiner Flächen, die ganze Oberfläche des Comitats waldig, bergig, wellig, wohl auch felsig und das wellige Gebiet hundertfach von Bächen, Flüssen, Schluchten durchrissen. Eine solche Bodengestalt verführt gleichsam den Menschen, auf jedem kleinen zusammenhängenden und durch Bach, Schlucht oder Gebirg umhegten und gleichsam geschützten Fleck ein Dorf für sich zu gründen. So schafft sich der Alföldmensch auf seinem eigenen Grundstück die eigene Tanya.

In der Benennung der Dörfer und Puszten sind die geschichtlichen, ethnographischen und geographischen Gründe maßgebend. Die Bevölkerung des Muraköz spricht kroatisch, da sind also auch die Ortsnamen kroatisch und Ausnahmen kommen nur vor, wo, wie etwa bei der Benennung von Perlak, Szerdahely, Csáktornya (Csakathurn) u. s. w., der Name, die Macht und die Familiengeschichte irgend eines großen Herrn des Mittelalters die Ständigkeit der magyarischen Benennung gesichert hat. In den Thälern der Mur und Lendva wohnen Wenden, dort merkt man also den Ortsnamen die Sprache des Wendenvolkes an, das übrigens dem kroatisch-slavischen Stamme zugehört. Sonst ist die magyarische Benennung herrschend, und zwar fast ausschließlich. An Ausnahmen freilich fehlt es nicht. Ausnahme ist Alles, was Rom hinterlassen hat und durch anderthalb Jahrtausende noch nicht verwischt ist. So Mura, Nova, Sala und noch andere Namen. Ausnahme ist auch die Hinterlassenschaft der Slaven, so am Plattensee Paloznak, Csopak, Tapolcza u. a. m. Deßgleichen die Familiennamen, die allerdings durch die Denkweise des magyarischen Volkes nach der Natur der magyarischen Sprache abgeändert wurden.

In den Comitaten Eisenburg, Zala, Somogy und Baranya, besonders aber in Zala, begegnen wir bei der Bildung der Ortsnamen häufig den Worten „szeg“ und „fa“. Da sind z. B. Barabásszeg, Cserszeg, Egerszeg und noch etwa 18 Namen mit gleicher Endung. „Szeg“ bedeutet da eine Biegung, Schwenkung, eine Ecke (szeglet), und zwar die Biegung oder Ecke eines Flusses, steilen Abhanges, Thales, Bergvorsprunges oder Weges. Genau wie das deutsche Bug oder Pug. Auf völlig flachem Lande bedarf es keiner Abschwenkungen, das Wort „szeg“ kommt also in den Ortsnamen seltener vor. Höchstens wo Flüsse eine Ecke bilden, wie etwa Tiszazug im Comitate Jász-Nagy-Kun-Szolnok. Und sieht man genau zu, so findet man wirklich dem Worte „szeg“ der Zalaer Ortsnamen entsprechend immer die Biegung eines Flusses, Bergvorsprunges oder Heerweges.

Ebenſo eigenthümlich und häufig iſt das Wort „ſa“. Damit gibt es in Zala etwa 40 Dörfer, wie Alibánfa, Gógánfa, Mahomfa, Mikeſa, Salomfa, Zeleſa u. ſ. w. In allen dieſen Ortsnamen bedeutete das „ſa“ einſt „falva“ (Dorf), was aus Urkunden des XIV., aber auch früherer und ſpäterer Jahrhunderte hervorgeht. Im Volksmunde iſt das Wort „falva“ zu „ſa“ zuſammengeſchmolzen. Viele Ortsnamen ſind mit „föld“ (Erde, Boden) gebildet, ſo: Égenföld, Pördeföld, Hunföld, Kajánföld u. ſ. w. Viele mit „hid“ (Brücke), ſo: Óhid, Kehida, Andráshida, Bollahida u. ſ. w. Viele mit „háza“ (Haus), wie: Bakſaháza, Bokaháza, Sándorháza u. a. m. Viele mit „vár“ (Burg) und „hely“ (Ort), z. B.: Budavár, Szegvár, Zalavár, ferner Keszthely, Szerdahely, Vásárhely u. ſ. f. Die meiſten Ortsnamen in Zala leiten ſich jedoch, wie überall im Lande, von den Namen der Geſchlechter und Familien oder der Heiligen her.

Indem wir die Geſchichte des Zalaer Comitates ſkizziren, beſchränken wir uns natürlich auf die Localgeſchichte und werden auch dieſe größtentheils bei der Beſchreibung der betreffenden Städte und Dörfer, Burgen und anderen bemerkenswerthen Punkte behandeln. Indeß iſt es auch geboten, den auf das Zalaer Comitat bezüglichen Theil der nationalen Geſchichte in großen Zügen zu zeichnen.

Ohne Zweifel gehört das Comitat zu den allerälteſten. Der heutige magyariſche Theil ſeiner Bevölkerung hat ſich ebenfalls ſchon bei der Eroberung des Landes hier niedergelaſſen und ſich tauſend Jahre hindurch ſeine Urſprünglichkeit und Reinheit bewahrt. Dies iſt durch Sprache, Familiennamen und die meiſten Ortsnamen bezeugt. Aus den zwei erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums ſind zwei große Ereigniſſe der vaterländiſchen Geſchichte zu erwähnen. Einmal die Einwanderung großer fremder Familien, dann die Einführung und Organiſirung des Chriſtenthums. Welche Familien ſich hier nach der Eroberung des Landes zuerſt niederließen, das iſt heute wohl nicht mehr ſicher feſtzuſtellen. Die Überlieferung nennt Vér Böles als erſten Beſitzergreifer. Auf die eingewanderten größeren Familien werfen die archivaliſchen Forſchungen ein helleres Licht. Es gibt ihrer zweierlei: ſolche, die aus anderen Gegenden des Landes hieher überſiedelten, und ſolche, die aus dem Auslande kamen. Von den letzteren iſt es ſicher, daß ſie in den zwei erſten Jahrhunderten des ungariſchen Chriſtenthums die Bildung des Weſtens hier eingeführt haben, und ebenſo ſicher weiß man, daß ſie ſich alsbald in vollkommene Magyaren verwandelten, was bei manchen eingewanderten fremden Familien in den Comitaten Eiſenburg, Ödenburg und Wieſelburg lange nicht in dem Maße gilt und noch weit weniger von den Magnaten, die im XVIII. und XIX. Jahrhundert das Indigenat erwarben. Als das Chriſtenthum Wurzel gefaßt hatte, erhielt das Comitat alsbald eine Menge kirchlicher Inſtitutionen. Dies beweiſt, daß die Bevölkerung dicht und das Chriſtenthum bei ihr ſchon feſtgewurzelt, ſo wie daß für die religiöſe Erziehung und ſittliche Unterweiſung des Zalaer Volkes ſchon

in den früheſten Zeiten verhältnißmäßig gut geſorgt war. Eigenthümlich iſt es, daß bei der Stiftung der Mönchsorden, Abteien und Kirchen die aus dem Weſten eingewanderten großen fremden Familien ſich am meiſten hervorthaten. Die große Mehrheit der Bevölkerung iſt römiſch-katholiſch und nur der an das Veßprémer Comitat ſtoßende Strich, namentlich der Tapolczaer Strich hat Calviner in größeren Mengen aufzuweiſen. Weſtlich vom Tapolczathal iſt das Volk ſchon wieder rein katholiſch.

Der verheerende Tatareneinfall ließ das Zalaer Comitat faſt unberührt. Die Türken traten zuerſt im Jahre 1480 auf, indem ein Trupp die Drau überſchritt und in das Muraköz einfiel. Die Comitats-Inſurrection jedoch und König Matthias, der perſönlich hieherkam, bewogen ſie bald zum Abzug. Nach Sultan Solimans großem Feldzug im Jahre 1541 warf der Paſcha von Ofen, Mehemet Jahioglu, 1546 ſein Auge auf Zala und der Reichstag dieſes Jahres trifft bereits Verfügungen zur Vertheidigung des Comitats. Überhaupt wird die Rolle desſelben nach der Niederlage bei Mohács und beſonders nach dem Falle Szigethvárs eine für das ganze Land hochwichtige. Auf den Plattenſee, die Drau und Mur geſtützt, welche Gewäſſer es als die großen Schutzwehren gegen türkiſche Angriffe vertheidigt, wird es unmittelbar zum Schild für die Comitate jenſeits der Donau, aber auch für Steiermark, Öſterreich und Wien. Es muß alſo den Plattenſee befeſtigen, zu welchem Behuf es die Burgen Tihany, Csobáncz, Szigliget, Keszthely erbaut, und nicht minder die Drau, wo die Burgen Csakathurn und Légrád entſtehen. Zwiſchen Plattenſee und Drau gibt es jedoch auf einer Strecke von 50 Kilometer kein Waſſer, das ein Hinderniß bildet. Dieſe Linie zu ſchützen iſt die Aufgabe der ziemlich in der Mitte liegenden Veſte Kanizſa. Mit Kanizſas Fall ändert ſich natürlich die Grenzvertheidigung; ſie wird ſchwieriger und koſtſpieliger. Die Grenze iſt nicht mehr zu ſchützen, es gilt alſo die von ihr herwärts führenden Straßen zu halten. Solcher Straßen gibt es drei. Die erſte iſt das Zalathal gegen Norden. Hier werden ſechs neue Forts errichtet: Klein-Komorn, Magyaród, Hidvég, Zalavár, St. Georgen (Szent-Györgyvár) und Gereſchdorf (Szent-Grót). Die andere Einmarſchſtraße von Kanizſa direct gegen Norden iſt das Thal des Kanizſafluſſes und Großen Kanals (Nagy-Csatorna). Dieſes zu ſchützen, müſſen Rajk, Pölöske, Kapornak und Zala-Egerszeg befeſtigt und ausgerüſtet werden. Der dritte Weg von Kanizſa führt nach Weſt und Nordweſt durch die Thäler der Mur, Lendva und Kerka. Sie ſind beherrſcht durch Szemenye, Unter-Limbach (Alſó-Lendva), Szécsi-Sziget und Nemti, die alſo mit Feſtungswerken und Beſatzung zu verſehen ſind. Und was die Natur und Kriegswiſſenſchaft ſo vorgeſchrieben, das wird auf Betreiben des Zalaer Comitats durch die Reichstage beſchloſſen, freilich aber bleibt der größte Theil der Arbeit, Koſten, Opfer und kriegeriſchen Tapferkeit durch Zala ſelbſt zu beſtreiten. Und dies nicht nur an den erwähnten Punkten, ſondern auch in

den Veſten der zweiten Vertheidigungslinie, in Tátika und Sümeg, Keménd und Zalabér, Kányavár, Dabronák, Reznek und Zala-Lövö. Zala allein hatte 30 Grenzforts zu befeſtigen, in Stand zu halten, mit Geld und Kriegsrobot zu verſorgen und für die Verproviantirung und Ausrüſtung der Beſatzungen aufzukommen. Der Sold wurde entweder durch die Städte oder durch die ernannten Feſtungscommandanten bezahlt, im Princip wohl aus der Staatscaſſe, oft aber aus ihrer eigenen Taſche und in der Regel mittelſt Auspreſſung des umwohnenden Volkes. Ein Theil der Beſatzung diente immer um Beute, nicht für regelmäßigen Sold. Dieſe Leute machten denn auch wenig Unterſchied zwiſchen Freund und Feind. Oft genug wurden den Bauern des unter türkiſcher Botmäßigkeit ſtehenden Gebiets, wenn ſie die Steuer hereinbrachten, Mauthen oder gar ihre ganze Habe abgenommen. Die den Türken botmäßigen Dörfer mußten ſowohl den Türken, als auch dem Comitat Steuern entrichten. Und wenn ſie die Steuer in Geld, Tuch, Pferden, Nahrungsmitteln ablieferten, wurden ſie gar manchesmal durch die Streifpartien der Beſatzung ausgeplündert. Die Commandanten der Zalaer Feſtungen machten ſich gar kein Gewiſſen daraus. Viele Reichstage, unter anderen die von 1595, 1625, 1630 und 1647, erließen wiederholt ſtrenge Verbote gegen ſolche Erpreſſungen. Die Beſatzungen trieben auch die Zehnten des Comitats für den Biſchof von Veßprém ein, dachten aber gar nicht daran, ſie abzuliefern. Der 97. Geſetzartikel vom Jahre 1647 trifft auch darüber beſondere Verfügung. Mitunter, wenn die Türken ihnen gerade nicht zu ſchaffen machen, pflücken die Feſtungscommandanten mit einander ein Hühnchen oder es verbinden ſich auch mehrere zu bewaffneter Fehde gegen andere, entferntere Burgen. So ſtellen ſich im Jahre 1617 die Commandanten von Nemti, Egerszeg und Szécsi-Sziget zuſammen und fallen in das Eiſenburger Comitat ein, wo ſie Izſákfalva, die Burg Thomas Nádasdys, überfallen und plündern. Zwei Reichstage haben zu thun, um die daraus entſtandenen Händel zu ſchlichten.

Die Beſatzungen beſtanden zu gleichen Theilen aus Fußtruppen und Reitern, ja die Reiter bildeten oft die Mehrzahl, wie dies durch den Reichstag des Jahres 1655 beſtimmt war. Der Grund davon iſt einfach. Die Türken führten nicht nur regelmäßige Feldzüge aus, gegen welche die geringe Beſatzung einer kleinen Veſte ohnedies wenig ausrichten konnte, ſondern die Streifpartien der türkiſchen Beſatzungen, die verheerenden Einritte der reicheren Begs waren für Dörfer und Kirchen das Verderblichſte. Dieſe wichen den feſten Plätzen aus. Ihnen gegenüber waren nun die aus Fußvolk beſtehenden Beſatzungen völlig oder nahezu machtlos und es mußte daher für Reiterei geſorgt werden. Auffallend iſt der geringe Präſenzſtand der Feſtungsbeſatzungen. Machen doch die der 30 Zalaer Grenzfeſtungen laut dem Reichstage von 1655 insgeſammt kaum 2000 Reiter und 1800 Fußſoldaten aus. Dies iſt übrigens der Friedens-Präſenzſtand. War eine

Veſte mit Belagerung bedroht, ſo wurde ihre Beſatzung vervierfacht, ja verfünffacht, wobei die Verſtärkung beſonders das Fußvolk betraf. Die Stände von Zala, erſchreckt namentlich durch den Fall Szigethvárs, wandten ſich im Jahre 1574 an den Reichstag um Erlaubniß, vorwiegend Fußtruppen halten zu dürfen. Dieſes Erſuchen wurde ſpäter nicht wiederholt, da ſie ſich überzeugten, daß die Aufgabe beſonders ihrer kleineren Feſtungen darin beſtand, die kriegeriſchen Bewegungen des Feindes auszuſpähen und die kleineren Beutezüge zu verhindern oder zu rächen, wozu aber insbeſondere Reiterei nöthig war. In Bezug auf Nemti geſtattete der Reichstag, daß ſeine Beſatzung von Steiermark geſtellt und erhalten werde. Kanizſa erhielt nach 1590 eine deutſche Beſatzung und auch die Leitung ſeiner Vertheidigung wurde in deutſche Hände gelegt. Bald aber wurde es von den Türken genommen. Die deutſchen, italieniſchen, walloniſchen Söldner waren zwar im Allgemeinen gute Soldaten und hatten kriegserfahrene Offiziere, ſolche Beiſpiele von Heldenmuth jedoch, wie ſie in den ungariſchen Heeren unter den Zrinyi, Thury, Gyulaffy, Török, Nádasdy u. ſ. w. vorkommen, finden ſich bei ihnen ſelten. Sie vertheidigten nicht ihr Vaterland. Die meiſten und größten Feſtungen des Landes wurden den Türken durch Fremde ausgeliefert. Überdies verübten ſie furchtbare Brandſchatzungen, wenn ihr Sold ausblieb, was freilich oft geſchah. Daher die häufigen und wiederholten bitteren Klagen der Reichstage im XVI. und XVII. Jahrhundert gegen die fremden Beſatzungen und Commandirenden, — Klagen, die nicht nur ſtaatsrechtlich begründet waren, ſondern auch im Intereſſe der Landesvertheidigung und der Menſchlichkeit erfolgten. Anderſeits konnte der königliche Hof oft doch nichts Anderes thun, als den Klagen gegenüber das Ohr zu ſchließen. Das Ungemach infolge der türkiſchen Angriffe war häufig ſo ſchwer, daß man über die kleineren Übel hinwegſehen mußte.

Im Somogyer Comitat niſteten ſich die Türken ſchon nach 1540 ein. Solange ſich Szigethvár und Babócsa hielten, konnte das Comitat in den weſtlichen Theilen noch beſtehen und wirken. Nach ihrem Fall wurde dies alsbald unmöglich, weshalb der Reichstag von 1596 die Regierung, Verwaltung und Rechtspflege von Somogy ins Zalaer Comitat hinüber verlegte. Dieſer Zuſtand blieb über 100 Jahre beſtehen, bis endlich der Reichstag von 1715 die Somogyer Behörden wieder herſtellte und von Zala lostrennte.

Im XVI., XVII. und XVIII. Jahrhundert treten in Zala neue große Familien an die Stelle der alten. Die Zrinyi, Nádasdy, Batthyány, Széchenyi, Eſterházy und zuletzt die Feſtetits nehmen den Platz der Geſchlechter Kanizſay, Bánffy, Széchy, Gyulaffy, Gerſei-Pethö, Szent-Ghyralthi, Hagymáſſy, Pogány, Lengyel, Sárkány, Ördögh u. ſ. w. ein und erheben ſich den geänderten Verhältniſſen gemäß zu nicht geringerer Macht. Die Kämpfe um nationale Unabhängigkeit und verfaſſungsmäßige Freiheit berühren Zala

nur mit ihren äußerſten Wellenringen und oft überhaupt nicht. Von den Kämpfen eines Bocskay, Georg Rákóczy und Tököly ſpürt das Zalaer Comitat ſo viel wie nichts. Doch dringen die ſiegreichen Heere Bethlens auch hieher vor und die Generale Franz Rákóczys II. brechen mitunter auch in Zala ein. Ebenſo laſſen die Feldzüge von 1848 bis 1849 Zala faſt ganz aus dem Spiel. Umſo höher und reiner war aber die Flamme, mit der hier im Laufe unſeres Jahrhunderts der Kampf der Ideen entbrannte.

In dieſem Kampfe ſtanden die Brüder Deák voran: von 1820 bis 1833 Anton Deák und nach ihm mit weit größerer, das ganze Land beherrſchender Autorität Franz Deák. Zala war durch nahezu 20 Jahre beſonders dank der Führerſchaft Franz Deáks, eines der wichtigſten leitenden Comitate Ungarns. Es wurde ebenſo wichtig wie das Peſter Comitat und wichtiger als ſelbſt Bars, Bihar oder Borſod. Deák und ſeine Genoſſen, unter denen Ladislaus Csányi der Hervorragendſte war, hegten und pflegten hier die Ideen des Fortſchritts und die beſtändigen Keime der edlen nationalen Leidenſchaften, ſie entwickelten dieſelben zu Principien und Inſtitutionen, ſo lange der Kampf mit verfaſſungsmäßigen und friedlichen Mitteln geführt wurde.

Die Beſitzverhältniſſe entſprechen den geſchichtlichen und geographiſchen Momenten, die das Comitat geſtaltet haben. Das für die Landwirthſchaft geeignete Gebiet beträgt etwa 925.000 Kataſtraljoch. Davon ſind 310.000 Joch, alſo ein Drittel des Gebietes, kirchlicher, fideicommiſſariſcher oder anderweitiger hochadeliger Großgrundbeſitz. Die Kirchengüter machen etwa 80.000 Joch. Größere Grundbeſitzer ſind die Biſchöfe von Veßprém und Steinamanger, die Abteien von Zalavár, Kapornak und Tihany, das Veßprémer Kapitel, der Univerſitätsfonds des Budapeſter Central-Seminars, der Schulorden der Piariſten und der Religionsfonds.

Unter den weltlichen Großgrundbeſitzern befinden ſich zwei regierende Häuſer und zwei fürſtliche Familien des heiligen römiſchen Reiches. Jene ſind der Graf von Flandern und das Haus Coburg, dieſe die Fürſten Eſterházy und Batthyány. Ihr Geſammtbeſitz macht etwa 100.000 Kataſtraljoch, wovon mehr als drei Viertel den Fürſten Eſterházy gehören. Gräfliche Familien, 15 an der Zahl, beſitzen etwa 125.000 Joch, wovon das Meiſte den Feſtetits, dem Pápaer Zweig der Eſterházy, den Széchenyi, Andráſſy und Batthyány gehört. Kleinere, zum Theil mittlere und ſogar Kleingrundbeſitzer ſind die gräflichen Familien Erdödy, Deym, Somſſich, Zichy, Szápáry, O'Donnel, Pejacsevich, Hugonnay, Oſſich und Zſigray. Dazu kommen noch drei freiherrliche Familien, und zwar Mikos und Treſesburg mit kleinen Beſitzungen, die Simon Sina'ſchen Erben mit 7.500 Joch.

Der niedere Adel ſaß und ſitzt in Zala ſeit uralter Zeit in großer Anzahl auf ſeinen Gütern. Mehr als 100 Dörfer beſtehen aus niederem Adel und verfügten vor 1848 auf

den Generalverſammlungen des Comitats über mehr als 6000 Stimmen. Wir irren wohl nicht, wenn wir behaupten, daß nahezu ein Drittel des bewirthſchafteten Grund und Bodens ſich noch immer im Beſitz des alten Kleinadels befindet. Der größte Theil desſelben ſind allerdings Kleingrundbeſitzer mit 20, 50 bis 100 Joch, Haus und Hof, Acker und Wieſe, Weide und Wald mit inbegriffen; dieſe wurden zur Zeit, als das „Kortes-kediren" noch eine Beſtechungswirthſchaft war, auch Bundſchuhadel (bocskoros) genannt. Doch war dies nur ein Schimpfname, denn der Kleinadel jenſeits der Donau, alſo auch der des Zalaer Comitats, trägt ſchon ſeit Jahrhunderten keine Bundſchuhe (bocskor) mehr, wenn er ſie überhaupt jemals getragen. Er trug Sandalen, hie und da noch in den Dreißiger-Jahren, aber keine Bundſchuhe. Die ſpöttiſche Bezeichnung „Bundſchuhadel" gehört dem walachiſchen Kleinadel der an Siebenbürgen grenzenden und dem ärmeren, insbeſondere ſlovakiſchen der oberen Comitate zu; von dieſen iſt ſie auf die Kleinadeligen anderer Comitate übergegangen.

Die Landwirthſchaft bewegt ſich, mit Ausnahme der herrſchaftlichen Güter, überwiegend in den engen Grenzen der einfachen, ſogenannten Bauernwirthſchaft und beſteht aus Landbau in dreifachem Wechſel, ſowie aus Rinder-, Schaf- und Schweinezucht. Die üppigen Mähwieſen und meiſt vorzüglichen Berg- und Waldweiden leiten das Zalaer Volk von ſelbſt zur Viehzucht an. Die Zahl der Pferde und Rinder beträgt etwa 180.000; — ein überaus günſtiges Verhältniß. Schafe und Schweine gibt es etwa 380.000, alſo etwa vier Stück auf jede Familie; auch dieſes Verhältniß iſt gut. Die unbedingt nothwendigen Grundlagen des materiellen Wohlſtandes ſind alſo reichlich vorhanden. An Fleiſch, Milch, Getreide und dem thieriſchen, ſowie pflanzlichen Rohſtoff für einfache Kleidung iſt Überfluß. Dagegen iſt die Induſtrie im ganzen Comitat gering; ſie geht kaum über das Maß der dörflichen Hausinduſtrie hinaus.

Einen großen Factor des Wohlſtandes beſaß das Volk der mittleren und öſtlichen Striche von Zala im Weinbau. Die Berge des Plattenſee-Ufers, ſowie die ſüdlichen und ſüdweſtlichen Abhänge der hinter dieſen folgenden Berge, dann die ſüdwärts geneigten Hänge längs der Flüſſe Zala, Kanizſa und Mur waren mit ausgedehnten Weingärten bedeckt, die einen feurigen und aromatiſchen Wein von hohem Werthe lieferten. Noch jetzt wird die Weinregion mit 30.000 Joch angegeben, allein ſie betrug vor den Verheerungen der Phylloxera über 50.000 Kataſtraljoch. Vom Oſtrande des Comitats bis Badacsony ſind die Reben gänzlich ausgerottet und auch Badacsony, ja das geſammte Weingebiet des Comitats iſt ſchon angegriffen und in wenigen Jahren werden die alten heimatlichen Reben und Traubenſorten auch in Zala völlig verſchwunden ſein. Ein Kataſtraljoch Rebengelände pflegt hier im Durchſchnitt etwa 100 Gulden jährlich rein abzuwerfen. Bei ſolcher Berechnung hat ſich alſo die Jahreseinnahme der Zalaer Bevölkerung um etwa

Weizenweihe in Gödsej.

fünf Millionen verringert, welcher Betrag jedoch nicht ganz als Barverluſt anzuſehen iſt. Den größten Theil des Weines hat der Zalaer Weinbauer mit ſeiner Familie ſelbſt getrunken. Er genoß ihn mit Maß, ohne Gelage, aber ſyſtematiſch. Die Weinbauern gleichen Ranges kamen täglich beim Keller zuſammen, um beim Eigenbau zu plaudern, ihre Meinungen auszutauſchen. Gern boten ſie auch den Dienſtleuten, dem Arbeiter, dem Armen, ja dem Wanderer einen Trunk. Die Acker- und Weinbauern an der Tapolcza und um Keszthely fielen auf durch Offenheit, Frohſinn, die Luſt am Scherz, den kraftvollen, ſtrammen Wuchs, die vollen Wangen, deren Roth die Geſundheit der Leute bezeugte. Ihre Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, der jede Berechnung fern lag, ihre Offenheit und Aufrichtigkeit, die aber alle Unbeſcheidenheit ausſchloß, waren in keiner Gegend Ungarns, ja wohl bei keiner einzigen landwirthſchaftlichen Arbeiterclaſſe der gebildeten Nationen ſo hoch entwickelt als hier. Mit dem Verluſt der Weingärten ſank auch der Wohlſtand, Bier und Branntwein erſetzten den Wein, der heitere Zeitvertreib wich rechnender Mühſal, und ſo ſcheint es, daß nach und nach Charakter und Denkweiſe dieſer Bevölkerung ſich von Grund aus ändern werden.“

Die ethnographiſchen Verhältniſſe ſind ziemlich einfach, inſofern die verſchiedenſprachige Bevölkerung nicht vermiſcht, ſondern in geſchiedenen Sprachinſeln neben einander wohnt. Die Zahl der Bevölkerung beträgt rund 405.000. Davon ſind 300.000 Magyaren, 100.000 Slaven und 5.000 bis 6.000, an der weſtlichen, ſteiriſchen Grenze, Deutſche. Die Slaven weiſen zwei Schattirungen auf. Zwiſchen Drau und Mur, im ſogenannten Muraköz, ſitzt eine ſozuſagen rein kroatiſche Bevölkerung; nur in den Städten hört man auch ungariſch, in den Dörfern wird dieſes blos von der kirchlichen und weltlichen Obrigkeit geſprochen. Die Kroaten zählen rund 80.000 Köpfe. Nördlich der Mur, um Belatincz und Turniſa, wohnen etwa 20.000 Wenden, die in den alten Urkunden als Wenden, Winden und Vandalen erwähnt ſind. Sowohl Kroaten, als auch Wenden ſind friedſames, einen ruhigen Wohlſtand genießendes Volk, deſſen ſämmtliche Bedürfniſſe durch die ungewöhnliche Fruchtbarkeit des Bodens gedeckt werden. Alter Adel hat bei ihnen nie gehauſt und thut dies auch jetzt nicht, eine ſogenannte Herrenclaſſe kennt ihre Gemeinſchaft nicht und es iſt auch gar keine ſolche vorhanden. Das Muraköz gehört ſeit uralter Zeit zum Zalaer Comitat. Nach der Bewegung von 1848 bis 1849 wurde es dem Warasdiner Comitate angegliedert, kam alſo an Kroatien-Slavonien, allein ſchon im Jahre 1861, als das Verfaſſungsleben ſeinen erſten neuzeitlichen Verſuch machte, wurde es ſofort wieder dem Zalaer Comitate einverleibt.

Unter den Magyaren kommt hier eine eigenthümliche Variation der Race vor. Die Gegend, wo dieſe heimiſch iſt, heißt ſeit unvordenklichen Zeiten Göcsej. Die Grenzen von Göcsej ſind: im Norden der Zalafluß von Lövö bis Egerszeg, im Oſten der Váliczka-Kanal

von Egerszeg bis Bánok-Szent-György, im Süden der Váliczka-Bach von Bánok-Szent-György bis Iklód, im Westen der Kerkafluß bis Ramocza und von diesem weiter bis Lövö die Grenze des Eisenburger Comitats. Dieses längliche Viereck mit fast geraden Seiten ist etwa 700 Quadratkilometer groß und enthält gegen 90 Dörfer, nebst 30 bis 40 volkreichen Puszten. Dörfer und Puszten sind natürlich klein. Der Göcsejer ist von dem Sümeger, Kanizsaer oder Plattensee-Magyaren in der Mundart wesentlich verschieden; die Sprechweise, das eigenthümliche Dehnen mancher Sprachlaute, auch gewisse Wörter von alterthümlicher, in der Schriftsprache nicht gebräuchlicher Form und Suffigirung geben der Zunge ein eigenes Gepräge. Die absonderlichen Ausdrücke, Einfälle, Sprichwörter und Sprechmanieren der Göcsejer wurden wiederholt gesammelt.

Wir gehen nun an die Schilderung des Zalaer Comitats, dessen Gebiet wir zu diesem Zwecke in drei Bezirke theilen.

I. Von der Ostgrenze bis zum Zalafluß.

Der östliche Theil des Comitats ist nur ein kleiner eingeklemmter Fortsatz zwischen dem Veßprémer Comitat nördlich und dem Plattensee südlich. Dieser Theil erstreckt sich, von der Puszta Almádi als östlichstem Grenzpunkt angefangen, in der Länge von etwa 30 und einer Breite von blos 7 bis 10 Kilometer bis Zánka und vom Veßprémer Comitat bis an das Plattensee-Ufer. In den Plattensee springt dieses Gebiet von Süden her mit dem Berge Tihany vor. Der ganze Fortsatz erscheint im Vergleich zu dem hinter ihm liegenden Bakony als Flachland, er ist aber eigentlich eine aus Dolomit- und Kalksteinschichten bestehende Hochebene von stellenweise lehmigem, durch dünnen Waldhumus gebräuntem Boden; hie und da ist er von Thälern und engen Schluchten durchrissen und fällt schließlich mit ziemlich steilen Rändern gegen den Plattensee ab. Vom Plattensee aus erblickt man eine Bergkette mit ragenden Gipfeln; vom Veßprémer Comitat her wandert man über ein Plateau, von dessen Höhe die Straßen plötzlich und gleichsam sprungweise zum Seebecken niederzutauchen scheinen. Das Plateau ist mit Wald und magerem, steinigem Weidegrund bedeckt; hie und da erscheinen kleine Äcker und die Dörfer Szölös, Pécsel und Dörgicse, von Weingärten umgeben. Die dem Plattensee zugewandten Steilhänge waren einst sämmtlich mit Wein bepflanzt und an ihrem Fuße mit Äckern und Wiesen umgürtet, während Röhricht die Seebuchten füllte.

Den äußersten Grenzpunkt im Osten bildet der Zalaer Theil der Puszta Almádi; er gehört dem Veßprémer Kapitel und einzelnen kleineren Weingartenbesitzern. An Almádi stoßen westlich Felsö- und Alsó-Örs, zwei verhältnißmäßig größere Dörfer, deren Berge einst vortrefflichen Wein gaben. Alsó-Örs beginnt sich als Sommerfrische und Badestation zu entwickeln. Der Ortsname Örs kommt am Plattensee viermal vor. Außer den beiden

genannten gibt es ein Kövágó-Örs, ehemals Boldogaſszony-Örs, in der Richtung der Fülöper Überfuhr, dann das Dörfchen, oder vielmehr die gut bevölkerte Puszta Kis-Örs zwiſchen Salföld und Rendes. Alle ſtoßen mit ihrem „Hotter" an den Plattenſee und alle bauten einſt auf ihren Bergen einen vorzüglichen Wein voll Kraft und Blume. In den erſten Jahrhunderten waren alle vier Örs in der Hand des Geſchlechtes Örs vereinigt. Georg, aus dem Geſchlechte Örs, erhält im Jahre 1398 Batthyán und von da an nennt ſich die Familie Batthyány. Unter Matthias I. ſteigt ſie zu geſchichtlicher Bedeutung auf. Franz Batthyány erhält im Jahre 1524, unter dem Titel der „Untreue" Valentin Töröks von Enying, deſſen Burg Güſſing (Német-Ujvár), die ihm das Familienprädicat de Német-Ujvár liefert.

Die Propſtei zu Felſö-Örs iſt nahezu 700 Jahre alt. Ihre Güter befanden ſich zeitweilig in anderen geiſtlichen, mitunter auch weltlichen Händen, die Propſtei jedoch beſtand ununterbrochen fort. Ihre Kirche iſt ein ausgezeichnetes Denkmal ſpätromaniſcher Baukunſt und ſtammt aus keiner ſpäteren Zeit als 1250 bis 1260. Sie zeigt den nämlichen Stil wie die Garniſonskirche in der Ofner Feſtung und iſt zwar kleiner als dieſe, jedoch ein ſchmuckerer und verhältnißmäßig koſtſpieligerer Bau. Den Hauptgrundbeſitz der Propſtei bildet die im Weißenburger Comitat am Südufer des Velenczeer Sees gelegene, 2800 Joch große Puszta Dinyés, die ihr im Jahre 1490 durch den Prinzen Johann Corvin geſchenkt wurde. Das Patronatsrecht und die Donationen werden noch heute von den Fürſten Batthyány ausgeübt. Alſó-Örs liegt dem Plattenſee näher und hat eine herrliche Ausſicht gegen Tihany hin. Alle drei Dörfer gehören kleinadeligen Kleingrundbeſitzern und zu geringem Theile dem Veßprémer Kapitel. Auch Kövágó-Örs iſt eine Niederlaſſung von gleichem Alter wie Felſö-Örs. Dahin gehört die Puszta Ecsér, einſt ein Dorf, das ſchon im Jahre 1159 ſeine St. Ladislaus geweihte Kirche hatte. Sein Gebiet iſt in den Händen des Kleinadels. Unter dieſem hat ſich die Familie Kerkapoly hervorgethan, deren Ahnherr Stefan im Jahre 1685 geadelt wurde. Sein Ururenkel Stefan iſt um 1840 Ablegat und Vicegeſpan von Zala. Stephans Bruder Johann überſiedelt nach Szent-Gál im Veßprémer Comitat, wo ſein Sohn Karl, der ſpätere Schriftſteller, Univerſitätsprofeſſor, Abgeordnete und (1870 bis 1873) ungariſche Finanzminiſter, geboren wird.

Von Felſö-Örs und Lovas weſtlich gelangen wir nach Palozsnak, dann über Kövesd nach Csopak. Die Bergabhänge ſind hier alle mit Landhäuſern bedeckt; das größte und ſchönſte darunter iſt die durch den verſtorbenen Biſchof von Veßprém, Johann Ranolder erbaute, mit Thurm und Kapelle verſehene große Csopaker Villa.

Weſtlich von Csopak liegt in herrlicher Gegend, dem Thomas- und Georgsberge zu Füßen, Balaton-Füred. Bevor die Phylloxera ins Land kam, erzielte es in ſeinen

ausgedehnten Weingärten vorzüglichen Wein. Ihm zugehörig, liegt südlich unmittelbar am Plattensee-Ufer das Bad Balaton-Füred, das sogenannte Savanyuviz (Sauerwasser). Dieses Bad begann Ende des vorigen Jahrhunderts aufzublühen und war schon im ersten Viertel unseres Jahrhunderts bequem eingerichtet und beliebt. Mit Bartfeld und Pistyán war es der erste zeitgemäß ausgestattete Badeort Ungarns.

Das Gebiet von Tihany stößt an das von Balaton-Füred, von wo man auf ziemlich guter Straße über das Dörfchen Aszófö nach der Halbinsel gelangt. Diese war einst eine Insel und noch jetzt erhebt sich bei hohem Wasserstande die zwei Kilometer breite Fläche, über die man auf die Halbinsel gelangt, kaum ein paar Meter hoch über die Fluth. Wiederholt wurde schon der Versuch gemacht, durch diese Ebene einen breiten Graben zu führen und so die beiden Buchten zu verbinden, die Halbinsel aber wieder zur Insel zu machen. Sichere Spuren dieser Arbeiten sind aus römischer, wie aus avarischer Zeit erhalten. Der letzte Versuch wurde 1849 durch die Kriegsleitung der ungarischen Regierung gemacht und die Ausgrabungen dieses Kanals sind noch jetzt in ihrer ursprünglichen Form, wenn auch mit Rasen überwachsen, zu sehen. Die größte Länge der Halbinsel, vom letzterwähnten Kanal gegen Süden bis zur Tihanyer Überfuhr, beträgt 5 Kilometer, ihre größte Breite, von dem am Ostufer gelegenen Óvár bis an den Fuß des westlich aufragenden Csucshegy, 3½ Kilometer. Die Bodenfläche der Halbinsel macht also etwa 2.000 Quadratkilometer aus. Diese Fläche ist sehr uneben. Ihr östliches und westliches Ufer sind so steil, daß sie nur an wenigen Punkten zugänglich werden. Die Mitte der Halbinsel, wo sich ein kleiner See befindet, ist kaum 25 Meter höher als das Niveau des Plattensees, während der Csucshegy sich 129 Meter, die Abteikirche selbst und das kleine Dorf aber etwa 90 Meter hoch über den See erheben. Und alle 100 oder 200 Meter weit ändert sich die Oberfläche so jäh. Zu der Überfuhr steigt man auf steilem, doch gangbarem Wege hinab; 1½ Kilometer von der Überfuhr sieht man jenseits die sogenannte Szántóder Überfuhr im Somogyer Comitat.

Das Gestein der Halbinsel besteht aus lockerem Sandstein, Basalttuff, feuersteinhaltigem Kalkstein und anderen Feuerstein- und Basaltgemischen, die an den steilen Uferrändern unter den atmosphärischen Einflüssen rasch verwittern. Es ist annähernd zu berechnen, wann der Untergrund der Abteikirche völlig herausgewittert sein wird. Einst standen auf der Insel drei kleine Dörfer: Tihany, Apáti und Ujfalu; die beiden letzten sind verschwunden und ihre Bewohner nach Somogy und Zala ausgewandert. Tihany selbst ist als Gemeinde ebenfalls klein, nur wenige hundert Seelen. Die Einwohner leben jetzt meist vom Fischfang. Die Burg Tihany stand einst auf der Höhe eines Abhanges, der jetzt „Óvárer Weingärten" heißt, seit der Niederlage bei Mohács jedoch in der Gegend der Abtei, deren Kloster und Kirche sie mit umfaßte. Die Nordseite dieser Kirche

gibt das berühmte Echo, das bei Windſtille einen Satz oder Vers von 8 Secunden Länge genau wiederholt.

Kloſter, Kirche und Abtei der Benedictiner zu Tihany wurden 1055 durch König Andreas I. geſtiftet. Nach dem Stiftsbriefe ſiedelte er dort „eine Schaar Mönche“ an, alſo jedenfalls eine große Anzahl, was auch aus der Menge der Donationsgüter zweifellos hervorgeht. Es war eine im Verhältniß zu jener Zeit reiche und jedenfalls königliche Stiftung. Noch heute, nachdem acht Jahrhunderte ſie vieler Güter und zuletzt ihres Urbarial-Grundeigenthums beraubt haben, beſitzt ſie in den Zalaer Gemeinden Tihany, Aszófö, Balaton-Füred und Balaton-Kis-Szölös, dann in den Somogyer Ortſchaften Endréd, Kapoly, Teleki und Zamárdi nahezu 18.000 Joch, wovon jedoch etwa 5000 Joch auf das Waſſer des Plattenſees kommen. Es gibt im ganzen Comitate keinen Convent, keine Abtei, kein Kloſter, welches die Stürme der Jahrhunderte ſo glücklich überſtanden hätte, wie Tihany, dem auf dem Gipfel ſeiner Plattenſee-Inſel kein Tatar, Türke oder Deutſcher beikommen konnte, kein übermüthiger Ritter jemals mit der Brandfackel nahte. Kloſter und Kirche ſtehen an der alten Stätte, obgleich ſie neuere Bauten ſind und mit Andreas I. nichts zu thun haben. Beide wurden im Jahre 1755 vollendet. Die Gebeine des königlichen Stifters ſind da beigeſetzt und in der alten Gruft wurden vor einigen Jahren einige intereſſante Gewandtheile nebſt anderen Gegenſtänden aufgefunden, die vermuthlich der Königsleiche angehört haben und nun von den Benedictinern ſorglich verwahrt werden. Die Gebäude der Abtei haben zweifellos ſchon urſprünglich einen feſten Punkt gebildet und wurden nach dem Tatareneinfall gewiß noch eigens befeſtigt. Wenigſtens war Tihany um die Mitte des XIII. Jahrhunderts ſchon eine Veſte. Nach der Mohácser Schlacht, beſonders nachdem die Türken Stuhlweißenburg erobert und Török-Koppány befeſtigt hatten, wurde Tihany eine wichtige Grenzfeſtung und ſchon der Reichstag von 1546 beeilte ſich, ſie und ihre Inſtandhaltung der Fürſorge des Königs zu empfehlen, wie denn auch ſpäter die Reichstage bis 1681 ihr wiederholt alle Aufmerkſamkeit widmen. Seit 1719 iſt Tihany der Erzabtei von Martinsberg untergeordnet, die auch einen großen Theil ſeiner Einkünfte verwaltet.

In der Nähe der Halbinſel von Tihany, bei Aszófö, finden wir das Dörfchen Örvényes, einſt Örményes. Hier beſtand im Jahre 1266 ein Kloſter der Pauliner-mönche, man weiß aber nicht, von wem und wann es geſtiftet worden. Georg Kanizſay, Sohn des Grafen Lorenz, ſchenkte ihm um 1330 bedeutende Güter.

Der öſtliche, ſchmale Fortſatz des Comitats endet zwiſchen Budavár und Zánka, worauf das Comitatsgebiet ſich gegen Norden verbreitert. Budavár iſt ein auf einer Höhe gelegenes Dörfchen. Ihm gegenüber, auf einem anderen Gipfel, liegt das Dorf Csicsó. Eigenthümlicherweiſe heißt auch der Gipfel gegenüber von Budvár, einem bei Udvarhely gelegenen Dorfe, Csicser-Berg, gerade als wenn zwiſchen den Wörtern

Das Zalaer Ufer des Plattensee's.

Buda und Csicsó irgend ein Anſiedlungsverhältniß beſtände. Csicsó zu Füßen liegt Szent-Antalfa, unter den Árpáden, wenigſtens bis in die Zeit Andreas' II. Beſitzthum königlicher Hofleute, insbeſondere königlicher Wolfsjäger.

Von hier weiter über Tagyos, an Zánka vorbei, gelangen wir an ein Becken, deſſen Oberfläche zwar uneben iſt, das aber innerhalb eines vollkommenen Kreiſes von Bergen gelegen dennoch eine einheitliche Ebene darſtellt. In dieſem Becken liegen mehrere Dörfer des Namens Kál oder Kálla: Köves-Kálla, Szent-Bé-Kálla, einſt Fanum Sancti Benedicti, und Mindszent-Kálla. Ohne Zweifel hat ſich hier einſt, vielleicht ſchon bei der Eroberung des Landes ein Geſchlecht Kálla niedergelaſſen. In dieſem Becken liegt noch Kövágó-Örs, von dem oben die Rede war, und ſüdweſtlich grenzt daran, über Salföld, ein Gebirge, das auf den Plattenſee niederblickt und unter dem Namen Ábrahám eine alte Niederlaſſung bildet. Nach urkundlicher Angabe war es unter Andreas II. bis 1222 im Beſitz von königlichen Hofleuten.

Im Egerthale liegt Petend, zu dem die Puszta Csóromfölde gehört, und kaum einen Kilometer von Petend liegt im Thale des Egerbaches Kapolcs, von dem ein Theil den Namen Csórom führt. Dieſe beiden Ortsnamen erhalten das Gedächtniß der einſt reichbegüterten und mächtigen Familie Devecseri-Csóron. Andreas, im Jahre 1564 Obergeſpan von Veßprém, beſaß im Veßprémer Comitat Devecser und Ugod, im Eiſenburger Comitat Jánosháza und Egervár, im Zalaer Comitat Leſencze-Tomaj und einen Theil von Füred, nebſt mehreren Dörfern und Puszten. Mit ihm ſtarb die männliche Linie der Familie aus. Heute gehört Petend den Grafen Eſterházy von Pápa, Kapolcs aber verſchiedenen adeligen Kleinbeſitzern.

Weſtlich von Kapolcs liegt, von engen Thälern durchſchnitten, ein beinahe kreisförmiges, waldiges Plateau, deſſen über 10.000 Joch großer Beſtand von Eichen-, Buchen- und Birkenwald noch vor wenigen Jahrzehnten einen zuſammenhängenden Urwald bildete. Wald und Gebirge heißen auf den Karten Dobos, der richtige Name aber lautet Dabas. Das iſt ein Neſt der Schweine- und Schafhirten, wo das uralte Hirtenleben des Bakony noch heute in voller Urſprünglichkeit der Formen und Sitten gedeiht. Die Verfolgten der durch Claſſen- und Ständeweſen zerſtückelten alten Geſellſchaft, die Ausreißer vor dem Recrutenfang, die Entſprungenen der Kerker, die keinen Zwang ertragenden Teufelsburſchen, die Vergelter des Mißbrauches grundherrlicher Allmacht, ſie alle haben oft genug in dieſer Waldwildniß Zuflucht gefunden, wenn die Panduren-Lieutenants des Veßprémer und Zalaer Comitats ſie aus anderen Gegenden herausgeſprengt hatten. Das Völkchen der Schweine- und Schafhirten ſelbſt hat die Dieberei im Blute; für ſeine größeren Gelage nimmt es gar zu gern den Braten aus fremder Schaf- und Schweineherde. Und jene Landſtriche, wo die Comitate Veßprém, Zala und Eiſenburg zuſammenſtoßen,

vom Dabas bis Jánosháza, pflegen den Strafgerichten ſtets die meiſte Arbeit zu geben. Manche Schweine- und Schafhirten im Dabas tragen noch jetzt ihre alte Tracht: den ſteifen, hohen, eckigen Hut, den kurzen, verbrämten und mit flachen Knöpfen beſetzten Dolmány, die kurze, weitfaltige Gatya, die knarrenden Csizmen mit hohen Abſätzen, den ſchweren, buntgeſtickten Veßprémer Szür (Lodenmantel) und das in den Gatya-Wulſt geſteckte rothe „Wiener“ Schnupftuch. An der ſüdlichen Ecke des Dabas liegt Monoſtor Apáti mit einer alten Kloſterruine; es gehört dem Biſchof von Veßprém. Hier liegt auch Dorf und Burg Hegyesd im Egerthale, nordöſtlich von der Stadt Tapolcza. Neben dem kleinen Dorfe erhebt ſich aus der Ebene ein pyramidenförmiger, oben cylindriſcher Kegel von etwa 130 Meter Höhe. Von ſeinem Fuße oder vom Dorf aus geſehen, erſcheint der Berg ſo ſpitz, daß der Beſchauer ſich nicht vorſtellen kann, wie auf dieſer Spitze eine Burg beſtanden habe. Und dennoch ſtand ſie oben, eine Burg im Geſchmack und nach den Bedürfniſſen des Mittelalters. Der Gipfel des Berges bildet ein Plateau von etwa 200 Quadratmetern. Auf dieſem war blos Platz für eine ziemlich große Ciſterne, die das Regenwaſſer auffing, und für einen kleinen Thurm. Von beiden ſind noch deutliche Spuren zu ſehen. Die übrigen Gebäude: das Wohnhaus des Burgherrn, die Kaſerne der Beſatzung, die Vorrathshäuſer, Ställe u. ſ. w. waren in die Flanken des Bergkegels eingebaut. Der Weg hinan bis zum Thore war gar künſtlich in Serpentinen um den Berg her gelegt. Im Jahre 1560 brach Hamza-Beg in Stuhlweißenburg mit einer Streifpartie auf, fand die Burg ohne genügende Beſatzung und nahm ſie durch Liſt ein. Die Überlieferung hat davon eine überaus komiſche Verſion bewahrt. Danach waren zwei Männer als Thorwache aufgeſtellt. Der eine ging ins Thal hinab, Waſſer zu holen, und wurde von den Türken gefangen, die ihn beſtachen, daß er den anderen Wächter berede, Abends das Thor aufzuziehen; unter dieſem ſchlüpften dann die Türken in die Burg. Thomas Nádasdy beorderte ſeinen Commandanten zu Sárvár, Valentin Magyar, zur Wiedereinnahme der Burg. Ihm ſchloſſen ſich Franz Enyingi-Török, Johann Deveceseri Csóron und Ladislaus Rátóti-Gyulaffy, Commandanten von Pápa, Devecser und Tihany, ſowie der Raaber Commandant Eck an. Sie erſchienen mit ſchwerem Geſchütz und beſchoſſen die Mauern zehn Tage lang, worauf der Thorthurm einſtürzte; da übergab der Burghauptmann Bajazid den Platz (13. April 1562) und gerieth mit 80 Mann in Kriegsgefangenſchaft. Die Burg wurde in der alten Form nie wieder aufgebaut und heute muß man ſchon ſcharf zuſehen, um nur etwas von ihren Trümmern zu erblicken. Der jetzige Beſitzer iſt Fürſt Eſterházy.

Südweſtlich von Hegyesd gelangen wir über Diszel nach Tapolcza und zugleich in ein länglich viereckiges Becken, das Thal der Bäche Leſenecze, Tapolcza und Eger. Dies iſt eine der ſchönſten und reichhaltigſten Landſchaften Ungarns. Geologiſche und hydrographiſche Geſtaltung, Geſchichte und Poeſie, geiſtige Cultur und Fruchtbarkeit wirken

zuſammen, um die unbeſchreibliche Schönheit dieſer Gegend in ihren Farben und Formen, in ihrer Mannigfaltigkeit und mit ihren Perſpectiven hervorzuheben. Es iſt die Gegend von Csobáncz, Badacsony und Szigliget. Es iſt keine Alpen- und auch keine Voralpenlandſchaft. Die Berge ſind nicht ſo hoch, das Waſſer iſt kein Meer, die Buchten ſind nicht ſo tief, die Flüſſe nicht ſo waſſerreich, es kennt keinen Schneeberg und kein Nebel umdüſtert die Höhen; das iſt etwas Anderes als das Chamounix-Thal, etwas Anderes als der Rhein oder als die Fjorde Norwegens, etwas Anderes als die Schweizer Seen oder die Ufer Dalmatiens, etwas Anderes auch als Sorrent, obgleich dieſes ihm vielleicht am nächſten ſteht. Die Verhältniſſe freilich ſind kleiner, aber die Vollkommenheit beſteht darin, daß hier zahlreiche Factoren der meiſten wegen ihrer Schönheit weltberühmten Landſchaften auf relativ engem Raume vereinigt ſind und ſich gegenſeitig heben, ſteigern, ablöſen, ergänzen.

Die nördliche Seite dieſes Vierecks bildet eine gedachte Linie, die von Hegyesd ausgeht und über Haláp nach dem Viszlóer Wald und dem Hármashegy (dreifacher Berg) zieht. Die Weſtgrenze iſt die dem Leſenczebach folgende waldige Bergkette. Die Südgrenze zieht der Plattenſee, mit den Buchten von Szigliget und Badacsony. Die Oſtgrenze endlich bildet eine von Badacsony-Tomaj gegen Norden bis Hegyesd gezogene Linie. Dieſes Viereck iſt etwa 150 Quadratkilometer groß und darin liegen Haláp und Burg Csobáncz, Tapolcza und das Leſenczethal, der St. Georgsberg und Gulács, Badacsony und Szigliget.

Haláp iſt ein kleines Dorf am Fuße des gleichnamigen Berges. Dieſer Berg iſt unten kreisrund, er erhebt ſich als Kegel und hat oben ein flaches Plateau; ſein unterer Umfang beträgt fünf Kilometer, ſeine Höhe 360 Meter. Er iſt ein vulkaniſches Gebilde mit Baſalt und Baſaltmiſchungen. Von ſeinem Gipfel öffnet ſich eine herrliche Ausſicht nach Weſt, Süd und Nord.

Schickſal und Geſchichte der Burg Csobáncz nebſt dem am Fuße des Burgberges liegenden Dorfe Gyula-Keßi ſind untrennbar verknüpft mit Namen und Geſchichte der Familie Gyulaffy, die dem berühmten Geſchlechte Räthold entſtammte. Dieſe Familie lebte, blühte und wirkte von der Mitte des XIII. bis zur Mitte des XVIII. Jahrhunderts immer auf den Höhen der Macht, des Einfluſſes, in Ungarn wie in Siebenbürgen. Die Dichtungen Kisfaludys umſpinnen den Namen Gyulaffy mit dem Zauber der Romantik, die Liebe der Roſa Gyulaffy wird das ſchwärmeriſche Herz der Jugend allezeit tief bewegen, ſowie die Landſchaft um Csobáncz mit ihrer unverſieglichen Schönheit die gebildeten Seelen allezeit feſſeln wird. Der Berg Csobáncz liegt 7 Kilometer vom Plattenſee, nördlich vom Badacsony, in der Nähe der Dörfer Gyula-Keßi, Diszel und Gyürhegy; zu dieſen ſendet er einen Abhang hinab, der einſt durchaus mit köſtlichem Weinwuchs bedeckt war. Der Berg iſt 376 Meter hoch und erhebt ſich 250 Meter über

die umliegenden Flächen. Gegen Nordweſt ſteigt ſeine Stirne nach drei Seiten in faſt unzugänglicher Steilheit empor und auf dieſer Stirnhöhe liegt die Burg, von drei Seiten durch den Abgrund, auf der vierten, gegen das Plateau hin, einſt von ſtarken Mauern und einem Thorthurm vertheidigt. Die Burg wurde angeblich durch König Béla IV. um 1250 erbaut. Eine Urkunde des Jahres 1272 nennt ſie bereits castrum. Nach der Niederlage bei Mohács und beſonders nach dem Fall von Weißenburg, Veßprém und Kanizſa, wurde die Burg trotz ihrer Kleinheit wichtig. Der Reichstag von 1597 ordnete ihre Befeſtigung und gute Erhaltung an. In Türkenhand gerieth ſie niemals. Eine harte Belagerung hatte ſie im Jahre 1707 auszuhalten, als ſie dem Fürſten Franz Rákóczy II. gehörte und der Kurutzenoberſt Franz Domokos ihr Commandant war. Am 25. Februar 1707 traf der kaiſerliche Feldherr Rabutin mit einem zahlreichen, aber todtgehetzten Heere in Tapolcza ein und wollte die Raſt von wenigen Tagen benützen, um die Burg Csobáncz zu beſetzen. General Kreuz befehligte den Sturm mit etwa 1.500 Mann. In der Burg befanden ſich 30 Heiducken und 30 entſchloſſene bewaffnete Edelleute aus der Umgegend. Ihr Geſchütz beſtand aus zwei Haubitzen und einer fünfrohrigen Wallbüchſe nebſt zwei Centnern Pulver. Der Commandant Franz Domokos war gerade abweſend, er befand ſich in Vár Palota, doch waren ſein Vice-Commandant Martin Száz, ſowie ſein Lieutenant und Hofrichter Peter Tóczy entſchloſſen, die Burg zu halten oder in ihrer Vertheidigung zu fallen. General Kreuz ließ das Burgthor durch eine Petarde ſprengen, unter dem Thore jedoch entſpann ſich ein furchtbares Handgemenge, der General und die Offiziere der Belagerer fielen, Schreck ergriff die Belagerer, welche die geringe Anzahl der Beſatzung gar nicht ahnten, und ſchließlich zogen ſie auf dem gewöhnlichen, aber ſehr ſteilen Wege nach Gyula-Keßi ab. Faſt unglaublich klingt es, iſt aber durch verläßliche Quellen bezeugt, daß das Belagerungsheer einen General, 52 Offiziere und etwa 340 Gemeine verlor. Graf Nikolaus Berczényi, Oberfeldherr der fürſtlichen Truppen, ſtellte für Martin Száz und Peter Tóczy ein Belobungsſchreiben aus und ſchenkte ihnen im Namen des Fürſten die am Fuße der Burg befindliche „weiße Mühle“ und den in Badacsony gelegenen Weinberg der „bunten Mönche“ von Zircz. Dies war der letzte Kampf der Burg. Nach dem Frieden von Szathmár wurden ihre Mauern geſchleift und ihre Trümmer ſind jetzt das düſtere Denkmal einer ausgeſtorbenen großen Familie und längſt verfloſſener Jahrhunderte. Die Gunſt der Natur hat jedoch auch ein zartes Erinnerungsſtück an die Damen des Hauſes Gyulaffy verſchont, ihren Blumengarten auf dem Plateau vor der Burg. Der Garten iſt verwildert, verrottet, er bildet ein verwachſenes Dickicht von Kornelkirſchen, „ſchwarzem Ahorn“, Sumach, Spindelbäumen und wilden Roſen, dazwiſchen aber blühen überall Salbei und Lilien, blauer Flieder und einfache weiße Nelken. Das Volk glaubt, das Alles ſei wild gewachſen, aber es ſind noch die Blumen der Damen Gyulaffy!

In der Mitte zwiſchen Csobáncz, Haláp und dem St. Georgsberg liegt auf ebenem Boden, am gleichnamigen Flüßchen, Tapolcza, ein kleiner Marktflecken, Bezirksamt und Mittelpunkt der am Plattenſee gelegenen Güter des Bisthums Veßprém. Biſchof Johann Ranolder (1850 bis 1875) hat auch hier, wie in Veßprém, Pápa, Fünfkirchen, Keßthely und Budapeſt eine von Nonnen geleitete ungariſche Mädchen-Erziehungsanſtalt gegründet.

Das Leſencze-Thal wird durch den Leſencze-Bach gebildet, der über den waldigen Pußten von Uzſa entſpringt und über Iſtvánd, Tomaj, Németfalu und Ederics, immer den Fuß der Bergkette entlang laufend, in die Bucht von Szigliget fällt. Dabei vereinigt ſich das Leſencze-Thal mit den Thälern der Bäche Vißló, Séd, Tapolcza und Eger. Der Vißló entſpringt oben auf der Pußta Ó-Dörögd und läuft, zu der Leſencze herabgelangt, mit dieſer parallel der Szigligeter Bucht zu. Der Séd entſpringt weſtlich vom Haláp und fällt unterhalb des Fleckens Tapolcza in den waſſerreichen Tapolcza-Bach, der dann die Weſtſeite des St. Georgsberges umfließt und dem Vißló parallel gleichfalls in die Szigligeter Bucht mündet. Länger als ſie alle iſt der 30 Kilometer lange Eger-Bach, der um Nagy-Vázſonykö und Pula entſpringt und ſeinen Lauf durch das Kapolcſer-Thal nimmt; er umgeht Csobáncz von Weſten, den St. Georgsberg von Oſten her und fällt dann zwiſchen Szigliget und Badacsony in den Plattenſee.

Uzſa iſt eine bevölkerte Pußta in der Nähe von Leſencze-Iſtvánd und Stammſitz der ſchon im XIV. Jahrhundert bedeutenden Familie Uzſay. Benedikt Uzſay war im Jahre 1426 Obergeſpan des Comitats und auch ſpäter betheiligten ſich Mitglieder dieſes Hauſes oftmals an der Lenkung der Landes- und Comitatsangelegenheiten. Die Familie ſtarb dann aus und ihre Güter fielen größtentheils dem Hauſe Gyulaffy zu.

Tomaj heißen drei Orte nahe bei einander. Leſencze-Tomaj liegt im Thale des Leſencze-Baches am Fuß einer waldigen Höhe, Badacſony-Tomaj an der Oſtſeite des Badacſony, Cſerßeg-Tomaj oberhalb Keßthely. Alle drei haben ihren Namen von der Familie Tomaj, die im XIII. Jahrhundert ringsum reich begütert war.

Der St. Georgsberg (Szent-György-Hegy) erhebt ſich majeſtätiſch aus dem Thale der Tapolcza und Eger und blickt nördlich auf Tapolcza, ſüdlich auf Szigliget hinab; die kleinen Dörfer Kis-Apáti, Raposka und Hegymagas liegen ihm zu Füßen. An Größe und Geſtalt kommt er am meiſten dem Badacſony und Somlyó gleich. Von eirunder Baſis ſteigt in ſanfter Steilheit der untere Kegel empor, der ringsum von herrlichen Weingärten ſtrotzt. Ihre Weine ſind voll Feuer und Kraft und von feinſter Blume.

Gulács iſt ein kleines Dorf öſtlich vom St. Georgsberg hinter dem Badacsony im Eger-Thale. Neben ihm erhebt ſich mit großer Regelmäßigkeit des ſpitzen Kegels der Gulácſer-Berg, ein überaus intereſſantes geologiſches Gebilde.

Der Badacsony ist der König aller Plattensee-Berge, ein würdiger Nebenbuhler des Somlyó, dem sein Ruhm nichts nachgibt und den er, obgleich nicht von so regelmäßiger Gestaltung, doch an Schönheit übertrifft. Zwischen zwei Buchten lehnt er sich in den Plattensee hinaus. Seine Basis ist kreisförmig und hat unten elf Kilometer Umfang. Der untere Kegel steigt ringsum in gemächlicher Steilheit zu den Basaltthürmen hinan und ist gegen Ost, Süd und West mit werthvollen Weingärten bepflanzt, aus denen Preßhäuser, Keller und schöne Landhäuser hervorblinken. Dieser untere Kegel besteht aus verwittertem

Das Steinkreuz auf dem Badacsony.

Basalt und Feuerstein, stellenweise mit Löß und Mergel gemischt. Er ist hie und da so locker, daß man die Weingärten an drei Stellen durch ungeheure Schluchten, das Werk von Wolkenbrüchen, durchrissen sieht. An seinem Westabhang, der sich etwas gegen Osten neigt, steht nahe den Basaltthürmen das einstige bescheidene Wohnhäuschen Alexander Kisfaludy's, das nur zwei Stübchen enthält. Hier ist die Mehrzahl seiner herrlichen Gedichte entstanden. Gegen Norden ist der untere Kegel nicht mit Wein bepflanzt.

Aus dem unteren Kegel steigen die Basaltsäulen ringsum, ganz wie bei dem Somlyó, senkrechten zusammenhängenden Thürmen gleich empor. Sie sind an manchen Stellen 60 bis 70 Meter hoch. Ihnen zu Füßen liegt in großen Massen das seit Jahrtausenden niedergestürzte Basaltgestein, und das Volk nennt dies „Sturz". Diese Steine

ſind grau oder braun, ſchillernd, glashart und geben auf den Schlag einen dumpfen Porzellanklang von ſich. Es iſt dies einer der dichteſten Baſalte. Die rieſige Bergſpalte an der Nordſeite des Somlyó iſt in kleinerem Maßſtabe auch hier, an der Oſtſeite, vorhanden. Dieſe Spalte, durch die einſt eine ſogar fahrbare Straße zum Plateau hinanführte, heißt „Eiſernes Thor“. Das Plateau bildet eine etwas unebene Fläche von ungefähr 100 Joch. Sie iſt zum Theil mit undurchdringlichem Geſtrüpp, mit Sträuchern von Schlehdorn, wilden Pflaumen, duftigen Weichſelkirſchen und wilden Roſen bewachſen. Ihr weſtlicher Theil iſt glatte Weide, am ſüdlichen Rande ſteht ein von dem Veßprémer Biſchof Ranolder errichtetes rieſiges Steinkreuz. In der Mitte des Plateaus befindet ſich der Krater, durch den einſt feurige Ausbrüche erfolgt ſind; die kreisförmige Randerhöhung und die Vertiefung desſelben ſind deutlich zu erkennen, der Boden und die Böſchungen mit Lavageſtein bedeckt, das nach Form, Gewicht, Poroſität und chemiſcher Beſchaffenheit von dem pompejaniſchen kaum zu unterſcheiden iſt. Das 438 Meter hohe Plateau bietet die herrlichſte Ausſicht. Im Oſten ſchwärmt der Blick über den Plattenſee hin und über Tihany weg bis in die Ebenen der Comitate Veßprém und Weißenburg hinein. Im Süden überſchaut man ganz Somogy bis zu den Szegzárder Hügeln im Tolnaer und bis zum Mecsekberg im Baranyaer Comitat. Im Südweſten ſchließen die ſlavoniſchen und kroatiſchen Berge den Horizont. Weſtlich hat man Szigliget zu Füßen und dahinter ſteht ein ganzes Amphitheater von Kuppen, der Sárkányerdö (Drachenwald), Rezi und Tátika, ſämmtlich mit Burgruinen gekrönt. Gegen Norden erblickt man die prächtigen Gipfel des St. Georgsberges, des Gulács und Haláp. Hinter dieſen tauchen in weiter Ferne der Somlyó und der Ság auf, jener Punkt von Kemenesalja, welchen Berzſenyi in einem ſeiner ſchönſten Gedichte beſang, als er für immer von Kemenesalja Abſchied nahm. Im Nordoſten iſt der Horizont an einer Stelle durch den Dabaswald eingeengt, über und neben dem jedoch im Hintergrunde das Waldgebirge des Bakony ſeine dunkle Kette zieht. Die Thürme von fünfzig Dörfern blicken aus dieſen Thälern und von dieſen Hängen herauf und an ſtillen Herbſtabenden hört man in Badacsony das Geläute von fünfzig Abendglocken.

Szigliget liegt an der Weſtſeite des Badacsony, von dem es durch das Thal des Eger-Baches getrennt iſt. Einſt bildeten die Buchten des Plattenſee's mit den ausgebreiteten Gewäſſern der Bäche Leſencze, Tapolcza und Eger eine Waſſerfläche und aus dieſer ragte eine Inſel hervor: der kleine dreiköpfige Gebirgsſtock, welcher auf einem ſeiner höheren Gipfel ein kleines Dorf und in deſſen Mitte das altersbraune Gemäuer der Burg Szigliget trägt, ein herrliches Detail unter den Reizen dieſer Gegend. Die Burg wurde nach dem Tatareneinfall durch den Abt Favus erbaut. Im XV. Jahrhundert iſt ſie im Beſitze der mächtigen Ujlaky und von 1490 ab in dem der Familie Lengyel, die in den Comitaten Zala und Somogy 222 Dörfer und Puszten beſaß. Die Reichstage tragen von

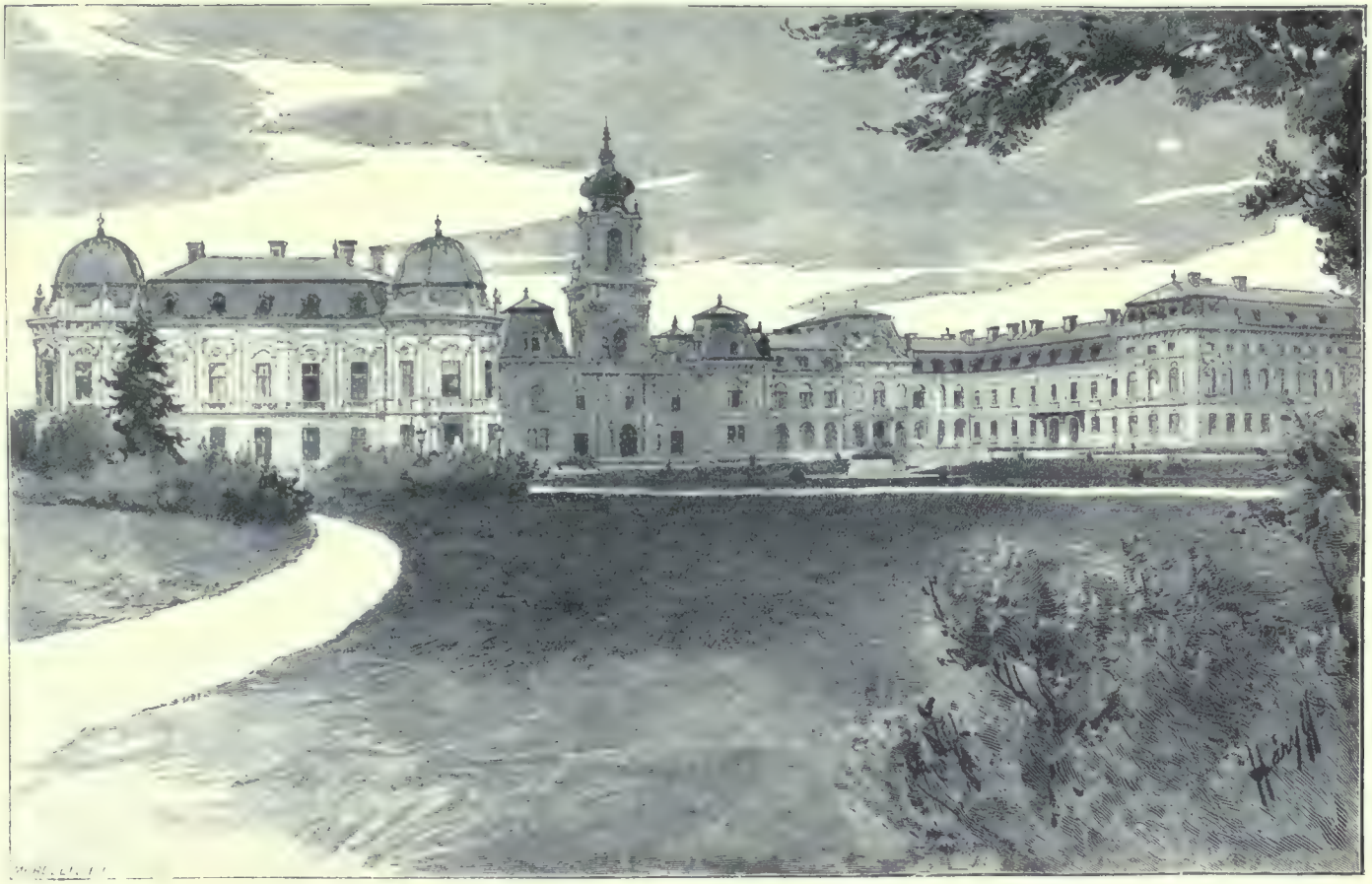
Mosztheln.

1601 bis 1659 unausgesetzt Sorge für Szigliget als wehrhafte Veste, die in der That niemals von den Türken erobert wurde. Im Jahre 1672, bei einem gewaltigen Sommergewitter, schlug der Blitz wiederholt in die Burg, wobei die Dächer verbrannten und ein großer Theil der Mauern, namentlich der Thurm einstürzte. Seitdem wurde die Burg nicht wieder aufgebaut. Nach dem Erlöschen der Familie Lengyel gingen ihre ungeheuren Besitzthümer zu ungleichen Theilen durch Erbschaft in weiblicher Linie an die Familien Inkey, Graf Forgách, Baron Putheány, Hertelendy, Svastics u. A., wie auch durch Kauf an die Familien Graf Zichy, Wodiáner, Freistädtler u. s. w. über.

Westlich von Szigliget erreicht man am östlichen Fuße des Sárkányerdö Balaton-Ederics. Hier biegt das Ufer nach Südwesten ab und setzt sich erst bei Meszes-Györök wieder in westlicher Richtung fort. Gleich bei der Györöker Biegung erblickt man zwischen Ufer und Straße eine grabhügelartige Erhöhung, die eine kleine Kapelle trägt und von Alexander Kisfaludy unter dem Titel: „Der Eremit von St. Michelsberg" besungen wurde. Seitdem ist sie ein regelrechter Wallfahrtsort, wo sich alljährlich an einem gewissen Tage das arme Volk der Umgegend zusammenschaart. Die Straße durchzieht dann die in Weinbergen zerstreut liegenden Dörfer Vonyarcz, Diás und Gyenes, um in das Thal der Keszthelyer Bucht niederzusteigen, wo sie nach zweieinhalb Kilometer ebenen, geraden Laufes zwischen Baumreihen die Stadt Keszthely erreicht.

Keszthely liegt in der nördlichen Ecke des westlichen Plattensee-Endes am Ufer der Keszthelyer Bucht. Es ist eine alte Ansiedlung, die, nach den reichen Ergebnissen der Grabungen, in römischer und hunnischer Zeit, ja selbst vorher schon ein großer Begräbnißplatz, also auch ein großer Ansiedlungsort war. Zur Zeit der Könige aus Árpáds Geblüt und aus den gemischten Häusern führte es den Namen Gesztel. Durch die Reichstage von 1567, 1602 u. s. w. wurde es zu einer Grenzfestung des Landes erhoben und zu seiner Befestigung Kriegsrobot verfügt. Es ist gegen Ost, Nord und West von einer sehr schönen, fruchtbaren und wenig gewellten Ebene umgeben, die sich im Süden fast bis Kanizsa erstreckt und in das Somogyer Comitat hinüberreicht. Von Osten blickt der Petö-Gipfel des Feketehegy (schwarzer Berg), von Norden der Gipfel Batthyánhát (Batthyán-Rücken) des Cserszeg-Tomajer Gebirges auf die Stadt nieder, von welcher gute, zum Theil mit prächtigen Baumreihen eingefaßte Straßen gegen Fenék, Páhok, Héviz, Sümeg und Badacsony ausstrahlen. Es ist eine lebhafte, angenehme und hübsche Stadt mit Plattenseebad und überdies Central-Verwaltungssitz der Festetits'schen Fideicommißgüter.

Die Familie Festetits war ursprünglich vornehmer kroatischer Adel, in die Reihe der für das Land maßgebenden Geschlechter erhob sie sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch Josef Festetits, der im Erbfolgekriege Maria Theresias Regimentsinhaber und Feldmarschall wurde und im Jahre 1749 den Grafenrang erhielt. Sein Bruder



Das Keszthelyer Schloß.

Christof war Septemvir, verschwägerte sich durch seine Gattin Judith Szegedy mit dem vornehmen Adel des Zalaer und Eisenburger Comitats und erwarb durch Kauf Keszthely. Sein Sohn Paul ist Obergespan von Zala. Pauls Sohn, der berühmte Georg, ist ein großer Mehrer des Hauses, ein weiser Mann und hervorragender Patriot. Der heutige ungeheure Landbesitz der Festetits von Keszthely beträgt im Zalaer Comitate allein über 100.000 ungarische Joch und ist in mehrere Herrschaften eingetheilt. Außerdem besitzen sie im Eisenburger Comitate die Pethö Gersei'schen Liegenschaften mit etwa 16.000 und in Somogy die einst dem Herzog von Prie-Torinet gehörigen Güter und einige andere mit zusammen etwa 60.000 ungarischen Joch. All dies ist aber nur der Besitz des Keszthelyer Zweiges, die Déger und Tolnaer Zweige der Familie haben ihren besonderen ausgedehnten Grundbesitz in den Comitaten Veßprém, Tolna, Eisenburg, Somogy, Pest-Pilis-Solt-Kis-Kun u. s. w.

Georg Festetits lebte von 1754 bis 1819. Er gründete im Jahre 1798 das Keszthelyer „Georgicon", die erste höhere landwirthschaftliche Lehranstalt in Ungarn, die noch jetzt in Blüte steht. Seinen umfassenden gesellschaftlichen Einfluß warf er zu Anfang des Jahrhunderts in die Wagschale, um mit dem Grafen Franz Széchenyi und dem Fürsten Ludwig Batthyány vereint, die große Arbeit der Wiedererweckung der ungarischen Nation zu vollbringen. Er war bemüht, die Dichter und Gelehrten der Comitate jenseits der Donau um sich zu schaaren, und stiftete, um ihnen die gegenseitige Bekanntschaft und Anregung, sowie die Vorlesung von Gedichten zu ermöglichen, die akademische Vereinigung „Helikon", welche zweimal im Jahre zu Keszthely zusammentrat. Die erste solche Versammlung fand im Jahre 1817 in glänzendster und gastlichster Weise statt. Seine Krankheit und später sein Tod machte diesen schönen Zusammenkünften ein Ende. Sein Sohn Ladislaus starb 1846 und hinterließ die Besitzungen schwer belastet. Sein älterer Sohn Tassilo, ein hervorragender General, und der jüngere, Georg, als Minister und Politiker, ließen den Glanz des Hauses neu aufleben. Der ältere Sohn des Ministers Georg, wieder ein Tassilo, gegenwärtiger Inhaber der Fideicommißherrschaften, heiratete die Herzogin von Hamilton, wodurch er mit dem englischen Hofadel und mehreren Herrscherhäusern verwandt wurde. Graf Tassilo Festetits wendete große Summen auf, um das Keszthelyer Schloß mit fürstlicher Pracht zu erneuern und zu erweitern.

Westlich von Keszthely liegt fünf Kilometer weit Héviz, ein hübscher Badeort mit wirksamen Quellen.

Von Keszthely begeben wir uns nach Sümeg. Dieses liegt in gleicher Entfernung von den Comitaten Veßprém und Eisenburg und ist der Hauptort einer flacheren, obgleich welligen Gegend, des nördlichsten Theiles von Zala. Unter den Árpáden war es königliche Burg. Vom XV. Jahrhundert an gehört es ständig den Bischöfen von Veßprém.

Um 1605 wendete der Baron und spätere Graf Franz Batthyány, der als Generalcapitän des Landes auch Burghauptmann von Sümeg war, viel Arbeit und Kosten an die Burg. In den Kämpfen Franz Rákóczys II. ist sie von den Kurutzen besetzt. Im Jahre 1707 hat sie den Oberstlieutenant Franz Balogh zum Commandanten und ist mit 30 Kanonen nebst entsprechender Garnison versehen. Die Heeresleitung der Kurutzen errichtete hier eine Pulverfabrik. Nach Beendigung der Bürgerkriege wurde die Burg auf höheren Befehl geschleift.

Die Festung Sümeg.

Die Stadt liegt am südwestlichen Fuße des Rendeker und des Sümeger Gebirges in gesunder Gegend und hat eine schöne Aussicht auf die nach Nord, West und Süd streichende Ebene. Von der Stadt auf drei Seiten umgeben erhebt sich in regelmäßiger länglicher Rundung der Burgberg, das Haupt mit romantisch ausgezackten Basteien und Mauerresten gekrönt, an deren Form der Zahn der Zeit seit 180 Jahren nagend schafft. Den Zugang der Burg bildet ein doppeltes, ja dreifaches Thor, zu dem sich die Straße vom nördlichen Fuße des Berges hinanschlängelte, um durch die Thorbastei und zwischen Thürmen hindurch den geräumigen Burghof zu erreichen, der das Plateau des Berges einnahm. Durch die verfallenden Fensterluken der Burgmauern hat man eine herrliche Aussicht nach allen Seiten, insbesondere nach Nordost, auf die einst mit kostbarem Wein gesegneten,

jetzt leider verheerten Sümeger Weingärten. Einer von diesen gehörte einst Alexander Kisfaludy, dessen Wohnhaus darin noch jetzt besteht. Dieser Dichter, dessen Liebesgedichte und heroische Erzählungen aus dem Leben der Adeligen von einst noch jetzt einen unwiderstehlichen Zauber ausüben, führt die Seele gar lockend durch vergangene Jahrhunderte voll lieber Erinnerungen, seine Dichtung vergoldet alle Herrlichkeiten des Plattensee's und Bakonys, die Burgruinen in Zala und Veßprém werden dem Geiste wieder lebendig und längst ausgestorbene Ahnengeschlechter erwachen zu neuen Kämpfen der Waffen und des Herzens. Kisfaludy ist ein Sprößling des Geschlechtes Csák, das an der Eroberung des Vaterlandes theilgenommen, er ist Mitglied einer großen und vornehmen Familie, die während des XV. und XVI. Jahrhunderts in vier Comitaten begütert war. Die Pietät der Nation hat ihm ein Denkmal errichtet.

Am Fuße des Burgberges steht der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaute bischöfliche Palast, der keine ständigen Bewohner hat. Hier befindet sich die einst werthvolle Bibliothek Martin Biró's und das mehrere Jahrhunderte umspannende Archiv der bischöflichen Herrschaften. Die Stadt besitzt treffliche Mittelschulen und hübsche öffentliche Gebäude. In einer ihrer Gassen steht das adelige Haus Alexander Kisfaludy's, einfach und bequem, mit seinem Gärtchen und den alten Bäumen darin, ganz so wie es vor einem halben Jahrhundert war, als der Dichter darin für immer die Augen schloß.

Von Sümeg südwärts gelangt man durch ein schönes, breites Thal alsbald zu der Csárda und dem Meierhof von Hidegkut, über denen sich im Osten die Ruinen der Burg Tátika erheben. Diese bestand einst aus mehreren Haupt- und Nebengebäuden und gehört zu den bedeutenderen Höhenburgen des Mittelalters. Sie wurde, obgleich sie in den letzten Kurutzenkämpfen keine Rolle gespielt hatte, gleichzeitig mit Csobáncz und Sümeg im Jahre 1713 geschleift. Nach dem Aussterben der Familie Tátika war sie im Jahre 1400 von König Sigismund dem Sohne Pethö (Peter) Gersei's, Johann, geschenkt worden und dann 360 Jahre hindurch bis zum Erlöschen dieses Geschlechtes in deren Besitze verblieben, worauf sie an den Keßthelyer Zweig der Festetits überging.

Die Geschicke der Burg Rezi sind, wenigstens seit dem XIV. Jahrhundert, ähnlich wie die von Tátika. Auch ihre Herren sind die nämlichen. Sie ist wie Tátika eine mittelalterliche Felsenburg, allerdings eine weit kleinere. Ihre morschen Trümmer erheben sich südlich von Tátika an der Nordseite des Dorfes Rezi, auf der hohen Kuppe eines dicht bewaldeten Berges. In den Sagendichtungen Kisfaludy's hat auch sie ihre Stelle.

Westlich von Rezi fließt geradeaus gegen Süden der Gyöngyös-Bach, der im Moorlande am Fuße von Tátika entspringt und sich bei Vindornyafok mit dem bei Kis-Görbö entspringenden Görbö-Bach und dem Vindornya-Kanal vereinigt. Bei Keszthely nimmt er das Warmwasser des Héviz-Kanals auf und fließt im Bette

des unter diesem Namen angelegten Kanals durch die Fenéker Weide in den kleinen Plattensee ab.

Der kleine Plattensee (Kis-Balaton) ist ein Fortsatz des Plattensee's und hängt südlich von Keszthely auf eine Entfernung von sieben Kilometer durch die Fenéker Enge mit dem Plattensee zusammen. Seine größte Länge beträgt etwa sechs, seine größte Breite etwa vier Kilometer. Er enthält ungeheure Strecken von Röhricht, in denen zahlloses Wassergeflügel haust, während sein Gewässer von einem beispiellosen Reichthum an Sumpffischen wimmelt. In seiner Mitte gibt es auch einige Erhebungen, die bei niederem Wasserstande eine Insel bilden. Die Ufer sind ringsum schilfiges, gestrüppbedecktes, mooriges Sumpfland und saure Wiesen. Drei Kilometer vom See liegt Zalavár, im Thale des Zala-Flüßchens und des Plattensee's auf einer durchfeuchteten Ebene, welche durch die Haine des Zala-Flüßchens und des Plattensee's gebildet wird. Zwischen diesen beiden Hainen lagert sich ein schmaler, kaum $1^1/_2$ Kilometer breiter und kaum 10 bis 12 Meter über die Fläche des Plattensee's erhobener Rücken, der einst nach West, Ost und Süd von undurchdringlichem Sumpf umgeben war. Einst trug er auch eine Burg, von der jedoch keine Spur mehr zu finden ist. Zalavár ist in vieler Hinsicht der wichtigste und interessanteste Punkt des Comitats. Es hat diesem den Namen gegeben und ist die älteste christliche Gründung im Comitat. Gegen das Jahr 840 oder 850 entstand in dieser Gegend, durch den slavischen Herzog Privina und dessen Sohn Koczel organisirt, ein Herzogthum, das eine gewisse Unabhängigkeit genoß. Die Residenz Privina's war Mosaburk, das ist Zalavár. In Mosaburk bestand schon um 850 eine Kirche des heiligen Adrianus. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie schon durch Karl des Großen Sohn Pipin oder um das Jahr 800 durch die Salzburger Kathedralkirche gegründet wurde. Stefan der Heilige nimmt im Jahre 1019 ihre Neugründung vor und stiftet, abermals zu Ehren des heiligen Adrianus, eine mit reichen Schenkungen ausgestattete Benediktinerabtei. Auch Ladislaus der Heilige wendet ihr seine Fürsorge zu, sie besitzt seit 1250 ein Landesarchiv und war als beglaubigter Ort thätig. Etwa 200 Jahre lang blieb sie von schweren Schicksalen verschont, hatte aber um 1440 viel von den steirischen Abenteurern zu leiden, die oft über die Grenze brachen und ihre Güter verheerten. Sicherheit gegen diese fand sie endlich durch Ladislaus Nádasdy, Großvater des späteren Palatins, der die Raubritter grausam züchtigte und zersprengte. Im Jahre 1568, nach dem Falle Szigethvárs, wird die Abtei durch die Türken verheert, doch gelingt es beizeiten, das Archiv nebst dem von Kapornak nach dem Kapitelort Eisenburg (Vasvár) zu retten. Als im Jahre 1600 Kanizsa verloren ging, war vorderhand gar nicht an die Aufrechterhaltung der Abtei zu denken, der Reichstag von 1601 und seine Nachfolger verfügten also die Befestigung des Platzes. Der Reichstag des

Jahres 1625 betrachtete ihn ſogar als einen Kanizſa gegenüber beſonders wichtigen Wachtpoſten, zu deſſen Befeſtigung er königliche Feſtungsbaumeiſter beorderte; die Kriegsrobot von Somogy, Zala, Veßprém und anderen Comitaten wurde gleichfalls hieher dirigirt, ja der Reichstag entſandte zur Beaufſichtigung der Befeſtigungsarbeiten eine Landeskommiſſion. Nach Vertreibung der Türken und Beendigung der Bürgerkriege gab Karl III. im Jahre 1715 Zalavár nebſt einigen alten Beſitzungen desſelben den Benediktinern zurück, vereinigte jedoch die Abtei mit der von Göttweig, der ſie nun untergeordnet blieb. Dieſe ließ Kloſter und Kirche in möglichſt einfacher und ſparſamer Weiſe wieder aufbauen, aber nicht mehr in dem ſumpfigen Zalavár, ſondern zwar im Zala-Thale, jedoch etwa neun Kilometer weiter oben in Zala-Apáti, wo erſt das Kloſter, dann (1774 bis 1775) die Kirche gebaut wurde. Der Konvent, deſſen Wiedererrichtung als beglaubigter Ort ſchon durch den Reichstag von 1598 verfügt worden war, begann ſeine Thätigkeit eigentlich erſt 1758 wieder, da ſein Archiv erſt um dieſe Zeit von Eiſenburg nach Zala-Apáti zurückgebracht wurde. Der Reichstag vom Jahre 1802 verfügte die Unabhängigkeit der Abtei von der ausländiſchen Erzabtei Göttweig und wollte ſie als ſelbſtändige vaterländiſche Abtei ſehen, doch gelangte dies erſt nach 71 Jahren (1873) zur Ausführung. Seitdem iſt zwiſchen ihr und Göttweig jede Verbindung abgebrochen.

Csatár war einſt gleichfalls eine Benediktinerabtei, die um 1137 durch den Geſpan Martin und deſſen Frau Magdalena zu Ehren des heiligen Petrus geſtiftet wurde. Es liegt ſüdlich von Zala-Egerszeg nahe der Egerszeger Bahnlinie, zwiſchen den Bergen der einſt reich bewaldeten Gegend.

Die Puszta Hidvég, ſüdlich von Zalavár an der Keszthely-Kanizſaer Straße, liegt etwa vier Kilometer vom kleinen Plattenſee und gehört zu Zalavár. Ihr einſt ſumpfiges und auch jetzt noch durchfeuchtetes Gebiet überragt den Hochwaſſerſtand des Plattenſee's nur um wenige Meter. Die Niederlaſſung iſt alt, da das Zala-Flüßchen hier am leichteſten zu überbrücken war; auch beſtand hier ſeit Urzeiten eine Brücke und dieſe hat dem Orte ſeinen Namen gegeben (Hidvég = Brückenende). Nach dem Falle Kanizſa's wurde es wichtig, den Brückenkopf zu befeſtigen und hier ein Fort zu erbauen, um den Türken in Kanizſa die Raubzüge jenſeits des Plattenſee's zu erſchweren. Die Errichtung des Werkes wurde durch den Reichstag des Jahres 1659 verfügt. Wall und Graben ſind verſchwunden und dichter Graswuchs deckt ihre Stelle.

In nächſter Nähe bei Zala-Apáti liegt gegen Norden am Fuße eines niedrigen Waldgebirges Szent-Györgyvár (St. Georg). Seine kleine Feſtung, die den Weg durch das Zalathal ſchützte, wurde auf Anordnung des 1567er Reichstages verſtärkt. Beſitzer waren bis in die letzte Zeit die Grafen Széchenyi.

Sechs Kilometer oberhalb von Szent-Györgyvára, bei Csány, beginnt die regelrechte Kanalisirung des Zala-Flüßchens und setzt sich etwa 21 Kilometer weit bis Hidvég fort. Das Flußthal ist stellenweise selbst an den Kanalufern mit einem förmlichen Urwald von Erlen bestanden, die bei Niederwasser mit ihrem struppigen Wurzelwerk über der Bodenfläche stehen.

Weiter oben im mittleren Zalathal liegt Szent-Gról (Gerechtsdorf) südlich von Türje am Fuße der Csáforder Höhe mit reichen Wiesen und Äckern, einst zwischen üppigen Wäldern und Weingärten. Es besteht aus zwei verschmolzenen Gemeinden. Die obere heißt Zala-Szent-Gról, die untere, die dem Flusse fast zwei Kilometer weit folgt, ist Szent-Gról-Polgárváros. Sowohl die bauliche Absonderung, als auch die beiden Namen haben in ferner Vergangenheit einen geschichtlichen Hintergrund. Unter Andreas III., dem letzten König aus Árpáds Hause, besitzt Graf Philipp, Sohn des Thomas, die Burg St. Gerhard und das Dorf St. Gerold nebst dem etwa zweieinhalb Kilometer abliegenden Dorfe Udvarnok. Die heutige Unterscheidung bestand also schon vor 600 Jahren. Später verwandelten sich im Volksmunde beide Namen, St. Gerhard und St. Ghyrolt in Szent-Gról. Das XVI. Jahrhundert sieht hier die Familie Hagymássy auftauchen, deren Vorname „Szent-Ghyrolti" ist. Im Jahre 1510 ist Szent-Gról schon ihr Besitz. Die Wichtigkeit der Szent-Gróter Burg beginnt mit der Niederlage bei Mohács und besonders dem Falle von Kanizsa. Sie hatte nun das Zalathal zu vertheidigen. Der Reichstag von 1556 beordert sämmtliche Adelige des Zalaer Comitats, welche diesseits des Zalaflusses wohnen und keine Burg besitzen, hieher, um bei der Befestigung Robot zu leisten.

Erenye ist eine Puszta östlich von Szent-Gról bei Ó-Hid. Die Brüder Erenyi-Herczeg gründen hier im Jahre 1339 ein Kloster für Paulaner-Eremiten. Das Kloster ist längst dahin, Erenye gehört heute Privatbesitzern.

Unweit von hier gegen Norden liegt Türje. Es ist eine Doppelgemeinde, aus Belsö- und Külsö-Türje (Inner- und Außer-Türje) aneinander gebaut und wegen seiner Prämonstratenser-Propstei bemerkenswerth. Es liegt an der Sümeg-Egerszeger Straße und der Egerszeger Eisenbahn, an den fruchtbaren Hängen eines breiten Thales des mittleren Zala. Sein Ursprung reicht ins XIII. Jahrhundert zurück. Ein Vorfahr derer von Szent-Ghyrolt, der Banus und slavonische Herzog Dionys stiftete diese Propstei zur Zeit Bélas IV. und sie besaß seit Mitte des XIII. Jahrhunderts die Gerechtsame eines beglaubigten Ortes. Später wurde sie der Propstei von Csorna untergeordnet und bildete sozusagen deren Filiale. Nach der Mohácser Katastrophe hatte sie viel zu leiden und wurde auch zu Anfang des XVII. Jahrhunderts durch die wilden Reiterschaaren der Fürsten Bocskay und Bethlen, namentlich unter Christof Hagymássys Führung, wiederholt verheert. Mit Szent-Gról kam es um 1630 an die gräfliche Familie Batthyány, doch verzichtete

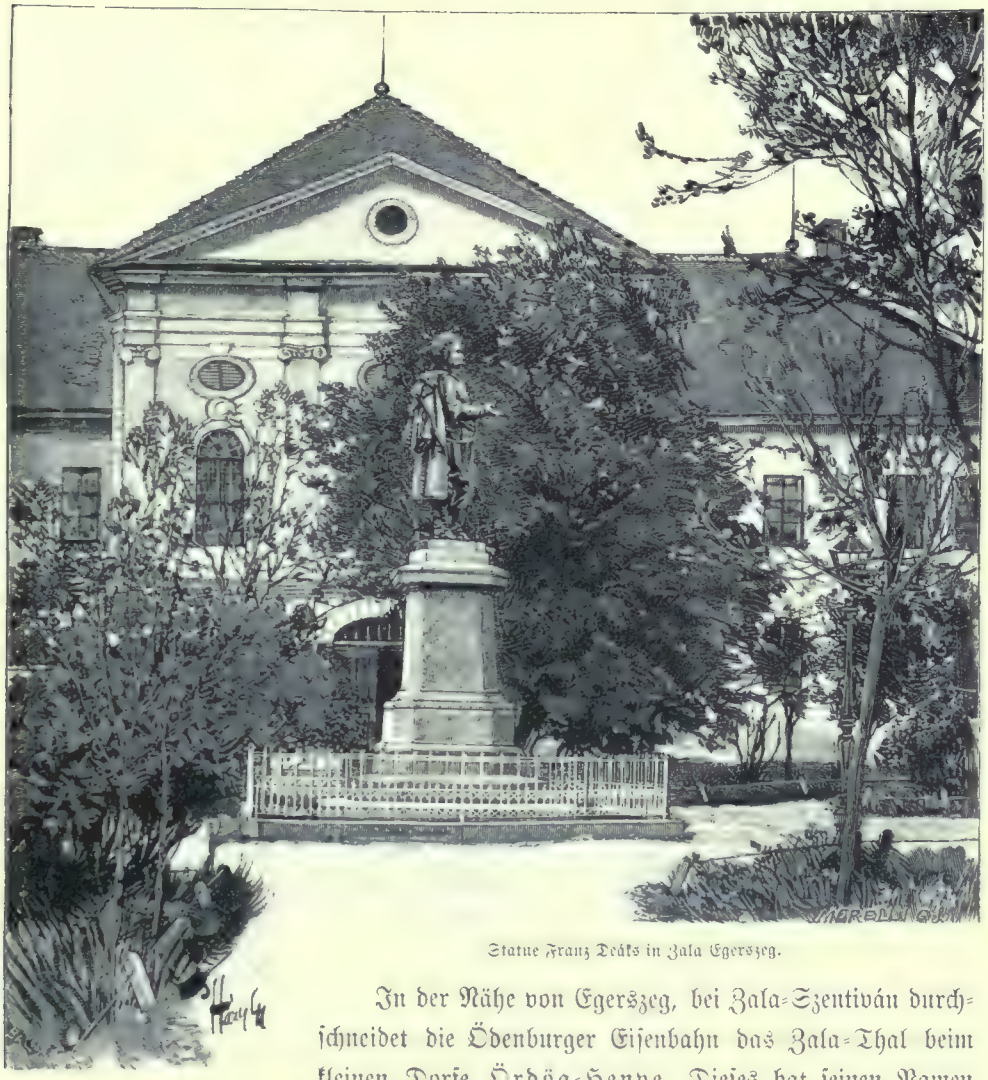
Graf Adam Batthyány im Jahre 1699 freiwillig auf seinen Besitz und stellte den Orden wieder her, ja er begründete ihn eigentlich zum zweiten Male. Nun schenkte sie Leopold I. dem Propst von Pernegg (Niederösterreich), Pater Schöllingen, von dem sie im Jahre 1710 sammt der Horpácser Probstei um 59.000 Gulden zurückgelöst wurde. Ihre schöne Kirche, ein neuerer Bau, gereicht der Gegend zum Schmuck.

II. Der mittlere Theil des Comitats bis Göcsej und Letenye.

Indem wir uns dem mittleren Theile des Zalaer Comitats zuwenden, wollen wir zuerst die Gewässer desselben in Betracht ziehen. Diese theilen sich in drei Gruppen von ungleicher Größe: die Gruppen des Zala-Flüßchens, des Nagycsatorna (großen Kanals) und des Berekvölgy (Hainthales), der auch dem Zala-Fluß beigezählt werden kann.

Die Zala entspringt als kleines Bächlein oberhalb Öri-Szent-Péter im Eisenburger Comitat und tritt nach einem Laufe von 15 Kilometer zwischen Zala-Mindszent und Csöde in das Zalaer Comitat ein, wo sie bis Egerszeg in westlicher, von hier bis Zalabér in nordwestlicher, dann voll abschwenkend bis Hidvég in südlicher Richtung fließt, um von hier wieder nach Nordwest abbiegend dem Südende des kleinen Plattensee's zuzuströmen. Ihr Lauf im Zalaer Comitat beträgt sammt den Biegungen etwa 100 Kilometer, wovon das letzte Drittel, von Csány ab, schon ein geregeltes Kanalbett ist. Zuflüsse, natürlich nur kleine Bäche, erhält sie von beiden Seiten reichlich, so daß ihr Wasser, namentlich im Frühjahr, bedeutend wächst und dann in verhältnißmäßig sehr bedeutender Menge dem Plattensee entgegenrauscht.

Egerszeg, obgleich eigentlich dem Göcsej zugehörig, wird am besten hier erwähnt. Es ist ein Städtchen von kaum 6000 Einwohnern, Comitatssitz mit Gerichtshof, Bezirksgericht, Finanzdirection, einem königlichen Notar und Comitatsämtern. Es liegt an der mittleren Zala zwischen Waldhügeln. Unter seinen Gebäuden ragen das stattliche, schöne Comitatshaus und die Kirche hervor. Die Zala wendet sich hier gegen Norden und der Name der Stadt kommt wahrscheinlich von dieser Wendung (szeg = Ecke) und den im Zala-Thale einst reichlich wuchernden Erlenwäldern (éger = Erle). Es ist eine alte Ansiedlung. In früher Zeit gehörte es zu den Gütern des Bischofs von Veßprém. Nach der Mohácser Schlacht ist es eine Festung, der die Reichstage nach dem Falle Kanizsa's besondere Fürsorge zuwenden. Nach Nemti war Egerszeg die größte und stärkste Landes-Grenzfestung im Comitat. Den Türken entgeht es. Vom Fürsten Gabriel Bethlen wird es im Feldzuge von 1620 erobert. Als Maria Theresia im Jahre 1777 das Bisthum Steinamanger stiftet, wird Egerszeg von den Besitzungen des Bischofs von Veßprém getrennt und dem neuen Bisthum zugewiesen. Der Bischof von Steinamanger besitzt hier etwa 1100 ungarische Joch.



Statue Franz Deáks in Zala Egerszeg.

In der Nähe von Egerszeg, bei Zala-Szentiván durchschneidet die Ödenburger Eisenbahn das Zala-Thal beim kleinen Dorfe Ördög-Henye. Dieses hat seinen Namen von den ehemaligen Besitzern, der Familie Ördög von Pölöske.

Nordwestlich von hier, im mittleren Zala-Thale liegt auf waldiger Höhe Keménd, Stammburg und Besitzthum der uralten, noch aus der Árpádenzeit stammenden Familie Keméndy. Die kleine Burg bestand noch im XV. und XVI. Jahrhundert. Weiterhin folgt das kleine Dorf Zalabér am nördlichen Laufe der Zala, gegenüber von Batyk; es gehörte einst der reichbegüterten und angesehenen Familie der Horváth von Zalabér. Während der Türkenkriege, nach dem Falle Kanizsa's, wurde seine von alters her bestehende kleine Burg durch den Reichstag des Jahres 1613 zur Grenzfestung erklärt.

Dann folgt, unterhalb von Szent-Grót, am rechten Ufer der Zala das Dörfchen Kehida. Sein Ruhm knüpft sich an Franz Deák, der hier wohnte und eine Besitzung hatte. Es ist eine alte Ansiedlung und gehörte der Reihe nach den Kanizsay und Hásságyi, worauf es an die vornehme Familie Hertelendy überging. Kaspar Hertelendy erbaute zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts das jetzige Schloß. Seine Tochter Anna, Gattin des Gabriel Deák, war die Großmutter der Brüder Anton und Franz. Im Besitze der Familie Deák vereinigten sich, von väterlicher und mütterlicher Seite her, außer Kehida noch die Güter zu Söjtör, Tárnok und Oroklán. Mitte des vorigen Jahrhunderts theilte sich die Familie Deák in die Zweige von Kehida und Tárnok. Zu dem Kehidaer Zweige gehörten Anton und Franz; der erstere war Führer der Opposition im Comitate und Deputirter auf den Reichstagen von 1825 und 1832, der andere war der „Weise des Vaterlandes", welchen Ehrentitel die öffentliche Meinung ihm schon bei Lebzeiten zuerkannte. Franz Deák wohnte bis zum Jahre 1854 in Kehida. In seiner dortigen Einsamkeit suchten ihn begeisterte Jünglinge aus weiter Ferne, Staatsmänner aus dem Reichstage, Schriftsteller und Dichter auf. Im Jahre 1854 verkaufte er seine Besitzung an den Grafen Stefan Széchenyi. Nach dessen Tode ging sie an den Sohn, Edmund Széchenyi über, der sie im Jahre 1872 dem Bankier Baronyi verkaufte.

Köveskut ist ein kleines Dorf, östlich von Kehida im Gebirge gelegen; es war einst von gewaltigen Forsten umgeben.

Der Mittellauf des Zala-Flusses ist durch einen von Zala-Istvánd in nord-südlicher Richtung abgehenden Kanal von 72 Kilometer Länge mit der Mur verbunden. Dies ist der sogenannte Nagy-csatorna (Große Kanal). Die Zala fließt in den Plattensee, die Mur in die Drau. Zala und Mur haben jede ein besonderes Stromsystem. Jede hat andere Nebenflüsse und die Linie der Wasserscheide ist zwischen ihnen ganz deutlich. An dem Kanal, der beide verbindet, ist nicht sowohl die Ausführung interessant, als vielmehr der ganz originelle Plan. Die Linie der Wasserscheide zwischen Zala und Mur läuft in der Richtung auf Pacsa. In der Nähe dieses Ortes, am Fuße der Rajker Hügel, entspringt der Bach, der seit uralten Zeiten Kanizsa-Fluß hieß; er floß von hier südwärts gegen die Stadt Kanizsa, trennte Klein-Kanizsa von Groß-Kanizsa, umfloß die zwischen diesen beiden Orten gelegene berühmte Festung Kanizsa und mündete bei dem Zrinyi-Brunnen, dem einstigen Zrinyi- oder Zerinvár (Zrinyiburg) in die Mur. Dieser Fluß bildete ehemals Seen, Inseln und Sümpfe. Am Ursprunge des Kanizsa-Flusses bei Pacsa hat die Wasserscheide 152 Meter Seehöhe und der Fall des Flusses bis zu seiner Einmündung in die Mur beträgt 132 Meter. Der Kanal des einstigen Kanizsa-Flusses heißt jetzt Princzipális-csatorna (Prinzipal-Kanal) und hat eine Länge von 48 Kilometer. Der nämliche Kanal aber setzt sich, erst unter dem Namen Nagy-csatorna, dann als Foglár-csatorna,

über Pacsa hinaus in nördlicher Richtung fort und fällt nach einem Laufe von 24 Kilometer in die Zala, wobei er von der Höhe der Wasserscheide um 133 Meter herabsteigt.

Hier finden wir in der Nähe von Zala-Istvánd das Dörfchen Bezeréd an einem Bächlein gelegen, eines der alten Stammnester der in den Comitaten Veßprém, Eisenburg und Zala verbreiteten berühmten Familie Bezerédj. Ihr Ruhm beruht hauptsächlich auf Emerich Bezerédj, Oberst des Fürsten Franz Rákóczy II. Das ganze Land und selbst das Ausland widerhallte vom Lobe der Schneidigkeit, ja der heldenmüthigen Tapferkeit dieses

Ehemaliges Haus Franz Deáks in Kehida.

glänzenden Kriegsmannes, der in den verschiedenen Gefechten des Feldzuges eigenhändig 72 Offiziere des kaiserlichen Heeres niedergehauen hatte, schließlich aber durch den Fürsten wegen „Untreue" zum Tode verurtheilt wurde. In unserm Jahrhundert zeichnete sich der in Tolna ansässige Stefan Bezerédj aus; er war in der Gesetzgebung ein hervorragender Kämpe für Cultur, Aufklärung und nationalen Fortschritt.

Südlich von hier, am östlichen Ufer des Großen Kanals und am Fuße eines ehedem mit Urwald bedeckten Gebirges, liegt die bedeutendere Ortschaft Nagy-Kapornok; neben ihr fällt ein Bächlein, das aus den Bergen hervorgerauscht kommt, in den Kanal. Hier haben die Benediktiner eine ihrer ältesten Abteien, die zu Ehren des heiligen Erlösers gestiftet ist. Sie war schon im XIII. Jahrhundert ein als beglaubigter Ort behördlich

wirkender Konvent und beſitzt auch ein Archiv, das noch vor dem Falle Szigetvárs nach dem Eiſenburger Kapitelhaus geſchafft und ſo den drohenden türkiſchen Raubzügen entrückt wurde. Im Jahre 1600 eroberten die Türken Kanizſa und zerſtörten ein Jahr ſpäter auch Kapornok vollſtändig, ohne es aber dauernd zu beſetzen. Die Reichstage der folgenden Jahre verfügten die Wiederherſtellung und Aufrechterhaltung ſeines Forts.

Nahe bei Kapornok liegt die Pußta Forintosháza, Stammſitz der dem niederen Adel angehörigen, aber anſehnlichen Familie Forintos, die namentlich bei der Deputirtenwahl von 1843 im ganzen Lande von ſich reden machte. Ihr damaliges Haupt Georg erklärte ſich nämlich, als Führer der conſervativen Partei des Comitats, gegen die Leiſtung der öffentlichen Laſten und ſetzte bei der Abſtimmung der Comitatsverſammlung eine Inſtruction durch, auf Grund deren Franz Deák ſeinen Platz im Reichstage von 1843 bis 1844 nicht einnehmen konnte. Die freiſinnige Partei jedoch hing ſo treu an Deák, daß ſie auf einer neuerlich einberufenen Verſammlung unter der Führung Ladislaus Csányi's die Mehrheit erkämpfte, freilich nicht ohne daß es beide Male zum Blutvergießen, ja zum Verluſte mehrerer Menſchenleben kam. Aus dieſem Grunde nahm Deák auch das zweite Mal das Deputirtenmandat nicht an.

Südweſtlich von Nagy-Kapornok liegt zwiſchen Waldgebirge Szent-Péterur, in deſſen Beſitz ſich der Religionsfonds und ein Compoſſeſſorat theilen, mit den volkreichen Puszten Bánfa und Rokolán. Hier wurde Ludwig Hencsei geboren und erzogen, ein ſchlichter Grobſchmied, der im Jahre 1840 nach Peſt ging, daſelbſt eine Nazarener-Gemeinſchaft gründete, den nazareniſchen Glauben in mehreren Ortſchaften des Landes verbreitete, deſſen Glaubensbekenntniß niederſchrieb und dann als Bekehrer in die Schweiz ging, wo er 1846 ſtarb.

Hier iſt noch Bucsú-Szent-László (St. Ladislaus' Wallfahrtsort) zu erwähnen, das auch Egyházas-Szent-László (St. Ladislaus mit der Kirche) heißt. Es liegt an der Kanizſaer Eiſenbahn im Thale des Pölöske-Baches. Die Franciscaner haben da ein großes Kloſter nebſt Kirche. Es iſt ein beſuchter Wallfahrtsort.

Hahót iſt mit dem hiſtoriſchen Namen einer großen Familie verknüpft. Ein Abkömmling der thüringiſchen Grafen von Orlamünde begann gegen Ende des XII. Jahrhunderts unter Béla III. hierzulande in und um Hahót ausgedehnte Beſitzungen zu erwerben. Unter ſeinen Nachkommen tauchten in der erſten Hälfte des XIII. Jahrhunderts die Namen Hahold und Buzád auf. Ein Buzád war im Jahre 1222 ſchon Banus. Sein Sippe Arnold ſtiftet im Jahre 1234 das Kloſter zu Hahót. Abkömmlinge dieſes Geſchlechts ſind die Bánffy von Alſó-Lendva, deren einer, Johann, unter Wladislaus II. Obermundſchenk iſt und ſpäter König Johanns Palatin wird. Nach ihm begannen die männlichen Sprößlinge alsbald ſelten zu werden, ſo daß zu Ende des XVI. und Anfang des

XVII. Jahrhunderts nur noch Nachkommen der weiblichen Linie übrig waren. Der letzte männliche Sprosse Christoph starb 1644 und mit ihm erlosch der Mannesstamm einer Familie, die ein halbes Jahrtausend lang ihre Rolle im Lande gespielt hatte. Einige Nachkommen in weiblicher Linie, unter anderen die Grafen Batthyány von Német-Ujvár (Güssing) und die Sibrik von Szarvaskend, leben und blühen noch jetzt in den Comitaten Zala und Eisenburg.

Hahót liegt im Thale des „Prinzipalkanals" unweit der Ödenburg-Kanizsaer Eisenbahn am Fuße eines welligen Gebirges von 800 bis 900 Fuß Höhe und besteht aus

Alsó-Lendva.

zwei beinahe zusammenstoßenden Dörfern: Felsö- und Alsó-Hahót (Ober- und Unter-Hahót). Vorzügliche Äcker, reiche Wiesen, gute Weingärten und üppiger Waldwuchs zeichnen seine Gemarkung aus. Unter seinen volkreichen Puszten seien zwei nördlich von Felsö-Hahót gelegene erwähnt, die beide Fakos heißen. Der Name Fakos ist, nach den Urkunden, identisch mit dem Namen Falkus. Das Kloster zu Hahót wurde in der Türkenzeit wiederholt durch Streifzüge verheert. Ferdinand III. erhob es im Jahre 1642 bei Lebzeiten des letzten Bánffy zur Abtei und stellte so den längst untergegangenen Orden gleichsam wieder her. Das Patronat desselben wurde von Maria Theresia im Jahre 1772 dem Grafen Paul Festetits verliehen. Seither gebühren Titel und Einkünfte dem Pfarrer von Keszthely.

Nördlich von Hahót, etwa zwölf Kilometer weiter, liegt in dem nämlichen Thale Pölöske. In der Türkenzeit war die dortige Veste ein wichtiger Grenzplatz; sie verfiel zu Anfang des vorigen Jahrhunderts und ihr Andenken lebt jetzt nur noch im Namen ihrer Puszta Várhely (Burgstätte).

Rajk liegt gleichfalls im Hahóter Thale östlich von Hahót am jenseitigen Abhang des Thales längs der Eisenbahn. Es besteht aus zwei Dörfern, die jetzt Felsö- und Alsó-Rajk heißen. Hier stiftete ein Ahnherr, Michael, der Familie Bánffy von Lendva im Jahre 1255 zu Ehren der heiligen Jungfrau die Rajker Propstei der Prämonstratenser. Diese Propstei war jedoch zur Zeit der Mohácser Schlacht schon völlig verschwunden. Die Burg von Felsö-Rajk stand zwischen Sümpfen und war Grenzplatz; über ihren Standort geht jetzt die Eisenbahn.

Szemenye, an der Einmündung des Kerka-Baches in die Mur, war gleichfalls Grenzfestung. Jetzt bildet es zwei nahe zusammengebaute Dörfer, Felsö- und Alsó-Szemenye.

Alsó-Lendva liegt im Murthal, einer hydrographisch hochinteressanten Gegend. In dem Dreieck, das sich bei dem Zusammenfluß der Kerka und Lendva gebildet hat, befindet sich ein welliges Gebirge von 70 Quadratkilometer Flächeninhalt, in dessen Schluchten fünf kleine Dörfer nisten; es erhebt sich etwa 500 Fuß über die Thäler der Kerka und Lendva und ist reich an herrlichen Kastanienwäldern und Obstgärten. An seinem westlichen Fuße liegt Alsó-Lendva, einst in einem Gewirr von hundertfach zerfaserten Wasserläufen und ewig überschwemmten Sümpfen verloren, jetzt an den Ufern von fünf Kanälen, die all dieses Gewässer ableiten, sicher hingelagert. Von seiner einstigen Burg hat man die herrlichste Aussicht gegen Nord, West und Süd. Wie ehedem, so bildet es auch jetzt mit Lenti vereinigt das Haupt einer ungeheuren Domäne, welcher 82 Dörfer und Flecken mit 120.000 ungarischen Joch angehören. Seit nahezu 200 Jahren ist dies ein Besitz der Fürsten Esterházy, der bald nach dem Tode des letzten Bánffy von Lendva durch den Palatin Fürsten Paul erworben wurde.

Nordwestlich von Alsó-Lendva in einer Entfernung von zehn Kilometer liegt am Kerka-Ufer die Ortschaft Lenti, in alten Urkunden auch Nemty und Nempthy genannt. Nach dem Falle Kanizsas war dieser Platz der Schutz Steiermarks und Österreichs gegen die durch das Mur- und Kerkathal einbrechenden Türken. Aus diesem Grunde lenkt der Reichstag schon 1613 die Aufmerksamkeit des Königs auf die Nothwendigkeit, Nemti und Egervár zu nehmen und mächtig zu befestigen, sowie überdies auch Keszthely, Szigliget, Csobáncz, Zalavár und Pölöske vertheidigungsfähig zu machen. Der König verfügte sonach, mit Einwilligung der Reichstage von 1625 und 1630, daß Nemti durch eine steirische Besatzung auf Kosten Steiermarks vertheidigt werde.

Hauptstraße von Groß-Kanizsa.

Westlich von Alsó-Lendva im Thale der Mur und des oberen Lendvabaches liegt Bellatincz, Hauptort einer Baron Sina'schen Domäne mit vierzehn Dörfern, gegenwärtig Besitz des Grafen August Zichy.

Südlich von Hahót finden wir Kaczorlak. Es ist ein kleines Dorf am westlichen Ufer des Großen Kanals gegenüber von Gelse-Sziget, das vor der Regulirung der Gewässer von Sümpfen umgeben war und daher Sziget (Insel) genannt wurde. An Kaczorlak grenzt im Nordwesten Szent-Balázs (St. Blasius), am Abhange des den Kanal beherrschenden Gebirges. Alle drei Dörfer sind wegen der Schlacht im Jahre 1587 bemerkenswerth. Damals zog Sinan Beg mit 8.000 Mann von der Szigetvárer Gegend aus und verheerte Alles in fürchterlichster Weise; als er jedoch mit unermeßlicher Beute und vielen Gefangenen den Rückweg antrat, stellte sich ihm hier Georg Zrinyi entgegen. Das türkische Heer wurde vollständig zersprengt, 2.000 Mann, darunter Sinan Beg, wurden niedergehauen, 19 Fahnen erbeutet, 2.000 Krieger, darunter die Begs Mohamed und Hassan, gefangen, der ganze Train weggenommen und sämmtliche christliche Gefangene befreit.

Palin ist Stammsitz der Inkey von Palin, einer der ältesten und angesehensten Familien der Comitate Zala und Somogy, später Besitzthum des Grafen von Flandern.

Nagy-Kanizsa (Groß-Kanizsa) ist einer der wichtigsten Plätze und die größte Stadt des Zalaer Comitats. Es ist Hauptort der Gerichtsbarkeit und Verwaltung. Mehrere Eisenbahnlinien haben hier ihren Kreuzungspunkt, außer der Budapester, Triester und Ödenburger Linie gehen nämlich auch die Linien nach Agram, Fünfkirchen und Kaposvár eigentlich von hier aus. Als Handelsplatz ist es einer der größten jenseits der Donau, und die Neuzeit sieht es von Tag zu Tag schöner, größer und reicher werden. Stadt und Festung gehörten einst der Familie Kanizsay, die aus dem Geschlecht Osl hervorging. Lorenz Kanizsay, Obergespan des Zalaer Comitats, kämpft tapfer gegen die Parteigänger und die Deutschen und erhält dafür von Karl I. im Jahre 1324 die Veste Kanizsa nebst der zugehörigen Herrschaft. Von da an nennt sich diese Linie der Osl Kanizsay und fährt fort, ihre Besitzungen in der Gegend zu vermehren, während sie zugleich die höchsten Würden erringt. Während des ganzen XV. Jahrhunderts stehen die Kanizsay auf dem Gipfel der Macht. Der letzte Kanizsay, Ladislaus V., war im Jahre 1525 Judex Curiae, mit ihm erlosch das Haus im Jahre 1532. Seine einzige Tochter Ursula war die Gemalin des späteren Palatins Thomas Nádasdy. Sie wurde, um die Güter nicht dem Fiskus zufallen zu lassen, präficirt (in Sohnesrechte eingesetzt), wodurch die Kanizsay'schen Besitzungen an die Nádasdy übergingen. Der Palatin starb 1562 und hinterließ einen Sohn, Franz, den durch gewaltige Körperkraft und Tapferkeit berühmten sogenannten „schwarzen Beg", dessen Gemalin Elisabeth Báthory war. Nach dem Falle Szigetvárs konnte nur Kanizsa die stärkste Schutzmauer der westlichen Comitate werden, König Maximilian brachte es also im Jahre 1566 im Tauschwege an sich, indem er als Gegenwerth die Herrschaft der Abtei Bors-Monostor und im Neutraer Comitat Burg Csejthe nebst zugehöriger Herrschaft hingab.

Kanizsa wird in Urkunden aus der Árpádenzeit auch als Kenesa und Kanesa erwähnt. Es war von altersher eine Veste und bildete im Thale des alten Kanizsa-Flusses, von Sumpf und Moor umgeben, eine Sumpfburg. Nach der Mohácser Niederlage wuchs seine Bedeutung als Grenzpunkt in dem Grade, als die Türken vordrangen. Schon der Reichstag von 1559 erklärt seine Befestigung für nothwendig und fügt hinzu, daß, wenn Szigetvár und Babocsa verloren gehen sollten, die Türken erst bei Kanizsa aufgehalten werden könnten. Die Befestigung wurde alsbald durchgeführt, ja man erweiterte die Erdwerke so, daß sie eine Besatzung von mehreren tausend Mann aufnehmen konnten. Sobald das Land die Festung übernommen hatte, ernannte der König (1566) Franz Tahy zum Commandanten. Die Besatzung unter Tahy bestand aus 1000 Reitern und 1000 Mann Fußvolk, war also nach den Begriffen jener Zeit bedeutend.

Auch die Lieutenants waren die beſten: Peter Keglevich iſt einer der romantiſchen Helden ſeiner Zeit; Kaſpar Alapy, Franz Geßthy, Georg Paladics, Kaſpar Böthy ſind ſämmtlich hervorragende Kriegsmänner. Als aber Soliman einbrach und Szigetvár belagerte, gehörte hieher eine noch ſtärkere Fauſt als Tahy. Der König ſetzte Georg Thury, den berühmten Commandanten von Palota, in Kanizſa ein und dieſer brachte ſeinen Neffen, den gleichfalls tapferen Lieutenant Franz Thury mit. Thury fiel 1571 in offener Feldſchlacht. Seinen Kopf ſchickte der Ofner Paſcha als Siegeszeichen nach Conſtantinopel, während ſein Körper durch Georg Zrinyi mit großem Gepränge nach Kanizſa gebracht und dort beſtattet wurde. Der Tod des muthigen Kriegers erregte im ganzen Lande tiefe Trauer und Niedergeſchlagenheit. Die Dichter feierten ihn unter dem Namen „Turris Hungariae“, Thurm Ungarns. Nach Thury ernannte der König den Valentin Bánfi von Tallócz zum Commandanten von Kanizſa. Auch dieſer war ein tapferer Degen. Ihm folgte im Commando Kaſpar Alapy (1573) und unter ihm wurde die Feſtung am Aſchermittwoch des genannten Jahres durch die Türken überrumpelt, wobei die Vorſtadt in Flammen aufging. Nach ihm wurde die Feſtung bereits deutſchen Händen anvertraut. Anfang September des Jahres 1600 erſchienen Großvezier Ibrahim und Mohamed-Kiaja Paſcha mit einem gewaltigen Heere vor Kanizſa. Commandant war der deutſche General Georg Paradeiſer, der die Feſtung nach vierundvierzigtägiger Belagerung am 20. October übergab, wofür er auch kriegsgerichtlich zum Tode verurtheilt wurde. So fiel Kanizſa, eine der ſtärkſten Grenzfeſtungen, in Türkenhand.

Der Fall Kanizſas war der ſchwerſte Schlag für das Land jenſeits der Donau, aber auch für Steiermark und Öſterreich, da nunmehr das ſtärkſte Hinderniß des türkiſchen Vormarſches beiſeitigt war. Die Reichsſtände fühlten das wohl, aber nicht minder die Wiener Kriegsleitung, und gleich der Reichstag von 1601 und die der folgenden Jahre verfügten, ſoweit es in ihrer Macht lag, entſprechende Maßnahmen zur Vertheidigung. Am nächſten lag es, die Thäler der Flüſſe Zala, Kanizſa, Mur, Lendva und Kerka, wo die Wege nach Norden und Weſten führten, mit Feſtungen zu verſehen. Weiter ſollten Nemti und Egervár hauptſächlich ſteiriſche und öſterreichiſche Beſatzungen erhalten. Endlich wurde ein Angriffsheer organiſirt, um Kanizſa den Türken wieder zu entreißen. Dieſes Heer ſammelte ſich im Sommer 1601 unter dem Oberbefehl des Kronprinzen Erzherzogs Ferdinand, des ſpäteren Königs, und begann im September die Belagerungsarbeiten. Die Türken hatten ſich jedoch ſehr verſtärkt und ſchlugen den erſten großen Sturm tapfer zurück. Auch die Aushungerung mißlang. Schließlich gab Ferdinand Befehl zum Rückzug, der am 18. November in großer Unordnung und unter furchtbaren Verluſten erfolgte. Kanizſa wurde dann bis 1664 nicht wieder belagert. In dieſem Jahre reifte durch die wunderbaren Erfolge Nikolaus Zrinyis der Plan, die Feſtung wieder zu gewinnen.

Von Ende April bis Ende Mai wurde sie durch Nikolaus Zrinyi, Hohenlohe und Strozzi belagert, allein vergeblich. Glücklicher und von vollem Erfolg gekrönt war die Belagerung im Jahre 1690 unter den ungarischen Generalen Graf Adam Batthyány und Stefan Zichy, welche die seit 90 Jahren in fremder Hand befindliche Festung Kanizsa nach dreimonatlichen Anstrengungen und tapferer Gegenwehr der Türken am 13. April wieder für Ungarn gewannen. Hierauf wurde die Stadt alsbald neu aufgebaut und organisirt.

Das heutige sogenannte Klein-Kanizsa am westlichen Ufer des Kanizsaflusses bestand nämlich auch damals, hieß jedoch Ráczváros (Raizenstadt). Im Jahre 1698 wurde es mit Kanizsa vereinigt und vier Jahre später (1703), am Anfang des durch Rákóczy II. geführten Krieges, wurden die Festungswälle geschleift, die Gräben zugeschüttet, die Festung zur offenen Stadt erklärt; nach längerer Zeit folgte dann die Regulirung all des umherschweifenden Gewässers, des Kanizsaflusses wie der ihm zuströmenden Bäche, dadurch waren die Sümpfe der Umgebung der Stadt trockengelegt und verwandelten sich in reiche Wiesen, in ergiebige Äcker. So wurde aus Kanizsa, der uralten, mächtigen Sumpffestung, eine moderne Stadt. Überraschend schnell erhoben sich hübsche Gebäude, zahlreiche volkswirthschaftliche und Culturinstitute wurden gegründet, und diese rasche Entwicklung hat Kanizsa zu einer der stattlichsten Provinzstädte Ungarns gemacht.

Südlich von Kanizsa liegt die Eisenbahnstation Mura-Kereßtur, von wo die Linien nach Agram, Fünfkirchen und Kaposvár ausgehen.

Nordöstlich von Kanizsa ist noch ein kleiner, historisch interessanter Abschnitt des Comitats zu erwähnen. Es ist dies die Berek-Gegend (Haingegend) am rechten Ufer der Zalamündung, eine durchfeuchtete Ebene, deren Bachgewässer durch drei oder vier Kanäle in die Zala bei Hidvég abgeleitet werden.

Kis-Komárom (Klein-Komorn) liegt südlich vom kleinen Plattensee, an der Keszthely-Kanizsaer Landstraße und der Südbahn, an einer flachen Stelle des Thales, durch das der Berekbach zieht. Es ist eine große blühende Ortschaft mit zwei volkreichen Puszten: Behiják und Kápolna; Grundbesitzer ist das Pester geistliche Central-Seminar, beziehentlich die Universität Budapest, die hier ungefähr 4600 und in den Gemarkungen der Nachbargemeinden Garabocz, Karos und Komárváros etwa 5700, zusammen also über 10.000 ungarische Joch besitzt. Im XVI. Jahrhundert gehörte die Gegend ständig dem Bisthum Veßprém. In alter Zeit war sie durch eine Veste zwischen den Sümpfen geschützt.

Balaton-Magyaród, auf ebener, einst sumpfiger Fläche in der Nähe der Zalamündung, war einst ein kleines Fort, das sich als weiteres Hinderniß gegen die türkischen Raubschaaren geltend machte.

III. Göcsej nebſt Umgebung und das Muraköz.

Die Lage, Größe und Grenzen von Göcsej haben wir ſchon beſprochen. Jenes ganze Gebiet, das im Norden durch die Zala, im Oſten durch den Großen Kanal, im Süden durch die Groß-Kanizſa-Letenyeer Straße und im Weſten durch den Kerkabach begrenzt wird, iſt ein Labyrinth von einförmigen, faſt bis zur Öde eintönigen Bergen und Thälern, Hügeln und engen Ebenen, deſſen ſüdliche Hälfte im Umkreiſe von Bánok-Szent-György vorwiegend lockeren Löß zeigt, während die nördliche, oberhalb von Nova, mehr aus gebundenem Thon beſteht. Nirgends eine höhere Erhebung, nirgends eine breitere Fläche. Jedes Stück iſt fleckweiſe und theilchenweiſe dicht bewachſen mit jüngerem Wald und Strauchwerk oder grüner Weide. Jedes Thälchen hat ſein Dörfchen, jede kleine Mulde ihr Bächlein. Dörfer, Kirchen, Häuſer und Menſchen ſind überall gleich. Der höchſte Hügel, etwa die Puszta-Magyaróder Höhe bei Bánok-Szent-György oder der Csonkaberg bei Milei-Rózsáßeg, erreicht 300 Meter; die mittleren Hügel, wie der Irſawald ſüdlich von Lövö, Iborfa bei Ballahida, der Nagyhegy über Nova, ſind 250 bis 260 Meter hoch; die niedrigſten Theile bewegen ſich von 200 Meter aufwärts. Regengüſſe ſind in allen Theilen des Jahres häufig, im Herbſt und Frühling hören ſie überhaupt beinahe nicht auf, im Winter aber iſt oft ganz Göcsej ſozuſagen in Schnee begraben. Sein Klima jedoch iſt eben deshalb im Winter milder, im Sommer kühler. Es beſitzt etwa hundert Bäche. Nach Norden, dem Zalafluß zu, fließen von hier die Bäche von Ján, Kereszlur und Szent-Mihálvfa, nach Süden im weſtlichen Winkel von Göcsej ſtrömen der Kerka entgegen der Kutas, Mihom und Medes, die Bäche von Turt und Györökház. In der Mitte von Göcsej fließt geradeaus gegen Süden die Cſerta, welche die kleinen Salonfaer, Kis Lengyeler und Gellénházaer Bäche aufnimmt. Bei Ortaháza nimmt die Cſerta auch den Berekbach mit, ebenſo bei Bördöcze den von Oſten dahergeſchlängelten Váliczka. Auch ein zweiter Bach heißt Váliczka; dieſer entſpringt um Sárhida und Boczföld und fließt direct nach Norden, um unterhalb Egerszegs in die Zala zu fallen. Der Cſerta-Fluß vereinigt ſich oberhalb von Szécsi-Sziget mit der Kerka.

Am nördlichen Rande von Göcsej, nahe bei Zala-Lövö, liegt Cſeb. Es iſt ein kleines Dorf im Thale der oberen Zala, gegenüber von Salomvár, in fruchtbarer, waldiger Hügelgegend. Ein Bächlein eilt nebenan zur Zala hinab. Die Merkwürdigkeit dieſes Dörfchens beſteht darin, daß es vor 700 Jahren das Stammneſt des einſt mächtigen Geſchlechtes Csebi-Pogány (Pogány von Cſeb) war, das noch jetzt beſteht und in den Comitaten an der oberen Theiß blüht. Der Name dieſer Familie ſoll vor alters Herczeg geweſen ſein und ſie ſoll, gleich den Hahold, Wolfer und anderen deutſchen Geſchlechtern

mit dieſen gleichzeitig eingewandert ſein. Die Familie Herczeg erhielt Cseb im Jahre 1328 von Karl I. Gegen Ende dieſes Jahrhunderts erbaute ſie auf einſam aufſteigendem Berge bei Palkonya und Eger-Arácsa eine Burg, die noch jetzt Pogányvár heißt. Von da an lebt die Familie unter den Namen Pogány von Cseb. Eine andere Burg, Kigyósvár, beſaß ſie am Kigyós-Bache, doch iſt von dieſer weder die Lage ſicher zu beſtimmen, noch ſonſt ein Denkmal vorhanden. Unter Matthias I. ſteigt die Familie hoch. Peter iſt auf dem Reichstage von 1504 Bannerherr und Commandant der Feſtung Preßburg. Nach ihrem Theilungsbriefe vom Jahre 1484 beſaßen ſie im Zalaer Comitat neunzehn Städte und Dörfer, darunter die uralte Römer-Colonie Zala-Lövö, das Leontinum der Römer, an der Weſtgrenze des Comitats im oberen Zala-Thale. Der Theilungsbrief erwähnt es als Zala-Leve. Hier beſtand bis zum Jahre 1480 ein Kloſter der Auguſtinermönche. Die primitive Burg von Zala-Lövö wurde nach dem Fall Kanizſas ſorgfältig befeſtigt.

In der nordweſtlichen Ecke von Göcsej liegt zwiſchen waldigen, von Bächen durchrieſelten Hügeln das Dörfchen Ebergény, Stammſitz der in den Comitaten Zala und Eiſenburg hervorragenden Familie Ebergényi und noch jetzt Beſitzthum dieſer Familie. Die Familie kam durch Ladislaus Ebergényi empor, den tapferen Kriegsmann und General der Könige Leopold I., Joſef I. und Karl III., der auch gegen das jenſeits der Donau ſtehende Heer Fürſt Rákóczys II. mit wechſelndem Glück kämpfte. Die Güter der Familie in den Comitaten Zala, Eiſenburg und Ödenburg wurden durch ihn theils erworben, theils bedeutend vergrößert, ſo die in Bellatincz, Botſa, Bagod, Csákány, Csepreg, Iváný und Keszthely; ſie ſind jedoch ſeither großentheils durch Erbſchafts-, oder endgiltigen Verkauf in die Hände anderer Familien übergegangen.

In der Mitte von Göcsej liegt Nova, einſt dem Bisthum Veßprém, ſeit 1777 jedoch dem Bisthum Steinamanger zugehörig, das hier gegen 5000 ungariſche Joch, meiſt Waldungen beſitzt. Es liegt im Cserta-Thale, in bergiger, waldiger Gegend. Hier iſt der eigentliche Mittelpunkt von Göcsej. Nova iſt Sitz des Bezirks. Erwähnung verdient ſein Klima, das im Sommer kühl, im Winter mild iſt.

In der Nähe von Nova liegt Himföld, eine volkreiche Puszta in der Nachbarſchaft von Náprádfa und Mikeſa. In den Urkunden des XIV. und XV. Jahrhunderts, aber auch früher begegnet man häufig dem Familiennamen Hym in Verbindung mit Beſitzungen. Auch dieſe Puszta kommt unter dem Namen Hymfeulde vor. Matthias I. hatte einen Günſtling, namens Hymfi. Alexander Kisfaludy entlehnte dieſer Puszta und ihrem einſtigen Herrn den Titel ſeines erſten großen und auch ſchönſten Werkes: „Himfy's Liebe“.

Im ſüdlichen Váliczka-Thale, am Fuße eines das Thal verengenden Bergvorſprunges weſtlich von Bánok-Szent-György, liegt Kányavár, früher auch Kanyóvár und Kányafölde genannt. Es hat eine kleine alte Burg, die den Weg durch das Váliczkathal

beherrſchte. Dies war die kleinſte Veſte im Comitat. Sie wurde auch einmal von den Türken genommen.

Erwähnung verdient hier noch Zajk, ein nördlich von Letenye oben im Gebirge liegendes Dörfchen, das von einem Bächlein durchrieſelt wird. Es iſt das Stammneſt der Grafenfamilie Zichy von Nagyváſonykö. Der Ahnherr dieſer Familie hieß Zayk. Gallus aus dem Geſchlechte Zayk lebte um 1350 und ſein Sohn hieß Paska. Paskas Söhne Ladislaus und Jakob führen ſchon den Vornamen Zichi, der dann zum Familiennamen wurde; das Prädicat „Váſonyköi" kam erſt im XVII. Jahrhundert hinzu. Zajk iſt jetzt in weiblicher Erbfolge nach den Széchy und Szápáry Eigenthum des Grafen Aladár Andráſſy.

Zwiſchen dem Südrande des Göcsej und der Mur erſtreckt ſich eine etwas wellige kleinere Ebene, die von den ſüdwärts der Mur zufließenden Bächen bewäſſert wird. Hier liegt Becsehely, wo früher die einſt ſteinreiche Familie Csuzy eine große Herrſchaft beſaß; jetzt iſt dieſe unter mehrere Beſitzer vertheilt. Hier liegen auch Tót-Szent-Márton, eine größere Gemeinde von mehreren tauſend Seelen, und der Bezirksort Letenye, ein blühendes Städtchen, nahe an der Mur.

Weſtlich und ſüdlich von Göcsej erſtreckt ſich bis an die Mur ein ſchönes Dreieck, das an der Südſeite von der Mur, an der Oſtſeite von der Kerka beſpült iſt, während die abſchließende nordweſtliche Seite durch das Eiſenburger Comitat gebildet wird. Die Kerka entſpringt im Innern des Eiſenburger Comitats, tritt bei Ramocsa in mehreren Armen auf Zalaer Boden, nimmt dann alles Gewäſſer von Göcsej an ſich und vereinigt ſich zuletzt bei Kerka-Szent-Király mit der Lendva. Auch die Lendva entſpringt im Eiſenburger Comitat, nimmt nach ihrem Eintritt in Zala die im Hidvég-Kanal vereinigten Gewäſſer des Kebele und Paragos, des Nemesnéper und Nagyvölgyer Baches auf, ſammelt auch noch das Waſſer der Bäche Bagonicza, Radamos und Feketeér und ſtrömt dann als verſtärkter Lendva-Fluß durch den Adorványer Kanal ihrer Vereinigung mit der Kerka zu, um ſchließlich bei Felſö-Szemenye in die Mur zu münden.

Oberhalb von Alſó-Lendva, nahe der Grenze, liegt Dobronak, an beiden Ufern des Bagonicza-Baches. Es gehört gleichfalls zu den Herrſchaften von Alſó Lendva und Lenti und war einſt eine kleine Burg der Nádasdy. Nach der Mohácser Schlacht hatte auch dieſe ihre Beſatzung, ſie verlor jedoch, als Nemti befeſtigt wurde, ihre Bedeutung und wurde nicht als Grenzplatz des Landes qualifizirt.

Oeſtlich von hier, in der Mitte der Ebene am Nagyvölgyer Bache, liegt die große Ortſchaft Reszuek, einſt Eigenthum der im XIV. Jahrhundert hervorragenden und auch ſpäter mächtigen Familie Egervary; Michael, Sohn des Nikolaus, hatte ſie im Jahre 1403 von König Sigismund erhalten. Der erſte Inhaber der Donation, Michael,

hatte auch die Erlaubniß, eine Burg zu bauen, und ist somit wohl als Erbauer der Reszneker Burg zu betrachten, die jedoch weit kleiner war, als daß sie den Türken mit Erfolg hätte widerstehen können. Heute ist von dieser Burg keine Spur mehr vorhanden.

Zu erwähnen ist ferner im oberen Kerka-Thale Szent-Erzsébet, an der West-grenze des Comitats zu Füßen eines üppigen bewaldeten Berges gelegen. Früher war es ein Dorf, jetzt bildet es zwei Dörfer: Alsó- und Felsö-Szent-Erzsébet, das erste Eigenthum der Fürsten Esterházy, das zweite der Grafen Szápáry.

Im Kerkathale liegt Szécsi-Sziget. Dieser Ortsname erhält das Gedächtniß einer großen, vor zwei Jahrhunderten ausgestorbenen Familie. Es gehörte seit dem XIV. Jahrhundert dem Felsö-Lendvaer Zweige der Familie Széchy von Rimaßécs, der im Jahre 1684 mit Peter, Obergespan des Eisenburger Comitats, erlosch. Peters Gattin war Gräfin Therese Batthyány, seine Tochter Katharina heiratete den Grafen Franz Nádasdy. Die Besitzungen im Zalaer und Eisenburger Comitat sind theils durch Erbschaft in weiblicher Linie, theils durch Schenkung oder Kauf an die Grafen Andrássy, Batthyány, Szápáry und Széchenyi übergegangen.

Szécsi-Sziget liegt in einer herrlichen Mulde des unteren Kerka-Thales, unterhalb der Stelle, wo Kerka und Cserta ineinanderfließen; einst war es, wie schon sein Name zeigt, eine von Bächen und Sümpfen umgebene Insel. Im Osten wird es von üppig belaubten, namentlich mit Kastanien bestandenen Höhen überragt. Seine alte, schon vor der Schlacht bei Mohács erbaute Burg wurde nach dem Falle Kanizsas infolge des Reichstagsbeschlusses vom Jahre 1608 in Stand gesetzt und auch die folgenden Reichs-tage versorgten es mit Kriegsbeiträgen an Geld und Robot, umsomehr, als das Kerkathal der gewöhnliche Einbruchsweg der türkischen Streifpartien war, die von Kanizsa aus das Eisenburger Comitat und Steiermark brandschatzten. Ihrer Ausdehnung nach gehörte die Burg zu den mittelgroßen des Comitats.

Das Muraköz (Murwinkel), dieser südlichste Theil des Zalaer Comitats, ist in die Bezirke von Perlak und Csakathurn (Csáktornya) getheilt und umfaßt 150 wohlhabende kroatische Gemeinden nebst etwa 40 gut bevölkerten Puszten. Mit Ausnahme des westlich von Mura-Szerdahely und Csakathurn gelegenen, an Steiermark grenzenden, hüglig gewellten Landstrichs, sind beide Bezirke ebenes Flachland, stellenweise mit kiesigem Unter-grund, im Allgemeinen mit fruchtbarem Alluvialboden. Im Norden wird es von der Mur begrenzt. Die südliche Grenze bildet die Drau, die sich noch in urwüchsigem, nicht regulirtem Zustande befindet und ihr schlammiges, oft anschwellendes Gewässer in Hunderten von Windungen von Bucht zu Bucht, von Insel zu Insel, zwischen üppigen Weidenbeständen, Erlenwäldern und Ginsterdickichten dahinwälzt, bis sie bei Légrád das Zalaer Comitat verläßt.

Légrád, eine uralte Ansiedelung, ist jetzt ein bedeutender Marktflecken am rechten Drau-Ufer gegenüber der Mur-Mündung, zwischen die zerfaserten Arme der Drau hineingebaut. Auch hier bestand schon vor der Mohácser Schlacht eine Veste, die gleich nach der Katastrophe verstärkt wurde. Im XVI. und XVII. Jahrhundert gehört Légrád der Familie Zrinyi; die Reichstage von 1567 und später sorgen, daß die Festung in gutem Stand erhalten werde, und beordern hieher die Kriegsrobot der Zrinyi'schen Besitzungen, sowie des Muraköz. Im September 1704 vernichten hier die Kuruzen ein Labanczenheer, dessen Führer Gabriel Jellasich, indem er über die Mur entkommen will, erschossen wird, und besetzen auch die Überfuhr. Légrád liegt genau an der Comitatsgrenze nach Kroatien hin und besitzt in den reichen Humusschichten seiner Felder die Bürgschaft einer für Stadt und Umgebung gedeihlichen Zukunft.

Nahe bei Légrád lag Zrinyvár oder Zerinvár (Zrinyburg). Diese geschichtlich denkwürdige Burg ist spurlos verschwunden, so daß sich nicht einmal ihr Standort mit voller Sicherheit bestimmen läßt. „Zrinyi's Brunnen" nennt das Volk ein nahes Gelände und dies ist die einzige Erinnerung an den in der Geschichte so glänzenden Familiennamen. Nikolaus Zrinyi, der Dichter, legte hier, am Zusammenfluß von Drau und Mur, in einem auf zwei Seiten vom Wasser geschützten Dreieck von 1658 bis 1660 eine sehr umfangreiche sogenannte „Sumpfburg" an, die mit Wassergräben umgeben, mit den nothwendigen Erdwällen, befestigten Thoren, Kasernen und Kriegsmagazinen versehen, das stärkste Festungswerk der ganzen Gegend wurde. Während seiner glänzenden und siegreichen Feldzüge, die, mit Genie und Heldenmuth geführt, den Türken so gewaltigen Abbruch thaten, war diese Festung der Ruhe- und Übungsplatz seiner tapferen Truppen, die sich da immer neu ausrüsten und auch Zuflucht finden konnten. 1664 wurde die Festung von den Türken genommen, welche alle Gebäude, Wälle und Basteien in die Luft sprengten. So ging die Veste für immer zugrunde, wie einige Jahre später das ruhmreiche und mächtige Haus Zrinyi selber wenigstens im Mannesstamme erlosch.

Perlak ist einer der Bezirkssitze und Mittelpunkte des Muraköz. Der hübsche Marktflecken mit fruchtbarer Gegend und kroatisch sprechender Bevölkerung liegt nahe der Drau und gehört sammt der umliegenden großen Herrschaft den Grafen Festetits. Im Jahre 1480, unter Matthias I., drang zum erstenmale ein türkisches Heer von 8000 Mann bis hierher vor; der König rief dagegen den Zalaer Adel auf und erschien auch persönlich im Felde.

Westlich von Perlak liegt am Kreuzungspunkte zweier Eisenbahnlinien Csakathurn (Csáktornya). Es gehörte einst der Familie Ernuszt-Hampó und war eine ungeheure Herrschaft, welche auch die Burgen Stridó, Kopreinitz (Kapronczа) und Szent-György nebst den von diesen abhängenden Dörfern umfaßte. König Sigismund verlieh es im

Jahre 1405 um die Summe von 48.000 Gulden dem Grafen Hermann von Cilli. Nach den Grafen von Cilli wurde die Herrschaft Csakathurn von Johann Ernuszt-Hampó im Donationswege erworben. Seine Nachkommen starben kinderlos und nun verlieh der König die Herrschaft im Jahre 1546 dem Grafen Nikolaus Zrinyi, Banus von Kroatien. Seitdem gehörte sie den Zrinyi. Als die Zrinyischen Besitzungen theils unter der Anklage der Untreue, theils infolge von Kinderlosigkeit an die Krone fielen, verlieh diese Csakathurn zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts dem Grafen Althan. Von den Althan wurde es Ende des vorigen Jahrhunderts durch den Grafen Georg Festetits erworben, dessen Enkel, Graf Eugen Festetits es noch jetzt besitzt.

Nahe der steirischen Grenze liegt im Gebirge das Städtchen Stridó mit Ruinen einer mittelalterlichen Burg.

Csakathurn im XVIII. Jahrhundert.

Wendiſches Wohnhaus.

Die Wenden im Zalaer und Eiſenburger Comitat.

Die im ſüdweſtlichen Winkel des Eiſenburger und im weſtlichen Winkel des Zalaer Comitats wohnenden Wenden (richtiger Slovenen) werden von den benachbarten Magyaren bömhécz und tót (ihr Gebiet Tótság, von den Krooten des Murwinkels aber hochnyecz genannt. Im Eiſenburger Comitat fallen die Grenzen des vom Wendenvolk bewohnten Gebietes im Allgemeinen mit denen des Bezirkes Muraszombat (Olsnitz) zuſammen. Im Nordoſten grenzt es an das Örſég-Gebiet. Das Örſég, ſo nimmt man an, erſtreckt ſich bis Kerczа; jenſeits Kerczа, im Süden, „geht das ungariſche Gebet zu Ende“ und es beginnt das Wendenthum.

Das erwähnte Gebiet wurde zu Ende des VI. Jahrhunderts, an Stelle der nach Italien ausgewanderten Langobarden, durch die mit den Avaren im weſtlichen Pannonien ſeßhaft gewordenen Slovenen (Winden) beſetzt. Von ihnen ſtammen die Wenden des Zalaer und Eiſenburger Comitats ab; in der Gebirgsgegend des Eiſenburger Comitats heißen ſie goričanci, im ebenen Theile desſelben dolinci, im Flachlande des Zalaer

Comitats revenci. Ihre Sprache gleicht am meiſten der der ſteiriſchen Slovenen und klingt am reinſten längs der ungariſch-ſteiriſchen Grenze. In den öſtlichen und ſüdöſtlichen Theilen des Gebietes merkt man die Berührung mit den Magyaren nicht nur der Ausſprache, ſondern auch dem Wortſchatz an.

Nach dem Sturze der avariſchen Macht gelangte auch das Wendenvolk unter die fränkiſche Obmacht; zu dieſer Zeit, unter Privina und Kocel, nahmen ſie auch das Chriſtenthum und eine höhere Cultur an.

Die Berührung des Slovenenthums mit den nördlich der Donau wohnenden Völkern des mähriſchen Reiches wurde durch einen deutſchen Keil und nach der magyariſchen Einwanderung durch das magyariſche Örſég-Gebiet getrennt, während es von den öſtlichen Verwandten durch die Göcsejer und Hetéſer Magyaren abgeſchnitten ward. Die ſloveniſche Bevölkerung vermiſchte ſich mit der magyariſchen und blieb nur dort beſtehen, wo ſie mit der großen Maſſe des Slovenenthums und mit den Kroaten des Muraköz in fortwährender Berührung ſteht. Der Verſchmelzungsproceß ſetzt ſich auch gegenwärtig fort.

Die Wenden ſind ein kräftiger, muskulöſer Schlag. Die meiſten ſind allerdings mittelgroß, doch gibt es viele ſchlanke und auf der Ebene geradezu hochgewachſene. Ihr Kopf iſt oval, das Angeſicht glatt, nicht knochig, das Auge lebhaft, zumeiſt blau, das Haar blond oder braun, die Geſichtsfarbe gelblich, doch auch braun. Bei den Frauen iſt die Stumpfnaſe häufig. Die Männer, insbeſondere die älteren, tragen weder Schnurbart, noch Bart. Immerhin hat ſich die jüngere Generation bereits mit dem Schnurbart befreundet und iſt nur dem Barte noch etwas abhold. Die wendiſchen Frauen ſind ſchön, wie die ſüdſlaviſchen überhaupt; die ſchönſten ſind die in der Ebene wohnenden. Doch iſt die Friſche der Schönheit nicht von Dauer, die jungen Frauen welken früh, eine ſchöne alte Frau iſt ſelten.

Der wendiſche Bauer iſt klug, lernbegierig, ſchlau, eigennützig. Findig iſt er nicht, den guten Einfall eines Anderen aber erkennt und begreift er raſch und ſucht ihn zu ſeinem eigenen Beſten zu nützen. Fremden gegenüber iſt er mißtrauiſch und verſchloſſen. Sein Temperament iſt zumeiſt melancholiſch. Zartes Gefühlsleben, religiöſes Gemüth, friedſame Häuslichkeit und vor Allem ein ungewöhnlicher Fleiß ſind dieſem Volke nachzurühmen. Seine Geſundheitsverhältniſſe ſind nicht ſonderlich günſtig. Die des Gebirgslandes leiden unter dürftiger Ernährung, die der Ebene unter der Feuchtigkeit des Bodens, auf dem ſie ihre Häuſer bauen. In den Dörfern an der Mur (Melincz, Izſakócz, Bisztricze) iſt der Kropf häufig.

Bis zu den Fünfziger- und Sechziger-Jahren war die Tracht der wendiſchen Bewohner beider Comitate nicht ſonderlich verſchieden. Die bis dahin herrſchende weiße Kleidung beſtand aus dem weißen Rock und dem gleichen weißleinenen Jäckchen, über dem

man bei kaltem Wetter noch den sogenannten zobon (ungarisch zubbony) trug. Dieser war ein ärmelloser, nicht anliegender und bis ans Knie reichender Überrock aus weißem Fries, unten und an den Rändern mit einem rothen Streifen eingefaßt. Die Männer tragen eine enge gatya (Unterhose) aus Flachs- oder Hanfleinwand, die bisweilen ziemlich weit unter das Knie hinabreicht. Das Hemd dagegen tragen sie gerne kurz. Für den

Wendischer Ökonom.

Sonntag hat jetzt schon jeder wendische Bursche ein im Laden gekauftes gesteiftes Hemd und ein buntscheckiges Halstuch. Bei kühlerem Wetter und auch bei festlichen Anlässen wird ein Rock aus dunklem Stoff getragen, der an verschiedenen Stellen mit Knöpfchen benäht ist. Im Winter trägt der Wende eine Hose und statt des früheren kurzen ködmön (Ärmelpelz) aus Lammfell einen langen Tuchrock und neuestens bei großer Kälte auch ein großes Tuch, das er sich nach Weiberart um den Leib knüpft. Die kurzen Stiefel mit gepreßten Schäften sind meist mit Verzierungen aus rothem und grünem Zwirn ausgenäht.

Die weibliche Tracht ist mehr der Mode unterworfen und recht hübsch. In früherer Zeit war ein tischtuchartiges Laken charakteristisch, das an Feiertagen statt des großen Umschlagtuches getragen wurde. An Wochentagen trägt man sich weit einfacher. Frauen wie Mädchen haben einen langen, einfach gemusterten, oben in Falten gezogenen und am oberen Rande mit einem 12 bis 15 Centimeter breiten kollér (Saum) eingefaßten Rock, der am Werkeltag auch mit dem Inneren nach außen getragen wird. Der Kragen wird an sieben Stellen halbkreisförmig eingeschnitten und durch Fischbeine steif erhalten. Das Wochentagshemde aus weißer Leinwand oder farbigem Stoff ist an der Brust spitzenartig ausgeschnitten und ausgenäht; Sonntags wird ein Hemd aus Battistleinwand angelegt. Im Winter kommt darüber ein kurzes, rückwärts mit einer Bandschleife verziertes Jäckchen aus schwarzem Stoff oder Sammt. Das Kopftuch wird nicht unter dem Kinn, sondern hinten gebunden. An den Füßen trägt man Stiefeln, aber noch häufiger feine, verzierte Schuhe. Die wendischen Frauen schnitten sich früher, wenn sie heirateten, das Haar dicht am Kopfe ab, den sie dann mit einem roth-bunten fezartigen Käppchen (pocilica, noch früher pociu) bedeckten. Auch diese Tracht ist bereits selten geworden und außer Mode. Die jungen Frauen können sich nach Belieben kämmen. Im Winter trugen Männer und Frauen als Schutz gegen die Kälte einen bis ans Knie reichenden anliegenden Pelz aus schwarzem Lammfell (kožì), der jedoch bereits dem billigeren Tuchrock gewichen ist. Männer, die vom Militärdienste heimgekehrt sind, tragen gerne Mütze und Rock des Soldaten weiter.

Die Häuser sind meist rechtwinklig gebaut, so daß der eine Schenkel des rechten Winkels sich mit den Fenstern der Stube nach der Straße öffnet. Der Stoff, aus dem gebaut wird, ist Holz, Spritzmörtel oder Backstein. Namentlich aus Spritzmörtel wissen sie sehr geschickt Wände zu errichten, so daß sie zu diesen Arbeiten auch in die benachbarten magyarischen Gegenden berufen werden. Der Straße wendet sich die Wohnstube zu, deren Thüre sich nach dem, oft von Säulen gestützten Hausgang öffnet. Der ärmere Wende haust in einem Zimmer, der bemitteltere hat zwei, selbst drei zur Verfügung. An die Stube stößt die dunkle, rußige Küche, deren Rauch, da das Haus keinen Rauchfang besitzt, oft nur durch die Thüre entweichen kann. Durch die Küche gelangt man in die Kammer. Am anderen Schenkel des rechten Winkels liegt nach rückwärts hin die offene pojata. In dieser steht die zum Brechen der Hirse, des Haidekorns und Maises gebrauchte stopa. Der Stall und schließlich die Scheune bilden den Abschluß des Gebäudes.

Die kleinen, dunklen Stuben sind recht überfüllt mit einfachen, unbequemen Möbeln und dem ungeheuren Ofen. Ein oder zwei fichtenhölzerne Betten, unbemalt oder geblumt, thürmen sich mit ihrem Bettzeug bis zur Decke hinan; in die eine Ecke ist der Tisch gestellt, etliche Stühle und Truhen bilden den übrigen Hausrath. Zwei Seiten des Tisches entlang stehen an zwei Wänden die Bänke. Nach Bedarf kommen als weitere Mobilien die Wiege

oder der als ſolche benützte Trog und der Spinnrocken hinzu; im Winter ſtellen die Hausfrauen auch den Webſtuhl hinein. Der für das Kunterbunte ſehr eingenommene Wende behängt die Wände ſeiner Stube gern mit werthloſen, auf Glas gemalten Heiligenbildern und buntbeflitterten Papierkränzchen. Der ehrenfeſte Ofen iſt ein Lieblingsmöbel des Wenden. Auf dem Ofen trocknet er oft ſeine Feldfrüchte, am Ofen bezieht im Winter irgend ein Mitglied der Familie ſeine Schlafſtätte, auf der umlaufenden Ofenbank ſitzen ſie an öden Winterabenden und kürzen deren Länge durch Märchen. Der Fußboden in den Stuben beſteht meiſt aus Lehm und erſt neuerdings findet die Mode der Bretterböden Eingang. Die Wände werden innen und außen rein weiß getüncht; außen iſt der untere Rand der Wände mit einem zwei Spannen breiten Saum von ſchwarzer, blauer oder gelber Farbe eingefaßt, auf den das wendiſche Weib oder Mädchen noch mit Vergnügen allerlei Blümlein malt.

Wendiſche Braut.

Das Dach iſt aus Stroh gefertigt und auf deſſen Giebel ſetzt man ſchwere „hölzerne Soldaten“, damit das Stroh nicht durch den Wind aufgekräuſelt werde. Die der Straße zugewandte Stirnſeite des Daches iſt zierliches Bretterwerk, in deſſen Mitte ein Kreuz oder ein gemalter heiliger Florian ſteht, während das Randbret den Namen des Eigenthümers und das Jahr der Erbauung erſichtlich macht. Hinter dem Gebäude liegt die Hauswieſe mit dem reichen Obſtgarten. Den Hof umfängt man mit einer Hecke und beſtreut dieſe mit dürren Wachholderzweigen, die mit den Scherben zerbrochener Töpfe beſchwert werden. Das Thor iſt aus Weidenruthen geflochten und bewegt ſich meiſt auf einem Rädchen; die Thür daneben pflegt durch eine Leiter zum Überſteigen erſetzt zu ſein. Vor das Haus legt ſich ein blühendes Blumengärtchen, in dem auf einem gemauerten Bänkchen unter den Fenſtern häufig ein paar Bienenkörbe ſtehen. In neuerer Zeit werden einfache Steinhäuſer gebaut.

Das Familienleben der Wenden iſt das patriarchaliſche, doch beginnt dieſes Syſtem auch hier ſich ſchon ſehr zu lockern. In neueſter Zeit ſind bei ihnen, wie bei den benachbarten Magyaren, die Theilungen ſehr häufig. Der Wende, der zur Theilung ſchreitet, iſt durch die geringe Ausdehnung ſeines Grund und Bodens gezwungen, entweder in ſeinen Weingarten zu ziehen oder ſich in ungariſcher Gegend einen Beſitz zu kaufen.

Weit vermag er ſich von der Scholle, die ihn geboren, nicht zu entfernen. In der ungariſchen Gegend hat er ſich ſchon vorlängſt gern angeſiedelt. Ein Überbleibſel des patriarchaliſchen Lebens iſt die Sitte, daß, wer ein Strohdach zu machen hat, dies einfach im Dorfe ausrufen läßt. Darauf legt jeder Hausbeſitzer einen Bund Stroh vor das Haus und der Dachbedürftige trägt Alles heim. Ein andermal kommt ein Anderer in die Lage, Aller Hilfe in Anſpruch zu nehmen.

Bei Kindstaufen pflegte ſonſt auch der Wende gern ein Feſt zu feiern, jetzt geht es dabei einfacher her. Der alte Volksglaube ſpielt dabei eine große Rolle. Schon nach der Trauung, bevor noch die Braut das Haus betritt, nimmt ihre Mutter oder eine andere Frau ein Ei und einen Knäuel Zwirn in die Hand. Bei dem Vorhauſe läßt ſie den Knäuel vor die Braut hinrollen und legt das Ei auf den Boden. Die Braut tritt mit dem rechten Fuße auf das Ei und zerbricht es; ſo leicht ſie es zerbrochen hat, ſo leicht wird ſie gebären. In der Wohnſtube ſetzt man etwas Brot und Wein auf den Tiſch. Der Tiſch darf nicht leer ſtehen, damit dem erwarteten Kinde nichts Böſes ankomme. Iſt das Kind erſchienen, ſo wird es häufig in ein Kiſſen gewickelt unter den Tiſch gelegt, damit es fett werde. Mit der Taufe beeilt man ſich nur, wenn das Kind kränklich iſt, damit es im Todesfalle nicht um die Seligkeit komme; iſt es aber geſund, ſo wird die Wiedergeneſung der Mutter abgewartet, damit auch ſie am Taufmahle (krstitje) theilnehmen könne.

Der Tod, der Übergang ins Jenſeits, bietet dem Aberglauben noch reichlicheren Stoff. Stirbt der Hausherr oder die Hausfrau, ſo läuft, wenn die Leiche aus der Stube getragen wird, eines der Hausleute hinaus, um das Vieh aus dem Stalle zu laſſen und das für die Ausſaat aufgehobene Getreide in der Kammer umzurühren; davon ſoll das Vieh geſund bleiben und die Ernte reichlich werden. Nach der Heimkehr vom Begräbniß eilen die daheim verbliebenen Hausleute aus dem Hauſe, um die Erſten zu ſein, welche die Heimkehrenden erblicken; im entgegengeſetzten Falle würden ſie fürchten, von dem Todten heimgeſucht zu werden. Die Träger der Leiche waſchen ſich in einem Topf die Hände und trocknen ſie mit einem weißen Tuch; der Topf wird dann durch den Todtengräber an das Haus geworfen. Von dem Fuhrwerk, das die Leiche getragen, werden die Räder abgenommen und drei Tage lang im Sterbehauſe gelaſſen, aber auch nachher nur verſtohlen heimgeholt. Das Todtenmahl iſt nur noch wenig gebräuchlich, wohl aber die Nachtwache bei älteren Todten, wobei auch gegeſſen und getrunken und die Zeit durch eigens für ſolchen Anlaß beſtimmte Lieder gekürzt wird. An manchen Orten kaufen ſich die Wenden das als Grabtuch verwendete dunkle Tuch ſchon bei ihren Lebzeiten ſelbſt. Nach dem Begräbniß, beſonders bei den Bergbewohnern, ſtellt ſich die wendiſche Witwe drei oder vier Tage lang morgens und abends vor das Haus und beweint ihren todten Gatten angeſichts der ganzen Gemeinde.

Auch die Feſtlichkeiten der Hochzeit werden bereits einfacher. Das Verlöbniß wird durch die Eltern und die Verwandtſchaft geſchloſſen, deren Wille entſcheidet. Ohne auf Schönheit und Sauberkeit zu achten, lediglich vom Standpunkte der Arbeitſamkeit aus, wählen die Eltern für ihren Sohn das Mädchen, für ihre Tochter den Burſchen; auch achten ſie ſtreng darauf, daß beider Vermögen ſich die Wage halte. Die Sache des Herzens mag erſt nachher zur Geltung gelangen. Es iſt ein Glücksfall, wenn die jungen Herzen die Wahl der Eltern billigen, allein auch ſonſt muß ſich das junge Paar in gemeinſamer Sorge und Plage wohl zuſammenfinden. Nicht ſelten iſt es übrigens das Mädchen, das den Burſchen in ſchickſamer Weiſe merken läßt, daß es deſſen Weib werden möchte.

Die Werbung erfolgt nach vorläufigen Erkundigungen. Die in Ausſicht genommenen Beiſtände begeben ſich mit dem Burſchen zu dem Mädchen und halten um deſſen Hand an. Die Werbung vorzubringen iſt Sache des Brautwerbers (starišina). Im Bejahungsfalle werden die Zeitpunkte für Verlobungs- und Hochzeitsfeier ſofort beſtimmt. Auch die Verlobung erfolgt vor dem Geiſtlichen und ſie läuft ſelten ohne Luſtbarkeit ab, beſonders wenn man nicht im Pfarrdorfe ſelbſt wohnt und unterwegs an einer Csárda vorbei muß. Die Hochzeitsgäſte werden durch den pozvač (Gäſterufer) eingeladen. Sein Hut oder ſeine aus Pappendeckel gefertigte zuckerhutförmige Mütze wird mit farbigen Bändern und künſtlichen Blumen aufgeputzt; an Taille, Schultern und Bruſt beſteckt man ihn über und über mit kunterbunten Schnupftüchern; oft werden ihm die Stiefel mit Schellen behängt. An ſeinen Hüften hängen zwei Feldflaſchen, deren eine Wein, die andere Hirſe enthält. Wen er necken will, dem bietet er zuerſt die Hirſe und erſt, wenn dieſer Aufſitzer gelungen, den Wein an, um auf die Geſundheit des jungen Paares zu trinken. Er führt ein hölzernes Beil, deſſen Schneide mit der Stachelhaut des Igels überzogen iſt; mit dieſer Scherzwaffe treibt er unter dem Weibsvolk allerlei Poſſen und ſchreckt die zudringliche Kinderſchaar. Bei den lutheriſchen Wenden tritt der Gäſterufer in das Haus deſſen, den er laden will, und lieſt die üblichen Hochzeitsverſe vor, worauf er bewirthet und mit Geld beſchenkt wird. Mit den Einladungen iſt jedoch die Rolle des pozvač nicht zu Ende, denn auch bei der Hochzeit führt er das Commando.

Die Hochzeit wird, ſo weit es die Vermögensverhältniſſe geſtatten, mit großem Prunk begangen. Die Trauung findet Sonntags ſtatt, damit die zur Meſſe verſammelten Gläubigen ihr beiwohnen können. Nach einem im Brauthauſe genommenen Frühſtück begibt man ſich in feſtlichem Gewande, und zwar ſtets zu Fuß nach dem Gotteshauſe. Unterwegs ſpielt die Muſik, es wird hellauf gejauchzt und getanzt und dazwiſchen knallen die Piſtolen. Faſt jeder Gaſt nimmt auf dieſen Gang eine Flaſche Wein (vina) mit. Den Zug eröffnet der pozvač in ſeiner drollig bunten Tracht, ihm folgen einige Kranzeljungfern (posvalbica) und unter ihnen die Braut (sneja), dann der Bräutigam

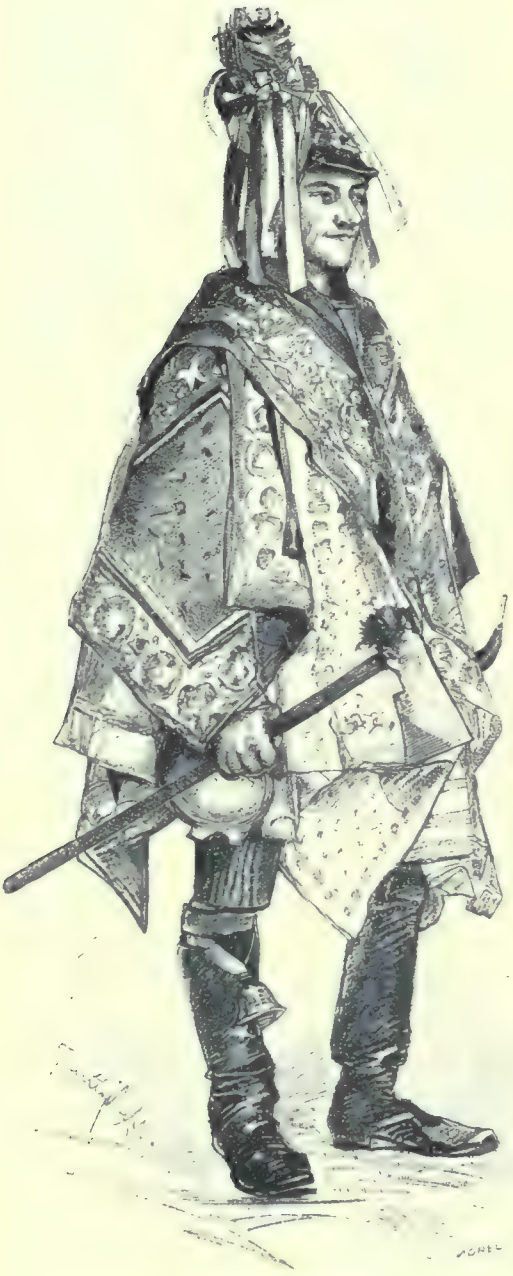
(mladoženec), von mehreren Beiſtänden (drüžban) umgeben, ſchließlich die Eltern der Brautleute und die Gäſte, faſt Alles paarweiſe. Die Wenden ſind auch ſonſt ein gar luſtiges Völkchen, wenn ſie aber von einer Hochzeit heimziehen, werden ſie förmlich übermüthig. Sie tanzen im Zickzack die Straße entlang und jauchzen aus vollem Halſe. Auch im Hauſe der Braut werden die dahinſtrömenden Gäſte mit Juchzern empfangen. Allein dieſe ſind nur Gäſte der Braut. Die Eingeladenen des Bräutigams verſammeln ſich in ſeinem Hauſe. Das ermüdete Hochzeitervolk ſetzt ſich unter klingendem Spiele an die Tafel. Die Muſikanten dürfen nicht ermüden, ſondern müſſen ihren Mann ſtellen, den ganzen Nachmittag bis zum Abend, denn nach dem Eſſen wird getanzt.

Die Hochzeitsgebräuche beſtehen zu großem Theil aus religiöſen Verrichtungen, wie ſie auch bei den kroatiſchen Hochzeiten im Muraköz eingeführt ſind. An manchen Orten findet ein herkömmlicher Brautſcherz ſtatt. Nach dieſem Scherz nimmt der äußere Beiſtand den Bräutigam bei der Hand, dieſer ebenſo die Braut, die Braut aber die Brautjungfer, und ſo begeben ſie ſich an die Haupttafel. Auch die übrigen Gäſte nehmen Platz und es beginnt das Hochzeitsſouper. Noch vor dieſer Abendmahlzeit tritt der pozvač wieder ſein Amt an. Er iſt der Luſtigmacher, muß alſo ein entſprechend witziger, luſtiger Menſch ſein. Seine Verſe begleiten auch jede einzelne Schüſſel zu Tiſche.

Um Mitternacht wird die Braut in das Haus des Bräutigams geführt, dort findet ſie aber verſchloſſene Thüren und es gilt eine Menge Verſe herzuſagen, um Einlaß zu erhalten, den zu erzwingen übrigens vorher auch mit gelinder Gewalt verſucht wird. An manchen Orten führt der Bräutigam allein die Braut in ſein Haus, und zwar des Nachts und auf heimlichem Pfade, um von keinem Menſchen geſehen zu werden; denn ſie glauben, daß derjenige, der ihnen am Beginn ihres neuen Lebens zuerſt begegnet, das junge Ehepaar für immer unglücklich machen kann. Im Hauſe des Bräutigams beginnt die Gaſterei von neuem, um endlich mit dem Hirſebrei zu ſchließen, was ſie mit „coki kaša!“ („Genug des Schlemmens!“) ausdrücken. Eine Woche ſpäter verſammelt ſich die Gäſteſchaar wieder, um die Ueberbleibſel des Hochzeitsmahles zu verzehren. Dies nennen ſie prvučivanje.

Der Religion nach ſind von den Wenden des Eiſenburger Comitats die Bewohner der Ebene (revenci) und der Dobraer Hügel zum größeren Theil römiſch-katholiſch, zum kleineren (etwa 20.000) evangeliſch. Die im Zalaer Comitat ſind ſämmtlich Katholiken.

Das Wendenvolk iſt abergläubiſch. Erkrankt ein Kind, ſo hat ihm „das Auge“ geſchadet, es iſt verzaubert. Das kranke Kind wird dann gewaſchen und gebadet, damit es wieder geſund werde. Auch die Thiere werden gewaſchen. Es gibt eine Menge alte Quackſalberinnen, die ſich beſonders auf die Bereitung ſolcher Waſchwaſſer verſtehen. Gibt die Kuh blutige Milch, ſo wird ſofort irgend ein als Hexe geltendes altes Weib verdächtigt, daß es die Kuh behext habe. Thürmt ſich Gewölk am Himmel und befürchtet man ſchädlichen



Wendiſcher Gäſtelader.

Regenſturm, ſo wird „vor die Wolken“ geläutet und man legt einen Ofenwiſch, eine Brotbackſchaufel, einen Kohlenrechen und ein ganzes Kuchenbrot in den Regen hinaus, um die Feldfrüchte vor Hagel zu ſchützen. Das flüchtige Feuer der Sumpfluft wird durch Irrwiſchmännchen entzündet. Nachts laufen Hexen durch die Luft. Die Hexen und ihre Kraft, zu ſchaden, ſind bei den Wenden ſehr gefürchtet; darum beſtecken ſie am St. Georgstage ihre Fenſter und das Geflecht der Zäune mit Birkenzweigen. Außer den bei den Hochzeiten und Todesfällen erwähnten Zügen von Aberglauben wiſſen ſie auch für jede andere Gelegenheit und Feſtlichkeit irgend einen beſonderen Spukzauber. Weihnachten tragen ſie Pferdegeſchirr, einen Pflug und anderes Geräth, nebſt verſchiedenem Getreide in die Stube, wo Alles bis zum Dreikönigstage verbleibt, um die Ernte beſſer zu machen.

Auch landwirthſchaftlicher Aberglaube iſt in Menge vorhanden. Wenn die Färſe kalbt oder das Schwein wirft, wird es mit dem Waſſer dreier Quellen getränkt, um reichlich zu milchen. Hat er ein Pferd oder Rind gekauft, ſo verſäumt der Wende nie, ehe er es heimtreibt, ein Kiſſen und eine Axt vor das Hofthor zu legen. Mit der Axt macht er dem Stück Vieh ein Kreuz auf den Kopf und legt ſie dann neben das Kiſſen hin, damit das Thier fett wie der Polſter und geſund wie die Axt werde. Geht er im Frühjahr zum erſten Mal aufs Feld, um zu ackern, ſo legt er Brot auf den Pflug, damit Gott ſeine Arbeit ſegne.

Ehe er die eingespannten Pferde oder Ochsen in Gang setzt, macht er vor ihnen auf der Erde zweimal ein Kreuz mit der Peitsche und sagt: „Jezus pomagaj!“ („Hilf Jesus!“)

Sein naives Glaubensleben ist jedoch nicht so reich an personificirten Gestalten wie das seiner westlichen Nachbarn. Die Gebilde seiner Volkspoesie sind anderwärts kaum bekannt. Auffallend ist die geringe Zahl der weltlichen Lieder, und selbst diese wenigen sind zum großen Theil von den steirischen Stammverwandten herübergelangt. Bei alledem haben diese Wenden auch ihre eigene Dichtung. Der Hauptgegenstand ihrer Lieder ist die Liebe, mit der jedoch die Religion in gleichem Range steht. Während ihre westlichen Stammesgenossen auch die Naturschönheiten ihrer Wohnplätze in den Stoffkreis ihres Dichtens einbeziehen, dient bei den ungarischen Wenden die Natur selten auch nur als Hintergrund, es wird vielmehr nur das verwendet, was auch der schlichten Gegend poetischen Reiz verleiht, z. B. der Vogel, das Lieblingsthier der wendischen Poesie: kukovica (Kuckuck), žunica (Goldamsel) und golubica (Taube). Auch ein paar schöne Balladen und Romanzen haben sie aufzuweisen. Eines ihrer romanzenartigen Lieder sei hier als Muster angeführt.

„Martin, mein Söhnchen,
Sag', wo du gewesen!“
„„O lieb süß Mütterchen,
Auf der grünen Wiesen.““

„Martin, mein Söhnchen,
Was thatst auf der Wiesen?“
„„O lieb süß Mütterchen,
Hab' Fohlen ausgetrieben.““

„Martin, mein Söhnchen,
Sag', was du dort gesehen.“
„„O lieb süß Mütterchen,
Drei Mägdlein weiß sah ich stehen.““

„Martin, mein Söhnchen,
Was thaten die Mägdlein?'
„„O lieb süß Mütterchen,
Sie pflückten schöne Röslein.““

„Martin, mein Söhnchen,
Wozu pflückten sie Röslein?“
„„O lieb süß Mütterchen,
Sie wanden ein Kränzlein.““

„Mein Sohn, was thun die Mägdlein
Mit dem Kranz von Rosen?“
„„O lieb süß Mütterchen,
Er liegt in Maria's Schooße.““

„Martin, mein Söhnchen,
Sag' was dir sie gethan.“
„„O lieb süß Mütterchen,
Sie rührten das Herz mir an.““

In großer Anzahl finden sich Todtenklagen, meist viele Strophen lang und mit wenigen Unterschieden nach einem Leisten gefertigt. Den in der Fremde gestorbenen Burschen, den in ferner Kaserne verstorbenen Soldaten, den verunglückten Bekannten oder Landsmann lassen ihre ständigen Gesangdichter in solchen Gesängen (pesem; pesem od Košija Josefa u. s. w.) von Eltern, Verwandten oder Gemeindegenossen Abschied nehmen. Wie in diesen Abschiedsliedern, so erklingt auch in allen anderen Erzeugnissen der

wendischen Volksdichtung wohllautend die religiöse Saite. Da sie so wenig weltliche Lieder haben, anderseits aber auch sehr geneigt zu allem frommen Thun sind, so singen sie ihre Kirchenlieder ungemein gern. Frauen und Mädchen singen sie morgens und abends auf dem Felde, beim Hanf- und Flachsbrechen und rings um die Öfen, die zum Hanftrocknen am Ende des Dorfes errichtet sind, mitten im Gepolter der Dampfmaschine singen beide Geschlechter, ja selbst im Wirthshause erklingen diese Lieder. Wenn der ältere Wende ein Stück Vieh vom Markte heimtreibt, schreitet er, den Hut in der Hand, singend hinter ihm her. Der lutherische Wende des Eisenburger Comitats (goričanec), den die Armuth seines Bodens zwingt, sich im Sommer als Schnitter nach Somogy, Zala oder Slavonien zu verdingen, singt in der Sonntagsruhe zu seiner Auferbauung die gewohnten Psalmen. Von den slovenischen Bewohnern der nachbarlichen Steiermark, mit denen er häufig in Berührung kommt, sind viele Lieder herübergelangt. Viele Liederdichter finden sich besonders in der Gegend zwischen Heiligenkreuz und St. Georgen. Von diesen holen sich die ungarischen Wenden, als eifrige Wallfahrer, manches Lied, um es dann alsbald umzugestalten.

Wenige Nationalitäten Ungarns sind mit den magyarischen Volksliedern so vertraut wie diese Wenden. Der goričanec, der als Schnitter in magyarischer Gegend arbeitet, und der Zalaer Wende, dessen Weingarten an den eines Magyaren stößt, lernt dem Nachbar seine Liedweisen bald ab, mit oder ohne Text, aber er macht sich auch eigene Verse zur Melodie. Außer der Musik ist es der Tanz, für den sich der Wende förmlich begeistert. Will er sich gut unterhalten, so tanzt er, und zwar mit Schick. Sein beliebtester Tanz ist der steirische „Dreher", auch hat er sich die Polka eigenthümlich zurechtgelegt, so daß die Tanzenden nach den einzelnen Sätzen der Polka stehen bleiben, trippelnd nach rechts und links kokettiren, und dann weiterpolken. Auch der Csárdás ist beliebt. Während des Tanzes lassen die Burschen ihre frohen Tanzrufe erschallen, und die herkömmliche Coda der wendischen Lieder: „drajlilirajlam drajlamloja!" Will der Tänzer sich während des Tanzes von seiner Tänzerin trennen, so sucht er ihr erst einen anderen Tänzer; sie einfach hinzusetzen, hieße dem Mädchen eine Schmach anthun.

Der Wende ist außerordentlich fleißig und betreibt daher eine ganze Menge von Gewerben. Der Ackerbau freilich ist seine uralte und verbreitetste Beschäftigung. Der Wende ist ein rechnender, geschickter, unermüdlicher Ackerbauer. Sein Grund und Boden ist beschränkt und dennoch schafft er sich die Dampfdreschmaschine und viele andere landwirthschaftliche Maschinen an, da er sich von deren Vortheilhaftigkeit überzeugt hat. Der Viehstand ist schön, die herrlichen Pferde sind sogar sehr gesucht. Auf die Wiese und um Heu geht man selbst zwei oder drei Tagreisen weit. Die Frauen sind gewiegte Gärtnerinnen. Sie bauen Gartensämereien und Zwiebeln, die sie dann sogar auf kroatische und steirische Märkte bringen. In der Umgebung der Städte treiben sie Handel mit Milch,

Butter und Brot. Zum Handel haben die Wenden überhaupt große Neigung. Es gibt unter ihnen viele Vieh- und Geflügelhändler; den Sammelkäfig auf den Rücken gebunden, durchwandern sie weite Landstriche.

Der Industrie widmen sie sich weniger, zeichnen sich aber dann auch in dieser durch Fleiß und Geschicklichkeit aus. Längs der Mur sind sie Fischer oder Fährleute. Die lutherischen Gebirgs-Wenden, die ihrem kargen Boden nicht genug abgewinnen, lassen oft ihre Dörfer ganz leer stehen und ziehen unter der Führung eines reicheren Landsmannes als Schnitter in die Comitate Zala, Eisenburg, Somogy, auch nach Kroatien. Im Herbst wimmeln die Zalaer und Eisenburger Landstraßen von den karawanenweise Heimziehenden; sie sind abgemagert und sonnverbrannt, mit schwieliger Hand, aber frohen Gemüths, unter Scherz und Lied ziehen sie ihres Weges.

Bei schwerer Arbeit ist der Wende sehr genügsam. Seine Nahrung ist die denkbar einfachste und bietet nicht die geringste Abwechslung. Mais, Kartoffeln, Hirsebrei und Buchweizengrütze, nebst Milch, sind ihre Hauptnahrungsmittel. In der armen Gebirgsgegend, aber selbst in der wohlhabenderen Ebene werden auch die Maisstrünke (kocenya) zerstoßen und ins Brod gemengt. Eigenthümliche Mehlspeisen sind ihre gibanica und krapca.

Als Ackerbauer, wie als Kaufmann und Gewerbetreibender ist der Wende gleich lernbegierig. Seine Schulen läßt er sich gern etwas kosten und schickt seine Kinder bereitwillig und regelmäßig hinein. Sein Lehrer steht bei ihm in voller Achtung. Lernt der wendische Knabe länger, so wird er entweder Geistlicher oder Lehrer. Alles in Allem sind die Wenden, die, ungefähr 70.000 Köpfe stark, als Überbleibsel der slovenischen Bevölkerung des alten Pannoniens in den Comitaten Eisenburg und Zala leben, ein tüchtiges, fleißiges, patriotisches Volk.

Wendische Mädchen.

An die Arbeit gehende Schnitter.

Die Mecsek-Gegend.

Von dem goldenen Apfel, den der König von Ungarn in der Hand hält, iſt die Mecsek-Gegend eine der ſchönſten Spalten. Sie umfaßt drei Comitate, die aber durch drei große Gewäſſer Ungarns: Donau, Drau und Plattenſee als einheitliches Landgebiet in ein Dreieck zuſammengeſchloſſen ſind, deſſen durch die natürlichen Grenzen gegebene Einheit durch die Gleichförmigkeit des Bodens und Volkes, der Sprache und Geſchichte noch befeſtigt wurde.

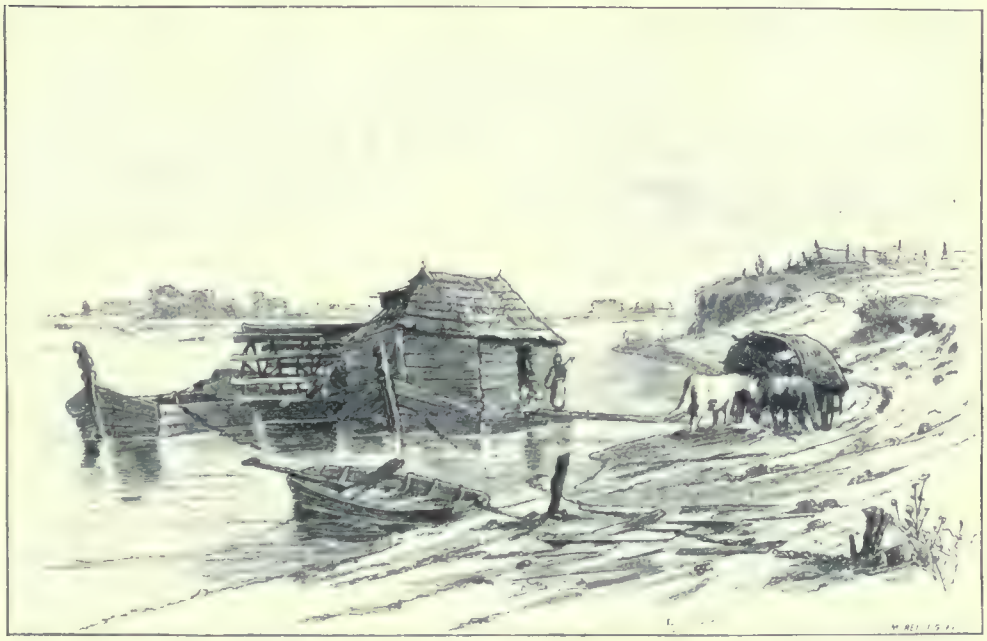
Vom großen Alföld iſt ſie durch die Donau getrennt, und wer dieſen Strom überſchreitet, gewahrt ſofort den großen Unterſchied, ja Gegenſatz zwiſchen dem Alföld und dem alten Pannonien, beziehungsweiſe dieſem Theile des alten Pannoniens. Die endloſe Ebene hat ſchließlich an der Donau geendet, die jenſeitigen Ufer aber ſchwellen zu Hügelzügen an, von deren Höhen nieder und von deren Fuße her weinbewachſene Hänge, waldige Kuppen, aus Stein und Ziegeln erbaute Städtchen mit hoch an den Abhang gepflanzten Kirchthürmen, auch gepflaſterte, ja oft grauſam gepflaſterte Städte über den Strom blicken, deſſen gegenüberliegendes Gelände ſich in breiten Flächen mit weitgedehnten Gemeinden verliert.

Dort iſt Alles eintönig, hier Alles mannigfaltig, ſogar das Volk. Dort iſt es wortkarg, ernſt, ſelbſtbewußt, hier zuvorkommend, freundlich, geſprächig. Dort herrſcht, mit geringen Abweichungen, eine braune und dunkelfarbige Volkstracht von immer

gleichem Schnitt, hier ändert sie sich in jeder Gegend, bei jedem Schlag Menschen, sie schwimmt in Farben und zeigt Formen von künstlerischer Erfindung. Dort wird den Leuten der Tag immer zu kurz, hier stehen sie Einem selbst in heißester Arbeitszeit bereitwillig Rede. Dort schleppt die Frau, aber nur die arme, ihr schweres Bündel in ein Leintuch geschlagen auf dem Rücken, hier schwingt sich Reich und Arm den großen Korb mit dem Mittagessen oder das Schaff Wasser auf den Kopf und schreitet aufrecht, stramm und rasch, die Arme hin und wieder pendelnd oder auch nachlässig gesenkt, bergauf und bergab. Dort fährt Dich Dein Fuhrmann Meile auf Meile, ohne ein Wort, ohne eine Bewegung, die reine Maschine, hier geht ihm während der ganzen Fahrt das Wort nicht aus und er preßt Dir ein Staatsgeheimniß nach dem andern ab. Dort trifft man aus Erde gestampfte, aus Luftziegeln gefügte, fast unverzierte, aber stets mit Kalk geweißte Häuser und kahle, mit primitiven Zäunen umfangene Höfe, hier erheben sich geschmackvoll angeordnete, auf größere Bequemlichkeit berechnete Wohnstätten mit säulengetragenem Hausgang, mit wohlumgitterten, baumbewachsenen, blumenreichen Binnenhöfen. Dort dehnen sich Puszten, eine halbe Provinz groß und mit Gehöften bestreut, hier wetteifern mit den Dörfern die Kellerreihen, die über den Häuserreihen entlang ziehen. Dort besteht der „Berg“, wie der Alföldmensch selbst die geringste Bodenerhebung titulirt, aus einer Kette von Sandhaufen, hier sagt man erst „Berg“, wenn die Steilheit der Wege den Radschuh einzuhängen zwingt. Dort heißt schon ein Busch gleich „Wald“, hier gilt der Wald erst als solcher, wenn er den Flächenraum einer Dorfgemarkung bedeckt. Dort gibt es Rohrsümpfe, durch Innengewässer genährte Teiche, Moore und allenfalls auch Wasseradern, hier besteht das Wassersystem aus Bächen, Wehren und natürlichen Kanälen. Dort sieht man hagere, fleischlose, wenn auch trefflich laufende Pferde, mageres Rindvieh und einen gewöhnlichen Schlag Schafe, hier sind Pferde und Rinder feist gemästet, aber nicht für das Joch, sondern für das Bargeld des Marktes. Dort ist keine Spur mehr von dem alten Feudalwesen, die herrschaftlichen Puszten verschwinden förmlich unter den ausgedehnten Bauerngütern: hier liegen große Herrschaften, sitzt eine Menge mittlerer und höherer Adel und die Gemeinden haben noch ihre Urbarialverfassung. Dort stehen, halbe Tagereisen von einander, große, volkreiche Ortschaften, hier wimmelt es von kleinen Dörfern, die einander anrufen können und gegenseitig ihren Hahnenschrei hören. Dort herrscht ein mehr wechselndes, hier ein mehr gleichmäßiges Klima. Dort sind Mensch und Natur einfacher und ungehobelter, hier gekünstelter und zutraulicher.

Dieses schöne Ländchen enthält, wie gesagt, drei Comitate: Tolna, Somogy und Baranya. Tolna und Baranya gehen in der Geschichte meist Hand in Hand und haben auch das gleiche Schicksal; noch unzertrennlicher sind sie im Sprichwort, denn „wer Tolna

und Baranya bereist hat", der ist weit umhergekommen. Beide liegen nämlich weitab von den einstigen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Hauptplätzen des Landes; das ist im Sprichwort ausgedrückt. Somogy, das noch weiter entlegene, hat, wie wir weiterhin sehen werden, auch von derart scharfer Kennzeichnung noch mehr abbekommen. Die drei Comitate haben auf zusammen 15.300 Quadratkilometern rund 900.000 Einwohner, und zwar 635.000 Magyaren, 215.000 Deutsche, 50.000 Kroaten und Serben. Auch nach der Religion theilt sich die Bevölkerung ungefähr in demselben Verhältniß: 640.000 Römisch-Katholische, 152.000 Reformirte, 64.000 Evangelische A. C., 14.000 Griechisch-Nichtunirte



Traumühle.

und 30.000 Juden. Natürlich sind auch hier die Reformirten, mit wenigen Ausnahmen, rein magyarisch, aber auch bei dem größten Theile der Katholiken — an 500.000 — ist dies der Fall. Die Evangelischen A. C. sind zur einen Hälfte Deutsche, zur anderen Hälfte, im oberen Tolna und im östlichen Somogy, ebenfalls Magyaren, ja uralter Adel.

Von den drei großen Gewässern, welche die drei Seiten des Gebietes begrenzen, wurde eines: die Donau, bereits in einem besonderen Aufsatze behandelt und dem Plattensee ist das Gleiche zugedacht. So haben wir denn an dieser Stelle blos die Drau zu schildern, einen der vier Wappenflüsse Ungarns (Donau, Theiß, Drau, Save), und zwar den kleinsten, aber zugleich den reißendsten und zügellosesten. Die Drau entspringt in den Alpen Tirols, reißt an der südöstlichen Ecke des Somogyer Landes die Mur an sich und

ſchlängelt ſich vielfach gewunden bis nach Bélye (Eſſeg) hinab, wo ſie ihren unruhigen Kopf in die Donau taucht. Wo immer ſie fließt, überall macht ſie ſich ein eigenes Bett, ihr Weg iſt rechts und links von „todten Drauen“ begleitet. Wie ein ſchlimmes Kind die Wände mit ſeinem Namen, ſo bekritzelt ſie gleichſam die Ufer mit den Worten: „Hier iſt die Drau vorbeigekommen“; ſie zerreißt oder begräbt die Grenzpfähle zweier Länder, bald von dieſem, bald von jenem ſchneidet ſie einen Zwickel ab und ſchlägt ihn zu dem anderen, und zwar größere Stücke vom jenſeitigen als vom diesſeitigen Lande. Daher kommt es, daß die Länder des kroatiſch-ſlavoniſchen Königreichs auf meilenlangen Strecken mit vielen Zacken auf das linke Ufer, nach Ungarn herübergreifen; ſo fällt z. B. unterhalb von Csurgó und Berzencze ein Gebiet von etwa 60 Quadrat-Kilometer, die Inſel Répás, gleichſam in den Schooß des Somogyer Comitats, und deshalb liegt auch auf der ganzen Länge des Draulaufes keine Ortſchaft am Ufer. Ihren raſchen und unerwarteten Hochwäſſern ſind Schutzdämme nur ein Spielzeug; die entwurzelten Bäume ihres weiten Überſchwemmungsgebietes wirbelt ſie haufenweiſe in ihrer Strömung dahin und taucht ſie häuptlings in ihre Tiefen, ſo daß die Baumkronen im Sande begraben liegen, während das emporgekehrte Wurzelwerk an der Oberfläche jahrelang fault und morſcht, bis ſchließlich nur noch der nackte Stamm unter dem Waſſerſpiegel dunkelt, zu nicht geringer Gefahr der Schiffe. Sie iſt nicht ſo ſchön wie die Save, nicht ſo offen wie die Theiß, nicht ſo belebt wie die Donau; ſie iſt ein Wälder durchſchweifender, Schiffen auflauernder, Brücken unterwühlender, wegelagernder Fluß. Selbſt zum Baden taugt ſie nicht; wo ſie geſtern noch im Wirbel umhertollte, wirft ſie heute eine Sandbank auf; wo die Kinder ſie geſtern noch durchwateten, gähnt heute Abgrund über Abgrund; nach einer kleinen Stromſchwellung zumal erkennt der Uferbewohner ſelber ſeine geſtrige Drau nicht mehr. Sie verbindet die anwohnenden Völker nicht, ſondern trennt ſie. Nicht einmal die Mühle iſt ein Verbindungsglied, ein Ort des Zuſammentreffens für die Uferleute, wie auf der Donau. Mit öder Langweiligkeit hebt und ſenkt ſich ihr grünbeſchlammtes Rad in der brauſenden Fluth, während innen der Müller grätige Weißfiſche auf dem Roſt dörrt, dann die Kohlengluth zuhauf fegt und ſich gähnend ſeine geſalzenen Pogatſchen unter der Publika (einem großen, ſchwarzen thönernen Sturz) bäckt. Selten hört er Glockenklang, hie und da nur erblickt er einen Kirchthurm; ſein alltäglicher Umgang ſind die Fiſchervögel, ab und zu einmal erſcheint eine Fiſchotter oder ein ſcharf umherſpähender Fuchs; auch gleiten mit Brennholz und Brettern beladene Flöße behutſam vorbei, gen Eſſeg hinab, und vorſichtige Dampfer ſchleppen die reichen Ernten der beiden Ufer von dannen.

Dieſer Strom alſo bildet die Baſis des dreieckigen Gebiets, in deſſen Mitte ſich eine Berggruppe erhebt, der Mecsek, der unter dieſem Namen den nördlichen Theil des Baranyaer Comitats bedeckt und ſich ringsum mannigfach veräſtelt. Seine nach Somogy

hinübergreifenden Rippen durchziehen mit ihren waldigen Hügeln unter dem Namen Zselicz den Szigetvárer Bezirk; in ihren Thälern stehen hundertjährige Bäume, aus deren Dickicht die Thürme kleiner Dörfer und stattlicher Schlösser aufblinken, während auf den Kuppen vergilbte Klosterruinen wackeln. Ein anderer Zweig streicht von Mágocs gegen Lengyel und springt in das Tolnaer Comitat über, bis Simontornya hinauf immer vereint mit dem aus Somogy auswandernden Kaposfluß; unterwegs entsendet er, von Regöly gegen Török-Koppány, einen fast unmerklichen Seitenzweig, durch den er auch noch die Karáder Gruppe am Plattensee, in der Ecke des Dreiecks, zu dem Bergsystem des Mecsek heranzieht. Ein dritter Zweig verläuft in nordöstlicher Richtung, gleichfalls nach Tolna hinein, und trägt auf seinem Grat eine der schönsten Gebirgsstraßen Ungarns; linksab läßt er die fruchtbare Thalgegend von Tolna mit ihren vorgeschichtlichen Gräbern liegen, während er seine laubenbekränzte Stirne nördlich gegen die Donau hin bis Szegzárd vorstreckt. Dort kann er nicht weiter, da der dem Sárviz zueilende Hidasbach ihm den Weg verlegt. Aber auch südwärts zweigen sich noch zwei schön gezogene Bergreihen ab: die Siklóser und die Batinaer Berge. Sie sind zwei anmuthige Söhne des Mecsek; der zweite wäscht seine Füße schon in der Donau, wie ein wegmüder Wanderer. In der That hat er eine starke Strecke zurückgelegt, von den südlichen Alpen bis hierher. An der südwestlichen Ecke von Somogy endlich, am Eintritte der Drau, erhebt sich noch ein Zweig der Zalaer Berge, nur um sich gleich wieder zu verflachen. Seine niederen Hügel spenden einen Reichthum seltener und werthvoller Obstgattungen; an ihrem Fuße liegt das weinfrohe Zákány, das kastanienreiche Jharos-Berény und das hübsche kleine Musennest Csurgó.

So ist etwa die Hälfte des ganzen Dreiecks von Bergen bedeckt, die einen Überfluß an Wein, Obst, Wald, Steingattungen und mannigfaltigen Landschaftsbildern aufweisen.

Noch reicher ist die Ebene, die größere Hälfte des Gebiets. Die Niederungen längs der Donau und Drau liegen in Tolna und Baranya; doch nennen wir Ebene auch das Somogyer Flachland, wiewohl es vielmehr eine Hochebene von welliger Gestaltung bildet, die, an ihren drei Ecken durch die Berggruppen begrenzt, ihren hie und da sandigen, zumeist aber rein schwarzen Lehmboden vom Plattensee bis zur Drau erstreckt.

In dem ganzen Gebiete findet sich, die Felsgrate der Gebirge ausgenommen, fast kein unbenützbarer Boden; ungebundener Sand und Flugsand ist selten, sodahaltiger Boden fehlt überhaupt. Es ist guter Nährboden; dies erklärt die Dichtheit der Bevölkerung, die in diesem Landstrich auch jetzt eine bedeutende ist, in früheren Zeiten aber, als innere Kämpfe sie noch nicht beunruhigten und zugleich die geschützte Lage Jahrhunderte lang jeden Angriff von außen abhielt, noch erfreulicher war. Zu Ende des XV. Jahrhunderts war dieses Gebiet mit seinen 36.000 Hausstellen („Rauch", „Porta"), von denen 15.000, also fast die Hälfte, auf Baranya fielen, die bestbevölkerte Gegend des Landes.

Das Tolnaer Comitat.

Dieſes Comitat lehnt ſich mit ſeiner Oſtgrenze an die Donau, mit ſeiner weſtlichen Ebene an Somogy und wenn wir ſein Gebiet aus der Vogelſchau überblicken, fällt uns darin ein in engem Bette weit umherſchweifendes und ein großes Stück Land durchgaukelndes Waſſernetz auf. Für einen Fluß zu klein, für einen Bach zu groß, kommt der Kapos, wie ſchon ſein Name erkennen läßt, von dem in Somogy gelegenen Kaposvár her, um eine Strecke weit auch die Grenze von Baranya zu beſpülen, dann bei Dombóvár in Tolna einzutreten, dieſes Comitat zweimal zu durchſchneiden und unterwegs ſeinen Namen zwei- bis dreimal zu verlieren oder zu ändern. Vom unterſten Süden ausgehend, ſteigt er bis Simontornya hinauf und fällt da in den Sió. Der Sió, dieſes im Hain erwachſene Kind des Plattenſees, lockt ihn mit ſich nach Süden, ſo daß er in Geſtalt eines ∧ jene ſteinloſe, lehmige Berggruppe umgeht, welche die Mitte des Tolnaer Comitats bedeckt; auf ihrem Weg nach Süden laufen die beiden um die Wette mit dem in geringer Entfernung und überall parallel mit ihnen hinabfließenden Sárviz, bis endlich die drei Flüßchen bei dem farrennährenden Agárd ſich zu einem dreieinigen Fluſſe verbinden und als ſolcher, allerdings todmüde, träge Szegzárd erreichen, unterhalb deſſen ſie ſich in den bereits halbtodten Tolnaer Donau-Arm fallen laſſen. Doch ſelbſt hier noch entzweien ſich die vereinigten Gewäſſer; ein Theil ſondert ſich ab, legt ſich in ſein altes ungemachtes Bett und irrt unter hundert Windungen weiter, bis er ſchließlich ſein eigenſinniges Köpfchen in die Bátaer Donau tauchen muß. Wenn die Donau ſchwillt, preßt ſie die Gewäſſer empor, ſo daß es ſelbſt bei Simontornya merklich wird. Dieſes launenhafte Waſſernetz lenkt auch die Eiſenbahnen, der eine Lauf gegen Dombóvár, der andere gegen Szegzárd hin.

Wir ſagen: ein Waſſernetz, denn es hat ſich aus den Veräſtlungen des Kapos, Koppány, Sió und Sárviz gebildet. Heute ſind dies bereits Flüßchen, im Grunde aber doch nur Abflußkanäle für die Gewäſſer der ausgedehnten Sumpfgelände, die ſich rechts und links zu Füßen des erwähnten Gebirges lagern, und zwar ſind ſie erſt zu Anfang unſeres Jahrhunderts entſtanden, theilweiſe ſogar nur als Erneuerungen jenes Kanales, welchen zu Ende des III. Jahrhunderts unter Diocletians Regierung deſſen Heerführer, ſpäter Schwiegerſohn und Nachfolger, Galerius, in dem Bette des Sió-Sárviz ausheben ließ, um den Plattenſee mit der Bátaer Donau zu verbinden, worauf er das durch den Kanal durchſchnittene Unter-Pannonien nach ſeiner Gemalin Pannonia Valeriana benannte. Die drei Kanäle — Kapos und Sió-Sárviz oder Palatinalkanal — haben in den drei Comitaten Weißenburg, Somogy und Tolna nahezu 100.000 Joch Sumpflandes in reichen Culturboden verwandelt.

Auch in anderer Hinsicht ist dieses Flüßchen von Interesse. Es bietet uns den Theilungsmaßstab, um das Comitat zu mehrerer Übersichtlichkeit in drei Abschnitte zu scheiden: einen östlichen, mittleren und westlichen Theil.

Der bemerkenswertheste und größte unter diesen drei Theilen ist der östliche, der an die Donau stößt; er liegt von Simontornya und Duna-Földvár hinab bis Báta zwischen der Donau und dem Sió-Sárviz-Kanal. Der nördliche Theil dieses Gebiets ist eine von Thälern durchkreuzte und bis hinaus an die Donau stetig steigende Fläche; von der Donau her gesehen erscheint diese als hohe, steile Ufergestaltung, die an ihrem Fuß von Höhlen-

Tabaktrocknen.

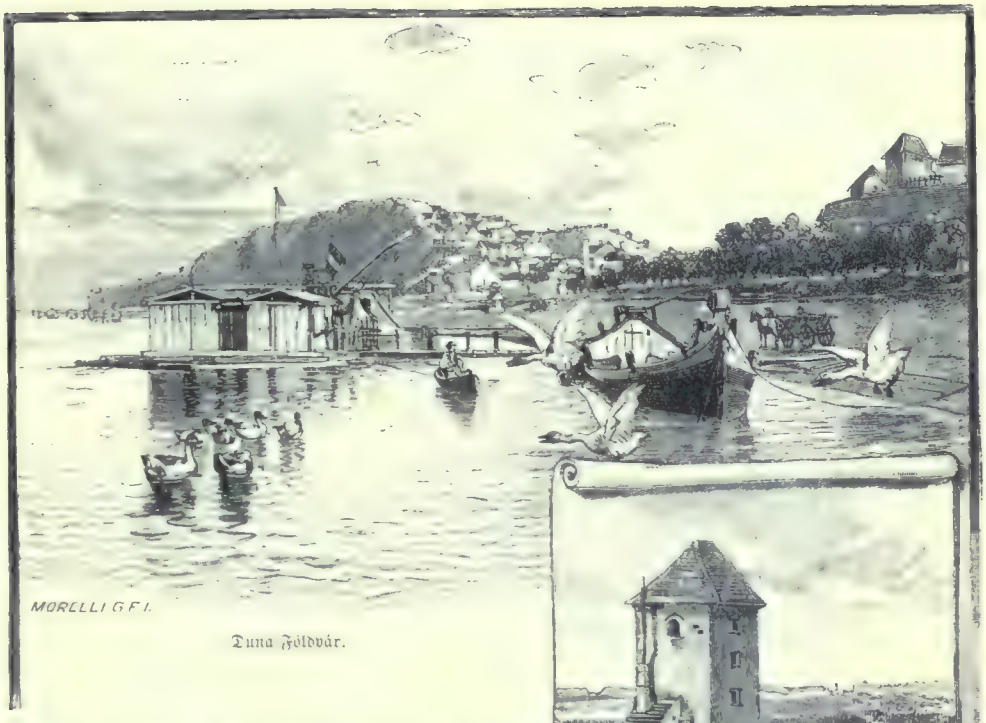
wohnungen durchlöchert, eine Strecke lang ganz am Rande der Donau südwärts fortschreitet, weiter unten aber eine große Schwenkung um die fruchtbare Böleskeer und Madocsaer Niederung macht und mit ihren morschen, aber auch reichen, wein- und obstbekränzten Hügeln bei Paks wieder an die Donau vorspringt. Weiterhin ist die Gegend bis zur Tolnaer Mündung des Sárviz sandig; von hier bis Báta erstreckt sich längs des alten Sárviz-Bettes die fruchtbare Niederung des Sárköziég.

Aus dieser Gestaltung des Bodens kann man leicht auf dessen Erzeugnisse, wie auch auf Beschäftigung und Lebensweise seiner Bewohner schließen. Getreidearten auf den Ebenen, Reben- und Obstcultur auf den Hügeln, Gemüse in den Niederungen längs der Donau, Tabak, und zwar berühmter Tabak auf den Sandflächen, im Sande von Nagy-Dorog, Fadd, Bikács, Tolna und Majdacs. Die Lößhügel an der Donau geben leichten

Wein in großen Mengen, während unterhalb die aus dem Baranyaer Mecsek herüberstreichende, aus hartem Lehm gebildete Szegzárder Bergkette von dem berühmten Decser Weißwein und dem noch berühmteren dunklen Szegzárder Rothwein überströmte, ehe die Phylloxera das Meiste und häufige Hagelschauer auch noch den Rest vernichteten. Wald ist wenig vorhanden, und das Wenige besteht aus den Eichengruppen, die noch hier und dort zwischen den in das Sárközség fallenden Windungen des unteren Donaulaufes hervordunkeln und, zum größeren Theile, aus den von selbst aufsprießenden Weichholzwäldern; selbst unter diesen ist die herrschende Gattung der sogenannte „Malátibaum", diese wenig nutzbare Weidenart, die überall an den Uferſäumen im Hinterhalte steht, um, sobald die Donau irgendwo eine Sandbank aufwirft, auf dieser ihre Fahne aufzupflanzen, sie als erste Besitzergreiferin zu besetzen und keinerlei fremdes Element bei sich zu dulden, ja selbst dem Vogel kein Nest in ihrem Gestrüppe zu gönnen. Die Pferde des Gebiets sind weithin berühmt und es gab eine Zeit, als die Bauernpreise der Pferde-Ausstellungen an lauter Tolnaer Fohlen kamen; auch wird dieses schöne Thier noch jetzt stark ausgeführt, in der Richtung auf Stuhlweißenburg, aber zumeist von den Landungsplätzen der Donau aus. Was nicht von diesen Uferpunkten abgeht, dem wird selten der „Paß" zutheil, und der beschädigte Eigenthümer mag dann sein verlorenes Gut suchen, „bald in Szabadka, bald in Kikinda". Noch höher werden die Bonyháder Kühe geschätzt, die durch Kreuzung der schweizerischen und ungarischen Racen erzielt und gegenwärtig bereits in Tolna und Baranya verbreitet sind — ein beliebter und gesuchter, gut weidender, kräftiger, leicht zu behandelnder und im Joch besonders brauchbarer Schlag. Die Schafzucht wurde, als der fette Rasen noch nicht durch den Pflug zerrissen war, durch Großpächter, sogenannte Schafherren betrieben; solche gibt es jetzt nicht mehr und die Herrschaften üben diesen ergiebigen Zweig der Landwirthschaft selber aus.

Große Städte hat das Gebiet keine, wohl aber starke und volkreiche Gemeinden, die sämmtlich von der Donau her zu sehen sind. Alle sind sie alte Städte, ursprünglich römische Colonien längs der alten Römerstraße von Ofen nach Essek. Ihre Bevölkerung treibt Handel und Gewerbe, die große Mehrzahl freilich Wein- und Ackerbau.

Fährt man von Budapest zu Schiffe die Donau hinab, so erscheint zuerst Duna-Földvár, die äußerste Nordgrenze des Tolnaer Comitats und zugleich des Bisthums Fünfkirchen. Die Grundherren der ausgedehnten, an Gemüsen, Obst, Wein und Getreide reichen Gemarkung dieses Ortes waren einst die Benediktiner, heute gehört sie der Budapester Universität. Der Ort liegt auf einem hohen Hügel an der Donau und ist stattlich von einem alten viereckigen Thurm überragt, dem letzten Rest der in der Árpádenzeit bestandenen Abtei. Die Bevölkerung sind römisch-katholische Magyaren, etwa 15.000 Köpfe. Weiter stromab folgt, gleichfalls an der Donau, vor sanft niedergleitenden



Duna Földvár.

Thurm der einſtigen Abtei.

Hügeln gelagert, das belebte, rührige Paks — vor alters Pakos, — ein Uferplatz von großem Verkehr mit dem Kalocsaer Alföld. Ehedem war es königliche Domäne und gehörte dann dem Pakoſer Zweige des Hauſes Rátold, gegenwärtig iſt es Compoſſeſſoratsbeſitz. Feuer und Waſſer ſetzen der unachtſamen Bevölkerung häufig zu, aber ſie weiß ſich zu helfen und rafft ſich bald wieder auf, nach vielen Seiten greift ihr Geſchäft um ſich, die Weinberge, das Treiben der Wochen- und Jahrmärkte, der Handel zu Land und Waſſer kommen ihr zu Hilfe. In weitem Gebiet iſt die Stadt von Puszten-gehöften umgeben. Bemerkenswerth ſind eine Bergſenkung im Norden der Stadt und die bei niederem Waſſerſtand aus den Tiefen der Donau auftauchenden ausgedehnten Mauern und Gewölbe von Baulichkeiten aus der Römerzeit. Geſchichtlich denkwürdig iſt die Begegnung des Kalocsaer Erzbiſchofs Paul Széchenyi mit Franz Rákóczi II. in Paks, wo der Erzbiſchof dem Fürſten ſeinen Friedensantrag ſtellte, den aber Rákóczi aus Rückſicht auf die verbündeten Stände nicht annahm. Unterhalb Paks erſtrecken ſich von

einer Reihe Sandhügel bis an die Donau hinab die Äcker des Adels von Duna-Szent-György. Noch weiter unten folgt das unglückliche Gerjen, an dem die dort ſtark verſandete Donau ſo oft ihren Grimm ausläßt, und das reich bevölkerte, von ſchöner Kirche überragte Fadd, gleichfalls im Rachen der Donau gelegen, eine der volkreichſten Gemeinden des Tolnaer Comitats mit einem Tabak, der zu den beſten ungariſchen Sorten gehört. Das alte Tolna, das römiſche Alta ripa, wo ſchon König Stephan der Heilige Geſetze ſchuf, wo König Matthias in heiteren und lehrreichen Geſprächen glänzende Beweiſe ſeines Witzes und zugleich ſeiner Sachkenntniß in religiöſen Fragen gab, wo in der Zeit vor Mohács auch Reichstage abgehalten wurden und nach dem Tage von Mohács ſogar eine Hochſchule der Reformirten faſt hundert Jahre blühte, war einſt ein mit Feſtungsmauern umgebenes, von Magyaren reich bevölkertes königliches Beſitzthum. Die Grundfeſten der Mauern ſind jetzt in der Donau oder noch weiter fort, jenſeits des Fluſſes zu ſuchen, die magyariſche Einwohnerſchaft aber wurde von hindurchziehenden Kriegsſchaaren theils mitgeriſſen, theils verſcheucht, um ſich an ruhigeren Orten niederzulaſſen, ſo namentlich in dem waldumgebenen, von einer halbmondförmigen Krümmung der Donau umhegten Bogyißló, wo ſie mit ihrem calviniſtiſchen Glauben und mit den zum Theil noch heute vorhandenen Stücken ihrer geweihten Kirchengefäße dauernde Zuflucht fand. Aus dem Rachen der Türken in den Rachen der Donau. Und dennoch war es beſſer ſo, denn die Leute ſagten: die Donau nimmt, was der Winter uns gelaſſen, der Türke aber nahm auch, was der Sommer uns gegeben. Auch die Hochſchule zog mit ihren Profeſſoren und Studenten fort, nach Kecskemét. Die Stadt der ausgewanderten Magyaren wurde nach langer Verödung von Deutſchen beſetzt. Es waren rührige Gewerbsleute, tüchtige Ackerbauer, gewandte Kaufleute, Meiſter der Kunſtweberei, ausgelernte Schiffszimmerleute, kühne Schiffer und glückliche Fiſcher. Die Alta ripa aber, in ihrer erhöhten Lage an der Donau, wird bald gar nicht mehr zu unterſcheiden ſein hinter ihrer verſchlammten Donau, die dort kaum mehr eine Strömung hat, nachdem ihre 30 Kilometer große Schleife durch den Bogyißlóer Durchſchnitt (dort „Grabung“ genannt) auf 7 Kilometer verkürzt worden. Auch das Intereſſe der glücklichen Fiſcher wurde dadurch verkürzt; das Tolnaer Donaubett wird immer ſeichter, ſo daß es an manchen Stellen ſchon durchwatet werden kann. Das Edelwild der Tiefe, der mächtige Hauſen, ſucht es alſo immer ſeltener auf, und in gleichem Maße werden die Fiſcherhütten längs des Ufers ſeltener nebſt den umfangreichen großen Netzen, die rings um ſie her zum Trocknen ausgebreitet waren. Und nicht minder verkürzt iſt das Geſchäft der findigen Schiffsleute. Einſt war Tolna eine der berühmteſten Schiffswerften und Hauptplatz der Schleppſchiffsgeſchäfte an der ungariſchen mittleren Donau. Die Getreide-Ernten und Holzerzeugniſſe beider Ufer wurden bei einem Wettbewerb, der von Budapeſt bis Eſſeg reichte, durch Tolnaer

Schiffszug mit Pferden.

Schiffsleute auf ihren mit Pferden bespannten Schleppern befördert; dabei wurde der Strom oft gekreuzt und für die Bewohner der Uferdörfer fiel reicher Erwerb ab, da sie so noch die letzten Kräfte ihrer abgearbeiteten Pferde verwerthen konnten. Diese aus der Urzeit überkommene Art von Wassertransport ist der Hauptstadt, die einst das Endziel der Zugseiltransporte von der unteren Donau gewesen, fremd geworden, aber auch unten schwindet sie mehr und mehr, ihre Fahrten werden immer kürzer, von einer Uferstadt zur anderen, und die Schraubendampfer verdrängen sie in die Kanäle hinein, wenn deren Wasser durch die wachsende Donau gestaut wird. Unterhalb Tolna's folgen sieben große, aber schon mit Durchschnitten versehene Schleifen der Donau, deren von waldigen Sandbänken eingefaßte Uferebenen bis Báta kaum noch ein Dorf oder einen Kirchthurm erblicken lassen. Báta liegt an einem Bergabhang und erinnert durch seine alte Abtei an die Hunyadi, an Johannes Hunyadi selber und seine Gemalin Elisabeth Szilágyi, an König Matthias und seinen Sohn Johann Corvin, die mit fortgeerbter Pietät das wunderwirkende heilige Blut Christi, den frommen Schatz des Bátaer Klosters verehrten. Hier beichtete und communicirte zum letzten Male König Ludwig II., zwei Wochen vor seinem kläglichen Tode, am Tage Mariä Himmelfahrt.

Dringt man weiter in das Comitat ein, so stößt man am Fuße anmuthiger, durch die Phylloxera verheerter Berge auf den Comitatssitz Szegzárd, zugleich die schönste Stadt daselbst. Es ist das römische Alisca und bewahrt das Andenken des weisen, aber kurzlebigen Königs Béla I., der dort in selbstgegründeter Abtei bestattet wurde. Nach Turóczy wäre die Stadt selbst nach ihm benannt worden; der gute König sei nämlich „szeg" (braun) und „szár" (kahl) gewesen, — daher Szeg-szár-d. Die Schreibung dieses Ortsnamens ist sehr ungefüge. Man schrieb Szexárd, Szekßárd und Szegzárd (dies ist die amtlich festgestellte Form), allein dem Wortklange, wie der eben angeführten Ethymologie nach ist Szegßárd das Richtigste. Die Stadt liegt auf der abschüssigen Flanke eines Berges, dessen oberer Theil von dem ihn überhängenden Bartina durch den Séd getrennt ist; durch die Schlucht des Séd eilt ein Bach nieder, der nach Regen und Wolkenbruch sogar einen Theil seiner Ufer mitnimmt. Die Einwohner sind Magyaren. Die Stadt selbst ist seit alter Zeit Hauptort des gesellschaftlichen und somit auch des culturellen und politischen Lebens im Tolnaer Comitat. Sie ist von einem imposant aufsteigenden burgähnlichen Comitatshause überragt, das auf den Trümmern der alten Abtei errichtet ist; während des Baues wurden verzierte Sarkophage aus den ersten Jahrhunderten und andere Alterthümer gefunden. Es enthält außer den geräumigen Berathungssälen die Centralbehörden des Comitats, die Wohnungen der Oberbeamten und die Gefängnisse. Szegzárd hat eine durch den Tolnaer Comitatsadel beinahe gleichzeitig mit der Pester Ersten vaterländischen Sparkasse gegründete, stufenweise und nicht

Szegzárd: Die Stadt von Westen gesehen — Adam Beri-Baloghs Baum — Sortirung der Seidencocons in der Anstalt für Seidenraupenzucht – das Comitatshaus.

durch gewinnsüchtige Berechnungen entwickelte Sparkasse; die städtische Bürgerschaft und der Adel des Comitats besitzen hübsche Häuser und Schlösser, unter denen das gethürmte Schloß der Freiherren von Augusz hervorragt, einst eine Stätte der Kunst und Lieblingsruheplatz Franz Liszt's; über Alles stattlich aber steht am Hauptplatze die durch Béla I. dem Erlöser geweihte Kirche, deren Verhältnisse und innere Ausstattung den Besucher überraschen. Vor hundert Jahren war sie, sammt der Stadt, völlig niedergebrannt, der Wiederaufbau gab ihr die heutige Form. Alles in Allem ist also Szegzárd eine Stadt, die sich von ferne schön ansieht und bei näherer Bekanntschaft auch einen angenehmen Eindruck macht.

Das Interesse des ganzen Landes knüpft sich an Szegzárd, weil hier in staatlichem Betriebe eine Seidenraupenzucht und Mikroskopiranstalt besteht; in dem großen, zum Mikroskopiren eingerichteten Saale beschäftigen sich über fünfhundert Arbeiterinnen still, aber wohlgelaunt, mit der Untersuchung der Seidenraupeneier. Die eine Gruppe hat die Aufgabe, die in Gazesäckchen befindlichen Schmetterlingspaare nach Pasteurs Methode mikroskopisch zu beobachten, da nur die Eier von gesunden Thieren zu verwenden sind. 150 Mikroskope sind in Thätigkeit und führen im Laufe des Sommers etwa 10 Millionen Untersuchungen aus, durch welche Zahl das Institut unter sämmtlichen ähnlichen in Europa die erste Stelle einnimmt. Es bestreitet nicht nur den gesammten Bedarf Ungarns an Seidenraupeneiern in der Höhe von 2000 Kilogramm, sondern hat auch eine Ausfuhr nach Süd-Frankreich und Salonichi. Dieses Institut hat die Seidencultur in Ungarn begründet, wobei die Coconproduction von 2000 Kilogramm auf eine Million stieg und bisher insgesammt 10 Millionen Gulden dem Volke als Verdienst zufielen, und zwar größtentheils solchen Arbeitskräften, die zu anderen Leistungen untauglich sind, und zu einer Zeit, wo andere Arbeit nicht zu haben ist. Die Zahl der Züchter steigt von Jahr zu Jahr und sie liefern im Durchschnitt jährlich eine Million Kilogramm Seide, was ebenso vielen Gulden Brutto-Ertrags entspricht. Diese Entwicklung ist das Verdienst Paul Bezerédy's, der die Anstalt in mustergiltiger Weise, mit großer Opferwilligkeit und Fachkenntniß leitet; in der Anstalt ist er Aufseher, Lehrer und Controlor zugleich, außerhalb derselben fördert er ihr Interesse aneifernd, antreibend, begeisternd, anbahnend, agitirend im ganzen Lande. In einigen sauber gehaltenen Sälen des Oberstockes befindet sich ein Museum mit den die Seidenzucht des Landes darstellenden Karten, allen zur Zucht gehörigen Geräthschaften und Einrichtungen, sowie einer Serie von Präparaten, welche das kurze Leben des dem Luxus zuliebe civilisirten Thierchens in allen seinen Veränderungen darstellen; das Ei, die Raupe, der Falter sind da in den verschiedenen Momenten ihrer Entwicklung, in gesundem und krankem Zustande zu sehen. Mit der Civilisation geht die Krankheit Hand in Hand, auch bei der Seidenraupe. Da lernt man denn in vielfach vergrößerten Gyps- und Wachsdarstellungen die Lebensthätigkeit und

Mädchen des Sárköziég auf dem Spielplatz.

die Krankheiten des Thierchens kennen: die Körperchenkrankheit, Schlafſucht, Kalkſucht, Schwindſucht, Gelbſucht, deren Ende der natürliche Tod iſt . . .

Die Inſpection ſieht mit Befriedigung, wie das Ergebniß ſich von Jahr zu Jahr entwickelt, höchſtens hat ſie einmal eine ſtille Klage gegen den Nachbar. Dieſer iſt nämlich das Volk des Peſter und Bácser Comitats, von dem mehr zu erwarten wäre, da der dortige Boden den Maulbeerbaum liebt und dieſe Bevölkerungen, wenn ſie wollten, in der Seidenzucht das halbe Land übertreffen könnten. Allein ſo iſt der magyariſche Hofbürger; es ſcheint ihm heute noch unter ſeiner Würde, ſich mit ſolchem für Italiener geſchaffenen Gewürm abzugeben, einem Anderen aber wird er nicht leicht geſtatten, ſeine Maulbeerbäume kahl zu rupfen.

Fährt man von Szegzárd ſüdwärts, links vorbei an dem uralten Rüſterbaum, den die Überlieferung als „Baloghs Baum“ mit dem Namen des Kurutzengenerals Adam Béri-Balogh verknüpft, ſo gelangt man in gerader Richtung nach Báttaßék, und auf dieſer ganzen Strecke ſind die Bergabhänge mit hübſchen, ja geſchmackvollen Kelterhäuſern und Villen geſprenkelt. Jeder einzelne Bewohner von fünf oder ſechs volkreichen Gemeinden hat hier ſeinen Weinberg, der heute freilich ein Kukurutzacker iſt, und am Fuße des Weinbergs Haus, Stall und Schweinekoben, beſſer als daheim. Das Volk dieſer Gegend führt zwei Haushalte, je nach der verſchiedenen Jahreszeit: einen daheim im Dorfe und einen auf dem Berge. Der letztere wird behaglicher eingerichtet als der erſtere, denn auf den Berg geht man zur Erholung und ſelbſt die Beſchäftigung iſt da, wenn auch Arbeit, doch nur Weingartenarbeit, die als halbe Unterhaltung gelten darf; unter ſchattigem Laubdach, ohne jene Eile betrieben, wie die Feldarbeit ſie erfordert, geht ſie ſpielend von ſtatten. Überdies haben ſie hier von der Ernte bis zur Weinleſe ihre Villeggiatur; hieher geht ihr Ausgang, hier iſt ihr Luftbad, hier haben ſie ihre „Woche“ der Traubenwacht, beſonders das jüngere Weibsvolk, das dabei gemächlich ſtricken, nähen, ſeine Tücher, Spitzen und Linnen ausbeſſern kann.

Von den Abhängen dieſer Bergkette überſieht man das ganze Sárközland — dieſe über 100 Quadratkilometer große Ebene von fruchtbarer ſchwarzer Erde, die ſich von Paks bis Bátta zu beiden Seiten der Donau ausdehnt, hier durch die Szegzárder Berge, dort durch die Sandhügel des Peſter Comitats begrenzt und vom Volk für das Becken des einſtigen Süßwaſſermeeres gehalten. Ihren Namen hat dieſe Ebene von dem oben erwähnten Sárvizfluß, doch iſt zu bemerken, daß dieſer Name ſich auch auf einige Gemeinden der dem Peſter Comitat zugehörigen Seite erſtreckt, wo doch keinerlei Sárviz vorkommt; die Benennung mag auf Grund der Stammeszuſammengehörigkeit auch auf ſie übergegangen ſein, denn daß ſie zuſammengehören, iſt durch die Gleichheit von Tracht, Sitten Mundart und Religion klar bewieſen.

Dessenungeachtet ist das echte Sárköz und das echte Sárközer Volk nur das im Tolnaer Comitat. Ja selbst von diesem nur die fünf unteren Gemeinden südöstlich von Szegzárd, deren schönes und gesundes Volk, Männer und Weiber, zweimal die Woche zahlreich auf dem Szegzárder Wochenmarkt erscheint. Der weiße „Szür" (Lodenmantel) der Männer, die kurzröckige Tracht der Frauen, ihre Raceschönheit und honigsüße Sprache, sowie ihre übrigen Sitten bekunden die Baranyaer Verwandtschaft. Es ist ein Volk mit

Garbenbinden.

guter Schulbildung, das gern liest, in der vaterländischen Geschichte und in religiösen Fragen bewandert ist, zu Sang und Tanz geneigt, verwöhnt und leichtlebig, mit Arbeit und Vermögen im Überfluß, da Berg und Wasser, Wiesen und Felder ihnen das Alles wohlfeil und reichlich gewähren. Die Frauen sind auch vorzügliche unermüdliche Spinnerinnen und Weberinnen; leider haben sie ihre ursprünglich prächtige Volkstracht zu geschmackloser Breite entstellt. Das junge Volk, wenn es sich in Putz werfen will, zieht einen ganzen Schrank voll Linnen und Seide an, als Kopfputz dient statt der einst üblichen einfach schönen und schmückenden „párta" (kranzartiger Reifen) ein ganzer Korb voll Blumen:

ſo ſieht es nur von weitem ſchön aus, beſonders wenn es auf dem Raſen (játszó = Spielplan) zu Hunderten Hand in Hand nach einer Liedweiſe den Reigen tanzt. Dem ungariſchen Volke gelten rothe Wangen als ſchön, und auf weite Strecken hin findet man nicht ſo viele „ſchöne rothe Männer“ und „ſchöne rothe Weiber“ wie im Sárközség. Iſt das die Race oder das Waſſer, der Wein, das weiße Brot: wer wüßte es zu ſagen? Vielleicht tragen alle vier Factoren dazu bei, und überdies noch ein fünfter, von dem ſchon einmal erwähnten Pater Ubaldus beobachteter: „Condimentum ciborum est una rubra bestia, quam bobriga vocant, sed mordet, sicut jabolus.“ (Die Würze ihrer Speiſen iſt eine rothe Beſtie, die ſie bobriga, Paprika, nennen und die beißt wie der Teufel.) Nun, die rubra bestia iſt noch reichlich vorhanden, auch an Waſſer und Brot fehlt es nicht, den Wein jedoch liefern die Berge nicht mehr dazu. Und die „Race“ iſt unfruchtbar auf dieſem fruchtbaren Boden. Ihre volkreicheren Ortſchaften ſind: Ócsény, in der diphthongiſirenden Mundart Eöcsény genannt, und Decs mit einer ſchönen alten romaniſchen Kirche, die, laut der vorne angebrachten Inſchrift, nach der Kurutzenverheerung (Aufſtand des Dózſa) 1517 erneuert worden iſt; in der Gemarkung von Decs befindet ſich eine Burgſtätte, Namens Ete-vár, das einzige Andenken des Feldherrn Ete, der von Árpád dieſen Landſtrich zum Geſchenk erhalten; weiter unten Pilis und Nyék, endlich am unterſten Ende des Comitats das ſchon erwähnte Báta. Am Rande des Sárközség, ſchon faſt am Fuße der Berge, liegt das breitſtraßige Báttaßék, das ſammt den umliegenden Ortſchaften Beſitzthum des Thereſianums iſt und auch als deſſen Herrſchaftsſitz dient.

In der Nähe von Báttaßék, längs der in Windungen nach Bonyhád ziehenden Eiſenbahn, liegt rechterhand in ſtillem Thale verborgen ein ruhiges Aſyl für müde Seelen und eine freundliche Herberge vorſprechender Wanderer: Kloſter Gráboc; es iſt das einzige Kloſter der Griechiſch-Nichtunirten in einem ſolchen Comitate dieſes Landestheiles, in dem jenes Bekenntniß, mit Ausnahme von Medina, faſt gar keine Anhänger mehr hat. Das Kloſter liegt im Schatten des Óriáshegy (Rieſenberg), der aber nur in Tolna als rieſig gelten kann, da er nicht über 300 Meter hoch iſt. Das Kloſter wurde vom Szegzárder Abt Mérey erbaut. Wenig weiter, rechts des Schienenſtranges, liegen Thal und Ruine Czikó-Széplak, wo ein Theil der Geſchichtſchreiber Czikador, die berühmte Abtei der Zirczer ſucht, während die Übrigen es richtig dicht neben Báttaßék verſetzen. Ob hier, ob dort, unter den Mauern dieſer Abtei wurde die blutige Schlacht zwiſchen Johannes Hunyadi und dem Anhänger der Königin Eliſabeth, Ladislaus Gara, geſchlagen; der gänzlich geſchlagene Gara mußte ſein Heil in eiliger Flucht nach Gran ſuchen.

In dieſem ganzen Landestheile iſt die Zahl der gebundenen Güter ſehr groß. Im Süden liegen die Báttaßéker Herrſchaft des Thereſianums und die Szegzárder Herrſchaft des Univerſitätsfonds. In der Mitte folgen die Pakſer und Duna-Szent-Györgyer Güter

Schnitter mit dem Erntekranz.

und Puszten des mittleren und höheren Adels; weiter oben liegt das starkbevölkerte Nagy-Dorog, dessen Sand reich an Wein und Tabak ist; im Orte selbst befinden sich zwei Schlösser, ein Széchenyi'sches und die Volksschule der Gemeinde. Das ganze Gebiet ist von römisch-katholischen und reformirten Magyaren bewohnt. Die Dorfbewohner sind meist Reformirte, die Städter meist Katholiken; die wenigen Deutschen sind hier im Allgemeinen römisch-katholisch.

Ein anderer Abschnitt des Comitats ist dessen westlicher Theil, der Bezirk von Dombóvár, westlich vom Kapos bis an Somogy hin, dessen hügelige Ebene durch den dem Kapos zueilenden Koppány in zwei Theile getheilt wird. Am Ufer des Baches, zugleich in der Mitte des Bezirks, liegt der Bezirkssitz, das einst von Wildgehege umgebene Tamási. Der ganze Bezirk ist herrliches, getreidereiches Gefilde, im Westen begrenzt durch einspringende Zacken der Somogyer Wälder und dicht bestreut mit blühenden Maierhöfen, deren Schlösser, rothbedachte Granarien, Ställe, Getreideschober und rauchende Maschinen die einst weitgedehnten Hutweiden und fetten Rodungen bedecken, ein neues Leben, das sich aber in schattigen Hainen ausruhen kann. So ist es besonders im Süden, wo man von der Dombóvár-Kocsolaer Landstraße aus eine Fläche von 300 Quadratkilometer überschaut, voll prächtiger Maierhöfe, die den Besitzungen des Fürsten Esterházy zugehören. Wiederum wogt hier das Meer des Alföld, eine Unabsehbarkeit von Halmen, in den Fernen verschwimmend, und unter der Last der Getreidemandeln scheinen im Sommer die Hügel zu ächzen. An so manchem Sommerabend begegnet man auf der Kocsolaer Straße einem fröhlichen Aufzug. Schnitter kehren vom Schnitt heim. Zwei Zigeunerbursche, wohl auch mehr, geigen ihnen vorauf und hinterdrein. Zwei Mädchen tragen auf einer Stange das Ernte-Opfer. Das ist ein länglicher Korb, aus den schönsten Ähren geflochten, Ähren die Seiten, Ähren der Henkel, Ähren der ringsum prächtig ausgebogene Rauft. Nur die innere Wand des Korbes ist schimmerndes, goldgelbes Stroh. Völlig eine Wiege für das Jesukindlein, an das ja die Person gedacht hat, die den Korb flocht. Zu Hause harrt schon die Herrschaft oder der herrschaftliche Beamte des Schnitterzugs, er hat auch jene Zigeuner beigestellt. Vor dem Abendessen nimmt er das Geschenk in Empfang, das ihm in der Regel der Führer des Schnitterzuges mit einem gereimten Sprüchlein überreicht.

Überschreiten wir bei Szántó den Koppány-Bach und die niedere Hügelkette, an deren Fuße er dahin fließt, so finden wir auch im oberen Theile des Bezirks dieselben Fruchtgefilde. Überall Maierhöfe, so daß es in dem ganzen 900 Quadratkilometer großen Bezirke insgesammt kaum 30 Gemeinden gibt, und auch diese liegen meist an den Rändern des Bezirkes. Dombóvár ist der Kreuzungspunkt zweier Eisenbahnen; aus seiner Haingegend erheben sich noch Trümmer einer Burg der Dombay. In Döbrököz haben nach

den Tagen des Banus Heinrich die Familien Rozgonyi, Szerecsen und Verböczy gute und ſchlechte Tage geſehen; von der dortigen alten Burg ſteht nur noch eine einzige maſſive Ecke aufrecht und ſtarrt auf die zu ihren Füßen dahinbrauſenden Lokomotiven nieder. Weiter oben liegt Regöly gleichfalls mit einer Burgruine, noch weiter oben das unlängſt noch mit gutem Weine geſegnete, jetzt öde und traurige Pinczehely, einſt türkiſche und raiziſche Burg. Im oberen Zipfel findet man den Hauptort eines anderen Bezirks, Simontornya, deſſen geſchichtliche Rolle mit dem Vice-Reichsrichter Simon, dem Thurmerbauer, beginnt und, nachdem die Laczfi, Gara und andere Geſchlechter abgeblüht, im Qualm der Kurutzenkriege erſtickt. In Ozora ſtand einſt das Schloß des Grafen Pipó von Ozora,

Tolnaer Typen.

ein Meisterwerk der italienischen Renaissance, das Graf Pipó durch den berühmten Masolino mit Fresken ausmalen ließ, so daß selbst die Florentiner es bewunderten; von alledem ist heute keine Spur und Ozora's Ruf beruht jetzt mehr auf seinen vielbesuchten und raufluſtigen Kirchweihfesten als auf den verschwundenen alten Kunstwerken. An den westlichen Rändern liegen Tótkeßi, der Stammsitz der Familie Nyáry, Bedeg, Szántó, das durch seine lärmenden Abgeordnetenwahlen berühmte Szakcs und weiter unten das waldige Lápafö. Damit haben wir die nennenswerthen Orte des Bezirks ringsum begangen, im Inneren aber finden wir blos Felsö-Ireg, Nagy-Szokoly, Könyi, Kocsola und Gyula-Jováncza mit noch etlichen kleineren Ortschaften. Gerade in der Mitte liegt Tamási, der Hauptort des Bezirkes, und nahebei der schönste und größte Wald des sonst waldarmen Tolnaer Comitates, der wildreiche Eichenforst von Tamási, den das Somogyer Comitat gleichsam herüberragen läßt.

Dieses Gebiet ist, wie gesagt, mit dem von Somogy übereinstimmend, ein hier und da von niedrigen Bergen durchschnittenes, wellig-hügliges, ertragreiches Fruchtgefilde. Die Bevölkerung ist magyarisch, und wie das Land, so ist auch das Volk mit dem von Somogy in Körperbau, Farbe, Tracht, Mundart, Beschäftigungsweise und Sitte verwandt — ein starkes, arbeitsames, ausdauerndes Volk, das sich leicht anfreundet, aber auch reizbar und eigensinnig und in den Extremen unbändig.

Die beiden bisher geschilderten Bezirke sind also von Magyaren bewohnte Ebenen. Zwischen ihnen, in der Mitte des Comitats, streicht von Nord zu Süd der dritte Abschnitt, jene von Döbrököz bis Simontornya reichende Berggegend, die, wie bereits erwähnt, von den Bächen Kapos und Sió in Gestalt eines ∧ umflossen ist. Hier sind die Abhänge und Thäler von Deutschen bewohnt. Diese wissen der Ungunst des Bodens durch Fleiß und Sparsamkeit zu begegnen und die Unfruchtbarkeit fruchtbar zu machen, sie pressen Öl selbst aus den öden Hügeln, die noch vor kurzem von mehr Wein als Wasser überrieselt waren. Der deutsche Bauer ist, woher er auch kam und wohin er auch gelangte, stets der nämliche. Er mag hier reicher, dort ärmer sein, allein überall ist er sparsam, um sich greifend, auf Erwerb bedacht und dabei in seinen Sitten und Gewohnheiten beständig, abgeschlossen, der Mischung mit fremden Elementen abhold. Die Deutschen leben auf diesem Gebiete zumeist in geschlossenen Massen und gehören zur Hälfte der römisch-katholischen, zur Hälfte den beiden protestantischen Kirchen an. Ihre Ahnen wurden hier größtentheils durch den General Grafen Claudius Florimund Mercy angesiedelt, und zwar anfangs ohne Rücksicht auf Sprache, Religion und Abstammung, in der Absicht eine Vermischung herbeizuführen. Später aber faßte es der Graf anders an, denn der Doroger Bauernrichter hatte ihm gesagt: „Es wäre ja alles recht schön, aber eines haben Euer Gnaden zu verfehlen geruht: in jedem Dorfe nur eine Nation und eine Religion!“ Der Graf sah das ein,

ſetzte aus dem Stegreif eine neue Völkerwanderung nach dem Prinzip des Doroger Richters in Scene, und noch heute liegen die Dinge, wie er ſie damals zurechtgelegt. An den Hügelrändern über dem Sió liegt die reiche magyariſche Gemeinde Szent-Lörincz, wo eine Zeit lang das ſpäter nach Bonyhád verlegte Gymnaſium blühte, weiter unten in der Thalgegend des ſchlachtberühmten Csonthegy findet man Kölesd mit ſeiner dem Sárköz-Volke verwandten, aber ſchmucker und geſchmackvoller gekleideten Bevölkerung. Hier wurde Johann Corvin durch Stefan Báthori und Kinizsi eingeholt, die in ſiegreicher Schlacht ſein Heer nebſt ſeinen Ausſichten vernichteten und ſich in die ungeheure Beute ſeiner Schätze theilten.

Am Fuße des Csonthegy (Knochenberg) wurde aber ſpäter noch eine andere Schlacht geſchlagen, und zwar bei Kajdacs, wo Johann Szerecsen den vor Suleimans Macht nach Sáros-Patak abziehenden Peter Perényi überfiel und mit vielen Schätzen, nebſt der bei ihm verwahrten Krone und den Kroninſignien, gefangennahm. Hier liegen die ausgedehnten Güter der gräflichen Familie Apponyi: Pálfa, Högyész, Lengyel; hier die nicht gerade volkreichen, aber von der Umgegend her ſtark beſuchten kleinen Marktflecken Mißla, Gyönk und Tevel. Nagy-Székely iſt eine blühende Gemeinde von reformirten Deutſchen, deren Vorfahren zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aus Heſſen Kaſſel unter Führung ihres Predigers Wilhelm Reck eingewandert ſind, an deſſen Gedächtniß ſie ſo treu feſthalten, daß ſie ſeit mehr als anderthalb Jahrhunderten ihre Geiſtlichen aus ſeiner Familie wählen. Hier liegt Zomba mit ſeinen vielen Schlöſſern und, in der Tiefe des Tolnaer Comitats, Bonyhád, die Perle der Tolnaer Thallandſchaft. Bonyhád iſt weit und breit das hübſcheſte, reinlichſte Städtchen, Stammſitz der Familie Perczel; es liegt an der Báttaßéker-Eiſenbahn, die nun ſchon bis Dombóvár überall dem Fuße der Baranyaer Berge entlang zieht, durch Begräbnißſtätten von Urvölkern, die im Grafen Alexander Apponyi und dem Szegzárder Abt Dr. Moriz Woſinßky ſcharfſinnige und erfolgreiche Erforſcher gefunden haben. Unterhalb Bonyhads, ganz im Süden, liegt Váralja in anmuthigem Thale, von einer burgartigen Felszacke geſchützt: ſeine magyariſche Bevölkerung hat ſich die eigene Mundart und Tracht treuer bewahrt als ihre Brüder im Sárközlande, von denen ſie längſt losgeriſſen hier eine Sprachinſel bildet.

Indeß, die Betrachtung der Gegenwart weckt auch den Wunſch, die Vergangenheit zu ergründen, wenigſtens deren Spuren zu ſuchen, als welche namentlich die Burgen gelten können. Und wir kennen blos Spuren; an hiſtoriſchen Denkmälern iſt aus den Trümmern, welche die eingeſtürzten Wälle der Burgen im Kapoſthale, ſowie die von Ozora, Dombóvár und einigen Forts der Abtei hinterlaſſen haben, noch wenig ans Licht gefördert. Vom alten Simontornya ſtehen noch Donjon und Palas, ſtumme Zeugen der Hofhaltung des Palatins Ladislaus Garay und ſeiner Gemalin, der Herzogin

von Maſovien. Das iſt Alles, was uns aus der Ferne der Vergangenheit zuwinkt, aber ohne ein Wort zu ſprechen.

Um ſo beredter iſt die Gegenwart. Zwiſchen den ausgedehnten Puszten der großen Herrſchaften und den ſorglich gepflegten Gütchen der Bauerndörfer finden ſich zahlreiche „moderne Burgen“; ſchmucke Schlöſſer ſtehen auf den Beſitzungen draußen oder in den Dörfern, von ſchattigem Laubwald oder wohlgepflegten Luſthainen umgrünt. Da und dort erblickt man die Stammſitze und Landhäuſer des hohen und mittleren Adels, deren Erker und Thürme die Landſtraße entlang ſchimmern oder von Hügeln auf Flüſſe niederblinken. Die Seele lieſt dieſe ſteinernen Buchſtaben, die Phantaſie erblickt in ſo manchem einen Geſang Vergils, der in Prachtband auf Elfenbeinpapier Idyllen erzählt oder ein Georgicon lehrt und Überliefertes von alten Erinnerungen — arma virumque — weiter vererbt. Das Tolnaer Comitat nahm in den politiſchen, geſellſchaftlichen, wirthſchaftlichen und Culturbewegungen Ungarns eine vornehme Stellung ein. Die liberalen und conſervativen Ideen gewannen in den Sälen des Szegzárder Comitatshauſes zum erſtenmal beſtimmte Form; unter ſcharfen, ja blutigen Kämpfen, unter dem nervenerregenden Toſen der „Tolnaer Hochzeitsweiſe“, empfingen hier die ungariſchen Tories und Whigs die Bluttaufe und in dieſer die Namen Pecsovics und Kubinßki. Dort kämpften Csapó, Sztankovánßky, der große Kunſtmäcen und ſelbſt Künſtler Auguß, der alte Perczel, der von ſeinen zwölf Söhnen begleitet in die Sitzungen ging, dann die Familien von Paks, Uzd, Borjád, der Adel von Duna-Szent-György. Dieſe Edelleute verfügten über wenig Mittel und hielten ſchlecht zuſammen, doch ihr lebendiger Pulsſchlag, ihre ſcharfe Debatte, ihr ſchöpferiſcher Verſtand und die Liebe zum Vaterlande ſchufen trotzdem in kurzer Zeit ſo manche Inſtitution, die ihnen ein achtungsvolles Andenken ſichert. So die ſchon erwähnte Tolnaer Comitats-Sparcaſſe, die Kanalanlagen, das humane Gefängnißſyſtem, vor Allem aber jenen liberalen Geiſt, der im Tolnaer Comitat, in der Seele Stefan Bezerédj's einen ſeiner erſten Altäre fand. Schön von Worten und noch ſchöner von Thaten, ein Patriot und Staatsmann, ein großer Menſchenfreund, war Bezerédj ein Mann, dem die damalige Satire für den Fall, daß er zur Regierung gelangen ſollte, ein eigenes Portefeuille, als Miniſter der Philanthropie, zuwies. Er war der Bannerträger der gleichmäßigen Vertheilung aller Staatslaſten und handelte auch danach. Er war der erſte freiwillige Selbſtbeſteuerer, der mit ſeinen Hörigen einen Erbablöſungsvertrag ſchließt, ſie freigibt und eine Puszta mit freien Menſchen bevölkert. Er bepflanzt eine Puszta mit Maulbeerbäumen, richtet eine kleine Seidenſpinnerei ein, fördert durch Beiſpiel und Aneiferung dieſen neuen Induſtriezweig, während bis dahin der Maulbeerbaum nur an Straßenſäumen und in Dorfkirchhöfen kümmerlich vegetirt hatte und Seidenraupen blos von Schuljungen zum Spaß gefüttert worden waren. Er gab das hochherzige Beiſpiel und

hielt es ſtetig aufrecht, ohne freilich die Entwicklung zu erleben; ihm dankt man das Vorbild der jetzigen ſtaatlichen Seidenſpinnerei, die gleichfalls einen Bezerédj zum Director hat. Und während er der Führer der Erwachſenen war, wurde ſeine gleichgeſinnte Gattin Amalie, gleichfalls eine geborne Bezerédj, die Mutter und Amme der Kleinen, für die ſie jenes hübſche Büchlein ſchrieb, „Flori's Buch", das der erſte Spielgenoß ſo vieler Tauſende von Kindern geworden. Um die Wette mit ihrem Gatten ſchreibt ſie, beſſert das Dienſtbotenweſen, errichtet auf ihrer Beſitzung eine Kinderbewahranſtalt, die erſte neben der erſten Seidenſpinnerei oder doch eine der erſten.

Ja, auch die ſüße Sorge des Krippenweſens hat der Tolnaer Adel zuerſt auf ſich genommen. Die Menſchenliebe der Gräfin Thereſe Brunßvik bahnte die edle Angelegenheit an und das Tolnaer Comitat war das erſte, das ihren warmen Aufruf durch eifrige Unterſtützung der Sache beantwortete. Die gründenden Mitglieder des Vereins für Verbreitung der Kinderbewahranſtalten ſind vornehme Damen und hervorragende Perſönlichkeiten des damaligen öffentlichen Lebens; um König Ferdinand V. ſehen wir unter Anderen Anton Auguß, Stefan Bezerédj, Graf Leo Feſtetits geſchaart. Graf Leo Feſtetits errichtet auf ſeiner eigenen Beſitzung, in Tolna, dem damals noch ganz deutſchen Städtchen, und größtentheils auf eigene Koſten die erſte Präparandie für Kinderbewahrer und daneben als Übungsſchule die Muſter-Kinderbewahranſtalt. Im Schatten der großen Namen arbeitet und denkt ein beſcheidener Menſchenfreund weiter, der Director der Anſtalt, Stefan Varga; er verfaßt ein großes, grundlegendes Project, das die Stände des Tolnaer Comitats auf Koſten der Adelscaſſe in tauſend Exemplaren drucken laſſen und an alle Jurisdictionen des Landes verſenden.

Eine andere Burg der Humanität bildeten zwei Stiftungen des Grafen Styrum-Limburg, die eine der Zukunft, die andere der Vergangenheit geweiht, als lägen Baumſchule und Kirchhof nebeneinander und beide unter die Verwaltung und Aufſicht des Tolnaer Comitats geſtellt. Aus der einen beziehen adelige Jünglinge des Tolnaer Comitats bis an das Ende ihrer Studien von Jahr zu Jahr ſteigende Stipendien; aus der anderen genießen zwölf verarmte Edelleute in der alten Burg von Simontornya eine anſtändige Verſorgung, daher auch die Burg von dem weniger humanen Volkshumor den Namen „Maſtſtall" bekommen hat.

Auch die Muſe ergeht ſich in dieſen Thälern und baut ſich da ihr Neſt. Sie ſucht und findet die Spuren ihrer Söhne. Szent-Lörincz und Borjád bergen jedes einen Buſch, auf dem ſich einſt Petöfi auf kurze Zeit niedergelaſſen; dort verbrachte er ein kurzes Lehrjahr, hier ſang er einen kurzen Lenz hindurch. Der Sänger der Árpáden, der klangreiche Garay, wurde der Nation in Szegzárd geboren; der Vater der Dichter, Vörösmarty, erwuchs zu Bonyhád, wo er auf dem Perczel'ſchen Hofe erzogen wurde. Niemals konnte

er das Thal von Széplak vergessen, das Feenland seiner Jugend, und er hat es in seinem Gedichte „Széplak“ verewigt.

Im Schoße der Thalwelt, wo in tiefen Gründen die Quellen springen, grünen zwei kleine Musennester, Gyönk und Bonyhád. Beide sind deutsche Ortschaften, jenes ziemlich ungeordnet und klein, dieses groß, schön, offen, zum Wettbewerb geschaffen, ein überraschend reinliches, angenehmes Städtchen. In beiden liegen adelige Schlösser und Höfe, in jedem besteht ein kleines Gymnasium, dem vorbeifließenden Bächlein gleich mit wenigem, aber krystallklarem Wasser. Und wie die Quelle von Keinem gegraben worden, so sind auch sie gleichsam von selbst geworden; man hat sie nicht gegründet, nicht gebaut, sie sproßten von selber auf wie aus einem Samen, wie ja die meisten protestantischen Gymnasien in früherer Zeit. Die Geschichte dieser fast gleichaltrigen Schulen bietet noch zwei bemerkenswerthe Momente. Keine befindet sich dort, wo sie entstand, sondern beide sind verpflanzt; die Wiege des Bonyháder Gymnasiums stand in Sár-Szent-Lörincz, die des Gyönker in Nagy-Székely. Und dann ist es merkwürdig, daß der aus lauter Deutschen bestehende Tolnaer evangelische Kirchendistrict ursprünglich seine einzige rein magyarische Gemeinde, Sár-Szent-Lörincz, zum Sitz des Gymnasiums bestimmte, der von lauter Magyaren bewohnte reformirte District hingegen seine einzige rein deutsche Gemeinde. Und die sorgsamen Eltern bringen von fern ihre Kinder herbei, da diese hier, wie gehofft wird, deutsch lernen werden. Aber diese Hoffnung täuscht.

Und noch ein Versteck besteht in Tolna: Lengyel; ein wahres Versteck, wohin man durch Waldungen und Bergspalten, von Gipfel zu Gipfel klimmend, von Thal zu Thal niedergleitend, gelangt, um endlich vor dem Schlosse des Grafen Alexander Apponyi zu stehen. Ein geschmackvoller, prächtiger Bau, mit aller Bequemlichkeit verschwenderisch ausgestattet, auch für Gäste. Die Façade wird von dem Laubschatten eines ausgedehnten Haines gekühlt, zwei gewaltige Flügel umfassen einen weiten, mit Ziersträuchern geschmückten Hof; rechts vom Schlosse liegt die große landwirthschaftliche Installation, an den Hain schließt sich eine umfangreiche Weingartenanlage. Der Oberstock des linken Flügels enthält die „beiden Schatzkammern“, nämlich Bibliothek und Museum; der Sammler, Erwerber, Custos und Director beider ist der gräfliche Eigenthümer selbst; auch der breite Corridor, der dahin führt, ist mit Schätzen angefüllt, mit alten und seltenen Landkarten, Kupferstichen, Holzschnitten.

In der Bibliothek gibt es Unica, Incunabeln, erste Ausgaben; eine besondere Abtheilung enthält in möglichster Vollständigkeit alle im Auslande und in fremden Sprachen erschienenen alten Bücher, in denen Beziehungen auf Ungarn vorkommen; eine andere Abtheilung bildet eine stattliche, sehr vollständige Sammlung alter, geschriebener und gedruckter ungarischer Bücher. Und es sind lauter wohlerhaltene, reine Exemplare.

Schloß und Bibliothek zu Lengyel.

Aus der Bibliothek tritt man in das Muſeum. Es iſt das „Lengyeler Muſeum“ im ausſchließlichſten Wortſinne, denn mit Ausnahme eines einzigen Exemplares von 18 im Schlamme des Kapos gefundenen etruskiſchen (ja an die ehernen Eimer Homers erinnernden) Ciſten iſt Alles, was hier zu ſehen, in der Herrſchaft Lengyel geſammelt und durch die Herrſchaft Lengyel geordnet. Es ſind geſammelte Spuren und Bruchſtücke der vorgeſchichtlichen Urzeit des Menſchen: Bronze- und Steinwerkzeuge, aus Muſchelſchmelz mit noch kindlicher Menſchenhand geſchliffene Schmuckſachen,

Thonperlen, Gefäße, primitive Bequemlichkeitsgeräthe, ja selbst plastische Versuche (ein menschliches Bein aus Thon geformt), womit der höhlenbewohnende Mensch der Bronzezeit und auch der noch um Jahrhunderte älteren Steinzeit (der „Erdmensch" der ungarischen Märchen) sich geschmückt, vertheidigt, erhalten und sich den Weg gebahnt hat zur Herrschaft über die Schöpfung. Dort, auf einer durch hundert Klafter tiefe Thäler geschützten Hochebene — wer die Berge längs des Kapos von der Eisenbahn sieht, glaubt gar nicht, daß es in ihnen solche Abgründe gibt — dort liegen übereinandergebreitet die in den Boden eingewühlten Dörfer zweier auf einander folgender Menschengeschlechter, 50 bis 60 Menschengruben in den einzelnen Gruppen vereinigt. Der Mensch der Steinzeit lebt noch in der Erde, aber schon in Gesellschaft, gesellschaftliche Ordnung, Gesetz, Recht ist also schon vorhanden. Des Erdmenschen Haus und Burg ist eine bienenkorbförmige Grube, oben eng, nach unten in der inneren Lichte immer mehr ausgedehnt, mit Licht von obenher durch die runde Öffnung versehen, über der ein aus Weidenruthen geflochtenes Regendach angebracht ist. Dies ist die Behausung; eine zweite Grube daneben ist die Küche, eine dritte die Speisekammer, und diese enthält Weizen, Hirse, Gerste, verkohlte Zeugen des menschlichen Schweißes, denn das Alles mußte auch damals mit Verstand gebaut, mit Arbeit gesammelt und mit Voraussicht gespart werden. Der Verkehr zwischen den drei Räumen ist schwierig, man muß jedesmal erst ans Tageslicht kommen, um in die andere Grube hinabzusteigen, denn sie sind von einander abgesondert, aber bei einigen — vielleicht bei den Vornehmen — durch Stege verbunden. Auf dieses ausgestorbene Volk folgte ein anderes, vielleicht dessen vernichtender Feind, vielleicht sein höher entwickelter Nachkomme, dessen Cultur schon so weit gewachsen war, daß es seine Behausung nur noch halb in die Erde eingrub; damit war also die Erdhütte erfunden. Dieses Volk hatte schon das Mineral- und Thierreich, soweit sie ihm zur Hand lagen, erobert; an den im Lengyeler Museum gesammelten Steinwerkzeugen unterscheidet man 17 Steinarten des Mecsek. Es hatte seine Erzgießerei, es hielt Vieh, es entwickelte das Töpferhandwerk zu großer Vollkommenheit und sein Geschmack in der Schmückung der eigenen Person begann sich zu entwickeln. Ja es hatte sogar eine systematische Kriegskunst. Wo es sein 20 Joch großes Reich durch die gähnenden Abgründe nicht hinlänglich geschützt fand, an den Rändern der sanfteren Abhänge, flocht es Zäune und warf es Dämme auf. Die Bruchstücke im Lengyeler Museum berichten das Alles im Allgemeinen, im Einzelnen und auch für den Unbewanderten sehr verständlich ist es Stück für Stück beschrieben in dem werthvollen Buche: „Über die urzeitliche Niederlassung zu Lengyel" von Moriz Wosinßky, dem Leiter der Ausgrabungen. Die beiden vorgeschichtlichen Gemeinwesen hatten auch ihre Friedhöfe, und diese sind mittheilsamer als ihre Wohnstätten. Die Behausungen sprechen nur zu unserem beobachtenden Verstand, die Gräber berühren auch unser Herz. Die Todten, die Gebeine

ſtehen auf und reden. Sie berichten uns, daß der Erdmenſch das Urgeſetz der geſellſchaftlichen Exiſtenz auch auf ſeine Todten anwendete. Sie ſcharrten einander nicht dort ein, wo ſie ſich todt antrafen, ſondern ſchafften die Leichen auf den gemeinſamen Begräbnißort; ſelbſt todt wünſchten ſie geſellige Weſen zu bleiben. Die Gräber erzählen, daß jener Erdmenſch, wenn er auch in der Erde hauſte, Jemanden hatte, zu dem ſein unförmliches Antlitz aufblickte und zu dem er ſeine auf armförmiger Thonſäule ruhende Opferſchüſſel erhob, daß jener Erdmenſch, ſo unwiſſend er auch ſonſt war, ſich ſelbſt achtete, ſich in menſchlicher Würde über andere mit Bewegung begabte Weſen erhoben fühlte und ſeine Todten, ſoweit er konnte, mit Aufwand beſtattete, als Perſonen, die auch im Tode noch Rechte, Forderungen . . . und eine Zukunft haben. Wer weiß, ob nicht in ſeinem Herzen mit dem Schmerz zugleich auch eine die Unſterblichkeit fordernde Ahnung aufzuckte, ob nicht dieſe ihm eingab, ſeine Todten mit dem Antlitz gegen Oſten, in kauernder Lage und die Hand unter den Kopf gebogen hinzulegen, als wären ſie gar nicht geſtorben, ſondern ſchliefen nur und harrten des Aufgangs der Sonne? War es nicht dies, was ihn bewog, die Opferſchüſſel neben ſie hinzulegen und die ſteinerne Axt und den thönernen Streitkolben, als ſollten ſie nicht dort liegen bleiben, ſondern weiterziehen? Dieſe Gebräuche, dieſe ſanft auf den Handrücken ruhenden Köpfe ſcheinen uns zu ſagen, daß der Menſch ſchon damals nicht an den Tod glaubte, daß der Glaube an die Unſterblichkeit ein Urſchatz der Menſchheit iſt, von Anfang her in ihrer Bruſt gebettet, bis ſchließlich Einer kam, der ihn ins Leben rief und ans Licht brachte.

Das Somogyer Comitat.

Das Somogyer Comitat gehört mit ſeinem Gebiet von 6.500 Quadratkilometer zu den größten, mit ſeiner Bevölkerung von 330.000 Köpfen zu den volkreichſten, mit ſeinen 300.000 Magyaren zu den magyariſcheſten, mit der Fruchtbarkeit ſeines Bodens aber und ſeinen trefflich inſtruirten Wirthſchaften zu den reichſten Comitaten Ungarns.

Es iſt aber auch eines der älteſten. Sehr viele ſeiner Ortsnamen ſind ſchon in den Urkunden der erſten Árpáden erwähnt und ſo mancher Name erinnert an die Heidenzeit unter den Herzogen. Schon ehe das laufende Jahrtauſend begann und mit ihm der ungariſche Staat geboren wurde, erhob ſich Somogy für die Vertheidigung des alten Glaubens und des alten Stammſyſtems und widerſetzte ſich den Plänen König Stefans des Heiligen, die einen Staat und eine Kirche ſchaffen wollten. Der erſte Bürgerkrieg Ungarns nahm von Somogy ſeinen Ausgang und an ſeiner Spitze ſtand und verblutete Koppány (Kupa), Herzog von Somogy.

Und noch andere intereſſante Züge laſſen ſich über Somogy vorläufig verzeichnen.

Es ist ein Comitat ohne Städte, selbst noch in halbvergangener Zeit. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts besaß das ganze schöne Comitat noch keine einzige Stadt. Das Recht der eigenen Behörde hatte keine einzige Ortschaft, denn mit Ausnahme einiger kleiner Nester des niederen Adels standen sie alle unter gutsherrschaftlicher Gewalt; auch erreichte keine die Zahl von 3.000 Seelen oder mit einzelnen Ausnahmen auch nur die von 1000. Seine Märkte, an drei Ecken seines Gebietes gelegen, sind Fünfkirchen, Veszprém und besonders Kanizsa, aber alle lagen außerhalb des Comitats. Blos die Sitze der größeren Herrschaften, mit den Wirthschaftswohnungen, den unter ihrem Schutze stehenden, auf eine bestimmte Anzahl beschränkten Juden und drei oder vier öffentlichen Jahrmärkten zeigten ein gewisses städtisches Ansehen, mit Marktgelegenheit.

Es ist ein Comitat ohne Steine, an seiner ganzen Oberfläche zeigt sich keinerlei festeres Gebilde. Sein gelber und schwarzer Lehmboden ist durch eine lange und breite Sandfläche entzwei geschnitten, die sich von der großen Au des Plattensee's südwärts bis an die Drau erstreckt.

Es ist ein waldreiches Comitat. Beinahe ein Drittel seines Gebiets ist mit Waldungen bedeckt. Noch jetzt gilt das Sprüchlein: nicht die Wälder liegen in Somogy, sondern Somogy liegt in den Wäldern.

Es ist ein Comitat, das eine ebene Fläche bildet. Scheinbar wenigstens, denn eigentlich ist es eine Hochebene, wie die Wissenschaft das nennt, und ein buckliges oder holperiges Land, wie das Volk sagt; eine flache hohe Ebene in der Mitte des Comitats und dann eine wellig-hüglige Fläche gegen die mehr bergigen Striche hin. Denn Somogy hat auch Berge und die Ebenen sind durch die in den drei Ecken des Comitats befindlichen drei Berggruppen umfaßt, doch sind diese mit Wald und Weingärten bedeckten Höhen im Allgemeinen niedrig; nur wenige steigen zu anmuthigen Kuppen oder Gipfeln empor und wenige kommen einer Höhe von 300 Metern nahe oder wachsen gar über sie hinaus.

Der Ursprung des Namens Somogy ist unsicher. Ob er von dem Personennamen „Soma" herzuleiten sei oder von einem slavischen Worte, welches Wald bedeutet, oder von der herben Frucht der Kornelkirsche (som), wäre schwer zu entscheiden. Möglich, daß das Wort „som" darin tändelt. Auch berufen sich die Freunde dieser Wortableitung auf die mannsdicken, vielhundertjährigen Kornelkirschbäume, welche hier und dort und besonders in der Gegend von Somogyvár, der einstigen Burg des Comitats, noch jetzt zu sehen sind. Diese nämliche Theorie ist in einem sprichwörtlich gewordenen Versepaar ausgedrückt, worin das Volk des schönen Comitats der Welt in ungünstigem Lichte dargestellt wurde. Ein seinerzeit vortreffliches Lehrbuch, der „Hármas Kistükör" (Dreifache kleine Spiegel), der achtzig Jahre lang die Herrschaft führte und dessen Behauptungen ins

öffentliche Bewußtsein eines Theiles der Nation übergingen, erwähnt Somogy, unter deutlicher Anspielung auf die eben erwähnte Wortableitung, folgendermaßen:

„Kornelkirschen, Äpfel, Birnen kannst hier essen,
Doch an Wissen wird dir wenig zugemessen."

Die erste Zeile ist wahr. Somogy war nämlich bereits die Heimat des Obstes zu einer Zeit, wo anderwärts gar nicht an Obstzucht gedacht wurde. Worauf beruht aber die zweite Zeile? Als Stefan Losonczi, der vortreffliche und bahnbrechende Schulmann, dieses Lehrbuch verfaßte und schier einem ganzen Jahrhundert als Erbtheil hinterließ, da gab es — und gab es noch drei Jahrzehnte lang nach ihm — in Somogy keine einzige Mittel- oder Lateinschule, obgleich doch die Reformirten, wo immer sie in größerer Anzahl wohnten, eine Menge kleinerer Lateinschulen besaßen. Der gleichfalls reformirte Verfasser fühlte sich also dadurch betrübt, daß seine zahlreichen Somogyer Glaubensgenossen, die von den übrigen Brüdern abgeschnitten und fern von den wissenschaftlichen Mittelpunkten lebten, ihren Kindern nur um den Preis von schweren Opfern eine höhere Ausbildung zuwenden konnten.

Übrigens war auch die Lage der fast dreimal so zahlreichen Römisch-Katholischen — von den wenigen Evangelischen A. C. ganz zu schweigen — keineswegs günstiger, ja eigentlich noch ungünstiger. Denn, obgleich ein Drittel des Comitats sich in geistlichen Händen befand, gab es doch im ganzen Comitate nicht nur kein Bisthum, sondern seit der türkischen Vernichtungswirthschaft nicht einmal einen höheren geistlichen Orden der einigermaßen hätte Hof halten, Geschmack und Gewerbe fördern, an Culturzwecke denken und dafür Opfer bringen können. Es fehlte also der berufene und natürliche Erhalter der Mittelschulen, der höhere Clerus, und es fehlten die berufenen Leiter dieser Schulen, die Schulbrüderorden. Die Franciscaner zu Andocs, Nagyatád, Segesd und Szigetvár befaßten sich nicht mit öffentlichem Unterricht; höchstens daß sie die herrschaftlichen Höfe mit Erziehern und Hofkaplänen versahen.

Doch es fand sich auch kein geeigneter Ort. Der hervorragendste war noch Szigetvár, auch dieser an der Grenze von Baranya gelegen und nur durch seine alte Festung und deren Ruhm gehoben. Der Comitatssitz Kaposvár selbst war eine Hörigengemeinde, als deren größte Sehenswürdigkeit, außer den wenigen herrschaftlichen Gebäuden, ein mächtiger Weißdornbusch galt, der am Helm des einzigen Thurmes Wurzel geschlagen hatte und mit diesem gleichalterig zu sein schien. Dann gab es Dörfer, Dörfer und wiederum Dörfer, etwa vierhundert an der Zahl, alle mit geringer Einwohnerzahl, alle im Schooß der Wälder und Thäler verborgen. Die im Schlamm erstickenden Bäche breiten sich weithin als Röhricht aus.

Viel Dörfer und noch mehr Schlösser. In manchem Dorfe stehen an der Schafweide drei bis vier „Kastelle" und starren einander in die Augen. Dieser Adel bedurfte

keiner Stadt, denn er bezog seine Luxusartikel von den erwähnten außerhalb gelegenen Märkten und führte auch sonst ein einfaches Leben; die größeren Herren aber wohnten in Wien oder über Wien hinaus. Das Bauernvolk machte sich, mit Ausnahme des „Szür" (Lodenmantels) und Hutes, alle seine Kleider selbst; die Classe der Gewerbetreibenden aber hatte, mit Ausnahme des angeseheneren Szürschneiders und Hutmachers, nichts zu thun, arbeitete also mit der Hacke in Weingarten und Maisfeld.

Eine Kirche und Volksschule aber gibt es in jedem Dorfe; das Bauernkind macht seine sechs Classen durch. Allein dem guten Losonczi gilt das nicht als Wissenschaft. Diese beginnt bei ihm mit dem Cornelius Nepos. Und so kannte die Welt das Somogyer Comitat zu Anfang dieses Jahrhunderts blos dem Namen nach und aus einem unfreundlichen Reimpaar. Wem wäre es eingefallen, der Erfahrung halber eine Reise durch ein Comitat ohne Städte zu machen, dessen gesammtes Interesse bei Szigetvár begann und auch endete? Und wenn es doch Einer durchstreifte, so kam er voll Voreingenommenheit und ging mit noch mehr Vorurtheilen von dannen; er hielt sich gleichsam für verpflichtet, seine Erfahrungen in möglichst pikanter Weise verbrämt und aufgebläht zu verbreiten und wunder was zu berichten von ungewohnter Volkstracht, ungewohntem Dialect und ungewohnten Waldungen. Denn Wald in Wald war da Alles, tiefschattige Buchenbestände und finstere Eichen wechselten mit schauerlichen Birkendickichten. So zeigt sich die Gegend unten längs der Drau von Zákány bis Szigetvár und im Osten das ganze Zselicz und noch weiter oben gegen Csoknya, Meßtegnye und Karád hin der ganze Strich bis zum Plattensee hinauf.

Zur Zeit der Bélas waren diese Waldungen das Reich der königlichen Herden, geradeheraus gesagt: der Schweineherden. In den an die Drau stoßenden Wäldern von Udvarhely, unterhalb von Berzencze, hausten die königlichen Schweinehirten, ja der Name des Dorfes (= Hofstatt) läßt sogar schließen, daß die Bélas selber hier häufig ihre Zelte aufschlagen ließen; wenigstens ist dies durch eine Urkunde Béla's III. von 1193 bewiesen. Das ist alles königlicher Familienbesitz, Terra subulcorum regiorum. Die königlichen Schweinehirten dienten dem landflüchtigen Béla IV. sogar als Geleit von Segesd bis Dalmatien.

Und in der That war dieses Waldland wie geschaffen für königliche Schweinehirten; auch lebten deren Nachkommen, ohne freilich viel von den alten Überlieferungen zu wissen, nicht viel anders, als königliche Sauhirten gelebt hätten, und machten sich selber ihre Privilegien, die sie in den Wäldern von Agarév, Szenta, Zsitva und Atád aufrecht erhielten.

Fortgesetztes Nichtsthun oder Sehrwenigthun zwang ihre Urkraft, sich die Langweile durch Raufen, Beilwurf, Kletter- und Schlupfkünste, verwegene Anschläge und Gewaltthaten,

Schweinehirten (Kanász).

oder wenn der Mann in die Stadt, auf den Jahrmarkt oder die Kirchweih gerieth, auch durch blutige Schlägerei zu vertreiben. So mancher Prachtbursche verdorrte dann im Eisen zu Kaposvár oder Tapsony oder endete am Pfahl des Gerichts. Ein schwerer, mit breitem schwarzem Band eingefaßter Hut von der Form des Faltenpilzes (vargánya), ein kurzer, bunt ausgenähter Veszprémer Szür, das kragenlose Hemd kaum bis in den halben Rücken hinabreichend, die kurze Gatya (Leinenhose) langbefranst und hundertfaltig, der Bundschuh (bocskor) wohlgeschnürt, der schimmernde Beilstock mit der Linken geführt, das in der Mitte gescheitelte schwarze Haar theils frei auf den Rücken fallend, theils neben den Ohren in Knoten gebunden, dazu eine Fluth von Flüchen und Großsprechereien: das war der „Kanáß", der Schweinehirt. Mancher von ihnen wuchs sich zum König heraus, dessen Wort in der ganzen Kanáßengesellschaft von Siófok bis Drávafok als Befehl galt, der unter seinen Genossen die Polizei machte und Urtheile fällte, durch Verstand und Vermögen zu Ansehen gelangte und, wie Kertéß Pali in Kálmánesa, lebte und starb, ohne jemals „in Kapos gewesen zu sein", ... im Kaposvárer Gefängniß nämlich. Und tiefer drin im Waldinnern, auf der „Kanáß-Tanya" (Schweinhirtengehöft), da sitzen fünf oder sechs geduckte Gestalten um das Feuer her, zuweilen erschöpft, zuweilen drauf los zechend, und verbergen sich vor dem „Comitat". Es sind „Geschorene" (Deserteure), stellenlose Dienstleute, wegen geringer Vergehen oder Wirthshausbalgereien in den Wald gegangene Burschen, die, statt sich freiwillig der Behörde zu stellen, von Wald zu Wald schleichen, bis der Ruf, das Lied sich ihres Namens bemächtigt, und nach etlichen Wochen, besonders wenn auch der Pandur sich darein legt, als kleiner „Sobri" dasteht. Eine Wildheit, die Gesetz und Obrigkeit nicht kennen will, hetzt die meisten dieser an die Yeomans eines Walter Scott erinnernden Gestalten ins Verderben.

Doch die Wälder lichten sich, die Rodungen werden immer größer, die Zahl der Meierhöfe wächst, die Csárdas schwinden und der Ruhmestag des Kanáß geht zu Ende. An die Stelle seines handbreit mit rothem Tuch ausgeschlagenen, mit seidenen Blumen ausgenähten Szür tritt der bürgerliche, mit Flachknöpfchen benähte Dolmány; statt des Beilstockes führt seine Hand den harmlosen Knüttel; statt mit Flüchen lenkt er das Mutterschwein mit leisen Pfiffen; er ist überhaupt eine ganz reputirliche, obgleich etwas schmutzige bürgerliche Gestalt mit geschorenem Haare geworden und studirt, auf einem Baumstamm sitzend, aufmerksam das Zeitungsblatt der vorigen Woche, in das ihm die Ehegattin den Speck gewickelt hat.

Freilich mußte seine Macht auch aus anderen Gründen sinken. Von Urzeiten her war er der Erste gewesen unter den Hirten des waldigen Somogy; der Urwüchsigste unter allem Hirtenvolk, Einer, dem ja nicht einmal der Türke mit seiner Brandschatzung an den Leib gekonnt. Als aber die Rodungen um sich griffen und die Meierhöfe immer mehr

Schäfer.

wurden und die Wildbestände durch Jagdverbote geschützt waren, da sah er sein Reich in immer engere Grenzen einschrumpfen und im Verhältniß mit seinem Niedergang stieg das Ansehen der Schafhirten, die über seidenweiche Vließe zu wachen hatten. Diese sind umgänglicher, schriftkundiger, wohlhabender, mehr an die Scholle gebunden. Sie lassen als neue Beschlagnehmer in die Wälder hineinweiden, der Schafhalter und seine Knechte, die „Bojtären", welche auch lange Hakenstäbe führen, deren Haken jedoch aus dem Mutterholze selbst geschnitzt ist, nicht aus Eisen geschmiedet und mit Eisenbändern angefügt, also blos ein ehrsames Sinnbild, kein Raufinstrument, wofür dergleichen im Alföld dient. Dieses Völkchen also hat sich längst in das Reich des Kanáß eingebohrt. Unter den ersten Eindringlingen sehen wir die Schäfer (Juháß) von den sandigen Herrschaften der Grafen Széchenyi; wenigstens singt das Lied von diesen zuerst eine der ältesten und beliebtesten Volksromanzen: „Hab' als Juháß nach Tarnócza mich verdungen."

Doch die Somogyer Wälder, diese dicht verflochtene Unendlichkeit von Urwaldbäumen verschiedener Art, so finster sie dem schüchternen Wanderer entgegentreten und so mörderisch sie ihn anblicken, sind doch zugleich das glückliche Heim einer nach Millionen zählenden Vogelwelt, der Friede von Tausenden furchtsamen Waldgethiers und die geliebten Ausflugsorte der nahen Dörfer, deren kleine lustige Gesellschaften vom Frühling bis spät in den Herbst hinein durch tagelange Picknicks diesen Ernst in frohe Idylle verwandeln. Unter diesen hochstämmigen Wäldern wuchert ein zweiter Wald, der der Hagebutten und Haselnußstauden, und neben dem Haselwald ein dritter, noch demüthigerer und gemüthlicherer, der Erdbeerwald, der die Jugend unwiderstehlich in seine lieben Dickichte lockt. Früh im Lenz lassen die weißen Rippen der Birke süßen Trank entströmen, der sogar von den Spitzen der Zweige träufelt. Gegen den Herbst hin wiegt der Baumfarrn sein blüthenloses Haupt hin und her, die Pilze grüßen den Pürschenden mit hunderterlei Hüten und roth schimmert die Kornelkirsche, dieses Muttermal im Antlitz des schönen Comitats. Wo ist hier eine Spur des menschenfresserischen Kanáß oder gar des entsetzlichen Sobri, der ja irgend einmal wirklich diese Wälder durchstreift hat und den viele von uns noch von Angesicht zu Angesicht gesehen haben, auf jenen rothen Taschentüchern nämlich, die von Kanizsa aus fuhrenweise ins Land gingen? Kein Kanáß, kein Sobri! Um so mehr gilt es heute, sich vor den Waldhegern zu hüten, die es nicht mehr leiden, daß man in ihren gräbenumzogenen, ja drahtumsponnenen Wäldern so kreuz und quer umherstapfe und sich seine eigenen Pfade trete und Schaukeln an die Bäume binde und was sonst früher ohne weiteres zulässig war. Das Alles steht in sorgsamer Hut und Cultur und ist nicht mehr, wie vor kurzem noch, was das Sprichwort „Csáki's Stroh" nennt, nämlich vogelfreies Gut. Die gesammten Waldungen von Somogy bilden augenfällig drei Gruppen. Die eine ist harthölzerner Eichenwald, der, von einer zwischen Jháros-Berény

und Szigetvár laufenden Linie bis an die Drau hinab, das innere Somogy erfüllt. Eichenbestände sind auch die im äußeren Somogy, gegen den Plattensee hin, zerstreuten Bergwälder von Kaposvár bis zum Sió hinauf und bis über die Grenzen des Tolnaer Comitats hinaus. Zwischen diesen beiden Gruppen zieht durch das mittlere Somogy dichtbelaubter Roth- und Weißbuchenwald, der aus dem Baranyaer Comitat hereinspringende Zseliczer Wald, durch die Sandebene von Nagy-Bajom auf eine große Strecke unterbrochen gegen Meßtegnye hin und macht dort eine Wendung nach Südwesten, um sich bei Jháros-Berény mit den gleichartigen Zalaer Waldungen zu vereinigen. In jeder dieser Gruppen kommen Birken, Linden und andere Baumarten reichlich vor.

Jedem Dorf ist hier ein Wald zugefallen, nur Nagy-Bajom hat keinen und auch das gelobte Land von Somogy nicht, der an den Sió stoßende Zipfel des Comitats, wo Ádánd, Kiliti und Ságvár liegen. Den meisten Wald haben die westlichen Theile, wo das halbe Gebiet bewaldet ist. Die bemerkenswerthesten und zugleich ausgedehntesten Waldbestände sind hier: die von Jháros-Berény, dann die von Berzencze-Nagyatád (der „Kanizsa-Hain"), der sich von Nemes-Déd bis zur Drau in einer Länge von fast 40 und einer Breite von 10 bis 15 Kilometer hinstreckt und Meierhöfe, sowie kleine Dörfer sammt ihren ganzen Gemarkungen umschließt; endlich weiter oben die Wälder von Meßtegnye und Marczal. An der Ostseite liegen die dichten Wälder von Lakócsa und Bürüs, über diesen, im Zselicz, die 14.000 Katastraljoch Wald von Hárságy und noch weiter oben der von Igal-Koppány. In älterer Zeit verwuchsen diese Waldungen mit einander, ihre Äste beschatteten die letzten Häuser und Gärten der Dörfer; gegenwärtig sieht man ihr ungeheures Teppichgewebe schon mannigfach zerrissen, zerschnitten, durchlöchert und den Boden in Ackerland verwandelt, so daß sie nur als Schatten von ehedem bestehen. Was an ihnen großartig, bewunderungswürdig oder beängstigend gewesen, das ist in Gestalt von Pflasterwürfeln, Bauholz und Faßdauben nach allen Richtungen zerstreut worden. Somogy hat durch die unmäßige Waldverwüstung sein früher so gemüthliches Aussehen ganz eingebüßt. Die Somogyer Leute klagen darüber, während der Fremde stutzt und fragt: „War es denn noch mehr, als was ich jetzt sehe? Und wenn dies nur der Schatten des Einstigen ist, wie viel muß das gewesen sein!"

Ohne Zweifel hat sich der früher unbekannte Wachholder an den Platz manches schönen Waldes gesetzt; auf den Rodungen sieht man den Boden hie und da rund aufgebläht, so daß der Unkundige leicht an „Kumanenhügel" denken kann, und es sind doch nur ausgelaugte Aschenhügel, denn die einzige Industrie dieser Wälder war die Pottaschefabrikation und höchstens noch die Kohlenbrennerei. Doch ist Somogy jetzt mit verdoppelten Kräften bemüht, den Fehler wieder gut zu machen. An Stelle der alten Eichen wachsen Akazien- und Fichtenpflanzungen heran, die noch erhaltenen Wälder aber prangen

in kluger und ſorgſamer Obhut weiter oder dienen umhegt als Revier für die Tauſende mannigfachen Wildprets. Nirgends wimmelt es ſo von Haſen, wie in dieſem Walde; die Faſane fliegen bis in das offene Feld hinaus; den Hirſch ſieht man rudelweiſe äſen und Rehe gibt es ſo maſſenhaft, daß Kronprinz Rudolf einſt in den Feſtetits'ſchen Waldungen bei Berzencze in vier Tagen 53 Stück zur Strecke brachte. Eine Monographie des Grafen Emerich Széchenyi jun. vom Jahre 1890 gibt die Stückzahl des erlegten Wildes mit 200.000 an, wovon das nutzbare einen Werth von 134.000 Gulden darſtellte.

Selbſtverſtändlich fand die Vergangenheit des Hirtenvolkes beſonders in den Wäldern ihre Erklärung und Nahrung; forſchen wir jedoch weiter, ſo führen uns die Spuren bis in die ſociale Ordnung und in den Racencharakter. Da ſind etwa vierhundert kleine Gemeinden, Meierhöfe und Pußten und hinter jedem ſteht ſeine Burg, der Wald; ſieben Stuhlrichter und acht Herrenſtühle hielten unter ihnen die „Ordnung" aufrecht. Und dazu kam noch der Racencharakter, mit ſeinem aus Urzeiten überkommenen Unabhängigkeitstrieb, der ſich in den ſtürmiſchen Kriegszeiten mit Halsſtarrigkeit und Pfiffigkeit geharniſcht hatte, der lieber in die Wälder ging und Waldläufer wurde, als daß er ſich der geringſten Zucht und Ordnung unterworfen hätte, und, wenn er ſich angegriffen ſah, auch entſchloſſene Gegenwehr leiſtete.

Das Volk ſelber lebte in dem Bewußtſein, daß es nicht viel zu fürchten hatte, und ſo brauchte es nur ſein Intereſſe verletzt zu ſehen, insbeſondere bei Grenzſtreitigkeiten, um leichthin die Schranken zu durchbrechen. Das Blut Kupa's wallte gar leicht in ihm auf und reizte es mitunter zu blutigem Widerſtand; der bemerkenswertheſte Ausbruch dieſer Art war der ſogenannte „Velites"- oder „Inſurgenten-Aufſtand" zu Anfang unſeres Jahrhunderts, als auch das Somogyer Comitat gegen die Franzoſen eine ſehr zahlreiche Hilfstruppe von Freiwilligen, und zwar ein Bataillon zu Fuß nebſt zwei Schwadronen Reiterei, aufſtellte und ausrüſtete. Dieſe Heeresmacht marſchirte auch an die Zalaer Grenze ab, doch ſchon auf der zweiten Tageſtation verweigerte das Fußvolk den Gehorſam, da ſich das Gerücht verbreitete, es ſolle an die Ruſſen verkauft werden. So vertrieb es die beigegebene ſchwache Militärabtheilung und ließ die vorausgezogene, aus Adeligen beſtehende Reiterei ruhig mit dem Landvolk vereint das obere Somogy verheeren und plündern, während es ſelber den Rückmarſch antrat und die Schlöſſer, Kaufläden und Keller in und um Nagy-Bajom, Sárd und Csoknya ausleerte. Auch Morde mögen vorgefallen ſein, ein Gemetzel aber, ein Blutvergießen aus Rache fand nicht ſtatt. Der Aufſtand äußerte ſich in der Maßloſigkeit der Balgerei; die Herren der geplünderten Schlöſſer mochten fliehen oder bleiben, dieſes Volk dürſtete nur nach Wein, nicht nach Blut. Ähnliche wüſte Scenen kamen auch ſonſt noch hie und da im Comitate vor, allein überall ohne Blutvergießen. Die ganzen Unruhen dauerten höchſtens fünf Tage. Da erließ das

Comitat einen väterlichen Mahnruf und auch ihr eigener Feldhauptmann, Benjamin Oroßi, wußte ſie geſchickt in dieſe Richtung zu lenken. Wie und wo er ſie nur zuſammenkriegen konnte, ließ er ſie militäriſche Übungen machen und ſo lange ſchießen, bis ihr ohnehin geringer Schießbedarf verknallt war und ſie nur noch die „einzinkige Heugabel", nämlich das Bajonnet, in der Hand hatten. Nun ergaben ſie ſich und zogen reuig nach Kaposvár zu furchtbarer Buße. Das statarium hauſte ganz wahllos unter den Unglücklichen, eine Ausnahme gab es nur für den Edelmann, deſſen Urtheil lautete: „Um einen

Eichenwald im Winter.

Nagel höher!" Der erwähnte Feldhauptmann ſelber, deſſen Schickſal es doch geweſen, Anführer und zugleich Abwiegler zu ſein, kam auf die Feſtung.

Dieſes Volk nun ſollte wild und unbändig ſein? Nein! Es iſt nicht ſchlechter als ſeine Brüder: wilder, aber auch tapferer, einfacher, aber auch aufrichtiger, zurückhaltender, aber auch treuer und trotziger iſt es wohl, aber es vergißt leichter. Es iſt nicht ſo hochwüchſig wie das jazygiſche und groß-kumaniſche Volk, auch nicht ſo gedrungen und muskelſtark wie der Kecskeméter Schlag, aber es hat Nerven wie Riemen und iſt geſchmeidig wie Gerten. Dieſe Race liefert die Krieger des Erzherzogs Albrecht, für das 41. Infanterie-Regiment. Bewegung und Gang ſind bei ihr ſchöner und raſcher,

als die Sprache, obwohl auch dieſe eine gewiſſe Urſprünglichkeit hat, etwas eigenthümlich Melodiſches, beſonders wenn das Wort von ſchöner Lippe kommt.

Den eigentlichen Somogyer Typus finden wir im ſüdlichen Theile des Comitats, im ſogenannten inneren Somogy, denn oben im äußeren Somogy iſt nicht nur der Dialect ein anderer, ſondern auch die phyſiſche Beſchaffenheit; die Leute ſind da vierſchrötiger, knochiger, breitſchultriger, muskelhafter, aber auch ruhiger und mehr zur Bequemlichkeit geneigt. Die Geſichtsfarbe ſcheint ins Blonde umzuſchlagen, während gegen die Drau hin das Brünette vorherrſcht. Im Norden ſind die Leute mehr für Seide und Tuch eingenommen, die Frauen lieben das Bunte, Farbige, Rothe; im Süden ſind ſie einfacher und die Grundfarbe der Kleidung bildet das ſelbſtgeſponnene und gewebte Weiß, wie denn ſogar die Trauer weiß iſt und ſich bei dem Mannsvolke in der weißen Halsbinde äußert.

Man könnte fragen, wie es gekommen, daß die hundertfünfzigjährige Türkenherrſchaft den Zuſammenhang des Comitatskörpers nicht zerriſſen hat, da doch Somogy die Grenze zwiſchen Oſten und Weſten war, voll Warten und Burgen, immerdar Tummelplatz größerer und kleinerer Operationen, Kriegsliſten und Hinterhalte, die nirgend ſo häufig, ſo raffinirt, mannigfaltig und grauſam waren wie hier. Es wurde als Pforte von Kroatien, Steiermark und Öſterreich von beiden Parteien vertheidigt und belagert, befeſtigt und geſtürmt. Jedenfalls mußte die Gegend mit ihren Jahr um Jahr aus einer Hand in die andere gerathenden Burgen veröden. Das Landvolk, obwohl von beiden Seiten im eigenen Intereſſe geſchont, ward gelichtet, der Adel zog in ruhigere Gegenden oder nach den Grenzfeſten, um ſie zu vertheidigen. Wie hat nur Somogy nach ſolcher Verheerung ſich wieder zu bevölkern vermocht und wie iſt es zu einem der magyariſcheſten Comitate geworden? Ein Blick auf ſeine Wälder erklärt Vieles.

Auf fremde Coloniſten war man auch hier angewieſen und ſo kamen Deutſche und Slovaken zahlreich herbei, allein wegen der Wälder doch nicht in ſo großen Maſſen und auch nicht auf ſo zuſammenhängenden Gebieten wie in anderen Comitaten. Da ſie nun eben deshalb ſich nicht auf einander ſtützen konnten, vermochten ſie auch Sprache und Sitten nicht, wie ſie ſie mitgebracht, zu erhalten; ſo ſind ſie in der Obhut ihrer magyariſchen Gutsherrn und deren Herrſchaftsbeamten, ſowie beſonders auch ihrer in Veßprém ausgebildeten Seelenhirten im Laufe von zwei Jahrhunderten ſo kernige Magyaren geworden, daß ſie hierin der urwüchſigen Bevölkerung der kalviniſchen Draudörfer nichts nachgeben. Dieſe wie Jene ſind auch darin Magyaren, daß ſie einzig den Grund und Boden für ſicheres Capital halten und bei etwaiger Theilung ſich ihr Theilchen, und wäre es noch ſo winzig, herausnehmen, um dann hinzuzukaufen, wenn es möglich wird. Können ſie nicht kaufen, ſo gehen ſie in die kroatiſch-ſlavoniſchen Comitate, wo ſie um billiges Geld ein großes Stück Land kriegen; dort bilden ſie Colonien und legen auch

ihre Nationalität nicht ab, besonders wenn sie etwas Aneiferung finden. Das Landvolk klammert sich zäh an seinen Boden, kann sich aber nicht ausbreiten, weil viel gebundener und ungebundener Großgrundbesitz vorhanden ist. Die Hälfte des ganzen Comitatsgebiets, 600.000 Joch, ist Ackerland, wovon jedoch nur 40 Procent Bauerngüter sind, während das Übrige mittleren und Großgrundbesitzern gehört. Und auch diese Güter sind größtentheils schon richtiger Großgrundbesitz. Kleinere Landwirthschaften, das heißt solche von 200 bis 400 Joch, von denen es im großen Alföld wimmelt, gibt es hier kaum; die richtigen Besitzungen, wie es deren viele gibt, beginnen bei 800 Joch und steigen dann aufwärts bis zu den Zehn- und aber Zehntausenden der Esterházy, Festetits, Hunyadi, Jankovics, Széchenyi, Zichy, Inkey, Czindery-Wenkheim u. s. w., sowie der geistlichen Besitzungen.

Es läßt sich leicht denken, daß das Geschick des Adels noch wechselvoller war als das des Volkes. Die alten adeligen Familien starben entweder aus oder schieden für immer; nur die Mérey, Véssey und Zichy kehrten auf ihren vielhundertjährigen Besitz zurück. Ganz neue adelige und zum Theil hochadelige Geschlechter besetzten das Somogyer Comitat, keineswegs zu beiderseitigem Nachtheil in Bezug auf die Cultivirung der nationalen Einrichtungen, wie auf die Bewirthschaftung der Güter. Die Somogyer Aristokratie wirthschaftet gut und ist reich. Ihre Kornspeicher und Scheuern sind gefüllt, ihr Grundbuch ist rein, höchstens durch Anlehen belastet, die zu neuen Erwerbungen verwendet wurden. Die Landwirthschaften sind mit einer bis ins Äußerste gehenden Vollständigkeit investirt, und wer Somogy kreuz und quer bereist, weiß gar nicht, nach welcher Seite er schauen soll. Denn von allen Seiten winken ihm Maierhöfe von verschiedenen Musterwirthschaften entgegen, über angebaute Tafeln hinweg, die von thurmhohen Baumreihen umzogen sind. Und auf diesen Tafeln wird wohl bald das Somogyer Urproduct, der Roggen dem Weizen Platz gemacht haben und der werthvollsten Gerste des Landes und den Hackfrüchten und Futtergewächsen und der Zuckerrübe, von der der Somogyer Boden erst seit jüngster Zeit überquillt. Wie lange noch, und die alte Formel wird kaum noch einen Sinn haben, mit der einst der Somogyer Patriotismus seine Heimat begrüßte: „Mein theures, schönes Land! du bringst zwar nur Roggen hervor, aber ich liebe dich trotzdem von Herzen."

So ist denn Somogy dem Volke wie den Herren des Bodens eine glückliche Heimat. Desto schlechter steht es um die etwa 10.000 Köpfe des sogenannten niederen Adels (Bundschuhadels), dessen Vorfahren einst das Vaterland mit den Waffen vertheidigten und getreue Wächter der nationalen Überlieferungen Ungarns waren. Diese Race führt in den engen Schranken ihrer überdies sandigen und unfruchtbaren Scholle einen von Tag zu Tag schwereren Kampf mit den Sorgen des Lebens.

Betrachten wir die Bauweise des Somogyer Volkes, so dürfen wir nicht vergeſſen, daß wir uns in einem Lande mit viel Wald und gar keinem Geſtein befinden, dieſe beiden Eigenſchaften treten denn auch in ſeiner Baukunſt hervor. In neuerer Zeit iſt man freilich dahinter gekommen, daß der Somogyer Thon mit Aufwand von etwas Holz in vorzüglichen Stein verwandelt werden kann, auch hat die Ziegelfabrikation im ganzen Comitate einen großen Aufſchwung genommen; da zeigt ſich denn bei den Neubauten weit mehr Comfort und Eleganz als je zuvor. Ein Vorzimmer, ein Gaſtzimmer, Thurmbetten mit Bettzeug bis unter die Stubendecke, ſtatt der umlaufenden Bank ein Divan, im Tellerſchrank Porzellangefäße ſtatt der alten glaſirten Kannen und Schüſſeln: das iſt die Einrichtung der Neuzeit; vom Alten iſt außen nur der luftige Hausgang und innen der Webſtuhl, dieſer Königinnenſtuhl des Inner-Somogyer Volkes, übrig geblieben. Die Häuſer dieſes Schlages ragen, ja ſtechen grell hervor aus der Reihe der eigenartig geformten Urväterwohnungen, die mit dem ſtumpfen Giebel ihres Daches, dem auf Holzſäulen ruhenden Vordach und dem einzigen Fenſter dem Vorübergehenden mürriſch nachſtarren. Viele dieſer Häuſer haben geſchlagene Lehmwände, die aber der „Inner-Somogyer" Menſch als unhaltbar geringſchätzt. Er hat ſein Haus ſo gebaut, daß es auf ſeinen Grundbalken Jahrhunderte lang ſtehen bleiben wird, wenn es nicht etwa abbrennt. Abbrennen aber kann es nicht, denn er hat ihm keinen Schornſtein aufgeſetzt, der ſich entzünden könnte. Haus, Ställe, Scheune, Alles hat er auf einem Grund von derben Eichenbalken aufgebaut; in dieſe Grundbalken hat er eichene Säulen eingefalzt, die Zwiſchenräume der Säulen mit Flechtwerk ausgefüllt und dieſes dann mit Lehm verſchmiert; ſchließlich hat er dem Bau einen Dachſtuhl aufgeſetzt und ihn gar geſchickt und ſauber mit einem guten, warmhaltenden Strohdach eingedeckt. Einen Schornſtein hat er nicht gebaut, denn da wäre ja die Küche kalt geweſen. Die Wälder geſtatten ihm den Luxus, ſeine grünglaſirten Kachelöfen mit hartem Holz zu heizen. Vor dem Hauſe ſtreckt ſich der Hausgang mit ſeinen hölzernen Säulen und auch die Gaſſenſeite hat eine ſolche offene Halle, deren Holzſäulen das verlängerte Dach tragen. Bei einem eleganteren Bau würde ein feinerer Herr dies eine Veranda nennen, der Somogyer Mann nennt es nur pitar (Vorhaus) und empfängt darin Sonntags ſeine Nachmittagsgeſellſchaft. Seine Scheune hat er mit größerer Sorgfalt, ja mit mehr Luxus gleichfalls auf Eichenbalken und Säulen errichtet, ihre Wände aus dicken, gezinkten Eichenbrettern gefügt und ſie iſt weit höher, geräumiger und luftiger als ſein Wohnhaus, denn es ſoll ſeine geſammten Futtervorräthe faſſen. Nach der Scheune folgt der Stall und in manchem das Wappen des ungariſchen Bauern, die vier Ochſen, die Kühe meiſtens paarweiſe und auch Pferde in jedem, geſunde, gut gehaltene Racepferde, auf die der Mann von Somogy ſtolz iſt. Wie denn nicht! In Somogy, auf dem Raſen von Hetes,

iſt das erſte Wettrennen gelaufen worden und auch bei den Budapeſter Rennen hat der Bauer von Aßaló, Jad, Hetes oder Pula mehr als einmal gewonnen. Nach dem Stall folgt der meiſtens anſehnliche Futter- und Gemüſegarten, aus deſſen üppigen Gründen der rohrgedeckte Bienenſtand aufragt, aus dem freilich die Stöcke um die Zeit der Buchweizenblüthe auf das Feld getragen werden. Und Honig auch auf den Bäumen: die Birnen und Äpfel, die blauen Pflaumen, die knuſprigen Schwarzkirſchen und ſüßen Weißkirſchen, alle dieſe ſüßen Schätze des Somogyers, wer könnte ſie aufzählen? Sogar ſeine Holzbirnen

Heu-Einfuhr.

ſchmecken angenehm, wenn ſie erſt weich geworden, und ſeine Holzäpfel, aus denen man Eſſig gewinnt, ſind malenswerth. Und weil er ein magyariſcher Höriger war, ging er im Ackerbau auf; er baut ſogar Buchweizen und Moorhirſe, von der das Roß ein glänzend ſchwarzes Fell kriegt, und Hanf auf jener ſchönen Fläche im hügeligen Inner Somogy, über der am Horizonte das Kloſter von Segesd thront, dasſelbe, das dem flüchtigen Béla IV. und ſeinem tödtlich verwundeten Bruder Koloman Raſt bot nach der Tatarenſchlacht. Die Berggegenden in den drei Ecken des Comitates haben ihren Rebenſchmuck durch die Phylloxera eingebüßt. Übrigens hilft ſich der Weinbauer, indem er an den

Plattenſee hinabſteigt und deſſen Sandufer mit Reben vollpflanzt. So kann die Weinrebe im Comitatswappen nicht verdorren.

Unter den vielen regulirten Wäſſerchen iſt die Rinya das ſtattlichſte. Ihre Nebenfluthungen machen die Heuernten überaus üppig. Der Almásbach geht ſchon von Szigetvár aus, mit dem kleinen Okor vereint, nach Baranya hinüber. Kapos und Koppány dagegen entfliehen dem Elternhauſe einzeln, um in der Fremde zuſammenzutreffen. Quellen und Bäche überall, wenn auch nicht Hippokrene und Kaſtalia. Übrigens hat jener Spottvers: „Doch an Wiſſen wird dir wenig zugemeſſen“ nicht ſo ganz Recht. Drei Dörfchen bei Szigetvár bewahren die Spuren dreier berühmter Väter des Proteſtantismus. In Horſi wohnte Peter Melius, der erſte ungariſche Religionspolemiker und Botaniker, in Sztára der Sänger Michael Sztárai, in Kálmancseh, das ſogar die kurze Blüthe einer Hochſchule ſah, der gelehrte Martin Kálmáncsehi-Sánta. Weiter oben in Nagy-Bajom ſtand die Wiege des Dichters Benedikt Virág und ſteht noch in Trümmern das Haus des Dichters Adam Horváth. Noch nördlicher, in Sárd, ſchlug Lazarus Somſſich Horazens Leier und weiterhin, zu Nikla, that Berzſenyi weit genialer dasſelbe. Damals ſangen die Dichter noch in Hainen, jeder in ſeinem Singvogelneſt. Nur Csokonai hatte keines; er durchtrillerte ganz Somogy, quer durch die freie Luft flatternd wie die Lerche, ein fahrender Spielmann aus alter Zeit. Sein komiſches Epos: „Dorothea“ ſpielt in Somogy und bekannte Figuren aus der Somogyer Geſellſchaft von damals kommen darin vor.

Aus „Dorothea“ erſehen wir, wie luſtig es damals in den Ballſälen von Kaposvár herging, und ohne Zweifel auch in den adeligen „Kaſtellen“. Das wahre Leben freilich ſuchen wir anderswo: zu Kéthely, im Kreiſe des Grafen Joſef Hunyady, zu Marczali und Somogyvár, am Hofe des Obergeſpans Grafen Franz Széchenyi, zu Csurgó in der geſchloſſenen Gelehrtengeſellſchaft des Grafen Georg Feſtetits, im Somſſich'ſchen Schloſſe zu Sárd und im Hauſe Stefan Sárközy's zu Nagy-Bajom. „Graf Joſef Hunyady“ — ſchrieb Paul Somſſich — „ſuchte die gebildeten Landwirthe des Auslandes auf, zog ſie in das Comitat herein, richtete mit ihrer Hilfe ſeine Wirthſchaft rationell ein und ſtellte dadurch nachahmenswerthe Beiſpiele für ſeine Landsleute auf“. „Graf Franz Széchenyi“ — ſchreibt er weiter — „berief Jünglinge, bei denen er einen hochſtrebenden Sinn wahrnahm, ohne Unterſchied des Ranges und der Geburt an ſeinen Hof, um ſie dort mit den Sitten der höheren und gebildeteren Kreiſe vertraut zu machen. Nikolaus Somſſich, der treffliche Rechtsgelehrte Joſef Bodonyi, die Talliáns, Kaſpar Stefaits, Paul Bezerédj, Joſef Szalay, Ignaz Xanthus, Franz Kozma und Andere wurden an Franz Széchenyi's Hofe ausgebildet.“ Außerdem waren Schloß Somſſich in Sárd und das Haus Stefan Sörközy's in Nagy-Bajom ſtändige Brennpunkte des Gemeingeiſtes,

Aus dem Urwald bei Csurgó.

der öffentlichen Verwaltung, der Literatur, Wiſſenſchaft, Politik und geiſtigen Vornehmheit. Die erwähnten Dichter, die gelehrten Männer der Kirche, alle vorwärts ſtrebenden Geiſter ſammelten ſich da. In dieſem Kreiſe erwuchs Paul Somſſich, der bewegende Geiſt aber und die ausführende Hand dieſes Kreiſes waren Graf Franz Széchenyi, Begründer des ungariſchen Nationalmuſeums, und Graf Georg Feſtetits, Stifter des „Georgicons“ zu Keßthely. Dieſer Magnat verließ das Wiener Leben, um Reichthum, Thatkraft, Menſchenliebe daheim gemeinnützig zu verwenden; dort ſchuf er ſich für ſeinen Ideenaustauſch eine Geſellſchaft aus ſeinen Herrſchaftsbeamten, den Predigern ſeiner Hörigen und einigen adeligen Herren, die, wie die Cséppán und Sárközy, mehr Bildung beſaßen. Bei einem Einkommen von einer halben Million kochte ſeine Gattin Judith Sallér Seife, zog Lichte, ſpann und webte eigenhändig, eine moderne Penelope. Und unterdeſſen berieth ſich der Gutsherr mit ſeinen Beamten, unter denen Johann Nagyváthy zu erwähnen iſt, ein Gelehrter, Philoſoph, Naturkundiger und Landwirth, ja ſogar Dichter und mit ihm Samuel Biró, der herrſchaftliche Anwalt. Die Frucht dieſer Berathungen war das Csurgóer Gymnaſium.

Csurgó, damals ein aus Strohhütten beſtehendes Städtchen, lag tief in den Waldungen am ſüdlichſten Fuße der niedrigen Zákányer Berggruppe verſteckt. An ſeinem Nordende befindet ſich der ausgedehnte, mit ſteinerner Mauer umzogene Maierhof des Grafen und mitten im Orte die lange Reihe herrſchaftlicher Beamtenhäuſer mit dem engen, niedern Palais, an deſſen Stirne im erſten Stock der wachthaltende Kranich der Feſtetits auf einem Fuße ſteht. Vor dem Thore des Maierhofes erhebt ſich die katholiſche Kirche mit ihrem alten Thurme, ein Überbleibſel des befeſtigten Johanniter-Convents, der durch Euphroſyne, Witwe Géza's II. gegründet und durch ihre Tochter Margarethe, Schweſter Bélas III. bereichert worden. Am Städtchen läuft ein Bach vorbei, der einſt, wie noch jetzt ſichtbare Sperrdämme verrathen, ein Fiſchteich geweſen ſein mag. Am unteren Ende des Städtchens begann ein Urwald, und dort ließ der Graf für das Gymnaſium einen ſchönen Hügel abholzen; auch das Geld und Baumaterial gab er her, Fuhr- und Handwerk aber leiſteten die 60 Kirchen des Inner-Somogyer Sprengels, vom fernen Szigetvár bis herein nach Csurgó. Neben dem Gymnaſium erbaute er zwei Profeſſorenhäuſer, für die Beſoldung der Lehrer legte er Stiftungen an, zwölf Studenten gab er Nahrung und Kleidung, und zwar ließ er ſie in einer langen hellgrauen, reichverbrämten Mente und entſprechendem Kalpag umher gehen, mit der Abkürzung ſeines Wahlſpruches „DTRH“ (Deum time, regem honora) auf der Bruſt. Aber er wollte im ſtädteloſen Somogy auch eine magyariſche Stadt erſchaffen. Er ließ alſo den Wald bis an den Fuß des Alſok, eine halbe Meile weit ausroden und bevölkerte die Rodung. Für die Jahrmärkte legte er in der Mitte zwei

große Plätze an; an dem einen steht jetzt das schöne Gebäude der staatlichen Lehrerbildungsanstalt. Vollendet wurde das Werk erst durch seinen Sohn Ladislaus. Jetzt zieht sich bis an den Alsok eine Somogyer Stadt hin, die eine volle Gehstunde lang ist und 4000 Bewohner hat.

Nicht so planmäßig erfolgte die Entwicklung der Hauptstadt Kaposvár. Vor 50 Jahren ein Dorf mit 2000 Einwohnern in rauchfanglosen Bauernhütten, ist es jetzt

Kaposvár.

eine Stadt mit 12000 Einwohnern in stockhohen Häusern. Damals hatte es nicht einmal eine Post und das einzige öffentliche Gebäude war das Comitatshaus, vor dem sich ein hölzerner Hausgang öffnete. Zu Anfang des Jahrhunderts war aus freiwilligen Spenden des Adels das Gymnasium entstanden, welchem Fürst Esterházy ein fertiges Gebäude und die Erhaltung eines Lehrstuhles widmete. Paul Somssich erweiterte es auf acht Classen. Das Comitatshaus war der Vereinigungspunkt aller Intelligenz und Wohlhabenheit, der Schauplatz einer Bewegung, die Jahr um Jahr neue Einrichtungen schuf. Das adelige Casino, die durch Graf Ludwig Festetits gegründete Bibliothek, die Sparcasse, die mit Preisen verbundenen Pferdeverkäufe, die zu diesem Zweck errichteten Stallungen

für 100 Pferde u. ſ. w. dankte man hauptſächlich dem zahlreichen, glänzend begüterten Somogyer Adel. Die Bürger folgten dieſem Beiſpiel. Die Kapos-Au wurde regulirt, zahlreiche Bauten entſtanden, die Pfarrkirche iſt prächtig erneuert und ihr gegenüber ſteht Biſchof Ranolders Kloſterſchule; das Comitats-Waiſenhaus und das Comitats-Krankenhaus, die Honvédkaſerne, das Militärſpital nebſt Kaſerne und unten im Thale die Zuckerfabrik der Creditbank, welche die Herrſchaft Kaposvár in Pacht hat, ſind anſehnliche Schöpfungen. Dieſer Fabrik führen die Eiſenbahnen, beſonders die eigens dazu erbaute Mocsoláder Flügelbahn durch hundert Tage täglich fünfzig Waggons voll Rohſtoff, zuſammen eine halbe Million Centner zu.

Noch drei Städte des Comitats ſind von Bedeutung: zuerſt das hiſtoriſche Szigetvar, dann Nagy-Bajom mit 5000 Einwohnern in der Mitte des Comitats, ein breitſtraßiges Städtchen von Alföldcharakter, deſſen ebenes, ſandiges Gebiet von 40.000 Joch das größte in Somogy iſt. Benachbart liegt einerſeits Sárd mit der nahen Ruine von Korokna, andererſeits Jákó, die höchſte ſandige Waſſerſcheide von Somogy. Die dritte Stadt iſt Barcs-telep (Colonie Barcs), aus einem Dörfchen mit amerikaniſcher Geſchwindigkeit zu jenem gewaltigen Emporium am linken Drau-Ufer angewachſen, das durch zwei Brücken mit Slavonien verbunden iſt. Hier ſind die Getreidemagazine der Budapeſter Disconto- und Wechslerbank mit einem Verkehr von mehr als einer Million Metercentner Getreide; die Sägemühle und Holzniederlage einer franzöſiſchen Geſellſchaft mit einem feſten Stande von 100 Arbeitern verſendet ihr Erzeugniß nach Frankreich; die Wiener Unionbank und drei andere große Firmen halten Niederlagen von Faßdauben und Bauholz und verfrachten jede jährlich ihre 600 Waggons. Eine Ziegelei, Kunſtmühle, Sparcaſſe, Schweinemäſterei kommen hinzu. Die Drau-Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft hat hier ihren Directionsſitz. Der geſammte Frachtverkehr von Barcs ab beträgt an vier Millionen Metercentner, ſo daß Barcs unter allen Südbahnſtationen nach Wien und Trieſt der verkehrsreichſte Punkt iſt.

Der Wagenverkehr im dichtbewaldeten Somogy, aber auch auf dem ſchwarzen und gelben Lehm der offenen Felder war früher eine harte Sache, obgleich dafür eigene kurze, hohe Wagen mit ſchmalem Radkranz erfunden wurden. Selbſt jetzt noch iſt es weit bis zu einem vollſtändigen Straßennetz des ſteinloſen Comitats. Sehr werthvoll ſind die 80 Kilometer Backſteinſtraße von Kaposvár gegen Groß-Kanizſa hin. Älter ſind die Landſtraßen längs des Plattenſee's und des Kapos, noch älter die ſandige Straße längs der Drau. Die Eiſenbahn betritt das Comitat an ſechs Punkten, wobei ſie aber den oberen Theil nur berührt.

Die Südbahn tritt bei Siófok über den Sió ein. Siófok „lebt in Veßprém und ſtirbt in Somogy", das heißt, die Stadt gehört zu Veßprém, ihr Friedhof aber liegt

ſchon in Somogy. In den Bergthälern ſüdöſtlich der Eiſenbahn birgt ſich noch mancher altheidniſche Punkt mit einer „Kupaburg“; als Burgen Kupa's betrachtet man nämlich die an fünf Stellen noch vorhandenen Wall- und Mauerreſte. Nahe dem Plattenſee ſteht im Thale von Köröshegy das traurige Gerippe einer mächtigen Kirche aus der Anjouzeit; ein Drittel davon iſt noch ärmlich für den Gottesdienſt eingerichtet. Weiter innen, bei Bálványos, iſt in die Bergwand eine Kupaburg gehöhlt. Eine andere ſteht auf dem hohen Kerek-Gipfel und iſt eigentlich eine uralte Burg der Familie Marczali; das

Der Grundbeſitzer zu Wagen.

Mauerwerk iſt für Neubauten verſchleppt, doch ſieht man noch maſſige Grundmauern, die Umriſſe der Kapelle, ja ſelbſt deren Bogen und den Doppelſchacht des Thurmes. Jenſeits des hübſchen Thaldörfchens Kapoly liegt Nágocs mit zwei Kirchen und zwei Baſteien an den beiden Enden des Städtchens; ein kühler Hain umgibt das Schloß Stefan v. Zichy's. Rechts und links liegen Zics und Andocs, jenes der Ausgangspunkt des Geſchlechtes Zichy, dieſes ein heiteres Dorf mit großem Franciscanerkloſter, welches ein bemerkenswerthes gothiſches Sanctuarium und ein vielbeſuchtes ſchwarzes Gnadenbild der Madonna beſitzt. Nahebei ſchimmert die neue Kirche von Miklósi. Weiter folgen die kleinen Ortſchaften Csepel, Röttse und Börivár, deren Namen in geflügelter

Etymologie auf die Viertheilung des Aufrührers Koppány (Kupa) bezogen werden. Mitten in der Berggruppe liegt das hügelige, getreidereiche, luſtige Städtchen Karád, einſt Beſitz der Karthäuſer von Lövöld. An der Tolnaer Grenze trifft man Tab, Zala und das in der Türkenzeit vielerwähnte Török-Koppány, Hauptort eines Sandſchaks, deſſen Beg über ganz Somogy bis ans Zalaer Comitat herrſchte. Am Fuße dieſer Berge liegen Mernye, Szill und Somogyvár, die Stammburg des Comitats und ſein alter Sitz, gleichfalls mit Kupa-Trümmern und Reſten einer durch St. Ladislaus gegründeten Abtei der Benediktiner von Saint-Gilles.

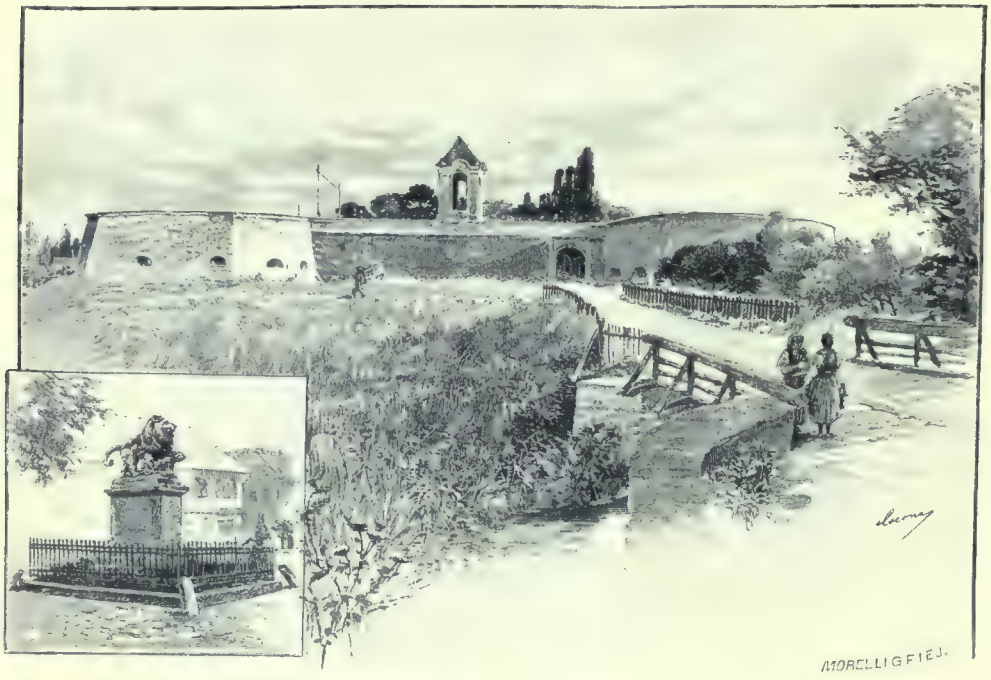
Längs der Südbahn iſt bei Szántód ſtarker Überfuhrverkehr mit dem gegenüber einſpringenden Tihany, wo der Plattenſee am ſchmalſten iſt. Abwärts folgen Lelle und das belebte Boglár, der Markt des äußeren Somogy. Dann hebt der Fonyóder Berg ſeine villengekrönten Löß- und Sandwände über den Reſten der Sumpfburg von Bézſeny. Hier ſchwenkt der Nagyberek (große Au) des Plattenſee's tief nach Somogy hinein. Dieſe weite Fläche iſt rings am Horizont mit dichten Baumgruppen und hell hervorſtechenden Meierhöfen punktirt; der ſandige Raſen innen wird von Ochſen und Büffeln abgegraſt, während am weißſandigen Plattenſeerande die neue Rebe das alte Schilf ſeewärts verdrängt. Unter dem weißen Sande liegen Torfſchichten, noch unverbrauchte Schätze der Herrſchaft Lengyel-Tóti. Der Ort dieſes Namens liegt an dem einen Rande der Au und gegenüber am anderen Kéthely; jeder iſt Wirthſchaftsſitz einer großen Domäne. Aus der Aulandſchaft bei Lengyel-Tóti ſteigt ſchier wunderſam der grabhügelförmige Weinberg Tatárvár (Tatarenburg) empor. Lengyel-Tóti war in der erſten Hälfte des Jahrhunderts eine europäiſche Berühmtheit. Sein damaliger Pächter, Baron Fechtig, machte ſein gaſtliches Haus fünfzehn Jahre hindurch zum ſtändigen Stelldichein der Landwirthe, von den Zöglingen des Keßthelyer Georgicons angefangen bis zu den vornehmſten Gutsherren und ausländiſchen Fachgelehrten. Er ließ auch ſeine Beamten reiſen, ſeine Stammherde war die erſte des Landes, ſein arabiſches Geſtüt (mit dem berühmten „Tajár") war weltbekannt und wurde von Seite der ſtaatlichen Hengſten-depots des In- und Auslandes alljährlich beſucht. Kéthely iſt eine reich inſtruirte Herrſchaft der Grafen Hunyady. Weiterhin folgen die bade- und weinberühmten Orte Balaton-Kereßtur und Berény und dann endet der Plattenſee und mit ihm die Weſtgrenze von Somogy.

An der Somogy zuliebe erbauten Flügelbahn von Balaton-Szent-György nach Barcs liegen: das ſehr betriebſame Marczali, wo einſt das gleichnamige Magnatengeſchlecht hauſte, und dann Meßtegnye, Stammſitz der einſt kampfberühmten Familie Szerecseny. Gegen Zala hin folgen die adeligen Ortſchaften Nemes-Déd, Vid, Szakácsi, Kisfalud, Nemes-Pátró, Böhönye mit ſeinem Wein, Segesd mit ſeinem Kloſter,

Naräder Volkstracht.

Nagy-Átád mit seinen Waldungen; abseits der Linie das oft erwähnte Iharos-Berény mit dem schönen Inkey'schen Schloß und Vésse, das die gleichnamige Familie seit 600 Jahren besitzt.

Die dritte Linie heißt Dombóvár-Zákány. Hier fällt nur das Städtchen Mozsgó auf mit dem kunstgeschmückten Biedermann'schen Schloß. Auf dem Gebirge stehen Trümmer der Abtei von Zselicz-Szent-Jakab, an dessen Fuße liegen ringsum Báté, Kaposmérö, Sitz der alten Familie Mérey, das gräflich Somssich'sche Kadarkut,



Szigethvár und das Zrinyi-Denkmal.

das tabakreiche Mike, wo Graf Emerich Somssich eine Muster-Kinderbewahranstalt gegründet hat, das gefährlich steil gelegene Hedrahely und Lad. Jeder Ort hat sein Schloß, so daß Kaiser Josef wieder einmal sagen könnte: „Auch hier wohnt einer meiner Mitregenten." Magyar- und Német-Lad gehörten einst dem Vice- beziehungsweise Obergespan Ladislaus Czindery. Dieser conservative Magnat, der 25.000 Joch besaß, machte sein Schloß in Magyar-Lad zum Versammlungsort der Somogyer Intelligenz, wie einst Sárd und Nagy-Bajom es gewesen. Alles Schöne und Gute in Somogy hängt mit dem Namen des letzten Czindery zusammen. Weiterhin folgt Csököl, dessen hübscher, fleißiger Menschenschlag in Tracht, Bauart und Hausgewerbe (Spitzen) eigenthümlich geblieben ist.

Eine vierte Linie läuft von Zákány gegen Szigethvár. Hier liegt Berzencze mit Schloß und Wildpark, dann in den Feſtetitz'ſchen Waldungen: Taranу, Bélavár, Vizvár, Babocsa, das pferde- und weiberberühmte Csokonya, Darány, Iſtvándi, das deutſche, an Tabak reich gewordene Szulok und gleich bei Szigetvár eine Anzahl Dörfer (Dobßa, Pata, Baſal, Szulimán, Turbék), deren Namengebung auf die Kämpfe um Szigeth zurückgeführt wird. Bei Turbék iſt dort, wo das Herz des großen Suleymann beſtattet ſein ſoll, eine Kapelle erbaut; daneben heißt ein mit kleinen Hügeln bedecktes Feld noch jetzt Türkenfriedhof. Szigethvár ſelbſt beſteht aus drei Thürmen, etlichen ſtockhohen Häuschen und einer ſehr langen Hauptgaſſe, hinter der die Feſtung aufſteigt; den Hintergrund bildet ein tiefgelegener Maierhof mit Pappeln. Kunſt und Dichtung haben die Gegend verherrlicht. Theodor Körner, Vörösmarty, vor Allem aber Nikolaus Zrinyi, der Enkel des Leonidas von Szigeth, der erſte ungariſche Epiker. Ein „Elſterneſt" hatte der Großſultan Szigeth genannt, das ſein Tod werden ſollte. Die Zrinyi waren ein großes und glänzendes, aber düſteres Geſchlecht. Michael, Niklas Bruder, der bei Mohács fiel; Georg, Niklas Sohn; Niklas, der große Dichter und Feldherr, den der Eberzahn fällte; Peter, der unglücklichſte von allen; Helene, das männlich geſinnte Weib; zuletzt als letztes Aufflammen Adam und Johann. Alle ſtarben eines frühen und tragiſchen Todes. An der Wölbung der Pfarrkirche zu Szigeth ſieht man Szenen aus den dortigen Kämpfen gemalt. Ein großes Gemälde Peter Krafft's in der Bildergallerie des Nationalmuſeums ſtellt den Ausfall Zrinyis dar und iſt in unzähligen Vervielfältigungen durch das ganze Land verbreitet. Eine kleine Kapelle, in deren Frontniſche fünf Schädel zu ſehen, ſoll die Stelle bezeichnen, wo Zrinyi fiel. Auf dem Hauptplatz ſteht jetzt ein Löwe, von der Pietät der Gegend errichtet. Und am 7. September findet alljährlich eine würdige Zrinyifeier ſtatt, was der Fünfkirchner Domherr Ladislaus Juranics, der letzte Abkömmling von Zrinyis Kampfgenoſſen Lorenz Juranics, durch eine Stiftung ermöglicht hat.

Das Baranyaer Comitat.

Wer je vom Gipfel des Zengövár oder des Harſány dieſes Comitat überblickte, weiß, warum Jeder, der irgend einmal dieſen Boden betreten, oder über ihn geſchrieben, ſich in eitel Entzücken geäußert hat. Das iſt ein prächtiger Gobelin, mit dem flüſſigen Silber zweier großer Ströme eingefaßt und bunt bemalt mit leuchtenden Farben, mit Heiterkeit und Segen, mit ritterlichen Abenteuern und großen Schlachten, mit Leben und Tod. Die Natur ſelbſt hat dieſen Winkel ihres Reiches mit ſo viel Reiz bekleidet, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn er den Fremdling, den Einwanderer,

die fahrenden und erobernden Völker mächtig anzog, die Kelten, Römer, Gothen, Vandalen und Langobarden, die Avaren, Franken, Magyaren und Türken. Jedes kam mitten ins Fertige hinein, und es that ihm leid oder es vermochte nicht, was es hier fand, durchaus zu zerstören. Selbst die Türken bauten darin, und wo sie den Fuß hinsetzten, da verdorrte das Gras nicht unter ihrem Tritt.

Auf den Gipfeln stehen die Ruinen von Klöstern und Burgen; von den Häuptern der Gebirge herab fließt in dichten Locken, dem Hauptschmuck des Ritters gleich, hochstämmiger Wald; in ihrem Schooße ruht üppig geschichtet das Feuer der Steinkohle, ihre Brüste quellen von Wein, zu ihren Füßen sprudelt Quell um Quell auf; kaum geboren, enteilt die Quelle muthwillig ihrer schattigen Wiege und findet alsbald Geschwister, Spielgenossen; mit diesen vereint, verbündet, in Umarmung und Streit rauscht sie weiter; zwischen den ineinander geschmiegten Hügeln fließt in seidenweichen Thälern Bach auf Bach der Drau, der Donau zu. Auf den Marmorfelsen sitzen Sagen, in den Gewässern baden Feen, in den Wäldern springt schlankes Wild (und bergen sich finster blickende Wildschützen), auf den reichen Gefilden mäht der Schnitter singend die zwanzigfach gesegnete Ähre. In den Dörfern ist Friede und Feiertag, in den Städten Leben, Kraft und reger Verkehr. Von der Bergkuppe herab oder aus der Vogelperspective gesehen, ruht das Land in strahlendem Sonnenschein. Hie und da schweben zerrissene Wolken aus der Vergangenheit, hellere und dunklere, aber sämmtlich blutroth gerändert, über Fünfkirchen, Szigethvár, Siklós, Mohács und weiter hinab über Essek; der Wind weht sie hinunter bis gegen Belgrad und hinauf bis gegen Ofen, hier aber schweben sie alle durch, begegnen sich, prallen zusammen oder setzen sich träge fest. Die Werke der Urnatur und der Civilisation, Arbeit und Festfeier, ein sonnig in die Zukunft hineinblühendes Leben und die Wolkenflocken aus der Vergangenheit vereinigen sich auf diesem Teppich in wundersamem Einklang.

Bleiben wir auf den Gipfeln, bei der Natur und steigen wir dann hinab ins Thal, in die Ebene, in die Gegenwart, und wenn wir müde sind, setzen wir uns wieder zur Ruhe auf jene gebräunten Steine, deren Name Vergangenheit ist.

Dieses Gebiet von 5.170 Kilometer Flächeninhalt nährt etwa 320.000 Einwohner, deren treue Arbeit, ja oft selbst die treulose, es dankbar lohnt. Es ist von drei Bergketten umgürtet, die sämmtlich von Ost zu West ziehen; hügelige Ebenen lagern dazwischen. Das ist der Mecsek, das Siklós-Villányer und das Baranyavárer Gebirge. Alle drei haben eine gewisse Ähnlichkeit, wie Kinder einer Mutter. Vom westlichen Ende hebt jedes mit niedrigen Lehmhügeln an, erhöht sich stufenweise in seinem Lauf gegen Osten und endet mit einer schön geformten, die ganze Kette beherrschenden Kuppe, die durch eine Ruine gekrönt wird. Jedes blickt mit seiner südlichen Stirne auf eine weite, fruchtbare

Ebene hinab, deren Getreideſchatz von magyariſchem Volk geerntet wird wie auch der edlere Wein der geſammten ſüdlichen Abhänge.

Das ausgedehnteſte, höchſte und reichſte Gebirge iſt der Mecsek, der bei Szigethvár an der Somogyer Grenze mit anmuthigen Hügeln beginnt, dann ſein felſiges Rückgrat von Acker zu Acker höher hebt und bei Pécsvárad mit dem 700 Meter hohen Zengö endet. Doch iſt der Mecsek nur vom ſüdlichen Flachland geſehen eine Bergkette, in der That iſt er eine Berggruppe, die den ganzen nördlichen Theil von Baranya bedeckt und mit ſeinen Ausläufern auch nach Tolna und Somogy übergreift. In ſeinen Thälern ſind Dörfer gebettet, deren altmagyariſche Bevölkerung vor kurzem noch faſt ganz von der Welt abgeſchieden war und im Schatten vereinzelter Pfarreien die Einfachheit, die Überlieferungen und Sitten und den Glauben der alten Zeit bewahrte, ja noch jetzt bewahrt. Ihren Erwerb, den der gelbe Lehm an Wein und Getreide knapp zumißt, mehrt ſie mit Axt und Haue und auf der Töpferſcheibe bis zum Genügen. Die herrliche Sásd-Mecseker Landſtraße, die von Berg zu Berg kletternd und durch den Buchenſchatten der Hochwälder ſchlüpfend ſchließlich oberhalb Fünfkirchens den Südabhang hinabſteigt, war für ſie das Thor der Welt, durch das ſie zuweilen aus dem verſchloſſenen Bezirk ihrer Thäler hinausblicken konnte. Jetzt iſt durch die von Dombóvár her eröffnete Eiſenbahn auch ein anderer Weg nach dem Hollófészek (Rabenneſt), dieſer weſtlichen Gruppe des Mecsek, gebahnt. Über zwei mächtige Brücken ſchwingt ſie ſich von Berg zu Berg, huſcht ſchlangengleich durch einen langen Tunnel und gewährt dem Reiſenden flüchtige Blicke in die verſteckten Thäler des Mecsek und auf deſſen an Rodungen und Steinbrüche geknüpfte Induſtrien. Bei Bükkösd entwindet ſie ſich dem Labyrinth der Berge und betritt den Rand des flachen Ormánſág, bei Szent-Lörincz ſchließt ſie ſich der Barcser Linie an und brauſt dann, immer dem Fuße des Gebirges entlang, am Rande der Ebene Fünfkirchen zu. Doch nicht ohne Wettſtreit. Die Landſtraße läuft ihr durchaus parallel bis Fünfkirchen, wo ſie ſich trennen; die Locomotive ſtürmt dann ſüdwärts weiter, auf Villány zu, die Landſtraße aber behält ihre Richtung bis Pécsvárad bei, ſchwenkt dort nördlich ab, windet ſich in Schlangenlinien eine herrliche Steigung hinan von Berg zu Berg und ſetzt durch die Thäler des palaſtgeſchmückten Nádasd nach Tolna über.

Wie viele Bäche durchwaten dieſe beiden gewaltigen Straßen! Sämmtlich ſind ſie waſſerarm und ſelbſt vereint ſcheinen ſie noch nicht gewachſen. Wenn das Mühlrad ſie nicht verriethe, würde Niemand ahnen, daß unter dem ſaftigen Gras ein Bach rieſelt. Manche ſind geheimnißvoll, ſie entſpringen und verſchwinden in Höhlen; ſie ſind launenhaft wie die periodiſchen und wetterkündenden Quellen von Orfü und Abaliget, welche bald überſprudeln, bald ruhen, vor dem Regen namentlich mit großem Getöſe einherſtrömen, doch, ſobald der Regen beginnt, ſich plötzlich mäßigen. Etliche, die mit ihren ſchlammigen

Häuptern jenſeits des Waſſerſcheide-Tunnels von Abaliget auftauchen, ſchleichen unluſtig nach Norden davon, als kränkten ſie ſich wegen des großen Umweges, den ſie mit dem Kapos machen müſſen, um nach Tagen endlich die Donau zu erreichen, in der ihre noch weiter landeinwärts geborenen Schweſtern längſt zur Ruhe gelangt ſind. Denn die anderen alle eilen ſüdwärts nach dem Ormánſág hinaus; ſo lange ſchlüpfen und hüpfen ſie umher, bis ſie einen Ausweg finden, durch den ſie hinablaufen zum kleinen Okor, deſſen Nymphe mit ſchlammigen Füßchen und weidengrauen Locken ſie erwartet und mitnimmt in die Ebene. Bei Monos-Okor (der alten Abtei ad Monasterium juxta Okor) vereinen ſie ſich mit dem von Szigethvár kommenden Almás, dann weiterhin mit dem Fünfkirchener-Bach und ändern unterwegs dreimal den Namen, als wären ſie auf unerlaubten Pfaden ſchleichende Flüchtlinge, um ſchließlich bei Palkonya in die Drau zu fallen. Gefälliger iſt der Anblick derjenigen, welche die Wirthſchaft durch Pflege und Regelung nutzbar gemacht hat. Den Fünfkirchnern ſpendet der Jakobsberg ſeinen Kryſtall aus hundert Quellen, deren reichſte der über der Stadt niſtende Tetye iſt. Weiterhin folgen die von Pécsvárad, darunter Béla's Brunnen (Béla Kútja), der den Namen des blinden Königs führt. Noch weiterhin ragt als Endpunkt der immer wuchtiger anſteigenden Berglinie der ewige Zengö, deſſen ruinengekrönten Gipfel die Wolken heimſuchen, um bei unbekannten Geiſtern zu nächtigen. Das umfangreiche Bergmaſſiv — der höchſte und reichſte Berg jenſeits der Donau — iſt mit dichter wohlgehegter Waldung bedeckt, deſſen kreuz und quer laufende Durchſchläge das muntere Reh mit kokettem Sprung überſetzt; in den vor Hitze und Froſt geſchützten Thälern öffnet der frühe Lenz die Blumen und ſingt die Amſel ſpät in den Herbſt hinein. Man denkt an den quellenreichen Ida, nicht anders ſprudelt es rings um die Wette von Wäſſerchen. Am kräftigſten und munterſten geberdet ſich der Blaſiusbrunnen (Balázs-Kút), deſſen friſches Naß in dichtem Kaſtanienwald mannsdick hervorbricht, dann in tiefem Grunde das honig- und obſtreiche Várkony benetzt, noch etliche Thälchen durchläuft, deſſen Äderchen es insgeſammt an ſich lockt, um unterwegs hunderten von armen Müllern ihr Brod zu reichen und ſchließlich unter dem Namen Pécsváraer Waſſer (Pécsváradi víz) unten bei Villány zu erſcheinen. Dort verläßt er die Hügel und zugleich ſeine Richtung, ſeinen Namen, ſeine Jugend. Nach Oſten abbiegend, heißt er nun Karaſicza, läuft in gegrabenem Bett dem Fuß der unteren Baranyaer Berge entlang durch Ebenen, auf denen trübe Erinnerungen laſten, nach Kis-Kösszeg, wo er ſich in die Donau wirft.

So gelangen die tauſend Bächlein des Mecsek durch zwei Pforten ins Freie: die Karaſicza führt ſie der Donau, der Okor oder Feketeviz (Schwarzwaſſer) der Drau zu. Nur ein einziges ſucht die übrigen nicht auf, ſondern irrt einſam umher, das kleinſte, aber tiefſte Gewäſſer, das einſt ein Reich verſchlungen hat. Das iſt der Csele oberhalb Mohács.

Die zweite, Villány-Siklóser Bergkette, die bei Bodony mit Lehmhügeln beginnend gegen Osten dem Mecsek gleich stufenweise emporsteigt und ihre felsigen Grate einer Zeltreihe ähnlich 25 Kilometer weit fortsetzt, um endlich in der prächtig geformten Harsányer Bergkuppe zu gipfeln, — diese Bergkette gebiert keinen einzigen Bach. Was sie an Quellen besitzt, ist warm: die Schwefelquelle des Bades Harkány und die am Fuße der Burg Siklós entspringende Tapoleza. Nur unter dem Gyüder Kloster bricht ein klares Wasser reichlich hervor und etwa 400 Meter oberhalb Gyüd's ist zwischen Felsen ein Tränkbrunnen gegraben, dessen Wasser jedoch, nach der Farbe zu urtheilen, mehr aus den Wolken als aus der Erde quillt. Der Kalksteinschoß dieser Berge ist nicht empfängnißfähig für Wasser, er nährt nur die Rebe und die Buche. Die Rebe schenkt ihren kostbaren schwarzen Wein von Villány bis Vißló auf allen den sonnendurchglühten Hügelhängen, die sich dem südlichen Strahle darbieten, die Buche aber umschattet die Bergrücken und kündet den Thalmenschen drei Tage vorher durch starkes Rauschen den in der Luft hängenden Regen. Die Kette hat zwei Gipfel. Über Gyüd thront der Tenkes, dessen Haupt ein Felsplateau mit kaum spatentiefer Humusschicht bildet; aber man braucht nicht tiefer zu graben, um Wasser blinken zu sehen. (Nämlich die silberschuppige Schlange der fernen Drau. So pflegt die dortige Menschheit zu scherzen.) Der andere Gipfel ist die Kuppe von Harsány, die nebenbei den Namen Sár-Somlyó führt, wie so viele andere weingesegnete Bergkuppen des Landes. Die Schönheit ihrer Form steigert sich mit der Entfernung. Am schönsten sieht man sie doch von Ost und West her, von Siklós und Mohács aus. Sie ist ein kahles Gethürm von Kalksteinfelsen, deren Lagerung an der südwestlichen Seite des Berges täuschend einem frischgepflückten Acker gleicht. Regelrechte, geradlinige tiefe Furchen, eine hinter der anderen. Angeblich hätte der Teufel hier den Pflug geführt, um eine Maid zu gewinnen, als in Baranya noch Mangel an Mädchen war. Er verpflichtete sich nämlich einem alten Weibe bis Mitternacht den Berg mit einem Hahn und einer Ziege umzuackern, wofür des Weibes Töchterlein sein Lohn werden sollte. Wozu das Weib des gepflügten Berges bedurfte, davon schweigt die Geschichte; sicher ist nur, daß die Arbeit flott gedieh, so daß das Weib es gerathen fand, auf Trug zu sinnen. Eine Stunde vor Mitternacht kroch sie in den Hühnerstall und begann zu krähen, ihr nach sämmtliche Hähne des Dorfes. Der Teufel dachte, es sei Mitternacht und er habe die Wette verloren; so nahm er vor Schreck reißaus und ließ sich seither nicht in der Gegend blicken. Die Spuren der seltsamen Vorspann von Hahn und Ziege sind an dem aufgeackerten Felsen noch heute kenntlich. Jenseits der Ackerung, an der steilsten Stelle des Berges ist ein Wasserriß, auf dessen Grunde sich „Zumak Schlangen" sonnen; wer sie stört, kriegt schwere Hiebe mit ihren heubaumgroßen Schwänzen. So wird unten im Städtchen behauptet, von Einzelnen, denn Zwei oder Mehrere zusammen haben eine „Zumak-Schlange" noch nie erblickt.

Wie man ſieht, iſt der Harſányer Berg, von der Südſeite ſtudirt, eine räthſelhafte Chimäre, ein von Zumak-Schlangen bewohntes und vom Teufel aufgeackertes blaues Wunder; er ſchnaubt ſogar Feuer, in Geſtalt von Wein; ſein Rücken aber iſt die greifbare ernſte Wirklichkeit, ein dichter, tiefſchattiger Hochwald, und auf ſeiner Kuppe ſteht die Ruine einer Burg, die einſt dem Parteigänger Kont gehört hat. Es mag eine enge Burg geweſen ſein, da oben auf der plateauloſen Spitze. Von ihren Mauern iſt noch an der Nordſeite ein halbkreisförmiges Fundament zu ſehen.

Die Burg iſt dahin, doch ihre Beſatzung hat ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht erhalten; am Fuße der Mauer ſteht die Belladonna (Schönfrauentraube, Atropa belladonna) und lauert mit tödtenden Augen umher, und der Stahlhelm des Eiſenhuts (Heldenblume, Aconitum napellus) ſchimmert violett in der Sonne. Im Hof ein eingeſtürzter Brunnen, von dem auch Verancsics die Mär erzählt, daß eine hineingeworfene Ente nach Tagen in der Drau zum Vorſchein kommt, natürlich nicht in den Tagen Verancsics' oder gar den unſeren, ſondern dazumal, als Satanas die Bergflanke pflügte. Als einziges Thatſächliches unter ſo vielem Gefabel ſteht in einen bemoosten Felſen eingegraben zu leſen: „Comites Casimirus et Gustavus Batthyány". So weit von hier aus das Auge reichte, in Süd und Weſt, gehörte ihnen die ganze Bergkette und was ſich rechts und links als Abhang daran lehnte, desgleichen die ganze Ebene hinaus nach Weſten bis zur aufblitzenden Drau, und das Alles war nur ein kleiner Theil ihres Beſitzthums, vor 50 Jahren, als ihre Namen in dieſen Felſen eingemeißelt wurden.

Dieſer Berg iſt alſo das Wappenſchild, ſozuſagen die Auslage der ganzen Kette, und in der Auslage liegt zu Füßen des Gebirges noch eine niedrigere, lange Hügelreihe, vom Scheitel bis zur Zehe mit Weinlaub drapirt und hier und da mit niedlichen Kelterhäuschen beſetzt, welche Landhäuſern gleichen. In den Fuß des Villányer Berges ſind die Kellerreihen der Villányer gehöhlt, weiter oben jedoch ſind die baumloſen Abhänge ein Rebengelände, deſſen große Tafeln, gediegene Weinpfähle und wohlgepflegte Pfade erkennen laſſen, daß ſie keinen armen Leuten gehören. In der That iſt das größte Weingut, mit prächtig gebauter Kellerei, Eigenthum des Erzherzogs Albrecht, deſſen Béllyeer Domäne ſich mit einem Zipfel hieher erſtreckt und das ganze Draueck zwiſchen Eſſeg, Mohács und Villány umfaßt. Sein Wein iſt weltbekannt, obgleich die Harſányer Leutchen ſagen: „Noch beſſer wäre der Kopárer Wein, wenn er einen ſo hohen Herrn hätte, wie der da." Sicher iſt, daß die ganze Südſeite der Bergkette gleichwerthigen Rothwein hervorbringt; der Villányer wird durch die Manipulation über die anderen erhoben.

Eine Meile ſüdöſtlich von der Harſányer Kuppe, gegen das Überſchwemmungsgebiet der Drau hin, ſteht vereinzelt ein breiter, niedriger Berg; es iſt das an kleinen

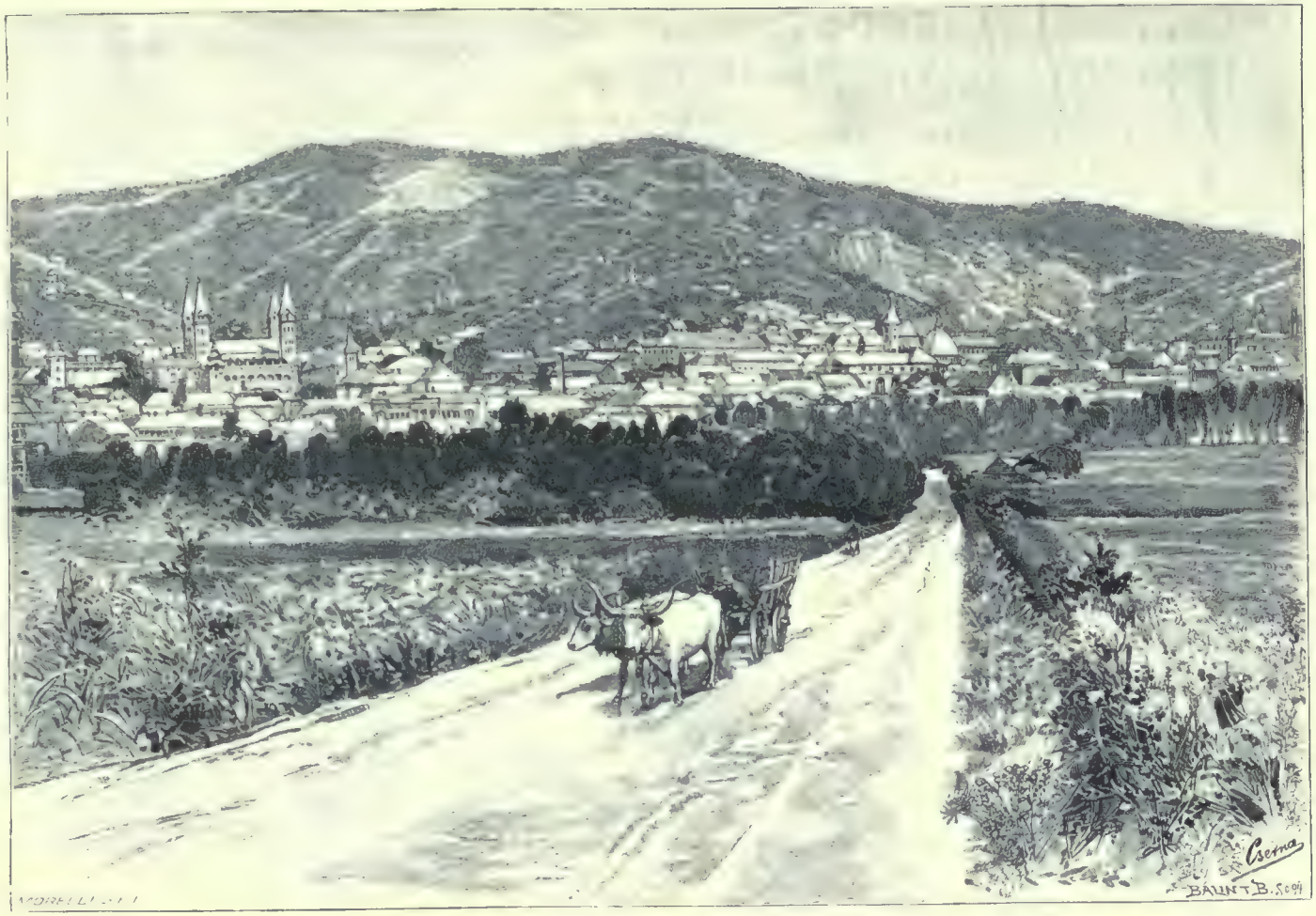
Tropfsteingebilden und Versteinerungen reiche Berggebiet von Beremen. Der isolirte Stock ist nur durch einen schmalen Erdrücken mit dem Harsányer Berg verbunden und übrigens auch als geschichtlicher Beweis jener Teufelsackerung von Wichtigkeit. Als nämlich der Teufel Fersengeld gab, fiel das Erdreich schollenweise aus seinen Bundschuhen, so daß es sich zu jenem schmalen Erdrücken aufhäufte; und als er endlich sah, daß er nicht verfolgt wurde, saß er nieder und schüttelte die Erde aus seinen Schuhen, den ganzen Beremener Berg; und das mag auch wahr sein, denn dieser besteht aus Kalkstein und Lehm, genau wie der Harsányer Berg.

Und noch ein kleiner Lehmberg, doch ohne Kalkstein, wölbt sich zu Füßen der Bergkette, ein paar Kilometer östlich von Siklós: der Güntér. Ein hübsch geformter runder Hügel, der etwa 20 Joch bedeckt und in regelmäßigem Wechsel Getreide und Wein liefern muß. Sein flacher Gipfel ist alljährlich in der Nacht vom 13. zum 14. August der Schauplatz eines feenhaftes Festes. Das ist die Gönterer Kirchweih, zu der die Serben von Baranya, besonders deren Jugend, sich nachts einzufinden pflegen. Das feine weiße Linnen der serbischen Nationaltracht flattert blendend um die kräftigen Glieder der Burschen und der strammen Mädchen, welche schaarenweise, meist zu Fuß, herbeigezogen kommen. In den nahen magyarischen Dörfern machen sie Halt und werfen sich da erst in den Feststaat; es ist gar hübsch, wie in jedem Hause vier oder fünf serbische Mägdlein große Toilette machen und sich für die Schönheitsconcurrenz schmücken. Der ernste Theil des Festes nämlich, die heiligen Verrichtungen: Messe und Gesang dauern bis Mitternacht; dann treten Musik, Gesang, Tanz in ihr Recht, Burschen und Dirnen fassen sich zu Hunderten an den Händen. Fackelschein umflattert den Reigen, bis der Morgen rosig heraufsteigt. Wein und Bier fließen dabei in Strömen, doch die sonst heißblütige Jugend hält auf Anstand und Sitte, höchstens daß diesem oder jenem Graukopf oder Tolpatsch etwas Menschliches passirt. Die Besseren halten sich im Zaum und die Ordnung aufrecht. Nie kommt es zum Wortstreit. Diese Kirchweih, nach griechisch orientalischem Kalender am zweiten August, in der Nacht zu St. Stephanus Martyr, feiert das Gedächtniß des Stephan Stiljanovics, der unter Wladislaw II. vor den Türken nach Ungarn flüchtete und von dem König die Burg Siklós als Donation erhalten haben soll. Er war weder heilig, noch geistlich, wohl aber ein großmüthiger und weiser Mann, der mit allen zehn Fingern Gutes that und zuerst hier begraben, nachmals aber, so heißt es, im Kloster Sisatovácz beigesetzt wurde.

Mit der Villány Siklóser Bergkette steht durch einen kaum merklichen Erdrücken auch die dritte kleine Bergkette in Verbindung. Dies ist das Baranyavár-Batinaer oder auch Alsó-Baranyaer Gebirge, das zwischen den beiden in seinem Namen genannten Städtchen in der Länge von 15 Kilometer, ohne alle Verzweigungen, zur Donau hinausstreicht.

Dieſes Gebirge iſt ſteinlos und ſeine höchſte Spitze hat kaum 200 Meter; es iſt eine von unten bis oben bebaute Lehmerhebung, in deren Schatten man überall auf die Karaſicza, dieſen kanaliſirten Abfluß der oben erwähnten Pécsvárader Bäche trifft. So klein aber dieſes Gebirge, iſt es doch auch Waſſerſcheide und zugleich Volksſcheide. Nördlich bis Mohács hinauf wohnen Serben, ſüdlich bis Eſſeg hinab Magyaren, beide Stämme mit etwas Deutſchthum in kleinen Dörfern gemiſcht. Es iſt der Mons Aureus der Römer, der von Einigen in Syrmien geſucht wird, während Andere, die auch den Namen des Comitats Baranya als Überſetzung des lateiniſchen Namens auffaſſen, den Berg gern hieher verlegen. Am Weſtende des Gebirges ſteht Baranyavár (Burg Baranya) und daher der ſchon vom Anonymus erwähnte Name des Comitats. Árpád entſandte nämlich die Feldherren Ete und Bojta zur Eroberung der Burg Barona. Dieſen Namen leiten Manche von einem angeblichen, aber nicht nachweisbaren Castrum Varronii, Andere von den nach Florus hier anſäſſig geweſenen Brenni, noch Andere von Mons Aureus (Aurea, Aurana, Vrana, Varana, Barana) her. Die Volksetymologie denkt ſogar an Bor anyja (Mutter des Weines), mehr witzig als gründlich. Übrigens hat dieſe Phantaſie ihren Grund darin, daß die Natur die drei Bergketten durch Lage und Bodenbeſchaffenheit für den Weinbau beſtimmt hat, wie denn gegenwärtig Baranya das weinreichſte Comitat des Reiches iſt. Selbſt in ſeinem Wappen erblickt man zwei Männer, die an geſchulterter Stange eine ungeheure Traube tragen, ganz wie Numeri, XIII. 24. zu leſen. Die drei Bergketten wetteifern ſeit Urzeiten an Güte ihres Weines und jede hatte immer ihren Anhang. Die Mecsekweine wurden von den Deutſchen getrunken (ſie gingen „hinauf"), der Siklóſer war dem Raizen (Slavonier) werth und den Alſó-Baranyaer trank die Bácska. Gewaltige Conſumenten, noch gewaltiger aber iſt die Phylloxera. Es iſt intereſſant, daß im vorigen Jahrhundert ein gelehrter Beſchreiber von Baranya den Bácskaern rechtgibt, indem er ſagt: „Villány hat einen vorzüglichen Wein, der dem Sepſeer nahekommt." Sepſe aber iſt ein Dörfchen in Alſó-Baranya.

Und noch ein vierter Berg iſt zu erwähnen. Am Rande einer großen Ebene, „gelb umwallt von der Ähre und grün von ſaftigem Graſe", erhebt ſich auf der Pußta Sátoriſtye, an der Straße nach Mohács, ein zehn Meter hoher Hügel. Sein Gipfel bildet eine runde Fläche von 50 Quadratmeter, als wäre er einſt zur Errichtung eines Zeltes geebnet worden. Man nennt ihn Türkenhügel (Török halom) und ſagt, hier habe am „Tag von düſtrem Gedächtniß" Suleymanns Zelt geſtanden, bis hieher ſeien die 32 Helden vorgedrungen, die ſich gegen das Leben Suleymanns verbündet hatten, und hier hätten die Janitſcharen deren Roſſen die Kniegelenke durchhauen. Zu Füßen des Hügels grünt üppige Grasfläche; hier am linken Flügel, der zu vermeintlichem



Fünfkirchen.

Siege vorwärtsstürmte, erneuerten die tausend Geharnischten des Königs den Kampf und von diesem Augenblick an wurde der König mit keinem Auge mehr gesehen. Ob die Natur diesen Hügel gebildet, ob Menschenhand ihn geschichtet, man weiß es nicht. Doch hatten an jenem Tage auch die Türken keine Zeit, Hügel aufzuschütten, sowie die ungarische Geschichtschreibung bisher keine Zeit gefunden hat, das Feld von Mohács zu durchforschen.

Von den drei Gipfeln aus überblickt man ganz Baranya, dessen Fläche wir demgemäß in drei Gebiete theilen. Jedes Gebiet hat seine eigene Mutterstadt, die es durch Lage, Bevölkerung und Stattlichkeit beherrscht: Fünfkirchen, Siklós, Mohács.

Fünfkirchen, Hegyhát und Mecsekalja. — An der Südfront der Mecsekkette liegt ungefähr in der Mitte, zu Füßen des Jakobsberges:

Fünfkirchen (Pécs). Es ist die leitende Stadt Baranya's, kämpft aber auch mit jeder anderen Stadt im Lande, die Hauptstadt ausgenommen, um den Vorrang. Und mit vollem Recht. Über Bevölkerung, Reichthum, Handel und Gewerbe dieser Stadt, über ihre schönen Gebäude, die vielen und reichen Kirchen, deren große Kunstschätze, die Bibliotheken und wissenschaftlichen Anstalten, die Gesellschaft, die Gelehrten und Künstler, die alten Denkmäler, sowie über die abwechslungsreiche Geschichte und herrliche Lage Fünfkirchens in einem kurzen Aufsatz erschöpfend zu berichten, ist in der That eine schwere Aufgabe.

Die Stadt liegt am südlichen Abhange des Mecsek terrassenweise hingelagert und wiederstrahlt den vollen Glanz der Südsonne. Von welcher Seite man auch nahe, der Anblick ist überraschend und jeder Schritt steigert den Reiz, obgleich schon der erste Blick die Stadt umfaßt hat. Es bedarf eben der Zeit, um die Einzelheiten besonders zu fassen, die Mannigfaltigkeit der alten und neuen Thürme, die auf den Höhen blinkenden Kapellen und in den Einbuchtungen der Bergabhänge schimmernden Landhäuser zu unterscheiden.

Die Bevölkerung hat sich in 50 Jahren verdreifacht und zählt bereits 36.000 Seelen; die große Mehrheit sind römisch-katholische Magyaren, die Minderheit Deutsche und Schokazen, nach localer Benennung „Bosniaken", deren Namen häufig auf türkischen Ursprung deuten. Vier Landstraßen und vier Eisenbahnlinien laufen hier zusammen, Handel und Gewerbe verfügen also weithin über Verbindungen und Märkte, und in der That können sich manche Producte und Fabrikate der Concurrenzfähigkeit in ganz Ungarn, ja in ganz Europa rühmen. Der älteste, sozusagen aus der Urzeit stammende Handelsartikel ist das Geschenk des Mecsek, dessen Südabhang seit Jahrhunderten, seitdem die Römer diese Hügel mit Reben bepflanzt, die Schleusen seines Weines offen hält. Die Neuzeit jedoch hat auch die Tiefen des Berges durchwühlt und schier unerschöpfliche Kohlenlager eröffnet. Ansehnliche Ortschaften, wie Szabolcs, Vasas, Somogy und die schönste und volkreichste, Kolonia, in deren tadellos eingerichteten Volksbildungsanstalten

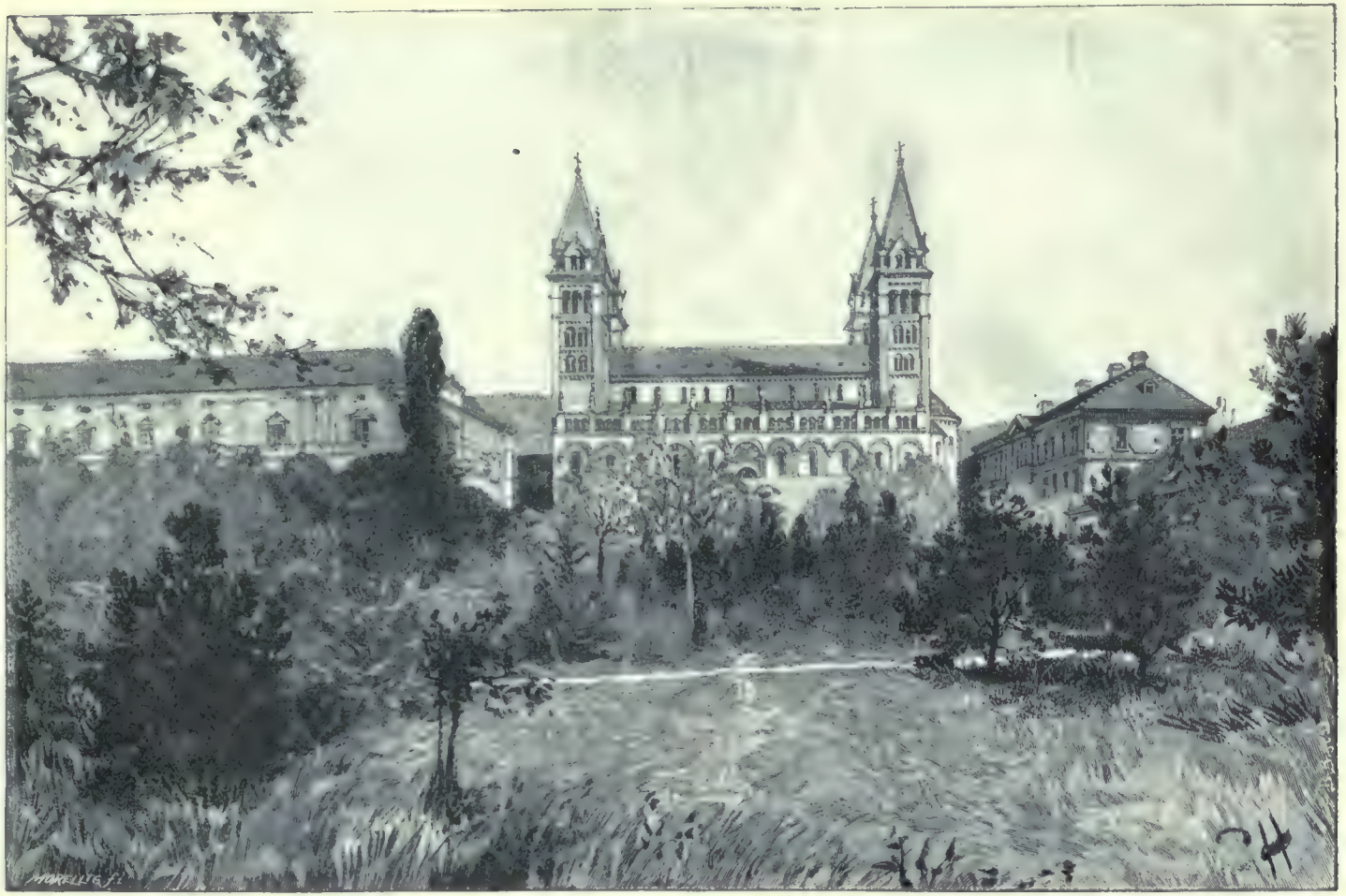
Die Zsolnay'sche Majolikafabrik zu Fünfkirchen.

zwölf Lehrsäle tausend Schüler fassen, fördern die Kohle seit 50 Jahren, und deren Eigenthümerin, die Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, verfrachtet sie auf ihrer eigenen Bahnlinie nach allen Richtungen, besonders über Mohács. Die sonstigen Schätze des Berges, die verschiedenen Steinarten, sind geeigneter Rohstoff für den Meißel, der in dieser großen katholischen Stadt auch reichlich Arbeit findet und zahlreiche Meister nährt. Mit dem Steine wetteifert der Thon; das der Erde und dem Erdensohn zunächst stehende und älteste Gewerbe, das in seinem primitiven Zustande auf dem Meeresrücken seit vorgeschichtlichen Zeiten und bis auf den heutigen Tag eine weit verbreitete Beschäftigung des niederen Volkes ist, hat sich diesseits des Meeresk unter die schönen

Künste aufgeschwungen. Heute blüht sie als herrschende Kunst in der Fabrik Zsolnay, deren Zierstücke auf den Landes- und Weltausstellungen zu den blendendsten gehören, in den westlichen und in den überseeischen Culturländern die Pracht der reichen und vornehmen Häuser steigern, im Vaterlande aber auch zu den Monumentalbauten der ersten Baukünstler das Ornament geliefert haben. Aber auch in der Herstellung sämmtlicher, dem Alltagsgebrauche dienenden Thonwaren hat diese Fabrik der Concurrenz des Auslandes einen Riegel vorgeschoben, und ihre Porzellanerzeugnisse decken den vollen Bedarf des Landes. Aus einer gewöhnlichen Ziegelei hat Wilhelm Zsolnay diese Fabrik hervorgehen lassen und zu ihrer heutigen Blüte erhoben, sie ist mit den vollkommensten Maschinen neuester Construction versehen, umfaßt sämmtliche Zweige der Keramik und steht sowohl technisch, als künstlerisch auf der höchsten Stufe der Leistungsfähigkeit. Besonderes Glück hat sie in der Verwendung ungarischer Motive, die sie mit vielem Fleiß und Studium festgestellt und zu einem neuen, charakteristischen Stile entwickelt hat. Sie bietet tausend Arbeitern ständige Beschäftigung und erhält eine Gewerbeschule, in der zahlreiche Zöglinge ausgebildet werden. Die Fabrik Zsolnay, am Ende der Ofner Vorstadt, ist die schönste Schauseite, das glänzendste Schaufenster der schönen Stadt. Auf der ersten Seite ihres Fremdenbuches steht der Name Franz Joseph I. Seine Majestät hat sie zweimal besucht.

In der inneren Stadt, sowie in den drei Vorstädten — Szigeter, Siklóser und Ofner Vorstadt — wimmelt es von Kaufladen jeder Art, von Maschinenschlossereien, Holzsägen, Möbel- und anderen Fabriken, die ihren Absatz im ganzen Lande haben. Wir können sie hier nicht aufzählen, wohl aber die Unternehmungen, die selbst im Auslande der dortigen Concurrenz trotzen. Die Angster'schen Orgeln erklingen in zahllosen Gotteshäusern, von der bescheidenen Thalkapelle bis zur imposanten Kathedrale; die Schlösser aus der Kindl'schen Schlosserei finden überall Bewunderer; an der Spitze der Lederwarenfabrikation betreibt die Lederfabrik der Brüder Höfler einen Welthandel; die Engel'sche Holzsäge- und Parquettenfabrik gibt hundert Menschen Brod; die Littke'sche Champagnerfabrik hat sich mitten in der Stadt unterirdische Keller von fünfreihiger Höhe ausgehöhlt. Neben Reihen palastartiger Häuser erheben sich in großer Zahl ausgedehnte öffentliche Gebäude, die Gerichts- und Verwaltungssitze, und über allen, ja über der ganzen Stadt thront auf seinem Berge das große Comitatshaus. Dazu kommen noch die Kasernen, das neue Theater, eines der schönsten im Lande, die Institute für Unterricht, Wissenschaft und Wohlthätigkeit, alles in einer Vollkommenheit, welche in keiner Stadt des Landes übertroffen ist. Es sind ebensoviele Burgen, die das letzte halbe Jahrhundert der öffentlichen Ordnung, dem Rechte, der Wohlthätigkeit und Cultur errichtet hat.

In noch imposanteren Denkmälern bekundet sich die schaffende Kraft der römisch-katholischen Kirche. Die im Laufe der Jahrhunderte erbauten, oft niedergerissenen und wieder



Der Dom von Fünfkirchen.

aufgerichteten kirchlichen Gebäude, mit denen Fünfkirchen im vollsten Sinne des Wortes ummauert und auch noch im Innern befestigt ist, geben der Stadt, nach der treffenden Bemerkung des Canonikus Michael Haas, anderen Städten gegenüber einen eminent römisch-katholischen Charakter, neben dem das hübsche Kirchlein der Evangelischen A. C. und der im maurischen Stil reich ausgestattete Tempel der Israeliten sich nicht geltend machen. Es sind zusammen zwölf Kirchen, meist alte Bauwerke oder aus den Ruinen wiedererstandene; etliche sind von den Türken ererbt und zu christlichem Gebrauch umgestaltet und geweiht. Von den Klöstern, die sich einst im Umkreise und Weichbilde der Stadt erhoben, kennt man nur noch die Stätten, und unter diesen eine sehr denkwürdige.

Das Kloster auf dem Jakobsberge, über Patacs, war das erste Kloster der Pauliner (bärtigen weißen Mönche) und hat für uns ein dreifaches Interesse. Denn dies ist der einzige ungarische, aus der Gesellschaft der ungarischen Kirche hervorgegangene Orden, und er war ein ganz aristokratischer Orden, dessen Mitglieder den vornehmen Familien des Landes angehörten; und die Heimat dieses Ordens war Baranya. Sein erstes Kloster wurde durch Bartholomäus, Bischof von Fünfkirchen, erbaut. Dieser ungarische Mönchsorden wurde gleichzeitig mit der ungarischen Goldenen Bulle geboren, die er auch nicht lange überlebt hat. Im Jahre 1786 wurde er aufgelöst und sein letztes Mitglied Kaspar Kristóffy starb um 1845. Doch bevor dieses Kloster in Trümmer sank, war es in einer anderen und praktischeren Richtung schon ersetzt, indem einer der gelehrtesten Bischöfe Fünfkirchens, Georg Klimó, seine reiche Bibliothek der öffentlichen Benützung überließ und dadurch die erste öffentliche Bibliothek in Ungarn schuf, deren geistvolle Aufschrift, nach mancherlei heilsamen Lehren, mit den Worten schließt: „Ditior abito frequentius redito.“ (Gehe reicher von dannen, kehre öfter zurück.) Unter den zahlreichen Kirchen und Kapellen seien nur einige von historischem Interesse erwähnt. Die Allerheiligenkirche, am Bergabhang über der nordöstlichen Ecke der inneren Stadt, ist nach dem Dom die älteste in Fünfkirchen; sie war zur Türkenzeit die einzige, die der römisch-katholischen Kirche zur Benützung stand, und damit zugleich Kathedrale. In ihrer Nähe wird auch ein Häuschen gezeigt, das damals bischöfliche Residenz gewesen sein soll. Nordöstlich von ihr, auf noch höherem und ungemein aussichtsreichem Hügel steht die Kapelle Maria Schnee (Havi Boldogasszony), zum Andenken an eine Seuche errichtet, indem das dankbare Volk das Baumaterial auf den Knien rutschend hinauftrug. In der Stadt steht neben dem Bürgerspital die runde Kirche, ein Bau von geringem Durchmesser mit 18 Meter hoher Kuppel, mit wohlerhaltenem, aus behauenen Quadern gefügtem Minaret; auf dem Széchenyiplatz erhebt sich die städtische Pfarrkirche. Beide sind türkische Bauten, und zwar gewaltige und meisterlich durchgeführte. Die herrliche Kuppel dieser Kirche ist nahe an 30 Meter hoch. Sie ist der höchste europäische Bau der Türken.

Doch was iſt dieſe Kuppel in Vergleich mit den Maſſen des auf den Scitovßky-Platz niederblickenden vierthürmigen Domes? Nein, er blickt nicht auf den Scitovßky-Platz nieder, ſondern auf halb Baranya, bis zum Harſányberg hinab, ja auf ganz Ungarn, bis Kaſchau hinauf, denn nicht einmal hier findet er ſeinesgleichen, und hinaus bis an das Meer,

Treppe zur Unterkirche im Dom zu Fünfkirchen mit der Armenbibliothek.

wo nur je eine Schaar der „Landnehmer" hingelangt iſt, — erſt in Venedig und Dijon findet er ſeine Brüder. Seine Erbauung wird von angeſehenen Geſchichtſchreibern dem König Peter zugeſchrieben, der auch dort begraben wurde; als ſein Grab bezeichnet mehr die Überlieferung als die Wiſſenſchaft einen Sarkophag, an deſſen Seitenfläche mehrere Reliefſcenen aus der Geſchichte Simſons dargeſtellt ſind. Beide Behauptungen,

über den Bau und das Grab, sind kaum ernst zu nehmen, nicht nur weil die kurze und unruhvolle Herrschaft Peters ihm gewiß gar keine Zeit ließ, an ein Jahrzehnte beanspruchendes Friedenswerk zu denken, sondern auch, weil man ungern glaubt, daß dieselben Jahrhunderte, welche die Reste der großen und ruhmreichen Könige seit Stefan dem Heiligen nicht bewahrt haben, gerade den Sarg des unwürdigsten geschont haben sollten. Fünfhundert Jahre hindurch sind alle Könige Ungarns aus ihrem letzten Schlummer gescheucht, und dieser Landstürzer sollte ruhig schlafen? Michael Haas hält, nach Koller, den Dom für älteren Ursprungs und ursprünglich für eine römische Veste, während Henßlmann den Bischof Calanus für den Erbauer und irgend einen Dijoner Mönch für den Bauleiter hält, der auch dem Dom zu Dijon seine Ausmessungen und Motive entlehnt hat. Schon diese Andeutungen lassen erkennen, daß die Geschichte des Domes eine ganze Literatur hat, die sich theils mit Baranya und der Stadt Fünfkirchen insgesammt, theils, wie die Arbeiten Henßlmann's, Gerecze's und Anderer, blos mit der Kirche beschäftigen. Gar häufig wird der Bau eine Beute von Feuer und Achtlosigkeit, Gewaltthat und Habgier; Viele haben ihn gebaut und bauen ihn wieder auf, neuestens der gegenwärtige Bischof Ferdinand Dulánßky, der das gewaltige Meisterwerk des Mittelalters, unter Beibehaltung des Originalplanes, in den Prachtschmuck der Neuzeit gekleidet hat. Auf den vier schlanken Thürmen, die bisher verstümmelt standen, glänzen nun hohe eherne Helme. Die Mauern sind großentheils neu aufgeführt, die Katakomben von den durch unkundige Hände ihnen aufgebürdeten Lasten befreit. Welche bauliche Veränderungen vorgenommen, nach welchem Stil Altäre, Säulen, Spitzbogen, Fenster neu gestaltet wurden, das ist Gegenstand einer besonderen Studie, wie deren im Laufe der Bauarbeit so manche in den Zeitungen und auch selbständig erschienen sind. Wir wollen hier nur diejenigen berühren, die auch den Unkundigen anregen und entzücken. Die südwärts schauende Façade ist mit zwölf Apostelfiguren, die Innenwände sind beiderseits mit Figuren, Gruppen, irdischen und himmlischen Scenen aus der heiligen Schrift geschmückt. Es ist das Werk der Erlösung, vom Sündenfall bis zur Kreuzabnahme. An den zur Krypta hinabführenden Treppen ist gleichfalls die ganze Erlösungsgeschichte, von der Schöpfung bis zum Jüngsten Gericht, in Gruppen, welche die naive mittelalterliche Plastik getreu wiedergeben (Armenbibel), dargestellt. Der Hochaltar (Baldachinaltar), der auf vier dunkelgrünen Marmorsäulen ruht, der geschnitzte Bischofsstuhl, die Orgel und die übrigen Altäre sind lauter Kunstschätze, deren jeder des Studiums werth ist und die den Beschauer mit immer neuen prächtigen Einzelheiten überraschen, bis er, um nur die Augen ausruhen zu lassen, sie auf den mit farbigen Tiroler Marmorplatten belegten Estrich heftet. Die Kosten der ganzen Neuschöpfung werden auf drei Millionen Kronen geschätzt; allerdings steht auch das herrliche Gebäude mit in erster Reihe unter den Kirchen von ganz Europa.

Die westliche Front der großen Kirche blickt auf das bischöfliche Palais, die östliche auf andere geistliche Gebäude und die Kapitelgasse; ihr zu Füßen liegt die schönste Promenade von Fünfkirchen und das Viereck des Scitovßky-Platzes. Den Hintergrund bildet der Kreis von Bergen, der die Stadt umzieht, mit Landhäusern bestreut, auf deren Stirne eine Wolke zu ruhen scheint wegen des unsichtbaren weinverwüstenden Unthiers. Doch ist deshalb das fröhliche Fünfkirchner Völkchen den alten Stätten seiner Lustbarkeit nicht untreu geworden und wandert hinauf, zu ruhen und seinen Kummer zu vergessen, mit einem Blick hinab auf Hoffnung und Zukunft in Gestalt der blühenden amerikanischen Rebenpflanzung. Von da schweift sein Auge dem Zeltlager zu und es erinnert sich, daß nicht nur die Soldaten Fünfkirchen lieben, sondern auch die Könige, die sich gern auf diesen schönen Punkt herablassen, um das Kriegsspiel zu beobachten, das sich von Zeit zu Zeit um das Zeltlager her als Fünfkirchner Manöver wiederholt.

An Allem, was das Auge sieht, scheint sich das Sprichwort zu bewähren: „Dem Deutschen Bécs (Wien), dem Ungarn Pécs (Fünfkirchen)", und auch des Großsultans ererbtes Lob: „Ein irdisches Paradies". Allein die Bevölkerung überläßt keineswegs Alles der Natur; sie trachtet ihre Umgebung zu verschönern, ihr Leben zu versüßen. Neben den Hallen der Wissenschaft und Andacht entwickelt sich auch das Kunstgefühl. Malerei, Plastik, Baukunst, Musik, Theater finden ihr Publikum, ihre Schützer und Factoren; die öffentlichen Plätze beweisen es und die Friedhöfe mit ihren schmucken Denkmälern. Und überdies war Fünfkirchen schon vor zweihundert Jahren die Stadt der Rosen und ist noch jetzt die Stadt der Blumen. Seine Bewohner lieben und züchten die Blumen leidenschaftlich.

Die Geschichte Fünfkirchens ist groß und merkwürdig, sie ist identisch mit der seines Comitates, doch mit dem Unterschied, daß der Stadt vom Guten und Schlimmen mehr zutheil wurde.

Sopiane hieß sie als Hauptstadt des römischen Unter-Pannoniens, als Mittelpunkt der römischen Heer- und Handelsstraßen, und damals wird sie wohl eine Stadt von ganz römischer Physiognomie gewesen sein. In ganz Europa, sagt Michael Haas, gibt es außer Italien keine Stadt, in der so viele und vielerlei römische Alterthümer zu finden wären als in Fünfkirchen. Das Pflaster, die Wasserleitung sind römischen Ursprungs, was vom archäologischen Gesichtspunkt zwar sehr schön ist, aber von den Fünfkirchnern selbst nicht gerade gepriesen wird. Denn die Antiquitäten sind schön, aber sie gehören in die Museen. Altchristliche Cultur verkündet jene dem IV. Jahrhundert angehörige unterirdische Begräbnißkapelle, die vor der Südfront des Domes zu sehen und schon an und für sich ein starker Beweis dafür ist, daß St. Stefan hier nicht das Christenthum, sondern, als an einem dazu berufenen Platze, schon das Bisthum selbst zu

begründen hatte. Der königliche Schutz und reiche Schenkungen, der Eifer hervorragender Bischöfe für Wissenschaft und Kunst, der dauernde Friede, dessen das ganze Comitat sich unter den Árpáden und Anjous erfreuen durfte, wirkten bei der Entwicklung der Stadt zusammen. Bonfin scheint nicht zu übertreiben, wenn er sie opulentissima civitas (sehr reiche Stadt) nennt. Die Könige besuchten sie gerne und unterhielten und beriethen sich mit den Kirchenfürsten, die sie oft zu Rathgebern in auswärtigen Angelegenheiten, zu Friedensstiftern und Brautwerbern erkoren. Der Überlieferung nach waren Stefan der Heilige und sein Sohn in Fünfkirchen, und hier wurde auch dem leichtsinnigen Salomon die schwankende Krone aufgesetzt. Hier pflanzt Ludwig der Große mit schwertgewohnter Hand einen Oelbaum, der zweihundert Jahre lang Blüten und Früchte trägt, um dann, am Tage von Mohács, vor Blut und Feuer zu verdorren. Hier schlägt Sigismund mit blutiger Hand seine Feinde zu Boden und läßt sie viertheilen. Hier ehrt der ruhmvolle Geist Matthias' die Muse im bischöflichen Dichter von Fünfkirchen; hierher zieht sich Johann Corvin mit seinen Enttäuschungen zurück und läßt sich von seinen guten Freunden dessen berauben, was der Feind ihm noch gelassen; hier ist der arme Wladislaw Gast des reichen Sigismund Hampó, der Schätze zusammenscharrt, um sie später für die Befreiung seines Vaterlandes zu verschwenden. Hier sammelt Philipp Moré seine Studenten und führt sie nach Mohács, dem Grabe zu. Und damit sind die Jahrhunderte des Friedens vorbei; von da an wird die Geschichte Fünfkirchens mit Blut und Ruß geschrieben. Der Türke setzt sich hier fest, fester als in Ofen, und vertheidigt es bis aufs Blut, nicht minder entschlossen als Ofen. Er weiß wohl, warum, denn nach gleichzeitigen Briefen gibt es hier zu jener Zeit über 2000 Kaufladen. Dann läßt er es verödet liegen, ohne es jedoch erschöpfen zu können; schon nach zwanzig Jahren (1704) finden die Kurutzen genug zu brandschatzen; Pistolen, Kalpags, Csizmen, Mäntel, Alles gleich viertausendfach; und für die Offiziere Scharlachleder, Pardel- und Wolfsfelle, überdies 50.000 Gulden. Das Alles fordern sie von Fünfkirchen, und da die Stadt weder das, noch sich selbst ausliefern kann, besetzen sie dieselbe. Nach sechs Wochen werden sie durch Herberstein vertrieben, dessen Soldateska aber sengt und mordet, was noch der Türke übrig gelassen und der Kurutze geschont hat. Und was da nicht verblutete, das wurde vier Jahre später von der Pest hinweggerafft. Was 500 Friedensjahre geschaffen, wurde durch 200jährigen Mord und Brand vernichtet.

Doch Fünfkirchen ging nicht unter. Merges profundo, pulchrior evenit (Versenke es in die Tiefe, schöner taucht es wieder auf), sagt Horaz von Rom — und es paßt auch auf Fünfkirchen.

Selbstverständlich haben Fünfkirchens Bischöfe das größte Verdienst um sein Emporkommen; in ihrer Reihe wechseln Heilige, Selige, Gelehrte, Diplomaten und Feldherren ab.

Ihre Geſchichte iſt durch den Fünfkirchner Domherrn Koller in ſieben großen Bänden geſchrieben, die der Stadt von Mehreren, am erſchöpfendſten von Michael Haas. Der gelehrte Bonipert iſt der erſte Biſchof, der heilige Maurus der zweite; Erzbiſchof Calanus, Biſchof Bartholomäus und Cardinal Valentin ſind Staatsmänner; Hiob und Nikolaus befehligen Heere; Wilhelm der Freigebige, Janus Pannonius der Dichter, Móré der Märtyrer; dann folgt eine lange Reihe von Gelehrten: Gregorianczy, Verancsics, Draskovics, Dudics, Telegdi, die nur die Armuth des Bisthums trugen. Der Prieſter-Soldat Radonai bekehrte mit Feuer und Schwert und baute unermüdlich. Er räumte Ruinen weg, das war ſeine Aufgabe, und auf dieſe Ruinen bauten, nachdem der Friede der Árpádenzeit wiedergekehrt, nacheinander ihre Altäre Georg Klimó, Joſef Király, der unvergeßliche Szepeſſy, dem die Bürgerſchaft Fünfkirchens ein Standbild errichtet hat, und Scitovßky. Der geſammten Wirkſamkeit von 75 Vorfahren ſetzte im Jahre 1891 der jetzige Biſchof Ferdinand Dulánßky die Krone auf, indem er die Reſtauration der Domkirche durchführte, ein glänzendes Denkmal für Jahrhunderte. Ganz Baranya war dabei anweſend, das ganze Land und der König. Die Stirne des alten Mecsek erheiterte ſich. Seit 400 Jahren, ſeitdem König Matthias hier geweſen, hatte er kein ſolches Feſt geſchaut.

Der lange Grat des Mecsek bildet eine Grenzlinie, nicht nur auf der Erde, ſondern auch in den Lüften. Nördlich von ihm iſt der Himmel rauher; dort wechſeln langer Winter und ſpäter Frühling, ein kalter Wind fährt durch die Thäler, deren Thore ſich nach Norden öffnen, und peitſcht die Flanken der Hügel mit kaltem Regen, im heißen Sommer aber legt ſich die Sonne glühend in ſie hinein, die Luft wird drückend und erſtickt das Korn des Weizens. Dieſe Berggruppe iſt in nördlicher Richtung von zwei langen Thälern durchſchnitten, dem von Bükkösd-Sásd und dem von Hoſszu-Hetény. In dieſen anmuthigen und fruchtbaren Thälern liegen Reihen magyariſcher Dörfer, während an den rauheren und höheren Punkten deutſcher Fleiß ſeine Eroberungen macht. Die Rebe friert hier und prangt blos an wenigen, geſchützteren Stellen, die Natur entſchädigt jedoch vollauf durch reiche Buchenwälder und zahlreiche Gattungen ſüßen Obſtes; Erdbeeren, Haſelnüſſe, Kaſtanien erfüllen die Wälder: die Gärten ſtrotzen von Edelobſt, deſſen Zucht ſchon in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts ein Verdienſt der ehemaligen Grundherren, noch mehr aber der Pfarrer war, die zu dieſem Zwecke ſogar einen Verein gebildet hatten. Die waldigen und felſigen Veräſtelungen der Gebirge kreuzen ſich in mannigfaltiger Gruppirung und in ihren engen Thälern bergen ſich über ſiebzig kleine Dörfer. Selbſt die Türken trugen Bedenken, in dieſe Thäler hinabzuſteigen, und wenn ſie es wagten, thaten ſie den friedlichen Dörfchen nichts zu Leide, deren Völkchen neben der Bebauung ſeiner eng umzirkten Äcker auch dem Holzfällen und

Steinbrechen obliegt, ja selbst aus dem Thon Geld zu machen weiß. An vielen Orten ist die Verfertigung von Thonwaaren eine allgemeine weibliche Handarbeit, wie anderwärts das Spinnen und Weben. Die Mädchen von Hertelend haben für diese etruskische Kunst ein besonderes Geschick, in ihren Saugkrügen bleibt das Wasser viel länger kühl, als in dem Pfuscherzeug anderer Gegenden. Die uralten Dörfchen haben meist nur eine Handvoll Bewohner, jedoch schöne magyarische Namen und Insassen, die in ihrer Weltabgeschiedenheit die alten Erinnerungen lange bewahrt haben und zum Theil noch jetzt hegen. Bischof Klimó verzeichnete in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch zahlreiche Ruinen von Kirchen und Kapellen mit bemalten Portalen und Wandgemälden (Mánfa, Barátur, Szent Katalin, Szék, Szopok, Jánosi, Egyházbér, Komló, Abaliget mit seiner Tropfsteingrotte u. s. w.), welche zumeist den heiligen Königen Ungarns geweiht waren. An den Rändern der Berggegend gibt es auch einige kleine, wenig bevölkerte Marktflecken, die sich um ein Schlößchen lagern; so Gödre an der Somogyer Grenze, Szászvár mit seiner schweigenden Burgruine und desto geräuschvolleren Kohlenwerken, dann Sásd, Mágocs und Rácz-Kozár an der Tolnaer Grenze.

Die nördlichen Winde brechen sich an den Graten des Gebirges, zuweilen aber brechen sie durch und fahren mit grausamer Gewalt in das südliche Gelände nieder, wo sie ab und zu sogar Schaden anrichten. Doch ist das Angesicht der Natur hier ein ganz anderes; wenn oben der Winter noch mit den Zähnen knirscht, breitet hier schon der Lenz seinen blumigen Teppich aus; hier sind die Winter kurz und mild, die Sommer luftig, die Herbste lang und süß. Es ist eine kleine Lombardei. Noch im Bereich des Mecsek, aber schon in der Pforte des südwärts geöffneten Thales, liegen Bükkösd mit seinem Schloß und Helesfa, beide reich an gutem Wein. An ihnen vorbei schwenkt die Eisenbahn in die Ebene südlich des Mecsek hinaus und hält plötzlich an, um bei Szent-Lörincz den Barcser Zug abzuwarten. Hier soll einst ein Johanniterconvent bestanden haben, das jetzt Esterházy'sches Besitzthum in der fruchtbaren Gemarkung der Tarcsaer Pußta ist. Das Städtchen hebt sich zusehends an diesem günstigen Vereinigungspunkte zweier Bahnlinien, die als ein Strang nach Fünfkirchen weiter ziehen, immer dem Fuß des Mecsek entlang, an dessen hier noch öden Abhängen, gleich Schwalbennestern unter dem Erker oder gleich Säuglingen an der Mutterbrust, die Dörfer Boda, Bakonya, Kövágó-Szöllös und etwas weiter einwärts Töttös hängen, dieses mit einer Burgruine, sämmtlich aber mit weithin sichtbaren Kirchen. Unten in der Ebene liegen magyarische Dörfer mit schöner Bevölkerung und mit Namen, die sie nach französischen Heiligen haben: Szent-Gál und Szent-Dienes, und die an Wohlhabenheit, Zahl und Tüchtigkeit der Bevölkerung hervorragendste Gemeinde der Gegend, Szabadszentkirály, die einzige adelige, und zwar altadelige Gemeinde des wenig aristokratischen Baranya. Den Namen

dankt ſie König Stefan dem Heiligen, den adeligen Rang aber, nach einer intereſſanten Sage, dem König Sigismund und zwei verſchmitzten Frauchen, deren muthige Treue das Schickſal des Königs zum Guten gewendet habe. Als nämlich Sigismund durch die Reichsſtände feſtgehalten, unter der Hut der Garai nach Siklós gebracht wurde, wußten dieſe beiden Szentkirályer Frauen, Katharina und Eva, ihn unter Töpferware verborgen aus der Feſtung hinauszuſchmuggeln. Der König erhob ſie dafür in den Adelſtand und ſchenkte ihnen Szabadszentkirály, ihre Nachkommen waren zahlreich und erfüllten die ganze Gemeinde, unter deren Bewohnerinnen noch jetzt die Taufnamen Katharina und Eva häufig vorkommen. Es iſt ein ſchönes Volk, ſelbſt für Baranya, das eine ſchöne Bevölkerung beſitzt; und auch ſeine Sprache iſt die reinſte. Unterhalb folgt Görcsöny, von der Landſtraße durchſchnitten, die zugleich durch einen mittelalterlichen Friedhof gelegt iſt; an den hohen Böſchungen der Straße unterſcheidet man eine ganze Schichte weißer Menſchenknochen. Oberhalb liegt in ſchönem Thale die volkreiche Gemeinde Pelérd, einſt Beſitzthum des von Somogy her bekannten Ladislaus Czindery und damals Schauplatz einer erfolgreich betriebenen herrſchaftlichen Verſuchswirthſchaft. Noch denkwürdiger iſt der Ort in der Geſchichte der ungariſchen Seidenzucht, obgleich deren Schule das Tolnaer Comitat iſt; in Pelérd hat vor 200 Jahren Johann Paſſardi die Seidenzucht begonnen und die erſte Seidenſpinnerei errichtet.

Folgen wir der weißen Landſtraße, die von Fünfkirchen weiter dem Fuß des Mecsek entlang zieht, ſo wölben ſich ſchon lauter Weinlauben über uns. Die ganze Flanke des Gebirges iſt ſeit uralter Zeit mit Reben bepflanzt, deren Hälfte und mehr allerdings jetzt verwüſtet iſt. Und trotzdem bringt noch immer Baranya den meiſten Wein hervor. Was muß es geweſen ſein, ehe die Geißel es traf! Am weſtlichen Ende der Gebirgsfront ſteht, dem Zengö zu Füßen, an herrlich in die Weite ſchimmerndem Punkte, Pécsvárad, die Zwillingsſchweſter Fünfkirchens, kleiner und ärmer zwar, aber aus der Ferne geſehen noch glänzender als ſeine königliche Schweſter. Von der Höhe herab blicken ſeine zwei weißen Kirchen, noch höher breiten ſich Rebengelände und waldige Steilhänge, thalwärts ragen, von einem Feſtungswall umzogen, die Gebäude der Univerſitätsdomaine empor. Seine einſtige Benedictinerabtei, in der vor alters die erſte mediciniſche Lehranſtalt des Landes blühte, war durch Stefan den Heiligen gegründet und mit Gütern, Einkünften und einem dienſtthuenden Perſonal ausgeſtattet, deſſen Anzahl und Beſchäftigungsarten kein übles Licht auf den damaligen Culturzuſtand des Landes warfen; es befanden ſich nämlich unter ihnen 110 Weinbauer, 6 Gerber, 12 Drechsler, 10 Köche, 5 Goldarbeiter u. ſ. f. Außer der reichen Ausſtattung der Kirche werden unter den Geſchenken des heiligen Königs auch 35 Bücher erwähnt. Seine Sorgfalt lohnte ſich. Hundert Jahre ſpäter fand dort Béla der Blinde heimliche Zuflucht, dieſes unglückliche und ſchuldloſe

Opfer blutiger Bruderkriege, der allein übrig gebliebene Sprosse aus dem abdorrenden Königsstamme Árpáds. Ein von Zweigesspitze abgeschnittener zarter Schößling, den der todtkranke Stefan II. aus seinem Versteck herausholte und auf den Stamm zurückpfropfte. In dem blinden König frischt sich das absterbende Königshaus wieder auf, treibt neue Zweige und belaubt sich wieder für volle zwei Jahrhunderte.

In den Thälern des Zengö liegen ringsum, von uraltem Kastanienwald beschattet, die volkreichen magyarischen Dörfer Hosszu-Hetény, Szent-László und Várkony von wo die bereits erwähnte schöne Gebirgsstraße nach Tolna eilt, abgrundtiefen Thälern entlang und über zwei reißende Bäche hinweg, die sie mittels hoher Brücken überspringt. Unterwegs trifft sie Nádasd, wo aus einer langen Reihe hübscher Häuser Landhaus und Park des Bischofs von Fünfkirchen stattlich aufragen und auf hohem Hügel eine alte Kirchenruine dunkelt.

Die Siklós-Villányer Hegyalja[1] und das Ormánság. — Verlassen wir den Mecsek auf der nach Villány ziehenden Eisenbahn oder Landstraße. Unser Auge ist ermüdet im Anschauen der mannigfaltigen Landschaftsbilder, aber nach so vielen verflachenden Hügeln und sich ausweitenden Thälern thut sich alsbald eine neue, noch schönere Welt auf. Sie liegt dem Siklós-Villányer Gebirge zu Füßen, das nicht wie der Mecsek einen weitgedehnten Rücken aufweist. Seine nördliche Flanke ist bis an die Gipfel hinan mit Wald und Weingärten bedeckt, die südliche hat viel starren Fels, aber noch mehr Reben. Die kleine Bergkette umspannt im Halbkreise das zur Drau hinabgleitende Flachland, ungefähr wie die Karpathen das ganze Land. Diesseits und jenseits wächst starker Rothwein, der Südseite gebührt aber doch der Vorrang. Am östlichen Eckstein der Bergkette, wo drei Bahnlinien sich treffen, liegt das weinberühmte Villány. Weiterhin, immer dem Fuß des Gebirges entlang, folgen einige wein- und weizenreiche magyarische Ortschaften mit geraden, breiten Straßen; ihre intelligente Bevölkerung hat viel politischen und sozialen Sinn, sie hält auf sich in Haushalt, Sitten und Tracht, sie liest, lernt und nimmt Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten; viele sind fertige Redner, viele überraschen durch literarische Kenntnisse und Gewandtheit des schriftlichen Ausdrucks. Die Männer tragen noch den Szür (Lodenmantel), zur Gala aber Attila, Bekecs und Buda, den Bart meist nach der letzten Mode. Die Weiber haben ihre Lust an Seide, an bunten, schmucken, kostbaren Dingen, an der Mode überhaupt, es ist ihnen aber noch nicht gelungen die Strammheit ihres Wuchses, die der ingváll (Puffärmelhemd) sichert, zugrundezurichten. An den Füßen tragen sie kostspielige, hochschäftige, seitlich geschnürte Schuhe; nur der Kopf hat noch seinen alten Schmuck, das weiße steife Spitzenhäubchen, über dem an Festtagen zum Schutz gegen die Sonne noch ein Modehut und Sonnenschirm

[1] „Hegyalja" heißt überhaupt jedes einem Gebirge zu Füßen liegende Land.

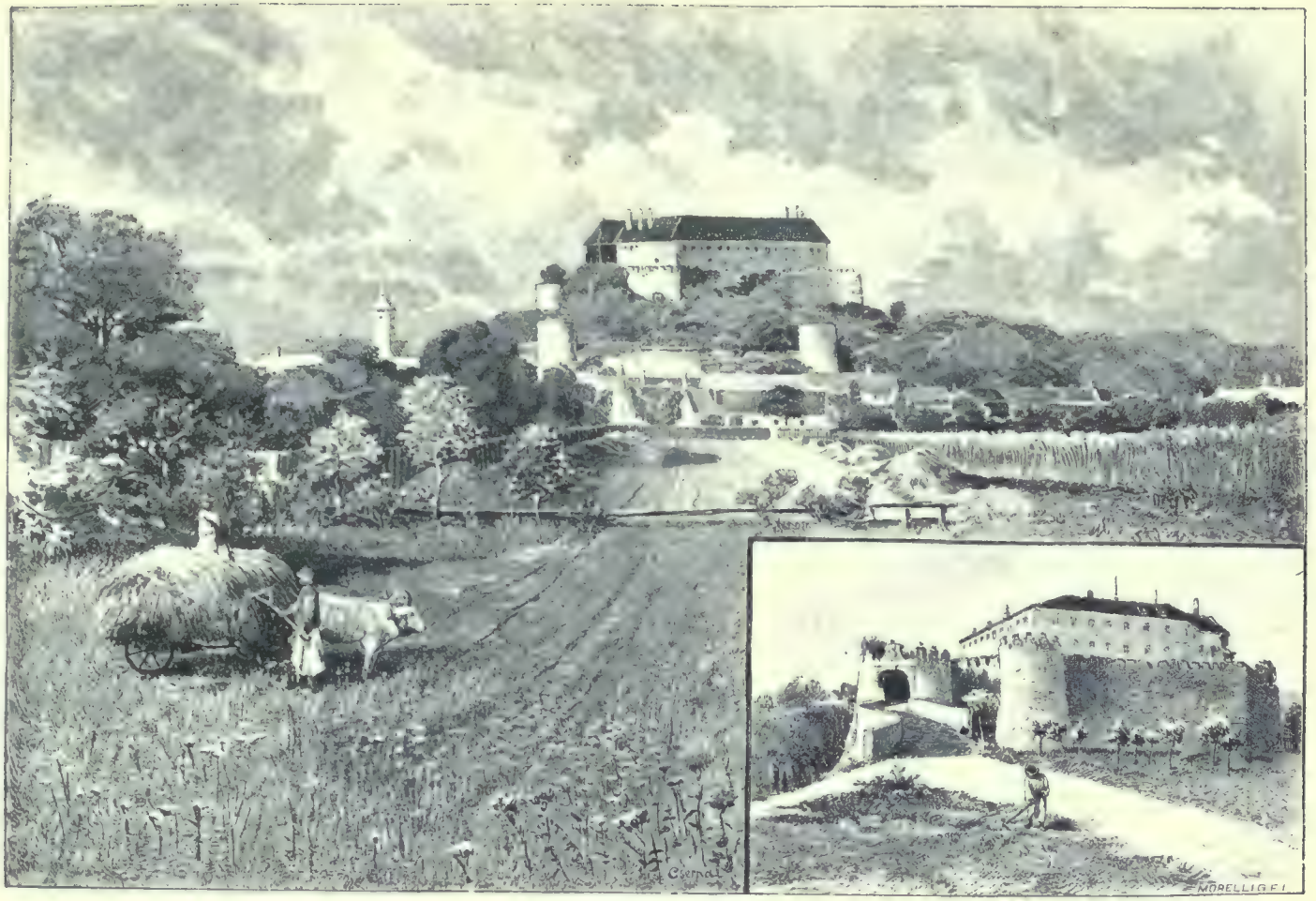
getragen wird. An der Spitze dieser Gemeinden steht seit uralter Zeit Nagy-Harsány, ein am Fuße des gleichnamigen hohen Berges lang hingelagerter hübscher Marktflecken mit alter Kirche und 1200 Einwohnern. Dem Äußeren nach hält man ihn für viel volkreicher, denn man ist getäuscht durch die über dem Städtchen schimmernde Reihe häuserähnlicher Keller; und es gibt überhaupt viel mehr Keller als Häuser, denn noch drei andere Dörfer haben ihre Weingärten und Kellereien hier liegen.

Die Krone dieser Hegyalja-Gemeinden, aber auch des Ormánság, und zugleich Verkehrsmittelpunkt der ganzen Draugegend ist Siklós. Fast an der Wurzel des Gebirges gelegen, hebt es sich doch über das Flachland empor, ein volkreicher und sehr hübscher Bienenkorb, dessen Leben und Treiben von Jahr zu Jahr wächst, in Handel und Wandel gedeihend, voll Wettstreit und Erfolg. Die stockhohen Häuser der Hauptstraße haben unten lange Ladenreihen mit Vordächern, die Laden sind voll Menschen, die weiten Höfe der großen und kleinen Gasthäuser voll mit Landfuhrwerken, denn zweimal die Woche strömt hier Kauf und Verkauf aus hundert Ortschaften zusammen und überdies all die „Leiden" (wie sie der Baranyaer nennt), deren Arzt der Doctor Juris, deren Recept der Wechsel und deren Apotheke die Sparkasse ist. Mitten in der Stadt steht eine türkische Moschee, noch in aller islamitischen Echtheit, und über der Stadt ragt auf felsiger Höhe Burg Siklós, das alte Nest der Garai, Perényi, Batthyány, Zeuge und Denkmal jener ritterlichen Abenteuer, deren Helden längs der Drau von Kanizsa bis Esseg die Zrinyi waren. Erdgeschoß und erstes Stockwerk der Burg mit der zierlichen romanischen Kapelle sind mittelalterlicher Bau, desgleichen der einst hoch aufschießende, dann aber nach häufigen Blitzschlägen als baufällig abgetragene Thurm; über den Thürstürzen und an den Säulen der Kapelle ist hie und da ein unbekanntes Wappen zu sehen: ein Menschenkopf, aus dem drei im Knie gebeugte menschliche Füße speichenartig herauswachsen. (Das römische triquetrum, unter Anderem noch jetzt das Wappen von Sizilien.) Das zweite Stockwerk des großen Burgvierecks ist neueren Ursprungs; der Nord- und Südseite entlang laufen geräumige Erker. Es ist schwer zu unterscheiden, welcher Anblick schöner ist, von diesem Erker hinab auf die Gegend oder von irgend einem Punkte der Umgebungen hinauf nach der Burg, dem einstigen Gefängniß König Sigismunds. Im Burghofe befindet sich ein tiefer Brunnen, der noch vor kurzem mit einer Tretmühle versehen war; sein Wasser steht mit der unterhalb der Burg aufquellenden Therme in Verbindung. Die unterirdischen Räumlichkeiten der Burg sind schauerliche, finstere Kerkerzellen mit dreifachen Eisenthüren und klafterdicken Mauern, deren enge Luken man wiederum mit dreifachen Eisengittern verwahrt sieht. Die spitzbogig gewölbte Zelle an der nordöstlichen Ecke war einst mit Marmorquadern ausgelegt und mit Wandgemälden geschmückt, deren Spuren noch kenntlich sind. Die ganze Burg ist mit alten Wällen und starken Basteien

umgürtet, von den äußeren Mauern und Thürmen aber ſteht nur noch ein Stück an der Weſtſeite aufrecht.

Eine kurze Strecke von Siklós liegt der berühmte Wallfahrtsort Gyüd, „Candida qua geminas ostendunt culmina turres“ (auf weißen Hügeln zeigen ſich ſeine beiden Thürme); weiter führt eine von hohen Pappeln eingefaßte gute Landſtraße gegen Weſten nach Harkány, deſſen ſchwefelhaltiges Badewaſſer inmitten eines weiten Parkes als dicke Säule emporſprudelt. Die ſchattigen Anlagen, Roſen- und Oleanderhaine, ſauberen Pfade, wohl eingerichteten Wohn- und Baderäume laſſen faſt vermuthen, man ſei hier in ein Luxusbad gerathen, allein in einer Kammer ſieht man die Krücken aufgehäuft, welche die Geheilten zu dankbarem Angedenken zurückgelaſſen haben. Sagt nur die Hälfte dieſer Krücken die Wahrheit, dann iſt dieſer aus der Unterwelt aufſprudelnde kleine Phlegethon ein Gottesſegen; ſein überſchüſſiges Waſſer läuft als Bach, wie eine Schlange, aus der Gemarkung hinaus, immer noch dampfend und ſchwarz, ſelbſt wo er ſich bereits mit einem anderen Bache vereinigt. Dicht bei Harkány liegt ein altes Dörfchen, Terehegy, deſſen Herrn, Johann Bika von Teremhegy, einſt zur Zeit Ludwigs II. das Baranyaer Comitat als Ablegaten zum Reichstag auf dem Rákosfeld geſandt hat. Hier endet die herrenmäßige, oder wie ſie ſagen, „bunte“ Volkstracht der Hegyalja; die folgenden Dörfer blühen bereits ohne Übergang in weißer Kleidung. Das iſt die ſchöne Ebene des Ormánſág, längs der Drau bis Somogy hinauf, ein Wald- und Auland mit ſchwarzem Sandboden und etwa vierzig kleinen Dörfern voll weißgekleideten Volkes, das ſich ſeine grobe Leinwand für den Werktag und die feine für den Feiertag ſelber webt. Nur die Schürze iſt beim jungen Volk roth, bei dem mittleren Alter blau mit weißen Blümchen, bei den Alten und in Trauer Befindlichen aber weiß. Ihre Tracht iſt bereits in Band I dieſes Werkes, im Aufſatz über die „Ungariſche Volkstracht“ genauer geſchildert.

Der fruchtbarſte Theil des Ormánſág heißt Bö-köz (reiches Zwiſchenland). Die Dörfer, die meiſt nur aus einem kurzen Gäßchen beſtehen, ſind klein und wenig bevölkert; es gibt mehr unter, als über 400 Seelen; bis 1000 zählt keines. Die Häuſer ſind nach Somogyer Art meiſt auf Balkenwerk gebaut, urſprünglich ohne Schornſtein und mit einem Strohdach gedeckt, das aber unter den ſchattigen Obſtbäumen der Höfe und den zahlreichen Pflaumenbäumen der Gärten faſt verſchwindet. Das Volk des Ormánſág iſt mit dem an der Drau wohnenden Somogyer Volk verwandt, ja verbrüdert; ſie ſind identiſch an Religion, Bauweiſe, Sitten und Gewohnheiten; auch Dialect und Tracht unterſcheiden ſich nur wenig. Es iſt ein ſchlichtes, anſtändiges, gelehriges Volk; es gibt da wenig ſchlimme, übelbeleumdete, bemakelte Leute. Es iſt nicht ſo vielſeitig und beleſen wie das von Siklós, aber was es weiß, das weiß es beſſer, nämlich den Pſalter und die Bibel. Leſen und ſchreiben kann Jeder, beſonders aber ſingen, denn dies iſt der ſingluſtigſte und



Burg Siklós und ihr Thor.

liederreichſte Zweig des magyariſchen Stammes. Wein wächſt im ganzen Ormánſág keiner, Wirthshäuſer gibt es wenige und auch die ſind den Burſchen und Dirnen unbekannt, wohl aber kennen ſie den Spielplatz am Dorfende, wo Bälle fliegen und Lieder klingen. Und obwohl es unleugbar ſelbſt aus großer Ferne nach Fünfkirchen und Siklós auf die Wochenmärkte geht und Mancher auch ſein obenerwähntes juriſtiſches „Leiden“ mitführt, ſo kennt doch das Ormánſáger Volk auch jetzt nur eine einzige Schule, die blankgeweißte Kirche, deren Thurm ſeine blitzende Blechhaube mitten im Dorf emporhebt; und die Dörfer liegen hier ſo dicht beiſammen, daß man ein Dutzend Thürme zugleich erblickt.

Jedes Dörfchen hat alſo ſeine Kirche, deren tadelloſes Weiß auch den Mauern der Häuſer nicht ſchaden könnte. Der Landmann im Ormánſág will aber ſein Haus dem Hauſe Gottes nicht gleich machen. Nur für dieſes opfert er viel, ja Alles. Neben der Kirche ſteht einerſeits das Pfarrhaus, meiſt ſchmuck und geräumig, denn er will es ſo; andererſeits ſteht das Schulhaus mit der Lehrerwohnung, ſchmuck und geräumig auch dieſes, denn das Comitat will es ſo. Hätte er aber zu wählen, welches ſtehen bleiben und welches zu Grunde gehen ſolle, ſo ließe er ohne Zögern die Schule eingehen, denn auch ohne Schule bleibt die Ortſchaft Ortſchaft, ohne Kirche aber iſt die Bevölkerung nur ein haltloſes Pack. Was aber die Schule anbelangt, heißt es: in unſerer Jugendzeit gab es noch keine Schule und ſeht, es kann doch Jeder ganz ſchön leſen, ſchreiben, ja ſelbſt ſingen. Und dies letztere gilt als der höhere Grad von Bildung. Als einſt der Stuhlrichter den Richteramtscandidaten fragte, ob er leſen und ſchreiben könne, antwortete dieſer: „Leſen und ſchreiben kann ich nicht, aber ſingen“. Erſtaunlich iſt die Anhänglichkeit der Leute an die localen kirchlichen Einrichtungen, die ſie in Ermangelung jedes Fonds durch Selbſtbeſteuerung erhalten; jede Familie ſteuert dazu jährlich an Weizen, Wein, Holz, Heu, Mais, Schinken u. ſ. w. 10, 30, bis 50 Gulden bei, und das heißt „lukma“. Ein großer Bau macht ihnen nicht viel Kopfweh; gar raſch iſt es erwieſen, daß die Dachſparren morſch ſind oder die Mauern ſich geſenkt haben, und ſofort iſt der Plan fertig, eine neue Kirche zu bauen. In der Gemeindekaſſe liegt kein Heller, ſie ſelber haben auch kein Geld, ſo übernehmen ſie denn Jahr um Jahr kirchliche Robot. Auch darin ſind ſie den Somogyern verwandt. Bald ernten ſie eine Tafel herrſchaftlichen Ackers ab, bald hauen ſie einen ganzen Wald aus und verfrachten ihn nach der Stadt, bald beſchottern ſie ein Stück Landſtraße, und von ſolcher Robot nimmt ſich nicht einmal der Halbtodte, ja ſelbſt der verkommene Dorflump nicht aus, und das ſo geſammelte Geld wird auf die Bauten verwendet. Wenn ſie für eigene Rechnung arbeiten, bringen ſie ſich nicht um; ihre Arbeit gilt als halber Feiertag und die Weiber gehen auch rein gekleidet daran; die von Dorfes wegen übernommene Arbeit aber wird gewiſſenhaft und eifrig geleiſtet und iſt zum Termin fertig. Daß ſie nicht für ſich ernten, iſt ihnen gleich. Sie rühren die Hände, als ſchichteten ſie

Auf dem Marktplatz zu Mohács.

ſchon die Ziegel für die ſchöne Kirche, die in ihrer Phantaſie längſt fertig ſteht. Und endlich ſteht die Kirche vollendet und auf ihren faſt vier Klafter hohen Mauern ruht die blau geblümte Holzdecke, deren Quadrate von geſchickter Tiſchlerhand mit Motiven aus dem Bauernleben (Sichel und Pflug, blautraubige Reben, große Weizengarben u. ſ. w.) geſchmückt ſind. Und da wirft der Ormánſáger Bauer in ſeinem Buſen die Frage auf: Welche Kirche iſt denn nun ſchöner, die des Fünfkirchner Biſchofs oder die heilige Eccleſia von Czun? Und der Curator von Czun erwidert darauf: „Die unſere; die Fünfkirchner Tiſchler könnten ſolche ſchöne, ſchwere gebundene Garben gar nicht malen.“

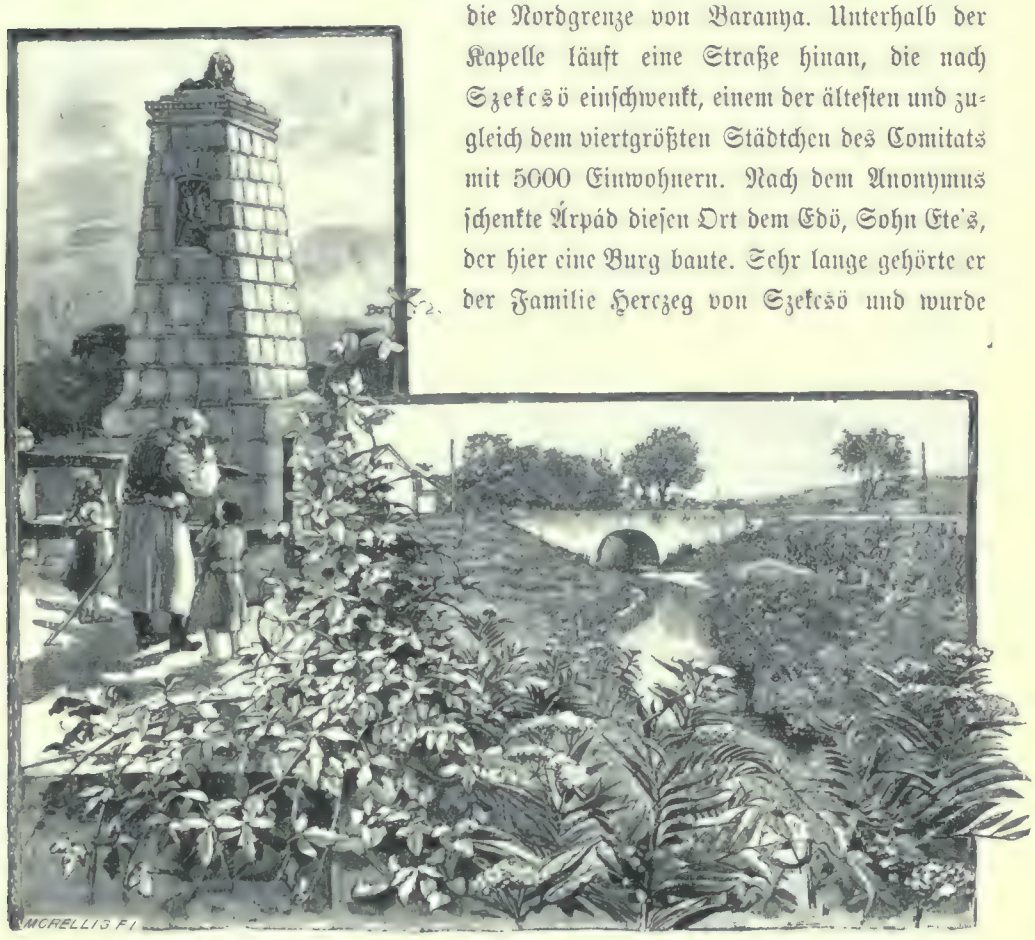
Prunkende Friedhöfe gibt es hier noch nicht. Während auf dem felſigen Boden der Hegyalja ſich die Gottesacker immer mehr mit eingehauenen Felſengräbern, ſteinernen Grüften und umgitterten Marmordenkmälern füllen, werden im Ormánſág noch immer harthölzerne Säulen mit eingeſchnittenen Tulpenkränzen und aufgeſchriebenen Zeilen der Pietät errichtet. Beſonders lieben Todten nagelt man an das Grabholz ein blaues Seidentüchlein, das anfangs häufig, ſpäter freilich ſeltener erneuert wird, bis es endlich als fahles Fähnlein zerſchliſſen im Winde flattert. Nur die Minze grünt weiter auf den Gräbern.

Dieſe Dörfchen ſind zumeiſt uralt und haben eine Urbevölkerung, dagegen keinerlei geſchichtliches Denkmal oder locales Intereſſe. Die erſte Gemeinde im Ormánſág, Diás-Vißló, treffen wir noch innerhalb des Gebirges, an deſſen Fuße, jenſeits des Berges aber folgt Szava; der Überlieferung nach ſollen ihre Einwohner die Nachkommen jener 25 Zeltvoll Zigeuner ſein, die der Fünfkirchner Biſchof Sigismund auf König Wladislaus' Geheiß in ſeinem Sprengel aufnahm und die hier Kriegsgeräth fertigten. In der That finden ſich daſelbſt viel dunkelbraune, muſikkundige Leute. Die volkreichſten Ortſchaften des Ormánſág ſind: Kis Csány-Oßró, deſſen Kirche in einem hübſchen Parke ſteht, rechts davon der kleine Flecken Vaißlo und links das aus Somogy hieher gerathene Sélye. Hinter den dreien liegen die ausgedehnten Jagdgehege der Grafen Draskovics, und dieſem Forſte ſchließen ſich andere an, die dann mit den Somogyer Wäldern verſchmelzen. In die Wälder ſind Auen eingeſprengt, aus denen die Dörfchen hervorſchimmern. Am Außenrande des Ormánſág, ſchon faſt im offenen Lande, liegt Kisaſſzonyfa, Geburtsort des Geſchichtſchreibers Iſtvánffy.

Baranyavár-Batinaer Gebirge (Alſó-Baranya). — Das Batinaer Gebirge iſt nach Formation und Lage die kleinere, ſteinloſe Ausgabe der Siklóſer Bergkette. Sie geht öſtlich ohne Verzweigungen zur Donau, und zwar mitten durch die große Ebene, die bei Szekcsö, ja Pécsvárad beginnt, zwiſchen der Karaſicza und Donau bis zur Drau reicht und in ihrem ſchlammig-lehmigen Humus den üppigſten Boden des fruchtbaren Baranya beſitzt. Während die oben geſchilderten Gegenden des Comitats meiſt von Magyaren bewohnt ſind, treffen wir hier drei Volksſtämme. Die Mehrzahl ſind Deutſche,

die, seit 200 Jahren längs der Karasicza angesiedelt, in der Abgeschlossenheit hübsche Dörfer gebaut haben. Auffallender Weise haben diese meist Namen von so magyarischem Klang, daß die Einwohner selbst sie kaum aussprechen können. Árpád, Szederkény, Himeshása, Villány, Virágos, Bóly, Kisfalud, Nyárád, Udvar, so heißen die Ortschaften in der ganzen sogenannten „Schwäbischen Türkei", deren Schwabenvölkchen sich nicht viel um die Staatssprache kümmert und ihr höchstens in den Schulen, namentlich den von der Bélyeer Herrschaft erhaltenen, etwas näher kommt. Den etwa 100.000 Deutschen gegenüber stehen dorfweise eingesprengt 15.000 serbisch schokazische Einwohner. Auch die Magyaren sind nicht viel zahlreicher, sie wohnen in etwa 20 Dörfern, welche allerdings die schönste Lage und den fruchtbarsten Boden haben. Sie sind hier die Ureinwohner.

Wer auf der Donau von Baja gen Mohács reist, erblickt außerhalb Bátas eine hübsche kleine Kapelle, die vom Bergabhang auf den Strand niederblickt. Hier beginnt die Nordgrenze von Baranya. Unterhalb der Kapelle läuft eine Straße hinan, die nach Szekcsö einschwenkt, einem der ältesten und zugleich dem viertgrößten Städtchen des Comitats mit 5000 Einwohnern. Nach dem Anonymus schenkte Árpád diesen Ort dem Edö, Sohn Ete's, der hier eine Burg baute. Sehr lange gehörte er der Familie Herczeg von Szekcsö und wurde



Das Mohácser Feld und das Denkmal am Csele Bach.

später Herrschaftssitz der Familie Béján, beziehungsweise nach deren Erlöschen Béján-Jankovics. Die steilen Lehmhöhen hinter der Häuserreihe an der Donau haben noch jetzt eine Art Burgform und ihre Oberfläche ist von Spuren alter Mauern durchzogen; so ist dies ein sehr anziehender Endpunkt Baranyas. Hier, ja noch etwas höher, im Tolnaer Gebiet, theilt sich die Donau; ihr schmälerer Arm, die Baracskaer Donau, bespült die Bácskaer Ebene, der breitere macht eine Krümmung westwärts bis Mohács und nimmt sogar erst starke zwei Meilen weiterhin bei Kis-Kőßeg (Batina) den Bruderarm wieder auf. Dazwischen liegt die fruchtreiche, doch Überfluthungen ausgesetzte Mohácser (Margittaer) Insel mit ihren seichten Teichen, Wasserbrüchen und großen Waldungen, deren bedeutendste Karapancsa heißt.

Die große Donau macht unterhalb von Szekcsö sammt den Uferbergen und der Landstraße eine Schwenkung nach dem nahen Dörfchen Bar, dessen breite offene Straße von Deutschen bewohnt ist, und noch weiter nach jenem fluchwürdigen Bache, dessen Name vergessen werden sollte, und an dessen Ufer ein besser gemeintes, als gemaltes Bild den Hauptmoment der Mohácser Katastrophe darstellt. Hier scheiden Strom und Berg von einander. Die Donau eilt, die gelben Ufer benagend, unterhöhlend, nach Mohács hinab; die Hügel sind mit den hübschen Landhäusern der Mohácser besetzt und umziehen im Halbkreis mit grüner Wand jenes traurige Amphitheater, auf das die Dörfer wie aus Logen niederblicken: das weiße Lancsuk, Nyárád mit seiner hübschen Kirche, Német-Boly mit seinem Kastell und Maiss, lauter nett gebaute, reiche und gedeihende deutsche Gemeinden, bis gegen Busiglicza hin. Vom Rande der Ebene aber, einer der schönsten des Landes, winkt uns mit minaretartig schlanken Thürmen Mohács zu.

Mohács liegt da wie ein Stück Alföld, das die Donau herübergespült. Selbst die Fata Morgana, die in ganz Pannonien unbekannt ist, hüpft zuweilen auf diese Ebenen herüber, hebt sie schaukelnd auf ihre Arme, verdoppelt und zerstückelt sie, oder zieht diese ohnehin schlanken Thürme noch in die Höhe. Hier leben über 14.000 Menschen, die Hälfte Magyaren, die übrigen Deutsche und Serben, friedlich wie eine Familie zusammen und treiben ihren Ackerbau so gemächlich, als wohnten sie gar nicht an einem wichtigen Verkehrspunkte des Landes. Die Eisenbahn- und Dampfschifffstation am Nordende der Stadt ist von Steinkohlenbergen und Lagerhäusern umgeben, aber die drei Volksstämme nehmen keine Notiz von ihr; was sollten sie sich mit Handel und Wandel berußen, so lange Berg, Insel und Ebene sie mit Wein und Weizen überschütten? In dieser Hinsicht ist der Magyare in seinem Stolz der conservativste. So lange er die Sense schwingen kann, schiebt er keinen Schubkarren, höchstens, daß er fuhrwerkt. Er wohnt in einem Stadttheil für sich, und zwar in dem reinsten. Ohnehin ist der schönste Theil der Ebene und Insel sein. Der Handel lockt keinen der drei.

In dieſer alten Stadt, auf der eine Laſt von Erinnerungen ruht, ſucht man aber vergeblich eine Spur der Vergangenheit. Im biſchöflichen Palais befindet ſich ein altes Gemälde der Mohácser Schlacht, und an ihrem Jahrestage wird auf Koſten einer Stiftung des Fünfkirchener Biſchofs Joſef Király eine Feier abgehalten; das iſt aber Alles, was an die große Niederlage erinnert.

Die Gaſſen von Mohács ſind eng, holperig und, da die Leute Feldarbeit betreiben, leblos. Nur der Markt bringt Bewegung. Da ſtrömt ganz Baranya herbei, ja auch das

Hopfenernte und Schloß Főherczeglak.

Alföld der Bácska und des ſüdlichen Peſter Comitats und Slavonien und Syrmien, eine Volksmenge von vielen Sprachen und Trachten. Die Serben, Deutſchen und Magyaren der Bácska bringen ihren heimatlichen Wettſtreit an Wuchs, Hang zur Fettleibigkeit und Fülle des Beutels auch hieher mit; die koketten Weiberröcke von Bezdán und Szeremle, der mit Cocarden benähte Szür des bieder dreinſchauenden Schokatzen, das goldene Schopfhäubchen des raiziſchen Mädchens, das wie ein kleiner Pfau ſtolzirt, machen ſich trefflich; das Schokatzenweibchen mit ihrer Kapicza, welche die Form der Waſſernuß hat, ſieht wie eine behelmte Minerva aus und iſt ſogar wie dieſe geharniſcht, mit rother Seide, welche die Göttin des Spinnens und Webens ebenſowenig kannte als Tanz und Geſang,

zwei weitere Vorzüge der ſchönen Serbinnen. . . Und dazu dann das Alſó-Baranyaer Magyarenvolk in Atila und Dolmány, das Weibsvolk in Seide, Alles großäugig und ſchlank gewachſen, das Antlitz weiß, das Haar ſchwarz, ganz wie der Chroniſt die erſten magyariſchen Heerführer beſchreibt. Unter Geſang und Getümmel wimmelt das Volk vom Marktplatz überallhin; nur eine Straße iſt ſtill. Gegen Baranyavár hin hört man blos das Geraſſel der raſch kreiſenden Räder. Dieſer Weg führt durch den Friedhof, auf der Pußta Sátoriſtye, dieſem wunderſam ſtummen Gefilde, deſſen geſegnete Scholle unter der vollkommenſten europäiſchen Cultur ſteht, ſo daß ihre Äcker mehr wie Blumenbeete ausſehen und das dennoch ſelbſt an den belebteſten Arbeitstagen ſchweigſam daliegt, wie eine Pußta im Alföld am Feiertagsmorgen. Hier am „ſchwarzen Thor" (Fekete kapu) hebt ſich der Grenzhügel, der „Türkenhügel" (Török halom). Hier werden ſelbſt die luſtigſten Marktleute plötzlich ſtill und ihr Blick ſchweift im Abendſtrahl, der noch jetzt wie eine Feuersbrunſt leuchtet, über die Ebene hin. Oben ſteht das weiße Lancsuk, gleichſam bleich und verſteinert vor Entſetzen, links dunkelt in Trauer der Thurm von Nyárád, rechts verbirgt ſich Kölked hinter Bäumen, es hat die Ereigniſſe aus allernächſter Nähe geſehen. In weiter Ferne ragt der Baranyaer Berg (Baranya hegye) bei Harſány; bis dahin hat ſich, wie der türkiſche Geſchichtsſchreiber ſagt, die Schlacht erſtreckt. Unfern dehnt ſich die Grasniederung von Vislak, deren Waſſer ſich eines Tages in Blut verwandelte: am Abende des Tages St. Johann Enthauptung im Jahre 1526.

Hier beginnt die Béllyeer Herrſchaft des Erzherzogs Albrecht, die in dem länglichen Dreieck Mohács-Villány-Béllye, von der Mohács-Eſſeger Landſtraße und der Villány-Eſſeger Bahnlinie durchſchnitten, von letzterer auch begrenzt, in 33 Steuergemeinden 11 Quadratmeilen an Erbbeſitz umfaßt. Die Domäne iſt in 12 Ökonomie- und ſieben Forſtbezirke getheilt, ihr Mittelpunkt iſt Föherczeglak (Erzherzogsheim) in der Nähe der Eiſenbahnſtation von Baranyavár-Monoſtor. Die Domäne ſteht in innerem Zuſammenhange mit der Ungariſch-Altenburger Herrſchaft und verwendet beträchtliche Summen auf neue Inveſtitionen, Kanalbauten, Schutzdämme, Maſchinenwerkſtätten, Verſuche und die Einbürgerung zahlreicher, in dieſer Gegend, ja im ganzen Lande unbekannter Produktionszweige. Ihr Boden wird mit dem Dampfpflug gepflügt, ihre Wälder werden durch fachkundige Hände geſäubert, in ihren Stallungen liefern 1000 Milchkühe (Allgäuer, Oſtfriesländer und Shorthorn-Race) an die zwei Millionen Liter Milch für den Verkauf und für Käſebereitung. Etwa 100 Joch ſind mit Hopfen für die Ausfuhr bepflanzt. Das gibt zu Sommersende eine reiche Ernte, und da das Hopfenbrocken eine langſame und doch eilige Arbeit iſt, müſſen zwei bis drei Wochen hindurch 400 Menſchen dabei thätig ſein, und das macht hier an die 5000 Taglöhne aus.

Der Wald von Blázsovicza in der Bélyeer Herrschaft.

Die ganze Herrschaft hat über 40 Beamte und das Dienstpersonal ist etwa 800 Köpfe stark, die Gehalte steigen von 300 bis 4000 Gulden, desgleichen die Pensionen. Die ganze Beamtenschaft ist ungarisch; ebenso die Verwaltungs- und Dienstsprache und die Sprache in den acht vollkommen ausgestatteten Lehrsälen, die von der Herrschaft erhalten werden und etwa 500 Schülern sorgfältigen Unterricht gewähren.

Um die beiden Ströme her, welche die Herrschaft umfassen, besonders aber bei ihrer Vereinigung, bilden sich eine Menge Teiche und Wasserrisse, die von Mohács bis Esseg lohnenden Fischfang ermöglichen. Der Kopácser Teich liefert auf einen Zug 600 bis 800 Metercentner Fische; die Beute geht zumeist nach Budapest, Fünfkirchen und Esseg, während die billigeren, sogenannten Weißfische getrocknet, Serbien und Rumänien mit Fastenkost versorgen. Von den 33.000 Joch Waldung liegt der kleinere, aber werthvollere Theil, Eichen und Buchen, in der Mitte der Domäne. Dazu gehören der Wildpark von Keskend und das auch geschichtlich denkwürdige Busiglicza, nach türkischen Schriftstellern „Les-Kirche" (Les temploma), ein strategischer Punkt während der Mohácser Schlacht, denn von hier zog Baly-Beg, der Jajja Pascha, links ab, um zu Beginn der Schlacht das ungarische Lager zu überrumpeln und zu besetzen. Dort ist auch der Koch des Königs, der arme Elias Gondos gefallen. Am Saume des Waldes von Busiglicza steht nahe der Landstraße ein Jagdhaus, in dessen Hofbezirke 13 geräumige und tiefe vorgeschichtliche Gruben entdeckt wurden; sieben derselben sind stark mit Ziegeln und Steinen ausgelegt, die übrigen einfach ausgebrannt. Das Volk nennt sie „Silos", was an die Worte des Plinius erinnert: „Pannones syros appellant". Der Wald, größtentheils weiches Holz, lehnt sich an die gewundenen Wasserrisse der Donau und ist voll Wild, dessen Ruhe nur zuweilen durch den Knall königlicher Gewehre gestört wird. Es ist der Wildpark von Königen, mit königlichem Wild. Ganz nahe unterhalb Mohács, oben in den Wäldern von Blazsovicza, jagte der deutsche Kaiser und unten am Kopácser See neigten sich die Silberpappeln 15 Tage lang dem Prinzen, den wir noch beweinen und nie vergessen werden.

Die ganze Domäne dient als Muster der Landwirthschaft. Die Straße, die sie von Nord zu Süd durchschneidet, war einst die Straße der Heere; heute ist sie der Weg des Friedens und Fortschrittes, der Blüte und gesegneten Fruchtbarkeit. Auch in den auf herrschaftlichem Gebiet liegenden Dörfern und deren Bauernwirthschaften ist der Einfluß der Musterwirthschaft zu sehen, von der Futterproduktion bis zur Pferde- und Viehzucht und zum Häuserbau. Überall erheben sich, gruppenweise oder zerstreut, solid gebaute Bauernhäuser mit Ziegeldächern, Säulengängen und um ein Meter erhöhten Fußböden. Die blanken Gassenfronten haben in Sepse und Kölked, aber auch anderwärts, drei Fenster mit sauberen grünen Vorhängen; im innern Theil des Hofes steht die stockhohe Scheuer,

das untere Geschoß für Ställe, das obere als Speicher eingerichtet. Und wenn doch der Eine oder der Andere nicht vorwärts kommt, trägt er selbst die Schuld, nicht der Boden und die Wälder, die Flüsse und Berge, nicht der lebhafte Verkehr und die Herrschaften, welche die arbeitsame Hand mit Brot, Geld und Bequemlichkeits- ja Luxusartikeln füllen. Im Gebiete einer Landwirthschaft von 100.000 Joch, wo zur Einsammlung von 80 Joch Hopfen 5000 Arbeitstage erforderlich sind, darf Niemand arm sein.

Hier im Drauwinkel und oben in der herrlichen Ebene der Hegyalja befinden sich zehn blühende magyarische Dörfer, unter ihnen Béllye, mit einem durch Prinz Eugen erbauten Jagdschloß. Hier finden wir Laskó, eine der Wiegen der Reformation in Ungarn, wo Michael Sztáray, der sich zu Padua italienisch gebildet hatte, mit großer Wirkung seine in alterthümlicher Sprache selbstverfaßten Psalmen sang; dann Herczegszöllös, wo auf einer der ersten reformirten Synoden jene Canones geschaffen wurden, deren Urschrift voriges Jahr wiederentdeckt wurde; am Fuße des Berges liegen in Weingärten und reichem Flachland, das mit römischen Alterthümern durchsetzt ist, Csuza und Vörösmart. Am östlichen Ende des Gebirges liegt Baranyavár, am westlichen Kis-Kőszeg oder Batina; hier setzten ehemals die Heere über, jetzt tauscht ein wichtiger Wechselverkehr die Erzeugnisse von Baranya und Bácska aus. Nördlich liegt im Schatten des Bergzuges, am Ostlaufe der Karasicza, unterhalb des altrömischen Quadriburgum das Dorf Baán; an der Mündung der Türkenstraße von Csibogat folgt Bodolya und näher der Donau Márok, Darázs, Jsép, wo der gutmüthige Schokatze wohnt, mit wenigen Deutschen, Serben und Magyaren freundnachbarlich untermischt, die er höchstens auf dem Gebiete der Pferdezucht befehdet. Der Schokatze kommt dem Serben zuvor, der Deutsche dem Schokatzen und dem Deutschen der Karancser Magyare.

Ostwärts von der Herrschaft Béllye liegt, mit einem Zipfel bis an Siklós heranreichend, die ebenfalls sehr ausgedehnte Dárdaer Herrschaft des Fürsten Lippe; ihr Sitz ist Dárda, ein lebhafter kleiner Flecken nahe bei Essegg. Weiter oben hat Fürst Montenuovo seine Herrschaft Német-Bóly. Die Bevölkerung beider ist überwiegend deutsch, in ihrem geschlossenen Gebiet trifft man nur hie und da ein serbisch-schokatzisches Dorf und nur an den Rändern ein paar magyarische.

Das Baranyaer Komitat gehört, wie ehedem, auch jetzt zu den volkreichsten in Ungarn; es kommen 62 Seelen auf den Kilometer, auf die gesammten 5170 Kilometer also 320.000 Einwohner, von denen sich 170.000 als Magyaren, 110.000 als Deutsche, die Übrigen als Kroaten, Serben und Bosniaken bekennen. Der Religion nach sind 240.000 Römisch-Katholische, 13.000 Griechisch-Orientalische, 13.000 Evangelische und 45.000 Reformirte. Das Komitat ist in sieben Verwaltungsbezirke getheilt: die Gegend des Mecsekgebirges umfaßt die Bezirke von Fünfkirchen, Pécsvárad und Hegyhát,

mit größtentheils magyariſcher und römiſch-katholiſcher Bevölkerung. Der Gegend des Siklós-Villányer Gebirges gehören die Bezirke von Siklós und Szentlörincz an, mit gänzlich magyariſcher und überwiegend reformirter Bevölkerung. Endlich liegen auf den Ebenen nördlich und ſüdlich des Baranyavár-Kisköszeger Gebirges die Bezirke von Mohács und Dárda, größtentheils mit römiſch-katholiſchen Deutſchen, aber auch vielen reformirten Magyaren und griechiſch-nichtunirten Serben bevölkert. Dieſe Bevölkerung betreibt, mit Ausnahme des ſtädtiſchen Elements, den Ackerbau, iſt alſo Bauernvolk. Eine Herrenklaſſe von wohlhabenderen Beſitzenden iſt erſt jetzt in Bildung begriffen, da die Türkenſtürme während 200 Jahren faſt den ganzen mittleren Adel dieſes Comitats hinweggewirbelt hatten und, nachdem wieder Ruhe geworden, kaum Jemand lebte, der zurückkehren konnte, wer aber heimkehrte, ſein Beſitzthum nicht mehr erkannte. So kam es, daß noch vor nicht gar langer Zeit ganz Baranya mit Ausnahme der Kirchen- und Stiftungsgüter, ſowie weniger Beſitzungen des mittleren Adels, drei großen Herrſchaftsfamilien gehörte: dem Erzherzog Karl Ludwig und den Häuſern Eßterházy und Batthyány; dieſe Letzten beſaßen das Meiſte. Die Herrſchaften Béllye, Dárda, Szentlörincz, Siklós, Üßög, Bóly und Sellye ſind lauter 8 bis 15 Meilen große Landgrafſchaften aus feudaler Zeit. In den fruchtbaren Bezirken dieſer großen Dominien führten die ohnehin anſpruchsloſen Leibeigenen kein ſchweres Leben, vollends weiter zurück, vor der Türkenzeit, als dieſes Land ſchon ein Blumengarten war wie heute, aber rings umſchloſſen von einem Zaune aus Ölzweigen.

Werfen wir noch einen Blick auf die drei Komitate der Mecsekgegend, ſo wird vor unſeren Augen Volk und Geſchichte, Gegenwart und Vergangenheit der ganzen Provinz lebendig. Wie überall im Lande, ſo ſind auch hier die fruchtbarſten Gebiete, die Strom- und Bachläufe, die Ebenen am ſüdlichen Fuße der Gebirge, ausſchließlich von den Ureigenthümern magyariſcher Race bewohnt. Sie liebt auch Wald und Weinberge, aber nur, wenn dicht dabei Weizen wächſt. Dieſe Magyaren ſind die Urbewohner des Bodens. Sie haben ſich zwar durch die heute ſchon gänzlich magyariſirten Nachkommen der im vorigen Jahrhundert angeſiedelten Slovaken vermehrt, in Wahrheit und im großen Ganzen aber können ſie als Abkömmlinge der erſten Landeroberer gelten. Wenigſtens deutet es auf einen alten und gemeinſamen Urſprung hin, daß längs der drei großen Gewäſſer der drei Comitate in etwa 150 Gemeinden ungefähr 150.000 Calviner leben, deren Dialect, Tracht und Sitten, trotz aller abweichenden Schattirungen, als identiſch erkennbar ſind. Dieſe Gemeinden beſtanden größtentheils auch zur Zeit der Türkenkämpfe fort und lebten, obgleich auf dem „Weg der Heere“ gelegen, ihr organiſirtes kirchliches Leben weiter; und wenn auch die Zahl der Bewohner gelichtet wurde, füllten ſich dieſe Lücken doch wieder durch Magyaren, die von jenſeits der Drau herüberſiedelten. Dieſe nämlich waren keineswegs im ſlaviſchen Elemente aufgegangen und verſchwunden, und ſie flüchteten auch

nicht etwa vor dem Türken hieher (in den Rachen des Türken!), ſondern es war der Inſtinct der Zuſammengehörigkeit durch Race und Religion, der ſie herüberzog.

Nach den Magyaren ſind an Zahl die Deutſchen die ſtärkſten; in Somogy wohnen ſie zerſtreut und nur in wenigen Gemeinden, in Tolna und Baranya dagegen beſetzten ſie ein feſt zuſammenhängendes Gebiet auf jenem bandartigen Streifen, der ſich zwiſchen den Meridianen 36° 10′ und 36° 20′ von Simontornya bis Dárda hinabzieht. Sie ſind ein ſparſamer, fleißiger, fruchtbarer und umgreifender Schlag, der ſeinen Boden gut bebaut.

Der ſtattliche griechiſch-orientaliſche Serbe und der freundliche Schokatze, dieſer beſte Gevatter des Magyaren, der in jedem Dorfe ein Haus, das heißt einen Bekannten hat, mit dem er in Gaſtfreundſchaft lebt (das römiſche hospitium), haben ſich nach Vertreibung der Türken an der Donau und Drau niedergelaſſen; ſie ſind nicht ſo widerſtandsfähig, als es ſcheint, und wo ſie mit anderen Stämmen vermiſcht leben, nimmt ihre Zahl ab oder ſie verſchmelzen mit jenen.

Auch die Geſchichte der drei Komitate in der Mecsekgegend iſt von einem Geſichtspunkte aus einzig. Seit Kupas Aufſtand kannten ſie 500 Jahre lang keinen Krieg. In dieſem Lande des Friedens fanden, die Alles verloren hatten, ein Salomon, ein Béla der Blinde, ihre Ruhe; Flüchtigen und Verfolgten, wie auch ſiegesmüden Königen bot ſich Erholung. Ihre treuen Diener, ihre Verwandten belohnten ſie hier durch Dotationen und Geſpanſchaften. Während rings an den Grenzen Deutſche, Čechen und Tataren hauſten, im Innern aber aufrühreriſche Kumanen und Magnaten tobten, ließ hier der Friede Cultur und Wiſſenſchaft gedeihen und das Volk ſich mehren.

Schrecklich ſollte es ſich wenden. Die reichen Ebenen wurden Schlachtfelder, in den Thälern floß nicht Milch und Honig mehr, ſondern Blut, faſt zwei Jahrhunderte lang. Die türkiſche Fluth durchbrach bei Bélye den Damm und theilte ſich dort in zwei Arme, die das Land überſchwemmten. Von da an „Hac iter est bellis, quoties fortuna lacessit . . . (Luc.)“ (Dies iſt die Bahn der Kriege, ſo oft Fortuna uns neidiſch).

Die Bahn der Kriege. Schon die Römer haben ſie gebahnt; hier zog ihre Straße von Aquincum nach Syrmium, für die ſie unterhalb Bélye's eine ſtehende Brücke bauten. Die Fläche vor dem einſtmaligen Brückenkopf heißt beim Volke noch jetzt „Weg der Heere“ (hadak utja) und die noch ſichtbaren Spuren der einſt 10 Klafter breiten und 10 Klafter hohen Heerſtraße heißen „Teufelsweg“ ördög utja). Zwar nicht auf den Spuren, doch in der Richtung dieſer alten Straße ließ Maria Thereſia auf 20 Meter breiter Sohle die viereinhalb Kilometer lange und durchſchnittlich dreieinhalb Meter hohe Kunſtſtraße erbauen, an deren Ende ein mit den Bildniſſen der Königin und Kaiſer Joſefs geſchmückter Inſchriftſtein ſteht. Auch Suleyman ließ hier ſeine Brücke ſchlagen, die dann ein ſtändiger ſtrategiſcher Punkt der türkiſchen Angriffe blieb und deren Verbrennung (1660) die größte

Kriegsthat Niklas Zrinyis II. war. Auf dieſen Weg begab ſich von Ofen der unglückliche Ludwig II. mit nicht ganz 3000 Mann, nachdem er den Knechten ſeine Jagdhunde auf die Seele gebunden: „Gebt gut Acht auf die Jagdhunde, ſie ſollen zweimal wöchentlich gewaſchen werden“. Dies war ſein letztes Wort; dann zog er hinab nach Tolna, Szekcsö, Mohács, im Jahre 1526, zum 29. Auguſt.

Unterwegs zeigen ſich, bis zur Schlacht, Zeichen von böſer Vorbedeutung. Des Königs Rappe bricht ſchon am erſten Tag nieder. Später verlangt ein geheimnißvoller Fremder vorgelaſſen zu werden und läßt ſich nicht abweiſen. Endlich geben die Hofmeiſter nach und improviſiren eine Comödie; einer von ihnen empfängt den Fremden, als König. Der Fremde ſagt trocken, was er will. „Ich weiß wohl, daß du nicht der biſt, als der du dich zeigſt, aber ſage dem König: wenn es ihm nicht beliebt habe mich zu empfangen, ſo möge es ihm belieben in der Schlacht zu fallen“. Das Übrige berichtet der türkiſche Geſchichtsſchreiber ſchöner, als die ungariſchen Chroniſten: „Der fluchwürdige Král, in Wunden beſiegt, das Herz brennend im Feuer der Schmach, warf ſich mit Roß und Rüſtung in den Fluß“. Und das Baranyaer Mädchen ſingt noch ſchöner:

„König Ludwig fiel von ſeinem Roß herab,
In des Csele-Baches Graben iſt ſein Grab.
Brombeerranken füllen dicht den Csele-Bach,
Unter ihnen todt liegt Ungarns König, ach!“

Er ſank vom Roße; der Reſt iſt . . . „Brombeerranken.“ Ja wohl! In Ofen und auf dem Rákos, und in Hatvan und bei Mohács. Jedes iſt ein Csele-Bach und „Brombeerranken füllen jeden Csele-Bach, unter ihnen todt liegt Ungarns König, ach!“

Mohács.

Steinamanger.

Das Eisenburger Comitat.

Das Eisenburger Comitat bildet ein unregelmäßiges Dreieck am westlichsten Rande Ungarns. Seine Grenzen sind: im Norden das Ödenburger Comitat und Niederösterreich, im Osten das Veßprémer, im Süden das Zalaer Comitat, im Westen Steiermark. Sein Flächeninhalt beträgt 5.035·31 Quadratkilometer, es nimmt also der Größe nach unter den ungarischen Comitaten die neunzehnte Stelle ein.

Die Bodengestalt ist größtentheils eine gebirgig-wellige, und zwar in drei Gruppen gegliedert. Die eine ist die Berggruppe von Bernstein (Borostyánkö), eine Gruppe der Ungarischen Alpen, die von der Bernsteiner Gegend ausgehend, zwischen den Flüssen Güns und Pinka dahinstreicht und bei Güns mit dem Óház- und dem Kalvarienberge abschließt. Diese Berggruppe wird jedoch in orographischer und geologischer Hinsicht durch den zwischen Goberling (Góborfalva) und Holzschlag (Vágod) eingesenkten tiefen Sattel in zwei Untergruppen von ganz verschiedener Natur getheilt; während nämlich die östliche Hälfte der Berggruppe, die wir das Günser Gebirge nennen dürfen, eine entschieden gratförmige Entwicklung hat, ist der Bernsteiner Theil mehr ein Gruppengebirge ohne Hauptgrat. Die Haupterhebungen dieser Gebirgsgruppe sind der Irottkö (Geschriebenstein), mit 876·2 Meter, die höchste Erhebung jenseits der Donau, dann der Szarvaskö (Hirschenstein) und Óház (altes Haus). Die zweite Gruppe ist die von Güssing (Németújvár), zwischen den Flüssen Pinka, Lafnitz und Raab; ihr nördlicher Zweig endet in den Rebenhügeln von Steinamanger. Ihren Mittelpunkt bildet die „Güssinger" Berggruppe mit dem alleinstehenden Kuphegy. Ein zweiter Zweig zieht gegen Kirch-Fidisch (Egyházas-Füzes), ein dritter gegen Großdorf (Kereßtes), mit dem Vashegy (Eisenberg)

als höchſtem Gipfel. Die dritte Berggruppe iſt die von Neuhaus (Dobra), ſie dringt zwiſchen Neuhaus und Kaltenbrunn (Vas Hidegkut) in das Comitat ein, erfüllt mit einem ihrer Zweige den Bezirk von Olsnitz (Mura Szombat) und läßt ihre Hauptlinie mit den Hügeln auf dem Plateau des Kameneckberges (Kemenesalja) enden. Ihre höchſten Gipfel ſind der Silberberg (Ezüſthegy) bei Magasfok und der Katharinaberg (Katalinhegy) bei Permiſe. Zu den geologiſchen Merkwürdigkeiten dieſes Comitats gehört der Ság, dieſer aus weiter Ebene aufragende abgeſtumpfte Kegel, ein iſolirter Vulkan, an deſſen Abhängen der treffliche Säger Wein wächſt.

Zwiſchen dieſe Berge ſind anmuthige Thäler und auch Ebenen eingebettet, beſonders längs der Flüſſe Pinka, Mur, Lafnitz und Güns. Eine größere Ebene iſt das Kameneck-Plateau (Kemenesalja). Dieſe zum Theil kieſige, ſteinige Gegend war zur Zeit der Völkerwanderung von Slovenen bewohnt, in deren Sprache „Kamen“ Stein und „Kamenec“ ſteinig bedeutet, was nach mancher Meinung den jetzigen Namen der Hochebene erklärt.

Der Hauptfluß des Comitats iſt die Raab (Rába), die in Steiermark entſpringt, bei Welten (Velike) den Boden des Comitats betritt und dieſen bei Marczaltö wieder verläßt. Ihr Lauf iſt unbändig und ihr Hochwaſſer pflegt, namentlich auf den nicht regulirten Strecken, viel Schaden zu ſtiften. Die ſeit Jahrhunderten ſchwebende Frage ihrer Regelung iſt zum Theil ſoeben entſchieden worden, indem der untere Lauf bereits geregelt wurde. Die ſonſtigen größeren Gewäſſer heißen: Lafnitz, Strem, Pinka, Tauchenbach (Fehérpatak), Perint (Prenten), Güns, Répcze (Rabnitz), Marczal, Zala, Kerka und Mur; überdies gibt es etwa 90 Bäche, die auch Mühlen und andere Werke treiben. Das Klima des Comitats entſpricht im Allgemeinen der geographiſchen Lage; große Schwankungen verurſachen hier keine ſolchen Störungen wie im Alföld, auch an Regen iſt kein Mangel, darum iſt die Vegetation allenthalben mannigfaltig und üppig.

Die Bodenfläche des Comitats beträgt 952.593 Cataſtraljoch und 990 Quadratklafter. Die Fruchterde längs der Flüſſe iſt alluvialen Urſprungs und bildet eine tiefe Schichte von mittlerer Gebundenheit; auf der Hochebene iſt ſie grauer, auf Kies gelagerter, gebundener Thon, der an vielen Stellen nur eine dünne, produktive Schichte beſitzt und daher für die Cultur wenig geeignet iſt. Im Bezirke von Kis Czell (Klein Zell) kommt auch Torfboden vor.

Das Comitat iſt übrigens mit allen Gaben der Natur geſegnet. Der öſtliche Theil bringt eine Menge Weizen, Roggen, Gerſte, Hafer, Mais, Kartoffeln, Raps, Hanf und Lein hervor. Der weſtliche iſt zwar ärmer an Getreidearten, aber reich an Buchweizen, Hirſe, Hanf, Kartoffeln und Rüben. Außer dem wohlentwickelten eigentlichen Feldbau beſitzt das Comitat noch eine bedeutende Obſtkultur und namentlich mannigfache feinere Äpfel und Birnenſorten. Die Berge liefern auch treffliche Weine, ſo vor allem den

milden Ságer, dann den Günser, Rohonczer (Rechnitzer), Gösfaer und Kis Somlyóer, wovon aber nur wenig zur Ausfuhr gelangt. Die Waldbestände sind, obgleich früher viel Raubbau getrieben wurde, noch immer groß und werthvoll. Die herrschende Holzart ist die Fichte. Unter den Laubbäumen kommt die Eiche in größeren Massen vor, dann die Zerreiche und stellenweise die Rothbuche, Weißbuche und Birke. Die Producte der Wälder sind: Eicheln, Knoppern, Himbeeren, Erdbeeren, Heidelbeeren, Holzäpfel und Holzbirnen, Pilze, Feuerschwamm, vor Allem aber massenhaftes Werkzeug-, Bau- und Brennholz. Auch das Streuholz ist nicht zu unterschätzen. In manchen Gegenden ist der Wald die einzige Ertragsquelle des Volkes. Eine Hauptbeschäftigung der Landwirthe ist noch die Viehzucht. Die Rindviehzucht steht, namentlich seitdem sie durch den landwirthschaftlichen Verein gehoben wurde, in Blüte. Die locale Race ist roth bunt und hat den Gebirgscharakter, wird aber durch Kreuzung mit dem Siementhaler Schlag immer mehr verändert; die Kühe milchen gut und sind gesucht, die Preise halten sich hoch. Auch reine Siementhaler Zucht von bestem Rufe findet sich im Comitat. Die Pferdezucht ist nicht von Belang. Größere Gestüte gibt es keine und der Pferdebestand wird meist nur durch Fohlen von Zugstuten norischer Rasse vermehrt. Die Schweinezucht kann in Ermanglung von Gemeinweiden keinen stärkeren Aufschwung nehmen, doch verbreitet sich neuerdings die Zucht englischer Mastschweine. Die Schafzucht wird durch das stetige Sinken der Wollpreise eingeschränkt. Größere Mengen von Kammwoll-Schafen finden sich auf dem sogenannten Cser. Geflügel wird auf jedem Hofe gezüchtet und erzielt in Graz und Wien gute Preise, ohne daß es doch größere Zucht- oder Mastanstalten gäbe. Die Bienenzucht gedeiht in einzelnen Gegenden, meist in tragbaren Bienenständen (Körben). Das Jagdgesetz hat auch hier gute Früchte getragen. In den Wäldern bergen sich Hirsche und Rehe, auf den Feldern gibt es reichlich Hasen, Füchse, Dachse und Federwild. Auf einzelnen Herrschaften sind Wildgehege und Fasanerien angelegt. Der Auerhahn nimmt neuestens erfreulich zu. Die kleineren Jagdgebiete sind im Besitze von Einzelnen oder Gesellschaften. Es ist gar keine Seltenheit, daß z. B. nach einem mehrstündigen Treiben auf den Feldern bei Steinamanger 500 bis 600 Hasen auf der Strecke liegen. Die Fischerei ist kaum erwähnenswerth. In den vielen kleinen Gewässern finden sich zwar kleine Fische zum Hausgebrauche, doch greift nur das ärmere Volk danach. Nur die Raab liefert auch größere Fische, sogar für Nachbarmärkte. In den Gebirgsbächen kommen Forellen, in den langsamen Gewässern Krebse vor. Auch das Mineralreich ist ergiebig. In den Bergen wird viel Kalkstein, Kupfererz und Serpentin (bei Bernstein) gefunden. Hie und da zeigt sich Braunkohle. In den Bányaer Bergen wird auf Antimon geschürft und es wird in Fabriken gereinigt und geschmolzen. Mineralwässer liefern Tarcsa (Tatzmannsdorf), Sóskut (Sulz), Buglócz (Schreibersdorf) und Szechenyi-Kut.

Tarcsa ist ein bekannter Badeort. Das Sóskuter Wasser ist dem Gießhübler sehr ähnlich.

Unter den Verkehrsmitteln sind in erster Linie die Eisenbahnen zu erwähnen, und zwar: die Südbahn (Ödenburg—Groß-Kanizsa), die ungarische Staatsbahn (Raab—Graz), die Kis-Czell—Bobaer Eisenbahn (Stuhlweißenburger Richtung), dann die Flügelbahnen: Boba—Jánosháza bis an die Grenze des Comitats, Güns—Steinamanger, Pinkafeld—Steinamanger, Preßburg—Porpácz und (die neueste) Rum—Steinamanger. Staatsstraßen sind: die Budapest—Grazer, Preßburg—Warasdiner und Steinamanger—Pinkafelder Landstraßen. Die 56 Vicinalstraßen haben zusammen die Länge von 977·065 Kilometer.

Was Handel und Gewerbe betrifft, hat sich die Lage des Kleingewerbes seit Jahrzehnten nicht geändert. Kampf ums Dasein, Vegetiren von heute auf morgen, und dies umso mehr, als die meisten Kleingewerbetreibenden wenig Ausdauer und Geschäftsgeist besitzen, vielmehr resignirt auf eine Wendung ihres Schicksals warten. Unleugbar aber drückt auch die Großindustrie auf das Kleingewerbe. Die Fabriksindustrie dagegen ist im Aufschwung begriffen. In Steinamanger sind zwei Fabriken für landwirthschaftliche Maschinen thätig, die ihr Geschäft bis ins Ausland hin betreiben. In Csehi, Körmend, Güns und Ikervár besteht je eine Dampfmühle, Steinamanger hat deren zwei. Güns und Lockenhaus haben bemerkenswerthe Tuch- und Kotzenfabriken, Pinkafeld bedeutende Kotzen-, Loden- und Wollwaarenfabriken. In Steinamanger sieht man noch Essigfabriken und mehrere Ziegeleien mit Ringöfen. Die dortige Lederfabrik konnte in den letzten Jahren einen lebhaften Geschäftsbetrieb aufweisen. Der Handelsminister hat im Jahre 1892 die Errichtung einer Leineinlösungs- und Appreturanstalt in Eöri-Szent-Péter angeordnet. In St. Gotthard besteht eine Tabakfabrik, in Sárvár wird eine Zuckerfabrik errichtet. Der Handel beschränkt sich in erster Reihe auf das locale Bedürfniß. Eine bedeutendere Ausfuhr herrscht in Mastvieh und Getreide. Einst wurde die vorzügliche Gerste des Comitats von Brauereien stark gekauft. Die Gegend von Ober-Warth treibt recht lebhaften Bretter- und Bauholzhandel. Namhaftere Localmärkte sind: Steinamanger, Körmend, Sárvár, Kis-Czell; auch Wien und Graz sind stark bezogene Märkte. Fachschulen sind: die staatlich subventionirte Handelsmittelschule in Steinamanger und die dortige Untere Handelsschule. Das Comitat hat zwei Städte mit geordnetem Magistrat (darunter Güns als königliche Freistadt), 8 Großgemeinden, 609 Kleingemeinden, 232 Weiler, 40 Ansiedlungen und 28 Pußten.

Die Zahl der Bevölkerung betrug im Jahre 1869: 331.706, im Jahre 1880: 360.590, im Jahre 1890 390.371; der einundzwanzigjährige Zuwachs beträgt also 58.665 Seelen, somit beinahe 18 Procent, was als günstig zu betrachten ist.

Diese Seelenzahl vertheilt sich nach Nationalitäten folgendermaßen: magyarischer Muttersprache waren 197.389 (50·56 Procent), deutscher Muttersprache 125.526 (32·16 Procent), kroatischer Muttersprache 18·197 (4·60 Procent), wendischer Muttersprache 47·080 (12·55 Procent), der kleine Rest vertheilt sich auf verschiedene, zum Theil ausländische Sprachen. Die nicht magyarisch redende Bevölkerung findet sich in größeren Massen in den südwestlichen, westlichen und nördlichen Theilen des Comitats, die magyarische ist mehr im Osten und Süden verbreitet. So wie jetzt, war auch ehedem die magyarische Bevölkerung zahlreicher als jeder andere Volksstamm. Der Typus der hiesigen Magyaren weist keinerlei Besonderheit auf. Die Männer sind im Allgemeinen mittelgroß oder gedrungen und breitschulterig, doch finden sich in mancher Gegend, so um Ober-Warth, Iván-Egerßeg u. s. w. auch hochgewachsene Männer. Die Frauen sind hübsch gewachsen und anmuthig.

Der Religion nach vertheilen sich die 394.306 Einwohner jetzt folgendermaßen: 294.318 Römisch-Katholische, 79.794 Protestanten A. C., 10.337 Reformirte, 9.818 Israeliten, 16 Unitarier, 16 Griechisch-Nichtunirte und 7 Griechisch-Unirte. Die Römisch-Katholischen gehörten früher dem Raaber Bisthum zu, bis Maria Theresia 1777 das von Steinamanger stiftete. Dieses Bisthum wurde aus dem Gebiete des Eisenburger Comitats und kleineren Theilen der Diöcesen Raab, Veßprém und Agram gebildet. Der Reformation schloß sich auch ein großer Theil des Eisenburger Comitats an, darunter die mächtigsten Magnaten nebst ihren Hörigen. In Gemeinden, wo jetzt kein Protestant mehr lebt, predigten noch zu Ende des XVI. Jahrhunderts protestantische Pastoren. Das Kapitel zu Eisenburg, das jetzt als Eisenburg-Steinamangerer Domkapitel besteht, blühte schon zur Zeit der Árpáden und gehörte zur Raaber Diöcese. Sein Sitz war Eisenburg (Vasvár). Auf Grund des Gesetzes von 1578 übersiedelte es nach Steinamanger, wo bei Begründung des Bisthums die Zahl der Domherren auf 6 erhöht und auch sein Vermögen vermehrt wurde. Die Evangelischen sind in drei Seniorate eingetheilt, die Reformirten haben nur ein Seniorat, beide gehören zu ihrem Kirchensprengel jenseits der Donau. Die Unitarier sind der Budapester Mutterkirche zugetheilt. Die Israeliten gehören zum 8. Bezirk der Landes-Organisation.

Die Gerichtspflege des Comitats gehört jetzt zum Gebiete der Raaber königlichen Tafel. Der Sitz seines Gerichtshofes ist Steinamanger und es hat 10 Bezirksgerichte, die, mit Ausnahme des in Steinamanger befindlichen, auch in Grundbuchsangelegenheiten mit richterlichem Wirkungskreis ausgestattet sind. Sein Preßgericht befindet sich in Raab. Königliche Notare gibt es im Comitate sechs. Eine Advocatenkammer hat ihren Sitz in Steinamanger. Das Wappen des Comitats ist eine mit Zinnen und Schießscharten versehene Festungsmauer, auf der ein Vogel Strauß ein Stahlbündel im Schnabel hält.

Die Eisenburger Magyaren sind an ihrem Dialect leicht zu erkennen. Die Leute des Hegyhát (Bergrücken), der das Gebiet des Bezirkes von Eisenburg bildet, haben viel Gemeinsames mit denen des benachbarten Göcsej, und weil Manche die Göcsejer für Palóczen halten, soll dies auch von den Hegyhátern gelten. Aber auch anderwärts ist die Sprache des gewöhnlichen Volkes eigenthümlich, namentlich in Steinamanger und Umgebung.

Wie anderswo, so hat auch hier das Volk seine hundertjährigen Gebräuche, und diese finden sich fast überall im Comitat. Am 1. Mai stellt, besonders in den deutschen Gegenden, der verliebte Bursche einen „Maibaum" vor das Fenster seines Liebchens. In und um Steinamanger versammeln sich am Abend vor St. Johannistag Burschе und Lehrjungen am Stadt- oder Dorfende und zünden Birkenbesen an. Den brennenden Bund schwenken sie umher und werfen ihn in die Luft, so hoch sie können. Das sind die Johannisfeuer. Die gute Hauswirthin trachtet sich einen solchen Besenstrunk zu verschaffen, um ihn in ihr Krautfeld zu stecken. Davon wird ihre Krauternte reich. Am Andreastag fastet das Mädchen, denn dann erscheint ihr im Traume ihr Zukünftiger. Anfangs December kommt besen- und kettenbewehrt Nicolo zu den Kindern, den guten bringt er im Schnappsack Nüsse mit. Zu Weihnachten verkünden die heiligen drei Könige die Ankunft des Jesukindleins, am Fest der unschuldigen Kindlein aber schlägt man einander mit der Karbatsche, was vor Krankheit und Ungemach bewahrt. Am Sylvesterabend haben die Mädchen alle Hände voll zu thun. Überall wird Blei gesucht und gegossen. Aus den Formen, die es im Wasser annimmt, prophezeit man, wie und wer der Bräutigam sein wird, ob der nächste Fasching eine Hochzeit bringt, ob und wie viel neue Kleider das Dirnlein im neuen Jahre kriegt; ob die Eltern es auf den Ball führen werden u. s. w. An Faschings Ende ist es vielfach Sitte, daß die Burschen nachts den gar zu wählerischen Mädchen, die im Fasching nicht unter die Haube gekommen, einen großen Klotz an die Thüre hängen. Dies ist das sogenannte „Klotzaufziehen", das die schwierige Maid mürbe macht, so daß sie in Zukunft solche Schmach zu vermeiden trachtet.

Das Eisenburger Comitat ist ein Theil der römischen Provinz Pannonien (Ober-Pannonien) und hat an deren Geschichte theilgenommen. An Römerspuren ist kein Mangel und das Comitat ist eine wahre archäologische Fundgrube für jene Zeit. Die älteren Funde sind im Ungarischen Nationalmuseum, die jüngeren in der Antiquitätensammlung des Eisenburger Comitats aufbewahrt. Von diesen sind zu erwähnen die im Lande sonst seltenen altchristlichen Grabinschriften mit dem Monogramm Christi, welche die Verbreitung des Christenthums in dieser Gegend im IV. Jahrhundert bezeugen. Nach den Römern kamen die Hunnen, aus deren Zeit, beziehungsweise aus der Zeit der Völkerwanderung, auf Pußta Potyi in der Nähe von Eisenburg (1877) Schwerter gothischen Ursprunges

und andere Gegenstände gefunden wurden. Als die Magyaren ins Land kamen und das Königreich Ungarn gründeten, wurde das Comitat, als Grenzregion, der Schauplatz zahlreicher Kämpfe, die sie gegen die Deutschen bestanden. Seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts folgten dann die türkischen Einfälle, das XVII. Jahrhundert hindurch und zu Beginn des XVIII. die Wirren der Bocskay, Gabriel Bethlen und Rákóczy. Mit dem Szatmárer Frieden brach eine Zeit ruhigerer Entwicklung an. Das Jahr 1774 brachte ein Ereigniß auf dem Gebiete des Comitatslebens; damals begann der Bau des jetzigen Comitatshauses, das schon 1779 unter Dach gebracht war. Früher hatte das Comitat seine Sitzungen in der Festung zu Steinamanger, dann in Miethhäusern abgehalten. Die Agitation aber, dem Comitat sein eigenes Sitzungshaus zu schaffen, hatte schon 1641 begonnen. Im Jahre 1797 versammelte sich die adelige Insurrection im Lager bei Steinamanger und der Anblick der kriegerischen Jünglinge begeisterte Daniel Berzsenyi, den gekrönten Dichter des Comitats, zu einer herrlichen Ode. Die gegen die Franzosen aufgebotene adelige Insurrection im Jahre 1809 gab dem hiesigen Adel neue Gelegenheit, seine kriegerische Begeisterung zu bethätigen. Die neuere verfassungsmäßige Epoche ist auf allen Gebieten die Zeit der patriotischen Arbeit und des Fortschritts. Dieser Thätigkeit dankt das Comitat die Vermehrung der Verkehrsmittel, die Entwicklung von Handel und Gewerbe, die Errichtung seines Waisenhauses, der Kinderbewahranstalten, seines Casinos und Theaters zu Steinamanger. Auch der landwirthschaftliche Verein des Comitats erwachte zu neuem Leben und fördert seither mit Eifer und Erfolg die Interessen der Landwirthe.

Nach dieser allgemeinen Schilderung des Comitats gehen wir auf die Einzelheiten über, und zwar zunächst auf Steinamanger und seine Umgebung.

Steinamanger (Szombathely) hieß bei den Römern Savaria, woraus später Sabaria wurde. Das deutsche Stein am-Anger soll wahrscheinlich eine aus der Ebene aufsteigende steinerne Burg bezeichnen oder knüpft sich an die Ruinen und Steine, die im Gefilde verstreut lagen, nachdem die Hunnen oder ein Erdbeben die Stadt zerstört hatten. Der ungarische Name dürfte am wahrscheinlichsten damit zusammen hängen, daß in alter Zeit die Märkte statt am Sonntag, am Samstag (szombat) an diesem Orte (hely) abgehalten wurden. Steinamanger gehörte den Bischöfen von Raab, im Jahre 1407 erhielt es vom Bischof Johann einen Freibrief, der auch von dessen Nachfolgern wiederholt bestätigt und erweitert wurde. Allein die Raaber Bischöfe erfreuten sich nicht immer des friedlichen Besitzes von Steinamanger, vielmehr genossen im Laufe des XVI. Jahrhunderts auch Peter Bakich, Franz Nádasdy und die Familie Révay die Benefizien der dortigen Burg. Von den Révay erwarb sie im Jahre 1554 der Raaber Bischof Paul Gregoriancz zurück. Im Jahre 1579 tagte in der Stadt ein Diöcesan-Concil, das die Beschlüsse des Tridentiner Concils verkündete. 1638 verlieh Georg Draskovich junior, Bischof von Raab,

die bei Steinamanger gelegene Kirche von St. Martin nebst allen ihren Benefizien dem Dominicanerorden. Während der Kämpfe des XVII. Jahrhunderts wurde Steinamanger durch die Schaaren des Fürsten Bocskay zerstört. 1710 wurde es durch eine furchtbare Pest und bald darauf durch häufige Feuersbrünste verheert. Die Begründung seiner Schulen dankte es (1776) dem Raaber Bischof Franz Zichy, der hier ein vierclassiges Gymnasium errichtete; es wuchs bald auf sechs Classen und wurde später mit dem Lyceum vereinigt. Noch im vorigen Jahrhundert hatte die Stadt eine feste Burg und war mit einem Mauerring umgeben, dessen fünf Thore in die Gyöngyös-, Kőszegi- (Günser), Forró-, Kis- und Nagy-Kar-Gasse mündeten. Das jetzige Steinamanger steht sozusagen auf den Trümmern des alten Sabaria und dehnt sich größtentheils zwischen den Bächen Güns und Prenten aus. Seine Lage ist reizend. Im Westen von mäßig hohen Rebenhügeln umfaßt, hat es im Osten den Blick über die blühende Ebene. Ringsum locken schattige Baumgänge zum Spaziergang. Auch an Ausflugsorten fehlt es nicht. Im Norden bilden die Günser Berge einen schönen Hintergrund. Die Einwohnerzahl beträgt sammt dem Militär 17.129; meist Römisch-Katholische. Unter den hervorragenden Gebäuden steht die monumentale Domkirche voran. Sie hat eine prächtig gewölbte Kuppel, von Meisterhand gemalte Deckenfresken und Altarbilder, auch eine große Orgel. Sie steht an der Westseite der Stadt, zwischen dem Seminar und dem bischöflichen Palais. Ihre Rückseite verdeckt das Asyl der invaliden Geistlichen. Die auf einem breiten Platz stehende Façade ist im Erdgeschoß, wie im oberen Stockwerk durch eine Säulenreihe gegliedert. Die Kirche ist in Kreuzform angelegt und ihre Wände sind mit rothem Stuckmarmor belegt. Längs dieser Wände erheben sich auf etwa anderthalb Meter hohen Sockeln Reihen korinthischer Säulen aus dem nämlichen Material. Der Hochaltar hat echte Marmorsäulen. Die Capitäle und Basen der Säulen sind reich vergoldet. Ihre Restaurirung ist soeben im Zuge. Die Kirche enthält zehn Altäre. Das Bild am St. Stephansaltar ist ein Meisterwerk Dorfmeisters. Auf einem anderen Altare steht ein Glassarg mit den Reliquien des heiligen Placidus. Auch eine Partikel des heiligen Kreuzes, ein Geschenk des Cardinalbischofs Herzan, wird in der Kirche verwahrt. Im Chore, dem bischöflichen Stuhle gegenüber, hängt die Bekehrung Pauli, ein vorzügliches Gemälde von Ricci. Es heißt, die Franzosen hätten es, als sie 1809 in der Stadt waren, mitnehmen wollen und nur auf inständiges Bitten zurückgelassen. Der Bau der Kirche wurde 1791 durch den in Rom erzogenen Bischof Szily begonnen, die innere Ausstattung 1821 durch Leopold Somogyi beendet. Hier produzirte im Jahre 1880 Adolf Kunc, Prälat von Csorna, damals Professor zu Steinamanger, bei Gelegenheit des in dieser Stadt abgehaltenen ungarischen Naturforschertages, den Foucault'schen Pendelbeweis für die Rotation der Erde.

Ein bemerkenswerthes Gebäude ist ferner das bischöfliche Palais, gleichfalls durch den ersten Bischof Johann Szily errichtet. Es enthält eine heilige Familie aus der Schule Luca Giordanos und ein Zimmer mit Geschichten aus dem Leben St. Pauls von Dorfmeister. Stattliche Bauten sind das Comitatshaus, das Rathhaus, das neben diesem

Die Domkirche in Steinamanger.

befindliche kleine, aber hübsche Theater (1881 eröffnet), das zweistöckige neue Obergymnasium, mit entsprechender Ausstattung und reichem Museum, ein durch die Prämonstratenser von Csorna, die es auch mit Professoren versehen, unter Beihilfe des Comitats und der Stadt errichtetes Institut. Neuere Gebäude sind: das Comitats-Waisenhaus, der Justizpalast nebst Gefängniß, die nach dem Pavillonsystem angelegte Cavallerie-Kaserne,

der schöne zweithürmige israelitische Tempel, das Casino mit seinem orientalischen Dach u. s. w. Am westlichen Ende der Stadt gruppiren sich die eleganten Villen der Neuzeit zu einem schönen Bilde. Die romantisch gelegene „Eulenburg" am Ende der Stadt ist 1851 erbaut. Der schönste öffentliche Platz Steinamangers ist der Széchenyi-Platz, ein durch die Hauptkirche, das bischöfliche Palais, Comitatshaus, Stadthaus, Theater und ein zweistöckiges Privathaus gebildetes Viereck, wo in einer bereits parkirten Abtheilung das Standbild des Dichters Berzsenyi errichtet werden soll. Der eigentliche Hauptplatz aber ist der Balthasar Horvát-Platz, so benannt nach dem in Steinamanger geborenen ehemaligen Justizminister. Neueren Ursprungs ist der Batthyány-Platz im östlichen Stadttheil, ein zumeist von hübschen stockhohen Privathäusern gebildetes Viereck. Zwei neue Straßen wurden voriges Jahr in der Richtung des Bahnhofes angelegt; nach ihrem Ausbau werden sie das Bild der Stadt wesentlich heben. In einer derselben wird soeben das ansehnliche Gebäude der Eisenbahnverwaltung aufgeführt.

Steinamanger ist Sitz des Comitats, des Bisthums und des Eisenburg-Steinamangerer Domkapitels. Es hat einen königlichen Gerichtshof, ein königliches Bezirksgericht, ein Grundbuchsamt, eine Staatsanwaltschaft, ein Stuhlrichteramt, eine Finanzdirection, Steuer-, Forst-, Culturingenieur-, Telegraphenamt und zwei Postämter, eine Advokaten- und Notariatskammer. Seine Schulen sind: das römisch-katholische Priester-Seminar, das Obergymnasium, die Handelsschule, die Bürgerschule für Mädchen, die städtische gemeinsame und die bischöfliche Elementarschule, die Gewerbeschule, Kinderbewahranstalt und Turnhalle. Auch eine öffentliche Stadtbibliothek ist vorhanden. Unter den Privatbibliotheken ist die schön und zweckmäßig eingerichtete des Seminars sehr beachtenswerth; sie besitzt nicht nur kostbare, sondern auch seltene Exemplare und Incunabeln. Die bischöfliche Bibliothek hat neun Incunabeln. Das Archiv des Domkapitels enthält mehrere Urkunden aus der Árpádenzeit. Die zweckmäßige Neuordnung des Comitatsarchivs wurde in jüngster Zeit durchgeführt. Die Protokolle beginnen mit dem Jahre 1595, die früheren sind verbrannt. Es enthält interessante Urkunden und auch die genaue photographische Copie des Diploms über die Königswahl Stefan Báthorys durch die polnischen Stände (1575). Das städtische Archiv ist 1605 in Güssing, wohin es zu größerer Sicherheit übertragen worden, verbrannt. Die Protokolle der Stadt beginnen 1606. Das Archiv der Dominicaner enthält Daten über die Familien Batthyány und Erdödy, sowie über Ordensangelegenheiten. Die erste Buchdruckerei in Steinamanger wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch den Ödenburger Buchdrucker Anton Sies errichtet; ihr dankt man die erste Ausgabe (1794) von Clemens Mikes' classischen „Briefen aus der Türkei". Jetzt gibt es in der Stadt fünf Druckereien, in denen sechs Localblätter erscheinen. Im ganzen Comitat bestehen 11 Buchdruckereien, abgesehen von den kleinen

Handpressen, und 13 Zeitungen. Auch das Vereinswesen ist sehr lebhaft; wir erwähnen hier nur den archäologischen Verein, mit einer Sammlung von Alterthümern im bischöflichen Palais, die auch von ausländischen Gelehrten oft besucht wird. Zahlreich sind die Humanitäts- und Wohlthätigkeitsanstalten. Unter den Fabriken finden wir: zwei für landwirthschaftliche Maschinen, mehrere Ziegeleien, Cement-, Seifenfabriken u. s. w. Steinamanger ist der Mittelpunkt der Comitats-Eisenbahnen. Der Sprache nach war die Bevölkerung vor 40 Jahren noch gemischt, jetzt ist sie fast durchaus magyarisch. Ihr Kern besteht aus Gewerbs- und Kaufleuten, zum kleineren Theil aus Ackerbauern.

Einer der anziehendsten Theile des Bezirkes von Steinamanger ist die Gegend längs der Güns von Apáti bis Szécseny, eine mit Hainen und Parks geschmückte Strecke von 30—40 Kilometer, wo sich Dorf an Dorf reiht. Das Gelände des Günsflusses (Gyöngyös), wo die Schloßparks von Gyöngyös-Apáti, Herény, Kámon, Szöllös, Bogát, Heiligenkreutz (Szent-Kereszt), Olbendorf (Szent-Lörincz) und Bakófa grünen, gleicht einem anmuthigen Garten. Das Schloß zu Bogát enthält 52, mit modernem Geschmack eingerichtete und mit Familienporträts geschmückte Zimmer; es gehört jetzt dem Grafen Coloman Festetits. Nahe bei Steinamanger sollen in Narein (Nárai) Kaiser Nero (villa Neronis), in Söpte Kaiser Septimius, in Herény der Patrizier Herennius Landhäuser besessen und diesen Gemeinden ihre Namen hinterlassen haben. In Herény befindet sich jetzt eine Sternwarte der Brüder Gothard. Die erwähnenswerthen Ortschaften des Bezirkes sind folgende: Gyöngyös-Apáti, im XVI. Jahrhundert Besitz der (bereits erloschenen) Familie Chemetey, später der Familie Széchenyi. Jaák, ehemals Abtei des Benediktinerordens; seine berühmte Kirche aus der Árpádenzeit, Mitte des XIII. Jahrhunderts (1256 geweiht), wurde in diesem Bande bereits in Wort und Bild geschildert. Als Soleyman von Steinamanger abzog (1532), zerstörte er auch Jaák. Später ging die Abtei in weltliche Hände über. Die Familie Erdödy theilte deren Güter in zwei Theile, aus deren einem sie die Abtei von Peczöl bildete. In Eberau (Monyorókerék) erbaute die Familie Ellerbach im XIV. Jahrhundert ein Paulinerkloster, das keine Spur hinterlassen hat. Von Monyorókerék haben die Erdödy ihr Prädikat. Am Ende des XVI. Jahrhunderts ist Georg Zrinyi Herr von Eberau, wie auch von Rothenthurm (Vörösvár) und Weppendorf (Vép), die jetzt auch Erdödy'scher Besitz sind. In Pernau (Pornó) hatten die Cistercienser ein Kloster, das durch Ban Csepán zu Anfang des XIII. Jahrhunderts gegründet wurde. Es gehörte eine Zeit lang zur Abtei von St. Gotthard, ging aber 1643 an die Jesuiten von Ödenburg über. Der Name Pernau oder Bärenau läßt darauf schließen, daß in den dortigen dichten Wäldern einst Bären hausten. Meszlen ist eine Compossessoratsgemeinde. Acsád ist Besitzthum der Szegedy. In Weppendorf (Vép) bewundert man Schloß und Park der Familie Erdödy. Unweit liegt Binding (Böd),

dann Vát, einſt Nádasdy'ſcher Beſitz; nahe dabei die Kapelle von Heiligenbrunn (Szent-Kut), im vorigen Jahrhundert ein berühmter Wallfahrtsort mit Kloſter. Der Kronhüter Graf Thomas Nádasdy hatte hier im Jahre 1734 den Serviten Kirche und Kloſter gebaut, die jedoch 1788 eingingen.

Der Günsfluß durchſchneidet den Bezirk. Öſtlich von ihm liegt Ebene, weſtlich welliges Hügelland. Die höchſte Erhebung iſt der Vashegy (Eiſenberg). Die Gewäſſer heißen Güns (Gyöngyös), Prenten (Perint), Pinka u. ſ. f. Die Bevölkerung iſt überwiegend magyariſch.

An den Bezirk von Steinamanger ſtößt im Oſten der Bezirk von Sárvár. Der Hauptort desſelben, Sárvár, gehörte zu Anfang des XVI. Jahrhunderts der ſteinreichen Familie Kanizſay. Urſula Kanizſay verlobte ſich im Jahre 1532 mit dem Grafen Thomas Nádasdy, Banus von Croatien, Judex Curiä und ſpäteren Palatin, der dann ſämmtliche Güter der im Mannesſtamm erloſchenen Familie Kanizſay, darunter auch Sárvár, in Beſitz nahm. Er gründete in Sárvár, gleich nachdem er ſich dort niedergelaſſen, mit großen Koſten eine Schule, die aus Elementarſchule und Gymnaſium beſtand. Im Jahre 1536 errichtete er daſelbſt eine treffliche Buchdruckerei, deren Leiter Benedikt Abádi war. Hier wurde auf ungariſchem Boden das erſte Buch über ungariſche Philologie gedruckt, und zwar die ungariſche Grammatik des Johann Erdöſi-Sylveſter mit lateiniſchem Titel und Text. Von den Nádasdy ging Sárvár an die verwandten Draskovich über. Dann hatten es die „genueſiſchen Herren" (Pallavicini) in Pacht, dann kamen die Szily und Erzherzog Franz von Eſte, Herzog von Modena. Die jetzige Eigenthümerin iſt Erzherzogin Maria Thereſia, Gemalin des Prinzen Ludwig von Baiern. Hiſtoriſch berühmt iſt die alte Burg von Sárvár, die urſprünglich auf Pfählen erbaut, durch Thomas Nádasdy um die Mitte des XVI. Jahrhunderts weſentlich umgeſtaltet wurde. Sein Sohn Franz begann 1588 den Umbau der Wälle, die größtentheils noch beſtehen, in Steinmaterial; Franzens Sohn Paul führte dieſe Arbeit zu Ende, was eine Wandinſchrift im Burghofe, rechts neben dem Thore, noch jetzt bezeugt. Links neben dem Thore aber berichtet eine zweite Tafel, daß Erzherzog Ferdinand im Jahre 1803 die Burg erworben und die Abſicht gehabt, ſie wieder herzuſtellen, wie auch die umgebenden Sümpfe abzuleiten, hieran jedoch durch den Tod verhindert worden ſei, worauf ſein Sohn Franz das Werk durchgeführt habe. Höchſt bemerkenswerth iſt der Ehrenſaal der Burg, mit intereſſanten Malereien an Decke und Wänden. Dieſer im Oberſtock befindliche Saal iſt ein längliches Viereck, geräumig und hoch, mit kuppelartigem Dach. Die Deckengemälde behandeln die Schlachten bei Totis, (1597), Ofen (1602), Veßprém (1596), Pápa (1597), Raab (1598), Kanizſa (1602) und in der Mitte Siſſek (1593). Jedem Bilde iſt die lateiniſche Benennung der Schlacht, nebſt Jahreszahl beigefügt. Der Maler iſt unbekannt. Schwerlich iſt es Stefan Dorfmeiſter, der im Jahre 1769 die trefflichen bibliſchen Gemälde an den vier Wänden herſtellte,

nicht ohne dies an einem derselben schriftlich zu vermerken. Die biblischen Gemälde stehen an künstlerischem Werth weit über den Schlachtenbildern, sie sind groß und noch ziemlich wohl erhalten. Sie bilden folgende Reihe: Judith enthauptet Holofernes, David besiegt Goliath, Delila und Samson, Opfer Abrahams, Esther, Saul zum König gesalbt, und noch drei, jedenfalls auch biblische Scenen. In diesem Saale empfängt der Prinz, wenn er zu Sárvár weilt, die Besuche und gibt seine Diners. Auch „Eisenburger Comitatsbälle" sind darin

Das Schloß zu Bogát.

schon wiederholt gehalten worden. Eine Treppe führt von hier in den Thurm und eine Thüre nach der Flucht hoher und geräumiger Zimmer.

Die Großgemeinde Sárvár ist der Hauptort des nach ihr benannten Bezirkes und zählt nebst den mit ihr verbundenen Gemeinden Péntekfalu, Tizenháromváros und Vármellék 4.954 Einwohner. Die alte Burg steht in einem Garten, der zum Theil der Obstcultur dient. Ein Nonnenkloster hat eine Töchter-Erziehungsanstalt und Knabenschule. Der Ort hat ein Bezirksgericht, ein Stuhlrichteramt und einen öffentlichen Notar. Die Einwohner sind Ackerbauer, Gewerbetreibende und Kaufleute. Auch die Pferdezucht, Molkerei und ansehnliche Käserei der Herrschaft befinden sich hier. Die Güns ergießt sich bei Sárvár in die Raab.

Sieben Kilometer südlich liegt Ikervár, an der Raab, mit schönem Schloß und Park, einst Besitzthum des Grafen Ludwig Batthyány, Präsidenten des ersten ungarischen verantwortlichen Ministeriums. Früher war auch Ikervár Nádasdy'scher, dann Draskovich'scher Besitz. Den Batthyány fiel es im XVIII. Jahrhundert zu. Damals stand nur eine einfache adelige Curie, erst Ludwig Batthyány ließ (1845—1848) durch die Architekten Ybl und Pollák das Schloß erbauen. Es enthält 37 Zimmer und eine große Halle, alles zu vollster Bequemlichkeit eingerichtet. In der Halle hängen die Ölbildnisse Ludwig Batthyánys und seiner Gemalin Antonia Zichy; die Zimmer haben Möbel im Renaissancestil und an den Wänden wieder Familienporträts. In der Schatzkammer befinden sich werthvolle Ringe aus der Zeit König Matthias I., außerdem eine alte silberne Schüssel nebst Becher, die bei Kindstaufen in der Familie benützt werden. Die Bibliothek zählt 6000 Bände. Der Park ist 280 Joch groß und von der Raab durchströmt, über die eine Brücke führt. Im inneren Park steht das Schloß mit den Glashäusern; im äußeren Park, der auch einen fünf Joch großen Fischteich enthält, gibt es Dammwild, wilde Truthühner und Fasanen. Der jetzige Besitzer des Schlosses ist Graf Ludwig Batthyány, Gouverneur von Fiume.

Erwähnenswert sind noch: Alsó-Szeleste, einst Stammsitz der Familie Ladislaus Szelestei's, des Lyrikers, jetzt Besitzthum des Ackerbauministers Grafen Andreas Festetits. Guár gab der Familie Guáry ihren Namen. Um Hegyfalu wächst der schönste Weizen des Comitats. In Répcze-Lak steht das schöne Schloß des gewesenen Obergespans Coloman Radó. Porpácz ist Endstation der Preßburg-Steinamangerer Bahnlinie. Der Bezirk hat größtentheils ebenen Boden, der östliche Theil ist Hochebene und dem sogenannten Kemenesalja zugehörig. Auf diesem Plateau liegt ein Theil des großen „Wolfswaldes" (Farkaserdö). Die Gewässer heißen: Raab, Répcze (Rabnitz), Güns, Herpenyö u. s. w. Die Bevölkerung ist magyarisch.

Nordöstlich vom Sárvárer Bezirk liegt der Bezirk Kis-Czell mit gleichnamigem Hauptort. Dieser Bezirk grenzt an das Veßprémer Comitat. Er besteht größtentheils aus Ebene, und zwar aus der Hochebene von Kemenesalja. Die einzelnen Theile sind der Cser und das Plateau von Sömjén. Ein Theil des Wolfswaldes zieht auch hier herüber. Einer seiner Merkwürdigkeiten ist der weinberühmte Säger Berg. Die bemerkenswerthen Ortschaften sind: Hegyes-Kis-Somlyó, am Fuße eines gleichfalls isolirten Bergkegels, welcher guten Wein spendet. Egyházas-Hetye ist Geburtsort Daniel Berzsenyis, Boba Ausgangspunkt der Boba-Sümeger Eisenbahn, Jánosháza eine Großgemeinde. In Pápocz gründete (1365) Margaretha Gelsei-Chap, Witwe des Paul Magyar, eine Probstei und ein Augustinerpriorat, das im Jahre 1779 theils zum Ödenburger, theils zum Eisenburg-Steinamangerer Domkapitel geschlagen wurde. Ostfi-Asszonyfa ist

Prunksaal im Schloß zu Sárvár.

Stammsitz der Familie Ostffy; die Trümmer seiner Burg waren noch vor 70 Jahren zu sehen. In Kis-Czell (Klein-Zell) steht das alte Benediktinerkloster, das mit der durch Béla II. oder III. gestifteten Dömölker Abtei identisch sein soll — ein alter Wallfahrtsort. Die Einwohner des Bezirkes sind Magyaren.

Die Bezirke von Sárvár und Kis-Czell stoßen im Süden an den Eisenburger Bezirk. Sein Hauptort ist Eisenburg (Vasvár), einst Burg und königliche Stadt. Ohne Zweifel war schon unter König Stefan dem Heiligen Eisenburg (Castrum ferreum) Sitz des Comitats; daher auch dessen Name (Comitatus castri ferrei). Wann es aufhörte Comitatssitz zu sein, ist ungewiß. Wahrscheinlich ist das Comitat gleichzeitig mit dem Domkapitel nach Steinamanger übersiedelt, wo nachweislich schon im Jahre 1595 eine Comitatsversammlung stattfand. Die alte Burg ist spurlos verschwunden. Hier wurde nach der Schlacht bei St. Gotthard (1664) der berüchtigte „Eisenburger Friede" mit den Türken geschlossen. Jetzt zählt der Ort 3.025 Einwohner. Kloster und Kirche der Dominicaner sollen von Béla IV. gegründet worden sein, wurden aber von den Türken zerstört und 1687 durch Primas Georg Széchenyi wiederhergestellt. Über dem Kirchenthore sieht man das Wappen Matthias I. Die Hauptgrundbesitzer sind Graf Tassilo Festetits, das Eisenburg-Steinamangerer Domkapitel und der Dominicanerorden. Unter den Ortschaften des Bezirks sind zu erwähnen: Rába-Hidvég an der Raab; Molnári, den Festetits gehörig,

mit Schloß; Gössa, mit einem Wein, der dem Schomlauer gleichkommt; Rum, Wiege des Geschlechts der Rumy; Baltavár mit Schloß und Park; Györvár an der Straße nach Zala-Egerßeg, ein Kurutzen-Schlachtfeld; Egervár, die Stammburg der Egerváry, wo zur Zeit Franz Rákóczys II. der in der Schlacht bei Györvár (7. November 1707) gefangene General Hannibal Heister verwahrt wurde. Nicht zu vergessen ist das prächtige und behaglich eingerichtete Schloß zu Mikosd, neuerdings durch die Familie Mikos erbaut. Der Bezirk ist reich an Wäldern und Weinbergen. Ein Theil ist flach, das Meiste aber hügelig und daher Hegyhát (Bergrücken) genannt.

Etwa 17 Kilometer südwestlich von Eisenburg liegt der Hauptort des Körmender Bezirks, Körmend, an der Raab, mit 5.334 Einwohnern, Dampfmühle, Bierbrauerei, Sparkasse und Honvédkaserne. Das im Viereck gebaute Schloß gehört zum fürstlich Batthyány'schen Fideicommiß und enthält ein werthvolles Archiv, eine Antiquitätensammlung und im Parke Statuen von Kunstwerth. Körmend war vor 1595 im Besitz von Thomas und Peter Erdödy, seither in dem der Brüder Johann, Ladislaus und Paul Joó von Kaßaháza. Zackersdorf (Csákány) liegt gleichfalls an der Raab; es gehört den Grafen Batthyány. In Ivánc wurde 1766 der ungarische Philolog Franz Kreßnerits geboren, von dem ein werthvolles ungarisches Wörterbuch herrührt. Die Familie Sigray hat hier eine Besitzung und Schloß. Südlich von Zackersdorf erstreckt sich, theils im Körmender, theils im St. Gotthárder Bezirk, das Hügelgebiet des Őrség, eine Specialität des Comitats. Das Őrség, im südwestlichen Theile desselben gelegen, ist ein von Ost zu West 19·22 Kilometer langes und von Nord zu Süd 12·25 Kilometer breites Gebiet, das 18 magyarische Gemeinden umfaßt. In alten Urkunden kommt es als „Eörségh", „Őrséger Land", als „peculium" der heiligen Krone vor und wird schon von König Matthias I. als „adeliger Bezirk" bezeichnet. Einst bildete es ein besonderes kleines Comitat im Comitat, insofern es eigene Obrigkeiten und Statuten besaß; die 18 Gemeinden machten ein Verwaltungsgebiet für sich aus und anerkannten das Comitat nur in gewissen Fällen als vorgesetzte Behörde. Die höchste obrigkeitliche Person hieß „örnagy" oder „ispán". Unter dem örnagy standen die von den 18 Gemeinden gewählten 12 Stuhlgeschwornen und bildeten mit ihm die Gerichts- und Verwaltungsbehörde des Őrség. Die Bevölkerung des Őrség leistete einst Grenzerdienste und hatte deshalb eine militärische Organisation. Die Gemeinden sind in einer Urkunde Ladislaus IV. folgendermaßen angeführt: Eöri-Szent-Péter (einst befestigter Hauptort des Őrség), Ispáng, Külsö-Rákos, Zakmer (Szaknyér), Belsö-Rákos, Pankaß, Szata, Kerkás-Kápolna, Bajánháza, Senyeháza, Dávidháza, Kotormán, Hodos, Kapornak, Kercza, Szomorócz und Bükalja. Als solches privilegirtes Gebiet besteht aber gegenwärtig das Őrség nur noch dem Namen nach. Die Bevölkerung des Bezirkes ist magyarisch, doch kommen auch Deutsche und Kroaten vor.

Südwestlich vom Körmender Bezirke, im südlichen Zipfel des Comitats, liegt der Olsnitzer Bezirk mit größtentheils wendischen Bewohnern. Hauptort ist Olsnitz (Muraszombat), am Lendvabach, mit Schloß des Grafen Géza Szapáry. Es hat 2.139 Einwohner, Staatsschule, Sparcasse und eine Wachholderbranntweinbrennerei. Schlösser gibt es noch in Batthyányfalva (Rakicsán) auf der Batthyány'schen und in Ober-Limbach (Felsö Lendva) auf der Graf Theodor Széchenyi'schen Besitzung. In Széchenyi-Kut ist ein Sauerbrunnen. Szent-Benedek hält man für den einstigen Sitz der Benediktiner-

Das Schloß zu Ikervár.

abtei Borch, die um 1532 durch die Türken zerstört wurde. Das schöne Murthal ist eben und fruchtbar. Es kommen in dem Bezirke auch Magyaren und Deutsche vor.

Nördlich vom Olsnitzer und westlich vom Körmender Bezirke liegt der Bezirk von St. Gotthard; Hauptort ist St. Gotthard mit 1.451 Einwohner. Das Volk ist deutsch, die Herrenklasse magyarisch. Hier befinden sich Stuhlrichteramt und Bezirksgericht, Sparcasse, Untergymnasium und Tabakfabrik. Die Lafnitz (Lapincs) fließt hier in die Raab. Béla III. gründete im Jahre 1183 die hiesige Cistercienserabtei, für die er französische Mönche aus Trois-Fontaines berief. Nach der Schlacht bei Mohács ging sie zu Grunde und ihre Güter waren zweihundert Jahre bald in weltlichen, bald in geistlichen

Händen. Karl III. vereinigte sie 1734 mit der österreichischen Abtei Heiligenkreuz, von der sie in neuerer Zeit getrennt und der Erzabtei Zircz zugewiesen wurde. Nahe bei St. Gotthard, in der Gemarkung von Nagyfalva erfocht im Jahre 1664 Montecuccoli seinen glänzenden Sieg über den Großvezier Köprili-Ahmed; eine kleine Kapelle bezeichnet das Schlachtfeld. Die jetzige Abteikirche von St. Gotthard, deren Grund 1748 gelegt wurde, steht auf der Stätte der alten. Sie ist mit freistehenden korinthischen Säulen geschmückt und hat sechs Altäre. Die Reliquien des heiligen Vincenz hat ihr Bischof Herzan aus Rom mitgebracht. Die Decke ist mit Fresken geschmückt, unter denen die „Schlacht bei St. Gotthard" von dem Wiener akademischen Maler Josef Dorfmeister (1784) auffällt. Von ihm befinden sich auch in der Prälatur des Abteihauses mehrere Gemälde, und zwar: Béla III. übergibt den Franciscanern den Stiftungsbrief, Schlacht bei Mohács, Schlacht bei St. Gotthard, Zurückerwerbung der Abtei, Heiligenkreuz, Erbauung der bischöflichen Kirche zu Steinamanger. Die Figuren tragen in jeder Darstellung die Tracht ihrer Zeit. — In Hondorf (Ercsenye) wird Steinkohle gewonnen. Neustift (Rátót) ist die Sommerwohnung des gewesenen Ministers Coloman Széll, wo auch Franz Deák oft und gern verweilte. Eöri-Szent-Péter ist der bedeutendste Ort und ehemalige Hauptort des Eörség, Rudersdorf (Radafalva) ein Wallfahrtsort, und Jennerdorf (Gyanafalva) die letzte ungarische Eisenbahnstation gegen Steiermark hin. Der nördliche Theil des Bezirkes ist fruchtbare Thallandschaft, der südliche gebirgig, kiesig und unfruchtbar. Die Gewässer sind: Raab, Lafnitz (Lapincs), Feistritz, Zala, Kerka u. a. Die Bewohner sind Deutsche und Magyaren; im Süden dringen aus dem Olsnitzer Bezirke auch Wenden ein. Das breite Thal, in dem die Raab das Comitat durchfließt, ist eine der anmuthigsten Gegenden.

Auch Güssing (Német-Ujvár) ist ein geschichtlich merkwürdiger Ort. Der gleichnamige Bezirk liegt die Westgrenze des Comitats entlang und stößt südlich an den St. Gotthard, nördlich an den Ober-Warther Bezirk. Sein Boden ist lauter Berg und Thal. Seine Gewässer sind Lafnitz und Strem. Die Bewohner sind Deutsche und Kroaten, die Intelligenz ist magyarisch. Die Gegend von Güssing wurde unter Géza II. einem fremden Ritter Wolfer verliehen, welcher der Ahnherr der berühmten Grafen von Güssing wurde. Béla IV. tauschte 1263 die unter Géza II. gegründete Güssinger Benediktinerabtei von der Martinsberger Abtei um Waag-Neustadtl ein; Sigismund verlieh sie 1428 dem Ladislaus Lévai-Cseh, Ban von Macsó, und Matthias 1459 dem Niklas Ujlaky, Wojwoden von Siebenbürgen. Hier spannen dann Garai und Ujlaky (1459) ihre Verschwörung gegen Matthias den Gerechten. Als die Familie Ujlaky ausgestorben war, schenkte Ludwig II. Güssing im Jahre 1524 als Lohn für kriegerische Verdienste dem Grafen Franz Batthyány. Auch die Augustiner-Eremiten hatten hier ein Priorat,

über deſſen Gründung und Eingehen aber keine Daten vorliegen. Die Burg mit ihren ſämmtlichen Gebäuden ſtand noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ganz wohl erhalten auf ihrem einſamen Felſen. Sie war mit Mauern, Schanzen und einem Gürtel von Sumpf befeſtigt. Heute ſind von dem ſtolzen Adlerneſt nur noch einzelne Theile übrig, darunter die Kirche und der Burgthurm mit Uhr und Glocken. In drei Zimmern befinden ſich bronzene Reliefporträts berühmter Männer, nebſt allerlei Bildern, deren eines von Hogarth iſt. Der Kirchhof iſt mit neunzehn Batthyány'ſchen Bildniſſen geſchmückt. In der

Das Schloß zu Mikosd.

Rüſtkammer finden ſich Panzerhemden, Schilde, Lanzen und eine ſehr alte Fahne. Der Brunnen iſt 45 Klafter tief in den Felſen gehöhlt. Die Burgkeller und Kaſematten ſind ſehr ausgedehnt. Német-Ujvár hat den Batthyány ihr Prädikat gegeben und hier befindet ſich auch ihre Gruft; doch liegt bekanntlich Graf Ludwig Batthyány, der erſte ungariſche Miniſterpräſident, nicht hier, ſondern auf dem Kerepeſer Friedhof zu Budapeſt. Der Burg zu Füßen liegt im Stremthale Güſſing, Sitz des Stuhlrichteramtes und Bezirksgerichts, mit einer Sparcaſſe. Es ſind ferner ein Schloß und ein Franciscanerkloſter vorhanden. Die Einwohnerzahl beträgt 2.003. Güſſing gehört theils dem fürſtlichen, theils dem gräflichen Zweige der Batthyány. Nahebei liegt Sulz (Sósku) mit angenehmem Sauerbrunnen.

Die nordwestliche Ecke des Comitats ist der gebirgige Landstrich des Ober-Warther Bezirkes. Der hohe Wechsel blickt von Steiermark her darauf nieder, und unter diesem strengen Blick verkümmert fast jede Rebe in der Gegend. Die Gewässer sind: die Lafnitz, (Lapincs, in früherer Zeit Lafancz, auch Labancz) als Grenzfluß, die Pinka, der Tauchenbach u. a. Die Bevölkerung ist deutsch, kroatisch und magyarisch. Hauptort ist Ober-Warth (Felsö-Eör). Dieses, Unter-Warth (Alsó-Eör) und Szigeth in der Warth (Eöri-Sziget), sind drei Gemeinden mit magyarischer Bevölkerung, deren Vorfahren die ungarische Grenze gehütet haben. Diese Grenzer erhielten von den Königen bedeutende Vorrechte. König Karl bestätigt in einer Urkunde von 1327 den zwischen den Burgen Güssing und Bernstein wohnenden Grenzern (speculatores) die Privilegien, deren sie sich schon unter Béla IV., Stefan V. und Ladislaus IV. erfreut haben. Ihr Gebiet wurde „Kapitányság“ oder „Eör-Nagyságh“ genannt. Rudolf II. (1582) und Matthias II. (1611) bestätigen die Privilegien der Ober- und Unter-Warther neuerdings und diese Urkunden zählen auch schon die Namen der mit Gütern belehnten Familien auf. Unter den 65, meist blos mit dem Taufnamen bezeichneten Lehnsherren finden wir folgende Familiennamen: Adam, Adorjan, Albert, Andorko, Balás, Bocskor, Beökeös, Farkas, Filep, Gáll, Gángol, Hágen, Heöbök, Leeb, Müer, Otth, Páll, Sisko, Sejper, Steft, Thisba, Zambo u. s. w. Ober-Warth (Felsö-Eör) ist eine Großgemeinde an der Pinkafeld-Steinamangerer Bahnlinie, Sitz des Bezirksgerichtes und Stuhlrichteramtes. Es hat eine römisch-katholische, reformirte und evangelische Kirche, ein Steueramt und Postamt. Die Einwohnerzahl ist 3.417. Die andere Großgemeinde des Bezirkes ist Pinkafeld (Pinkafö), mit einem Kloster, das eine Mädchen-Erziehungsanstalt hat, und einer Tuchfabrik von gutem Rufe. Der Ort hat aber noch eine andere Merkwürdigkeit. Die Gemarkung von Pinkafeld lehnt sich nämlich ganz an Steiermark. An der steirischen Grenze, nahe bei Pinkafeld, liegen zwei Gemeinden: Sinnersdorf und Oberwaldbauern, die einst zum Eisenburger Comitate gehörten, aber vor etwa 200 Jahren losgerissen und zu Steiermark geschlagen wurden. Die Angelegenheit ihrer Wiedereinverleibung beschäftigt nun das Comitat schon seit 200 Jahren, allein, obgleich sie schon in den Vierziger-Jahren durch königlichen Erlaß angeordnet wurde, sind die Verhandlungen mit der österreichischen Regierung noch immer nicht zu Ende geführt. Insofern freilich gehören sie schon jetzt herüber, daß ihre Bewohner bei Lebzeiten Soldaten und Steuern an Steiermark abliefern, nach ihrem Tode aber als Ungarn heimkehren. Da sie nämlich zu Hause keinen Friedhof besitzen, lassen sie sich auf dem Pinkafelder Friedhofe durch den dortigen Geistlichen begraben. Schreibersdorf (Buglócz), im Zicken- (Cziklin-) Thale, hat einen Sauerbrunnen. Im Willersbach- (Villámos-) Thale ist die „Dreiländergrenze“, wo Ungarn, Steiermark und Niederösterreich zusammentreffen. Ober-Schützen (Felsö-Lövö),

Das Schloß zu Mormend, unten die nordöstliche Seite.

ist eine sehr bemerkenswerthe Ortschaft des Bezirkes. Es liegt in der Mitte eines ganzen Obstwaldes. Seine evangelischen Schulen — Präparandie, Gymnasium, Realschule und Knaben-Erziehungsanstalt — haben weithin einen guten Ruf. In Mariasdorf (Máriafalva) fällt die alte gothische Kirche auf, welche erst kürzlich auf Kosten der Regierung stilgemäß erneuert worden ist. Ihre Außenwände sind mosaikartig eingelegt, das Dach ist roth und der durchbrochene Thurm schwarz; das Hauptportal ist im Entwurf wie in der Durchführung sehr schön; darüber befinden sich ein kunstvoll gearbeiteter Erker, eine Marienfigur und anderes Ornament. Die innere Ausstattung entspricht dem äußeren Schmuck: die Fenster haben Glasmalerei; Altar, Kanzel und Taufbrunnen sind Majolika aus der Fabrik Zsolnay; die gestickten Paramente haben Kunstwerth, kurz, die Kirche von Máriafalva ist ein Prunkstück des Eisenburger Comitats. In Jurmannsdorf (Gyimótfalva) hat die Familie Batthyány, in Rothenthurm (Vörösvár) Stefan Erdödy und in Koh-Fidisch (Gyepü-Füzes) Georg Erdödy ein Schloß. Im Schloß zu Rothenthurm ist ein wichtiges Familienarchiv, das auch einen Theil des berühmten Rákóczy'schen Archivs verwahrt. Tatzmannsdorf (Tarcsa) hat einen Sauerbrunnen und ist ein weit über die Landesgrenzen hinaus gewürdigtes Bad, namentlich gegen Frauenleiden. Es liegt in malerischer Hügelgegend, über deren schattige Wälder und sonnige Fluren man von der Höhe sanft geschwungener Hügel gern hinwegblickt. Im Westen heben sich die anmuthigen Hügel zu kühnen Berggruppen, unter denen die Gipfel des düsteren, fast 2000 Meter hohen Wechsel, dann des Masenberges und Ringkogels am höchsten ragen. Diese Gipfel sind so recht die Wetterpropheten für die nördlichen Theile des Comitats.

Um die Füße der Berge schlängeln sich in reizenden Thälern zahlreiche Bächlein, welche nach Südost zur Pinka hinablaufen. Das üppige Pflanzenleben, besonders die ausgedehnten Tannenwälder verschönern die Gegend und heben zugleich das Klima. Bad Tatzmannsdorf gehört jetzt dem Grafen Karl Batthyány. Bei Bergwerk (Bánya) im Tauchen- (Feherpatak-) Thale wird in den Bergen viel Antimon gewonnen. Schlaining (Város-Szalonak), mit 1.242 Einwohnern, liegt auf einem Berge. Es hat einen Lese- und Selbsthilfsverein, auch eine treffliche Wasserleitung aus fernerem Gebirge. Alt-Schlaining (Ó-Szalonak) ist eine schöne Ritterburg auf schroffem Felsen; der Ritter Andreas Baumkircher hat sie 1450 erbaut. Sein Lebenslauf war überaus bewegt. Er war vor 1420 zu Wippach in Krain geboren und hatte seine Jugend am Hofe Kaiser Friedrichs III. verbracht. Seit der Erwerbung Schlainings nannte er sich „Herr" von Schlaining. Anfangs diente er Friedrich in Treue, bald aber ging er zum Ungarkönig Ladislaus V. über. Später kämpfte er bald für Friedrich, bald für Matthias, bis schließlich der Kaiser, um sich seines wankelmüthigen Lehnsmannes zu entledigen, ihn unter freiem Geleit nach Graz einladen ließ. Es war Baumkircher zugesichert, es werde ihm kein Leid

geſchehen, bis nicht das Abendglöcklein klänge, und er könne vorher frei aus der Stadt ziehen. Als die anberaumte Stunde nahte, wollte Baumkircher beizeiten aufbrechen, doch ſiehe, da erklangen plötzlich die Glocken und die Thore der Stadt ſchloſſen ſich vor ihm. Er wurde enthauptet. Seine eiſerne Reiterſtatue iſt auf Burg Schlaining noch zu ſehen. Eine breite Brücke führt von der Straße in den Burghof. Hier befand ſich einſt die Zugbrücke, deren zerbrochene Aufzugsrollen noch im Thorgewände hängen. Die Wände der Kapelle ſind oben mit altitalieniſchen Originalfresken geſchmückt, unten mit Gobelins behangen. Orgel, Bänke, Kronleuchter, Altarausſtattung ſind ſehr alt. Der „ſchwarze Thurm“ iſt gefährlich zu erſteigen, leichter der „Uhrthurm“. Oben blickt man in eine mit Brettern verſchalte viereckige Öffnung, die bis in den Thalgrund hinabreicht. Die Wände dieſes Schachtes ſollen mit großen Meſſern beſetzt ſein, welche die hineingeworfenen Verurtheilten, ehe ſie noch unten anlangten, tödtlich zerhackten. Die Ausſicht von den Wällen iſt herrlich. Im Park ſteht das ſchöne Denkmal einer früh verſtorbenen Batthyány. Einſt beſtand hier auch ein Paulinerkloſter. Im XVI. Jahrhundert erhielten es die Batthyány; jetzt gehört es den Nachkommen Chriſtof Batthyánys und Franz Schmid. In Hannersdorf (Sámfalva) macht ſich die alte, auf einem Berg erbaute Kirche bemerklich. In Burg (Óvár) ſtehen neben der Kirche die Trümmer einer Burg, in welcher König Matthias gerne geweilt haben ſoll. Dieſe Überlieferung iſt durch den Umſtand geſtützt, daß der bei der Burg aufragende Berg noch jetzt, nach einem der Kriegshelden Matthias' Kinizsyberg heißt. Zwiſchen dieſem und dem Eiſenberg (Vashegy) zieht ein ſchönes Thal bis nach Woppendorf (Ujfalu) hin. Dem Bezirk von Ober-Warth benachbart liegt der Günſer Bezirk, der mit ſeiner Nordgrenze einerſeits an Öſterreich, anderſeits an das Ödenburger Comitat ſtößt, im Oſten aber ſich mit dem Ausgangspunkt unſerer Rundreiſe, dem Steinamangerer Bezirk berührt. Seine Bodengeſtalt iſt bergig und die Gegend häufig ſehr romantiſch. Der größte Fluß iſt die Güns, die bei Zöbarn in Öſterreich entſpringt und als Zöbarnbach nahe bei Kirchſchlag auf ungariſchen Boden tritt. Hier nimmt ſie außer mehreren kleinen Bächen bei Langeck (Hoſſzuſzeg) den nördlich von Bernſtein entſpringenden Bach auf und heißt von da an Güns-Gyöngyös. Hauptort des Bezirkes iſt Güns.

Die alte Burg von Güns (Kőſzeg) ſtand auf der Stätte der jetzigen „alten Burg“ (Ó-vár); ihre Grundmauern ſind größtentheils erſt in unſeren Tagen freigelegt worden. Selbſt von den oberen Mauern der in einer Höhe von 609 Meter erbauten Burg ſind nur noch wenige Trümmer erhalten. Dort iſt jetzt eine Ausſichtswarte eingerichtet, die bei klarem Wetter einen weiten Rundblick geſtattet. Im Nordoſten erſcheint die kleine ungariſche Ebene, hinter der die Raaber und ſüdlicher die Sümeger Berge, dann die romantiſchen Kuppen am Plattenſee, der Ság und Somlyó das Auge bannen. Im Norden blinkt,

einem Spiegel gleich, der Neuſiedler See auf. Hinter ihm dunkelt das Preßburger, herwärts das Ödenburger, Lanſeer und Roſaliengebirge. Noch weiter zurück ragen öſterreichiſche Alpen: Schneeberg und Rax. Vor dem Gebirge liegen blumige Fluren, von Bächen durchſchweift, und aus den Dörfern ſchimmern weißgetünchte Häuſer. Nach Weſten iſt der Ausblick durch den 665 Meter hohen Zeigerberg geſperrt. Außer dieſer ſogenannten alten Burg ſtand am Fuße des Gebirges noch eine untere Burg, die den Güſſinger Grafen gehörte. Man ſieht davon ein längliches Viereck, mit je einem viereckigen Thurm an der nordöſtlichen und ſüdöſtlichen Ecke. Urſprünglich aber hatten alle Ecken Rundthürme, die an der ſüdöſtlichen und ſüdweſtlichen Ecke noch als Stümpfe erhalten ſind. Auch die Reſte der alten Mauern ſind noch zu erkennen. Die höhere Weſtmauer war mit Erkern geſchmückt, deren Tragſteine man noch unterſcheidet. Das Geſimſe iſt hier romaniſch gegliedert. Nach einem Verzeichniß aus dem Jahre 1586 enthielt die Burg damals 15 geräumige Zimmer, 2 große Säle, 14 Wohnſtuben, Granarien, Ställe und Keller. Der große Brand im Jahre 1777 zog eine durchgreifende Umgeſtaltung nach ſich, die Kapelle jedoch hat ihre alte Conſtruction behalten. Innerhalb des nach der innern Stadt führenden Thores hängt an der Wand ein großer Knochen, nach der Volksüberlieferung einem türkiſchen Rieſen zugehörig, der den Burggraben durchſchwimmen wollte; thatſächlich ſtammt er von einem Kameel her, deren gab es ja im türkiſchen Train genug und auch Margarethe Chóron, Witwe Chriſtof Nádasdys, ließ zu Anfang des XVII. Jahrhunderts einige ſolche Thiere im Burggarten durch gefangene Mohren warten.

Der Name Güns-Kößeg kommt in den alten Schriften als Gunza, Gunch, Kewßeg, Keußeg und Kußugh vor. Der deutſche Name iſt dem Günsfluß entlehnt, der ungariſche bezeichnet vermuthlich die auf einem Steine (Kö) oder aus Steinen erbaute Burg. Die eigentliche Gründung, auch der Stadt, geht auf den Ban Heinrich von Güſſing und deſſen Sohn Johann (um 1263) zurück. Aus dem Beſitz der Güſſinger Grafen ging die untere Burg an die Könige von Ungarn über. Karl Robert beſiedelte zu Beginn des XIV. Jahrhunderts die neben der unteren Burg entſtandene Stadt mit Deutſchen. Sigismund ſchenkte die untere Burg und Stadt (1392) dem Niklas Gara und deſſen Bruder. Die folgenden Beſitzer waren: Simon Palóczy und Michael Guthy-Orßág (1441), Kaiſer Maximilian (1491), Sigmund und Heinrich Prueſchenk von Stettenberg (1492), der Burghauptmann Niklas Juriſich (1529), erſt pfandweiſe, dann zum Lohne der erfolgreichen Vertheidigung als Erbgut, nach ihm Johann Weispriach, dann deſſen Schwiegerſohn, dann Niklas (junior) und Johann Juriſich, Baron Johann Chóron, hierauf deſſen Tochter, Frau Chriſtof Nádasdy. Im Jahre 1650 erhielt es Graf Dionys Széchy, deſſen Erben es 1695 auf immerwährende Zeiten an den Fürſten Paul Eſterházy verkauften.

Das glänzendſte Blatt der Stadtgeſchichte iſt die berühmte Vertheidigung durch Niklas Juriſich gegen etwa 200.000 Türken, deren Angriffe er mit 18 Huſaren, 18 deutſchen Reitern und 700 Mann Beſatzung heldenmüthig zurückſchlug. Der Großvezier Ibrahim langte am 5. Auguſt 1532 vor Güns an und begann ſchon am 10. Auguſt die Beſchießung, die er aber am 12., als der Sultan ſelbſt eintraf, unterbrach. Tags darauf ſchritten auf Befehl des Sultans die Türken bei ſtrömendem Regen energiſch zum Sturm, Tag und Nacht wurde die Stadt mit zahlreichem Geſchütz und wergumwickelten Brandpfeilen beſchoſſen, auf Sturmleitern verſuchten ſie die tapfer vertheidigten Mauern

Güns.

zu erſteigen. Zehn kleinere und neun Hauptſtürme wurden blutig abgeſchlagen. Nachdem alle dieſe opfervollen Angriffe vergeblich geweſen, auch im Lager Nahrungsmangel und eine Seuche ausgebrochen war, was die Kampfluſt immer mehr erſtickte, wünſchte der entmuthigte Großvezier den türkiſchen Waffen noch weitere Demüthigung und ſeinem Feldherrnruhm weiteren Schaden zu erſparen, er ließ alſo Juriſich vor dem entſcheidenden Sturm durch vier Abgeſandte zur Übergabe auffordern. Hierauf erſchien zwar Juriſich auf der Mauerbreſche, erklärte jedoch entſchieden, die von ſeinem König ihm anvertraute Feſtung lebend nie zu übergeben. Vergebens wiederholte Ibrahim ſeinen Antrag, er mußte ſeine Scharen zu neuem Sturme führen. Das in den überſtandenen Kämpfen arg gelichtete Häuflein der Vertheidiger verlor hiebei wiederum 60 Mann. Juriſich

ſelber zog ſich, von einer Kugel und einem Lanzenſtich verwundet, erſchöpft hinter eine Schutzmauer zurück, um dort den letzten Heldenkampf zu kämpfen. Die blutige Entſcheidung nahte. Mittlerweile verſammelten ſich die Greiſe, Frauen und Kinder aus der ganzen Stadt bei der St. Jakobskirche und harrten angſtvoll ihres Schickſals. Als ſie dann den verwundeten Helden, ihren geliebten Beſchützer mit ſeiner zuſammengeſchmolzenen Schar zurückweichen ſahen, machte ſich ihre Verzweiflung in einem furchtbaren Jammergeſchrei Luft. Der nachſtürmende Feind hielt, durch das ungewöhnliche Getöſe überraſcht, dieſen Ausbruch für den der Freude ob des Herannahens oder gar Eintreffens einer Hilfsſchar; plötzlicher Schreck übermannte ihn, ſeine Reihen ſchwankten, löſten ſich, wichen. Voll Geiſtesgegenwart benützte die tapfere Beſatzung dieſen günſtigen Augenblick und griff die Türken ſo kräftig an, daß ſie unter Zurücklaſſung zweier Fahnen in wilder Flucht das Weite ſuchten. „Gott und die Menſchen ſtreiten für die Stadt," ſagten die Janitſcharen, „gegen Allahs Willen können wir nicht ſiegen." Ibrahim, der die Lage der Beſatzung viel zu günſtig beurtheilte, wurde von Kleinmuth übermannt oder, was wahrſcheinlicher, er fühlte ſich durch ſeine Freundſchaft für Juriſich bewogen, neue Unterhandlungen zu verſuchen. Dieſe hatten den Erfolg, daß Juriſich von zehn Türken in die Stadt zurückbegleitet wurde, die auf der Breſche Wache ſtehen und die etwa Nachdrängenden zurückhalten ſollten; eigentlich aber hatten ſie die türkiſche Fahne auf der Stadtmauer aufzupflanzen. Unterwegs erſuchte der Janitſcharen-Aga Juriſich, er möge ihm geſtatten, die Citadelle zu beſichtigen. „Nein", ſagte Juriſich, „dort haben ergrimmte Spanier und Deutſche die Wache, die dein Leben nicht ſchonen würden; übrigens ſteht die Citadelle gar nicht unter meinem Befehl." Der Aga wagte vor Schrecken nicht weiter zu gehen, ſondern blieb zurück und ließ nur die gemeinen Janitſcharen unter das Thor der Citadelle treten, wo ſie reichlich mit Wein bewirthet wurden. Als dieſes Getränk gehörig wirkte, beſtiegen ſie mit Juriſich' Erlaubniß die Feſtungsmauer und ſteckten auf den Thürmen acht rothe Fahnen aus. Dieſer Anblick befriedigte das militäriſche Ehrgefühl Ibrahims, der nun ſofort Anſtalten zum Abzug des Heeres traf, nachdem er noch Juriſich erſucht hatte, für ſeine nicht transportablen Verwundeten und Kranken ſorgen zu wollen. So zog der Sultan, nach dreiwöchentlicher Belagerung, am 31. Auguſt von Güns ab. Dieſer Waffenthat hatte es Ferdinand zu verdanken, daß ſeine Scharen Zeit gewannen, ſich bei Wien zu ſammeln; als der Sultan dies erfuhr, nahm er ſeinen Weg nicht nach Wien, ſondern nach Steiermark und kehrte über Warasdin und Belgrad nach Conſtantinopel zurück. Juriſich hatte alſo Wien gerettet, und die Türken zum Rückzug veranlaßt.

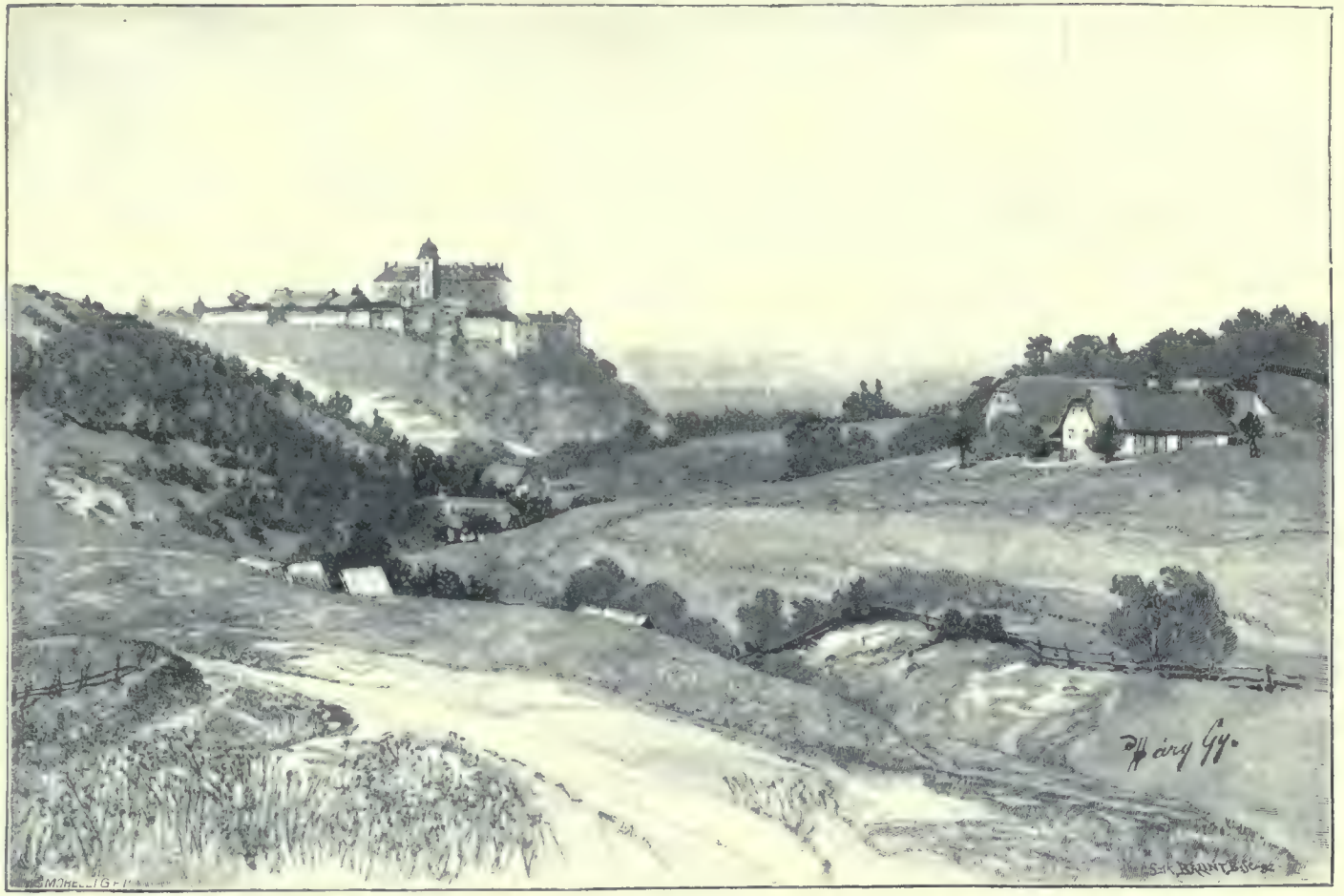
Während des Bocskay'ſchen Aufſtandes wurde die Stadt 1605 durch den Heiducken-führer Gregor Némethy belagert, wo denn die bedrängte und ihre Treue gegen Rudolf wahrende Bürgerſchaft Thomas Nádasdy, den Pfandbeſitzer der Veſte Güns, aufforderte,

die Stadt zu ſchirmen und dem Kaiſer zu erhalten. Némethy hatte jedoch Nádasdy bereits für die Bocskay'ſche Sache gewonnen und Nádasdy rührte keinen Finger zur Vertheidigung der Stadt, ſo daß ſie am Pfingſttage 1605 die Thore öffnete. Bald aber nahten die Kaiſerlichen und Bocskay's Schar mußte abziehen. Nun war Friede in der Stadt bis zu den Unruhen unter Gabriel Bethlen, die ihr freilich umſo ſchwerer zuſetzten. Am 14. December 1619 drang Johann Bogrády, Kapitän der Bethlen'ſchen Beſatzung von Ödenburg, mit etwa 1000 Huſaren in die Vorſtadt von Güns ein und forderte die innere Stadt zur Übergabe auf. Auf die abſchlägige Antwort ließ Bogrády die Vorſtadt anzünden und ſeine Soldaten mißhandelten und

Güns: Die Militär-Unterrealſchule — Wappen des Nikolaus Jurisich — Der „Magyare" und dahinter die St. Jakobskirche.

plünderten die Bürgerschaft. Schließlich war der Stadtrath gezwungen, Bethlen zu huldigen. Indeß war diese Huldigung nicht gar ernst gemeint und wiederholt mußten Bethlen's Scharen Güns wieder heimsuchen, ja, Bethlen selbst erschien im Herbste des Jahres 1620 und verheerte die Vorstadt von Grund aus.

Das Jahr 1676 verknüpft mit dem Namen Güns das Gedächtniß eines stürmisch bewegten Frauenlebens. Gräfin Maria Széchy, die „Venus von Murány", Witwe des Palatins Wesselényi, die einst von Dichtern Verherrlichte und von den Zeitgenossen Bewunderte, kam — so berichten die Daten des städtischen Archivs — nachdem sie die Erlaubniß erhalten, Wien zu verlassen, am 14. October 1676 nach Güns. Hier verbrachte die achtzigjährige kränkelnde Frau im Kreise der Verwandten, von deren Liebe gehegt, die letzte Zeit ihres kämpfereichen Lebens, starb im Juli 1679 und wurde in Güns begraben. Als Coloman Chernel im Jahre 1873 in der ehemaligen Jesuiten-, jetzt Benediktinerkirche zu St. Jakob die Familiengruft der Jurisich öffnen ließ, gab er sich besondere Mühe, die Ruhestätte der Palatinswitwe aufzufinden. Nachdem er die Jurisich'sche Gruft, sowie das unter dem Mittelschiff und Hochaltar der Kirche befindliche große Grabgewölbe durchforscht, ließ er auch eine Steinplatte heben, die eine dritte Gruft deckte. Sie liegt westlich vom Hochaltar, zwischen den beiden Reihen von Kirchenbänken ungefähr in der Mitte und ist an Größe und baulicher Beschaffenheit der Jurisich-Gruft ziemlich gleich. In ihrer nordöstlichen Ecke fand er einen in Stücke zerfallenen menschlichen Schädel, noch andere Knochenstücke und zwei niedrige Eisengestelle, auf denen nur ein einziger Sarg gestanden haben kann, der aber sammt seinem Inhalt, mit Ausnahme der erwähnten Leichenreste, so völlig zerfallen ist, daß nur etliche Staubhügel einigermaßen bekundeten, was hier einst aufbewahrt gewesen. Trotz dieses Mangels an sicheren Spuren ist es kaum zu bezweifeln, daß diese abgesonderte, einen einsamen Sarg enthaltende Gruft die der vielgeprüften Palatinswitwe ist, deren Bestattung in Güns ja durch verläßliche Daten bestätigt wird. Während des Tököly'schen Aufstandes (1681 bis 1685) war Güns der Schauplatz von Religionszwistigkeiten und blieb auch von den Kriegsereignissen nicht unberührt. Desgleichen litt es durch die Kämpfe Franz Rákóczys II. Die vielgeplagte Stadt war bald von den Kurutzen, bald von den Kaiserlichen besetzt. Am härtesten wurde sie durch den tapferen Rákóczy'schen Feldhauptmann Adam Béri-Balogh mitgenommen, der sie am 27. September 1710 zu belagern begann und, da er sie nicht zur Huldigung bewegen konnte, vollständig in Asche legte. Erzbischof Georg Széchenyi errichtete hier im Jahre 1687 ein Jesuitencollegium, das im Jahre 1777 an die Piaristen und 1815 an die Benediktiner überging. Hier hatte auch die einstige Districtstafel „jenseits der Donau" ihren Sitz. Das trefflich eingerichtete Waisenhaus wurde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch den Districtstafel-Präsidenten Anton Adelffi und den



Bernstein.

Raaber Propst Emerich Kelcz gegründet. Auch durch Anton Ferenczy fand das Vermögen namhafte Vermehrung.

Die Stadt liegt am Günsflusse, am Fuße der Berge, in sehr schöner Gegend. Sie hat angenehme Spaziergänge; Einwohner und Fremde wandern gern zum Sieben-, Reh- oder Hermannbrunnen, auf das alte Haus (Ó-ház) u. s. w. Die gesunde Luft trägt dazu bei, Güns als Sommerfrische immer beliebter zu machen; auch ist 1894 eine zweckmäßig eingerichtete Kaltwasserheilanstalt eröffnet worden. Die Einwohnerzahl beträgt 6.931; die Sprache ist meist deutsch, doch nimmt neuerdings auch das Magyarische zu. Die Hauptgebäude sind: die kürzlich erbaute schöne römisch-katholische Kirche, die Festung, das Waisenhaus, die Militär-Erziehungsanstalt, Honvédkaserne und Sparcasse. Auch besitzt Güns einen Musikverein, eine Frauen-Präparandie, ein Untergymnasium, Bürgerschulen für Knaben und Mädchen, eine Volksschule, Tuchfabrik, Dampfmühle. In der St. Jakobskirche befinden sich die Gedenktafel und Gruft der Kinder von Niklas Jurisich, mit deutscher Inschrift. Nach neueren Forschungen ist es wahrscheinlich, daß auch Jurisich selbst hier seine Ruhestatt gefunden. Die Erbauung dieser Kirche wird von Martin Rosnák, dem Chronisten der Belagerung von Güns, und nach ihm von Anderen dem Palatin Niklas, Sohne des früheren Palatins Niklas Garai, zugeschrieben. Nahebei steht die städtische Pfarrkirche oder ungarische Kirche, die mit ihrem unverhältnißmäßig hohen Thurme auf unserem Bilde auffällt; sie wurde 1615 durch die ungarischen Anhänger des Augsburger Bekenntnisses erbaut, die sie jedoch später an die Katholiken verloren. In den Jahren 1892 bis 1894 wurde auf dem Florianiplatz eine schöne gothische Kirche erbaut, die jetzt als Pfarrkirche dient.

Güns war früher selbständige königliche Freistadt, wovon aber nur noch der Titel übrig ist. Frohe Tage voll Glanz und Geräusch erlebte das sonst stille Städtchen während der Herbstmanöver 1893, als es den Apostolischen König und dessen gekrönte Gäste, den deutschen Kaiser und den König von Sachsen, in seinen Mauern begrüßen konnte. Unter den fürstlichen Gästen sah man noch den Herzog von Connaught, den Prinzen Ludwig von Baiern, die Erzherzoge Leopold Salvator, Franz Salvator, Albrecht, Friedrich, Eugen, Wilhelm, Josef und Ladislaus, dann die Minister und die anderen Notabilitäten. Seine Majestät der König und der deutsche Kaiser stiegen im Gebäude der militärischen Unterrealschule ab. Der König traf am 16. September Abends in Güns ein, um die später ankommenden hohen Gäste persönlich empfangen zu können. Die groß angelegten Manöver spielten sich vom 18. bis zum 21. September ab, wobei stets Güns der Rastplatz der Monarchen war. Die Stadt hat die Erinnerung dieser glänzenden Tage auf den schönsten Blättern ihrer Geschichte verzeichnet, das Interesse der ganzen civilisirten Welt war ihr damals zugewendet.

Unter den Ortſchaften des Bezirkes ſind die folgenden zu erwähnen: Rechnitz (Rohoncz) iſt von den weinſpendenden „Rechnitzer Bergen“ umgeben. Das von den Batthyány erbaute große parkumgebene Schloß gehört jetzt Julius Szájbély. Bernſtein (Boroſtyánkö) iſt eine alte Ritterburg auf 619 Meter hohem Felſen. Seit 1231 im Beſitz des Herzogs Friedrich von Öſterreich, wurde es durch Béla IV. zurückgewonnen; im Jahre 1270 übergab es Heinrich von Güſſing dem Böhmerkönig Ottokar. 1271 gelangte es an das Reich zurück und ging in den Beſitz Johanns von Güſſing über. Später kam es an Herzog Albrecht von Öſterreich, wurde jedoch 1291 durch Andreas III. wieder in Ungarn einverleibt. Von 1647 bis 1864 gehörte es den Batthyány, die es der Familie Egan verkauften; 1892 ging es, wieder durch Kauf, an Eduard Almáſſy über. Die Burg enthält 34 Zimmer, die als Wohnräume dienen. Die alten engen Fenſter wurden erweitert. Der große Saal hat Fresken, Reliefs und prächtigen Arabeskenſchmuck. In der Rüſtkammer befindet ſich altes Kriegsgeräth. Auch ein tiefer Brunnen iſt vorhanden, der der Sage nach irgend einmal mit der Burg zu Lockenhaus (Léka) in Verbindung geſtanden. Die Wälle, einſt mit waffenklirrenden Rittern bemannt, bilden jetzt einen blumigen, ſchattigen, durch Brücken und Treppen zuſammenhängenden Park. Die Umgebung der Burg iſt ein förmliches kleines Paradies und die Ausſicht von den Wällen auf die gebirgige Nähe und Ferne iſt entzückend. Bernſtein hat 1.291 deutſche Bewohner. In ſeinen Bergen wird Serpentin gewonnen, der ſich zu Ziergeräth und Schmuckgegenſtänden verarbeiten läßt. Auf dem nahen Kimmberg, wie auch auf dem Geſchrieben-Stein (Irottkö) bei Rechnitz, ſind Ausſichtswarten errichtet. Nahe bei Güns liegt Lockenhaus (Léka), deſſen Kloſter in ein fürſtlich Eszterházy'ſches Schloß verwandelt iſt; in der zugehörigen Kirche iſt die Gruft der Grafen Nádasdy und Draskovics, auch der im Jahre 1671 durch das Schwert hingerichtete Franz Nádasdy iſt hier beſtattet. Dieſer Nádasdy hat hier im Jahre 1655 ein Priorat der Auguſtiner-Eremiten geſtiftet, deſſen Einkünfte 1820 auf die Pfarre übergingen. Nur das Dorf lag damals auf dem Gebiet des Eiſenburger Comitats; die ſchön gelegene, doch größtentheils ſchon baufällige Burg gehörte zum Ödenburger Comitat und wurde erſt vor zehn Jahren dem Eiſenburger Comitat einverleibt. Lockenhaus kommt urkundlich um die Mitte des XIII. Jahrhunderts vor. Im XIV. Jahrhundert gehörte es bald den Grafen von Güſſing, bald den Kanizſay, nach deren Ausſterben es, im Wege der Präfection, Mitte des XVI. Jahrhunderts auf die Nádasdy überging; dieſen verblieb es, bis es, als die Güter des enthaupteten Judex curiae confiſcirt wurden (1671), dem Palatin Paul Eszterházy zufiel. Seitdem gehört es zum fürſtlichen Fideicommiß. Im Burghofe befindet ſich ein faſt 100 Meter tiefer Brunnen und unter den Trümmern der Burgkapelle ein eingeſtürztes gruftartiges Gewölbe, wo nach der Volksmeinung ein nach Rechnitz führender unterirdiſcher Gang mündet. Sehr intereſſant iſt der ziemlich gut

erhaltene Rittersaal, dessen prächtige gothische Bogen auf Säulen ruhen. Gegenwärtig werden die wankenden Mauern besser geschützt, ja man hat im neueren Flügel, der aus dem XVI. Jahrhundert stammt, zwölf Gemächer völlig in Stand setzen lassen. Sie enthalten jetzt die reichen Sammlungen des fürstlichen Secretärs Edmund Hußti, ein stattliches Museum von ethnographischen, numismatischen, archäologischen und besonders naturgeschichtlichen Gegenständen. Die Vogelwelt Ungarns ist da fast vollständig zu finden. Oberhalb von Velem steht die St. Veitskapelle, ehemals Burg, dann Einsiedelei, wo die Eremiten St. Veits weltfern hausten. In Poschendorf (Bozsok) steht die Curie der Familie Sibrik. Kis- und Nagy-Csömöte waren im XVI. Jahrhundert im Besitze der ansehnlichen Familie Csemethey. Alle diese Orte liegen, wie auch die rein magyarischen Gemeinden des Bezirkes Lukácsháza (Lukätschdorf), Luding (Ludad) und Seregélyháza, an der Bahnlinie Güns-Steinamanger.

Die Hienzen.

Karl der Große gründete in der avarischen Mark seines Reiches, dem jenseits der Donau gelegenen Theile des jetzigen Ungarn, baierische und fränkische Colonien, die sich in slavischer Umgebung unter fränkischen Markgrafen weiter entwickelten. Die Eroberung des Landes durch die Magyaren verdrängte diese Ansiedlungen westwärts, vernichtete sie aber nicht; vielmehr verstärkten sie sich wahrscheinlich im Laufe der Zeit durch einen Theil der in den deutschen Feldzügen gemachten Gefangenen. Später wanderten hier mächtige deutsche Magnaten und Edle ein, so die Grafen von Güssing und Guthkeled, die Wasserburg und Jäk; sie bauten Burgen und Städte und brachten ihre Vasallen, sowie deutsche Ansiedler für ihre Güter mit. Auch das benachbarte Österreich und Steiermark kräftigte diese deutschen Elemente, besonders da um die Mitte des XV. Jahrhunderts die Könige von Ungarn einen Theil des Ödenburger und Eisenburger Comitats dem Herzog von Österreich und später dem deutschen Kaiser überließen. Ferner fanden viele aus Österreich und Steiermark vertriebene Protestanten hier eine Zuflucht. So entstand in den Comitaten Eisenburg und Ödenburg die deutsche Bevölkerung, deren größter Theil Hienzen oder Heanzen genannt wird, ein Name, der wohl mit Heinrich, beziehungsweise Heinz zusammenhängt.

Die eigenthümliche Mundart der Hienzen ist der steierischen verwandt, von der sie sich jedoch anderseits, wie auch von der gewöhnlichen österreichischen entschieden unterscheidet; in manchem wesentlichen Zuge stimmt sie mit der im Viertel am Mannhartsberg (Niederösterreich) gesprochenen, sowie mit der der Deutschen im Westen des Preßburger und Wieselburger Comitats überein. Charakteristisch sind: der tonische Accent, durch den

die weich und wellig hingleitende Sprache etwas Singendes bekommt, die Neigung zum Dehnen („guid'n Muring" = guten Morgen, „a julicha" = ein solcher, „hiazat" = jetzt, „Kauch" = Koch, „Beischof" = Bischof), der Doppellaut „ui" („Muida" = Mutter, „Krui" = Krug, „huischt'n" = husten), die Form „si" (= es) des persönlichen Fürworts u. s. w. Auch fallen viele eigenthümliche Ausdrücke auf, so heißt der Dienstag „Jarti, Irita" (Eru, Tyr, Ziu ist bei den alten Germanen der Gott des Kampfes) und der Donnerstag „Pfinsta". Die Leute von Wiesen (Rétfalva) pflegen ihre Worte zu wiederholen („Repetirheanzen"). Auch nach dem Zeugniß der Mundart sind die Hienzen nicht ostwärts gedrungenes österreichisch steierisches Element, obgleich auch diese Völkerbewegung bei ihrer Bildung mitgespielt hat, sondern ein in Masse übersiedelter Zweig eines besonderen (fränkischen?) Stammes.

Auf Grund dieses eigenartigen Dialectes ließe sich die Verbreitung der Hienzen ziemlich sicher bestimmen, doch haben die Forschungen darüber noch zu keinem allgemein anerkannten Ergebniß geführt. Manche zählen auch die „Heidebauern" des Wieselburger Comitats, Andere das ganze Ödenburger Comitat hinzu, von dem aber eigentlich nur die Gegend südlich und südöstlich von der Stadt Ödenburg hiehergehört. Am Neusiedler See wohnen „Spiegelheanzen". Die östliche Grenze ist die Günser Gegend, die südliche Dobra und St. Gotthard. Der Kern der Hienzen jedoch bewohnt die westliche Berggegend des Eisenburger und die südwestliche des Ödenburger Comitats, die sogenannte „Puglate Welt".

In diesem Berglande galt es Urwälder auszuroden. Die Äcker erklimmen mitunter steile Lehnen und lohnen den sauren Schweiß stellenweise blos mit etwas Hafer und Kartoffeln. Die engen Thalgründe sind meist sumpfige Wiese. Ein romantisches, aber ärmliches Land. Den Bewohnern sieht man das harte Ringen um Brot an. Es sind zumeist hohe, hagere, etwas vorgebeugte Gestalten aus Knochen und Sehnen. Das Gesicht ist länglich, das Profil scharf geschnitten, mit starker Nase, breitem Munde, schmalen Lippen, oft etwas hervorstehender Oberlippe und schmalem, doch regelmäßigem Kinn. Die Burschen haben nicht selten einen strammen Wuchs, schönen Kopf und ein intelligentes Gesicht mit schwachem Barte: wenn sie aber früh heiraten und die Wirthschaft übernehmen, beugt sie die schwere Arbeit bald und die Sorge furcht ihr Antlitz. Auch die Weiber sind nur als Mädchen hübsch; Familie, Haushalt und Wirthschaft, eine dreifache Last, machen sie schon mit 30 Jahren alt. Diesen Verhältnissen entspricht auch ihre Gemüthsart. Der Hienze ist oft verschlossen, wie die Schlupfwinkel seiner Berge, wie so manches Dorf, zu dem das Bett des Baches noch vor wenigen Jahren als einziger Pfad führte. Eine Geschichte voll Unbilden und ein Leben voll Kämpfe haben ihn mißtrauisch gemacht. Bildung und Reisen haben ihm das Gute, die Behaglichkeit kennen gelehrt, die Armuth

jedoch versagt ihm Alles und läßt ihm zuweilen nur den Neid und etwas Spottsucht. Der karge Boden läßt keinen Bauern wohlhabend werden und auch die Städter finden nur an wenigen Punkten günstigere Bedingungen; so haben es die Hienzen zu keinem hinreichend bestimmten socialen Charakter gebracht, dagegen verstehen sie es überall, sich den Verhältnissen anzuschmiegen. Allein durch denselben Kampf ums Dasein ist der Hienze im Allgemeinen tüchtig, nüchtern, pflichtbewußt, religiös, arbeitsfähig, abgehärtet und anstellig geworden. Er ist vorurtheilslos und nicht beschränkt, obgleich er an seinen Überlieferungen und der Heimat hängt. Dem Fremden gegenüber zurückhaltend und verschmitzt, ist er dem Freunde desto treuer und schafft sich ein intimes Familienleben. Auf seine blühenden Schulen verwendet er große Sorgfalt. Der Hienze ist geborener Pädagog, der trefflichste Lehrer. Die Volksbildung steht auf hoher Stufe. Das Land dankt den Hienzen gar viele treffliche und einige hervorragende Männer. Der ganzen Welt habe sie den Klavierkönig Liszt und den Fürsten der Anatomen, Hyrtl, geschenkt. Und wie diese, obgleich sie nicht ungarisch konnten, sich selbstbewußt als Ungarn bekannten, so sympathisirt der Hienze überhaupt, obgleich seiner eigenen Sprache treu, mit dem Magyaren, lernt gern dessen Sprache und schickt sein Kind eigens „ins tuife Ingerland", um es ungarisch lernen zu lassen.

Auch in seiner Tracht ist etwas Ungarisches. Die Hose ist gewöhnlich anliegend, oft verschnürt, früher (in Ödenburg auch gegenwärtig) aus Leder, jetzt aus dunklem Tuch, und steckt meist in hohen Stiefelschäften. Dazu trägt er eine bis an den Hals zugeknöpfte, dicht mit Bleiknöpfen besetzte „Weste" aus dunkelblauem Tuch und über dieser einen weniger dicht mit Knöpfen benähten „Janker", auf dem Kopfe einen runden Hut mit breiter Krämpe, zuweilen auch eine schlafmützenartige Mütze (im Winter bisweilen unter dem Hute.) Der verheiratete „Hauer" von Güns trägt über dem Feiertagsgewand noch den weiten faltenreichen Mantel mit großem Kragen aus dunkelblauem Günser Tuch. Früher trug man auch hellblaue, mit Fuchspelz verbrämte Mäntel. Die weibliche Tracht ist einfach, ohne besonderen Zierat; zu feineren Stickereien und dergleichen hat man keine Zeit. Frauen und Mädchen tragen einen langen, vielgefältelten, hie und da hellfarbigen, meist aber gleichfalls dunkelblauen Percailrock und einfaches Mieder. Der Kopf ist zugebunden, selbst in der Stube. In Güns tragen sie zwei Tücher, das untere auf Haubenart über den Zopfwickel gezogen. Das weiße Feiertagstuch („Fetzen") ist nur noch selten zu sehen. Die Mädchen flechten sich an vielen Orten einen Zopf, doch gebührt dieser in manchen Gegenden nur den unbescholtenen.

Kommt man aus kroatischer Gegend, so ist man überrascht von der Nettigkeit und Sauberkeit des Hienzenhauses. Wer aber von Westen kommt, findet es nach den burgartigen, stockhohen Gebäuden des reichen steierischen Bauern wohl unansehnlich.

Allein der Hienz ist kein Stubenhocker, lebt genügsam und braucht kein geräumiges Heim. Sein Viehbestand füllt nur einen kleinen Stall, und auch das Preßhaus, ein an manchen Orten charakteristischer Bestandtheil seines Hofes, wird überflüssig, wo sein Weingarten von durchschnittlich 50 „Pfund“ (100 Pfund = 4 bis 8 Joch) der Phylloxera zum Opfer gefallen ist. Seine Ernte braucht auch keine allzu große Scheuer, denn Bauern mit einer ganzen Session sind selten. (Eine Achtelsession ist in der Ödenburger Gegend 3 bis 7 Joch groß.)

Das Hienzenhaus zeigt, je nach der Baustelle und den Verhältnissen der Bewohner verschiedene Formen, hat aber in seiner einfacheren und ursprünglicheren Gestalt im Allgemeinen den Typus des oberdeutschen Bauernhauses bewahrt. Die früher zumeist alleinstehenden, ganz geschlossenen Höfe reihen sich jetzt auf schmalen Hausstellen als längere Gassen hin; zuweilen ist ein Hof zweien gemeinsam. Früher waren es Holzhäuser, jetzt sind sie zumeist aus Stein und mit Dachziegeln oder Schindeln gedeckt. In den Dörfern der Günser Gegend haben gewöhnlich drei Seiten der Hausstelle ein fortlaufendes Dach. Unter diesem öffnen sich, in der Mitte der Gassenseite, Thor und Thür. Die rechte Seite bildet das Wohnhaus, das seine Giebelwand der Gasse zukehrt; ihm schließt sich hinten, im rechten Winkel, die mitunter schon an die Bergseite gelehnte Scheune an. Die Hofseite des Wohnhauses entlang läuft erhöht der von hölzernen (mitunter gemauerten) Säulen gestützte Hausgang („Gräd'n“). Von hier aus betritt man das bisweilen mit Geschirrbrettern geschmückte Vorhaus („Lab'm“). Dieses ist mit der fensterlosen, den offenen Herd enthaltenden Küche durch eine große, thürlose Öffnung verbunden, die, oben durch einen Balken („Mandlpam“ = Mantelbaum) abgeschlossen, ohne Zweifel ein Überbleibsel des früheren Kaminhalses ist. Aus dem Vorhause tritt man rechts in die oft gedielte Stube und hat gegenüber zwei Gassenfenster, rechts ein Guckfensterchen nach dem Hofe. Da steht in einer Ecke der schwarze, nußhölzerne Tisch mit zwei Laden, er hat neben sich zwei Bänke und über sich ein Schüsselbrett. Gegenüber steht der Ofen mit der beliebten Ofenbank; daneben das hochgethürmte Bett, meist mit einem Himmel, der Stolz der Hausfrau. Weiteres Linnen sammelt diese in der auf Füße gestellten Gewandtruhe und im Schrank. Kleider werden auch auf die unter der Balkendecke hängenden Stangen gebreitet. Links vom Vorhause liegt die durch ein Fenster erhellte Speisekammer („Ritting“, vielleicht = Gehüttung). Sie war im vorigen Jahrhundert, als man noch nicht aus Stein baute, ein alleinstehendes Häuschen, dessen dick mit Lehm verschmierte Wölbung und Wände eine gewisse Feuersicherheit boten. Vom Hausgang steigt jenseits der Vorhausthüre eine Treppe auf den Boden hinauf und in den Keller hinab, und vom Hausgang öffnet sich auch die Thüre des fensterlosen Stalles. Hinten ist die Tenne, die man durch ein Thor betritt, daneben links die Scheuer („Stad'l“,

vor dieſer die Hühnerſteige. An der linken Seite der Hausſtelle ſteht der Schweineſtall („Kob'n"). Links vom Thor, mit dieſem unter einem Dach, befindet ſich ein geräumiger Wagenſchuppen, der ſich nach dem Hofe öffnet. Zuweilen bildet das Hienzenhaus einen von allen Seiten geſchloſſenen Vierkant (fränkiſcher Hof). Die Mitte des Hofes nimmt die für das Hienzenhaus charakteriſtiſche Düngergrube in ihrem hölzernen Kranz ein. Im ſüdöſtlichen Theile des Gebiets, wo die Hienzen ſich ſchon mit Magyaren und Slaven berühren, herrſcht häufig noch das hölzerne Haus vor und auch die Anordnung des Hausplatzes weicht vielfach ab.

Die Hauptbeſchäftigung des Hienzen iſt die mit Viehzucht verbundene Landwirthſchaft. Sein geringes Ackerland iſt oft ſehr zerſtückelt und zerſtreut und die etwas primitive Bearbeitung, hie und da mit eigenthümlichen Werkzeugen, z. B. dem Sommerſchlitten, dem „Leitenpflug", iſt zeitraubend, zerſplittert die Kräfte und zahlt ſich nicht gut aus. Um hinreichend Brot zu haben, muß alſo der Hienz ernten, auch wo er nicht geſät hat. Während ſein Bischen Getreide in den heimiſchen Bergen reift, das übrigens oft ſelbſt durch die weiblichen Hände zu bewältigen iſt, geht er als Schnitter oder Dreſcher zu ſeinem Wieſelburger Nachbar und in das ungariſche Alföld, zuweilen auch nach Niederöſterreich, und verdient ſich damit oft Brot für das ganze Jahr. In mancher Hügelgegend erzielt er guten Wein und „führt" ihn ſelber nach Niederöſterreich, deſſen Wein durch die Miſchung ſüffiger wird. Seine beſten Obſtſorten, die berühmten Maſchanzger Äpfel, die Kirſchen und Kaſtanien werden von den Weibern meiſt nach Wien geſchafft. Dort iſt auch der Markt des Vogelſtellers, der mit außerordentlicher Geſchicklichkeit in eigens gemietheten Revieren die Krammetsvögel, aber auch Schnepfen und Rebhühner zuſammenfängt; früher trug er ſeine Nachtigallen bis nach Italien. Als Geflügel-Hauſirer durchſtreift er weite Landſtriche und ſammelt in ſeinem Käfigwagen alles Hausgeflügel. In den entlegenen Wäldern gibt es Kohlenbrenner.

Eigentlich iſt der handfertige, anſtellige, auskunftreiche, rührige Hienz durch ſeine Lebensverhältniſſe mehr für Handel und Gewerbe, als für die Landwirthſchaft beſtimmt. Außer den erwähnten Bodenproducten bringt er auch ſeine gewerblichen Erzeugniſſe (z. B. Böttcherwaaren) gerne ſelber auf ferne Märkte. In den näheren, von Magyaren bewohnten Orten iſt meiſt der Hienz der Gewerbsmann. Die Landſeer Maurer arbeiten den Sommer in Budapeſt und Wien, auch die Zimmerleute von Unter-Rabnitz gehen ins Weite. Die Thonwaaren von Stoob ſind vortheilhaft bekannt. Die Drechsler und Siebmacher ſtehen noch gut, die ehemals blühenden Bekleidungsgewerbe jedoch ſind durch die Fortſchritte der Fabrikstechnik und die Geſchäftsweiſe des Großkapitals bedeutend zurückgegangen. Als Hausinduſtrien ſind noch die Korbflechterei und Beſenbinderei zu erwähnen.

Die einfache Nahrung des Hienzen besteht aus Kartoffeln und Bohnen, Quarkstrudel, zuweilen Kraut mit Selchfleisch, dazu Roggenbrot oder an manchen Orten gutes weißes Weizenbrot nach ungarischer Weise. Im Trinken herrscht große Mäßigkeit; stellenweise trinkt man Apfelwein, zur Kirmeß auch Meth.

Die Volksbräuche spielen im Leben des Hienzen keine große Rolle und die Welt seiner Vorstellungen ist dem Aberglauben weniger unterthan. Da er aber an seinen Überlieferungen hängt und so weltabgeschieden lebt, hat er sich immerhin viele bedeutsame Züge eines uralten Volkslebens und Volksglaubens bewahrt. Doch sind diese nicht überall gleich,

Hienzenhäuser zu Rechnitz.

oft sieht man ihnen den Einfluß der Umgebung an und ein Theil ist allgemein verbreitet. Die nachstehend mitgetheilten entnehmen wir größtentheils handschriftlichen Aufzeichnungen aus der Gemeinde Bergwerk (Bánya) in der Gegend von Schlaining (Szalonak).

Das Kind. Die Kindbetterin legt, um die Hexen vom Neugeborenen abzuwehren, ein Buch unter ihr Kissen oder ein Stück Eisen unter ihr Bett, sie bezeichnet ihre Thüre mit einem Trudenfuß (Pentagramm) und leckt ihrem Kinde, wenn sie sich von ihm entfernt, die Stirne. Einen Wechselbalg darf man, so sehr er auch weinen mag, nicht berühren, dann kehrt das richtige Kind zurück. Gegen das Besprechen („verschrian") wird das Kind gebadet. Die Wöchnerin blickt in keinen Spiegel, denn sie fürchtet dann dem Teufel ins Gesicht zu sehen; auch das Kind läßt sie nicht hineinschauen, damit es nicht feig werde.

Das Wäſchewechſeln kann gleichfalls Unheil ſtiften. Hat das neugeborene Kind Zähne, ſo zieht man ſie ihm aus. In das erſte Bad wird Milch gemiſcht, das macht das Kind ſchön. Zu gleichem Zwecke wäſcht ſich der Pathe, ſobald er dieſes Amt übernommen hat. Wem mehrere Pathenkinder geſtorben ſind, der wird nicht zu Gevatter gebeten. Vor dem Kirchgang wirft die Pathin, wenn ſie die Schwelle des Hauſes überſchreitet, Eßzeug über den Kopf hinter ſich. Heimgekehrt, legt man den Täufling in einen Winkel und verrichtet geſchwind irgend eine Arbeit, damit das Kind emſig werde. Ein weiblicher Säugling wird in einen Bienenkorb gethan, um ſeinerzeit viele Freier zu haben. Ein Kind darf man nicht zum Fenſter hinausreichen, ſonſt haſchen es die Böſen; wenn man über eines hinwegſchreitet, wächſt es nicht. Zwei Säuglinge gleichen Geſchlechtes und Alters darf eine Frau nicht gleichzeitig ſtillen. Während des erſten Jahres wird das Kind nicht gekämmt und gebürſtet, da es ſonſt an Kopfweh leiden wird; ſchneidet man ihm das Haar, ſo wird es dickköpfig. Trifft es der Regen, ſo kriegt es Sommerſproſſen; ſchlägt man es auf den Mund, ſo iſt Zahnſchmerz die Folge. Auch iſt es nicht rathſam, mit einem Beſen danach zu ſchlagen. Die Nägel werden ihm nicht abgeſchnitten, ſondern abgekaut, weil es ſonſt diebiſche Hände kriegt. Entwöhnt wird es am beſten im Faſching, damit es ſtets luſtig ſei, oder am St. Johannestag, zur Kirſchenreife, damit es ebenſo rothbackig werde. Kleider darf man ihm nicht anmeſſen, ſonſt wächſt es nicht, und flicken darf man ſie ihm am Leibe auch nicht, ſonſt wird es vergeßlich. Verzehrt das Kind einen Schweinsrüſſel, ſo wird es im Alter alles umwerfen und zerbrechen. So viel Schritte das Mädchen mit einem bloßen Fuß thut, ſo viele Jahre wird ſie auf einen Freier warten müſſen; der Knabe bekommt ebenſo oft die Ruthe. Wenn das Kind als erſte Fleiſchſpeiſe Vogelfleiſch ißt, kriegt es eine gute Stimme.

Hochzeit. Der Jüngling läßt ſich mit 18 Jahren in die „Burſchenſchaft“ aufnehmen und hat nun das Recht, „fenſterln“ zu gehen. Iſt er mit ſeiner Erwählten einig geworden, ſo fragt er erſt ſelbſt bei ihren Eltern an und ſchickt, wenn deren Beſcheid ermunternd geklungen, ſeinen Vater zur eigentlichen Brautwerbung („Bittlſchaft“). Nun wird ein Tag zum „Gwißmachen“, das heißt zur Anordnung der Vermögensfrage vereinbart. Dieſem folgt ein Mahl, bei dem die Verlobten Geſchenke tauſchen. Vor der Trauung ſchickt an manchen Orten der Bräutigam der Braut ein Paar Schuhe, dieſe hinwieder dem Bräutigam ein Hemd. Die Hochzeit ſelbſt hat wenig Eigenthümliches. Hie und da zieht die Braut ein zerriſſenes Hemd oder einen löcherigen Strumpf an, um reich zu werden. Anderswo zündet man, wenn eins der Verlobten nicht tadelfrei iſt, auf ſeiner Seite die Altarkerze nicht an. Zum Tanz erſcheinen die Freunde des Bräutigams zuweilen vermummt. Wenn die junge Frau das Haus zum erſten Male betritt, ſchneidet ſie mit hölzernem Meſſer einen Brodlaib an und hebt die Schnitte auf; der obere Theil gehört dem Manne,

der untere der Frau; weſſen Stück früher ſchimmlig wird, ſtirbt früher. Dann muß ſie einen Topf Kraut einſalzen, um eine gute Hausfrau zu werden. Endlich ſchaut ſie in den Backofen, um ſich nicht zu den Eltern heimzuſehnen.

Der Jahreskreis. Bei dem erſten Austrieb im Frühling ſchneidet man dem Vieh etwas Haar zwiſchen den Hörnern weg, damit es nicht ſtößig ſei. Zu dieſer Zeit bedeutet es Glück, wenn das Vieh ein auf die Schwelle des Stalles gelegtes Ei nicht zertritt. Beim Heimtreiben im Herbſt, am Martinitag, trägt der Hirt eine „Mirtengart'n" (Martiniruthe) in die Häuſer und wünſcht damit Glück. Beim Säen wird auf den Sack mit Saatkorn Erde gelegt, um gute Ernte zu erhalten; wird der Knoten des Tuches, in dem man das Saatkorn hält, nicht aufgebunden, ſo wächſt kein Unkraut. Einen Getreidehalm mit zwei Ähren zu finden, iſt Glück. Gegen Hagelſchlag iſt es gut, die drei erſten Hagelkörner ins Feuer zu werfen. Umhegt man den Acker mit einem auf Pfähle gebundenen Faden, den man mit einer aus Schmeer und Schießpulver bereiteten Salbe beſtrichen hat, ſo wird innerhalb des Fadens nicht Maus, noch Vogel Schaden anrichten. Nach der Leinausſaat ißt man mit Leinöl bereiteten Kuchen, um viel Flachs zu erhalten. In der Nacht des Thomastages („reichi Nacht") geht man auf den Kreuzweg und horcht; woher Geſang ſchallt, da wird in dieſem Jahre geheiratet werden, und woher ein Klopfen tönt, dort ſteht ein Begräbniß bevor. Am Jakobstage darf man kein Brot backen, denn das Feuer ſchlägt zum Ofen heraus. Auch das Bleigießen („Leſeln") iſt bekannt, desgleichen das Karbatſchen am Tage der unſchuldigen Kindlein, um ſich die Geſundheit zu ſichern. Am Dreikönigstag kommen 9 Gänge auf den Tiſch, darunter gedörrte Birnen. Von jedem Gang wird etwas für die „Budlfrau" (andern Ortes „Lutzlfrau") aufgehoben, welche an dieſem Abend die Kinder beſucht, wie anderwärts der Nikolo oder Krampus. Durch ein Dorf, in dem während des Faſchings keine Hochzeit ſtattgefunden hat, wird ein Block gezogen (das „Blockziehen"). Am Aſchermittwoch wird der Faſching begraben, indem man unter allerlei Ceremonien den größten Kranz des Tanzſaales einſcharrt. Am Johannistag werden Hollunderblüten auf Krapfenart ausgebacken; auch zündet man Feuer an wie zu Oſtern und Pfingſten. Das Oſterfeuer verbrennt mit dem Weizenſtroh auch den Weizenbrand. Oſterſonntag nachmittags iſt „Griangehn", das heißt die Hausleute gehen aufs Feld und beten bei jedem Acker. Die Proteſtanten ſtecken das Schulterblatt eines Schweines in die Erde, damit der Weizen fett werde, die Katholiken aber Weidenkätzchen gegen den Hagelſchlag. Am Vorabend von Pfingſten wird mit der Peitſche gekuallt; wer am erſten Pfingſttage zuletzt aus dem Bett iſt, wird „Pfingſtluken" (Nachhatſcher) genannt. Der Frühling heißt „Auswärt", der Herbſt „Hiriſt".

Sonſtiger Volksglaube. Das am Sonntag nach Neumond geborene Kind („Neuſonntagskind") ſieht Alles; im Dunkeln kann ihm viel Böſes zuſtoßen („angradig").

Nach Abendläuten darf man keine Milch herausgeben, kein Waſſer ausſchütten, nicht fegen. Das Mädchen wendet ſich mit dem Rücken gegen die Thüre und wirft ſeinen Schuh über den Kopf zurück. Fällt er mit dem Schnabel gegen die Thüre, ſo heiratet ſie im ſelben Jahre. Oder ſie ſchüttelt den Kirſchbaum; von welcher Seite dabei Hundegebell erſchallt, dahin wird ſie heiraten. Am Herd erſcheinen zuweilen die längſt verſtorbenen Hausfrauen. Den Mond nennen die Kinder „Maon-Ahndl“ (Mond-Großväterchen), die Sonne „Sunn-Ahndl“ (Sonnen-Großmütterchen).

Hexen und dergleichen. Durch einen vor Georgi gefundenen vierblättrigen Klee kann das Mädchen in der Weihnachtsmeſſe die Hexen erblicken, die dem Altar den Rücken kehren. Übertritt die Wöchnerin vor 14 Tagen den Strich der Dachtraufe, ſo wird ihr Kind verhext. Die Hexe geht nämlich durch den Rauchfang ein und aus, oft aber ſtreicht ſie auch als altes Weib vor dem Hauſe herum und macht die Kuh unergiebig, oder ſie ſchreckt in Katzengeſtalt an den Kreuzwegen, oder ſie nimmt die Geſtalt eines Haſen an und verſchwindet, wenn der Jäger auf ſie ſchießt, wobei nur eine Feder auf dem Platze zurückbleibt. Oft erregt ſie ein Gewitter und dieſes hält 9 Tage an, wenn ſich Jemand erhenkt hat. Menſch und Thier kriegt durch ſie den „Hexenſchuß“. Zuweilen aber nützt ſie dem Menſchen, als „Tragerl“, das Eſſen ins Haus trägt. Beſondere Geſtalten des Hienziſchen Volksglaubens heißen: Hex, Tragerl, Tſchankerl, Trud, Nocken, Schradl, Rawuzel, Wauwau. Der Kranke wird beſprochen („aonſpreicha“).

Das Hienzenländchen iſt ſchön und intereſſant. Dem Touriſten bietet es dankbare und bequeme Ausflüge, zum Sommeraufenthalt iſt es beſonders geeignet.

Hof eines Hienzenhauſes zu Pernau.

Burg Forchtenstein.

Das Ödenburger Comitat.

Ödenburg (Sopron), das Comitat der Eszterházy und Széchenyi, ist eines der anmuthigsten Comitate jenseits der Donau. Dort schimmert in goldenem Ährenschmuck die Ebene der Raabau, dort glühen von feurigem Weine die anziehenden Ufer des Neusiedler See's und an der Landesgrenze heben sich prächtig die Höhenzüge des Rosalien- und Leithagebirges.

Nach der Bodengestaltung scheidet sich das Comitat in zwei Theile: den östlichen, die Raabau (Rábaköz), eine vollkommene Ebene, die dem Preßburger Becken oder kleinen ungarischen Alföld angehört, und in den westlichen, der sich zu Bergen und Hügelrücken wölbt.

Die Ödenburger Berge sind, wie die Erhebungen des „Dunántul" überhaupt, geographisch Ausläufer der Ostalpen; geologisch jedoch setzen sie den nordöstlichen Zweig der Centralkette der Ostalpen fort, indem der Kern ihres Grundgebirges aus krystallinischem Schiefergestein besteht, über dem die der paläozoischen Gruppe angehörige Grauwacke ihre Gesteine lagert. Auf dieser Grundformation unterscheidet man drei Bergzüge: das Rosalien- und Leithagebirge, dann den Rust-Kroisbacher Hügelrücken am Neusiedler See.

Das Rosaliengebirge (Rozália hegység) streicht im Ganzen und Großen von Süd zu Nord und bezeichnet mit seinem Grat die Landesgrenze. Seine größte Höhe

erreicht es bei der Rosalienkapelle, 746 Meter über der Adria. Die Aussicht von hier ist überaus lohnend. Südwestlich erblickt man das letzte gewaltige Massiv der steierischen Alpen, den Wechsel (Hoher Umschluß, 1738 Meter), im Westen das äußerste, fast immer schneebedeckte Haupt der österreichischen Alpen, den Schneeberg bei Wiener-Neustadt, mit einem Gewühl von Kuppen hinter sich; vor dem Schneeberg die steilen Abstürze der Hohen Wand; nördlicher die mannigfaltige Gebirgswelt des Wiener Waldes und die östlich von diesem hingelagerte Ebene des Wiener-Neustädter Beckens mit ihren zahllosen Ortschaften; dann an der Landesgrenze die ganze Kette des Leithagebirges, hinter dem der Hundsheimer Kogel und noch weiter die kleinen Karpathen blauen; östlich hat man gerade zu Füßen den langen Grat des Ödenburger Gebirges mit den kurzen, aber steilen Seitengraten, die es nach Norden vorschiebt; jenseits Ödenburgs blinkt der Spiegel des Neusiedler Sees, hinter dem die Ebene zu beiden Seiten der Donau hingebreitet scheinbar endlos mit dem Horizont verschmilzt. Auch im Süden wimmelt ein Durcheinander von Kuppen, die Schomlauer und Bakonyer Berge.

Von diesem Knotenpunkte strahlt ostwärts, mit einer leichten Abschwenkung nach Süden, das Ödenburger Gebirge aus, dessen Grathöhe von 600 Meter immer mehr sinkt, bis es südlich der Stadt Ödenburg mit dem 275 Meter hohen Harkauer Kogel endet. Diese Kuppe wird wegen ihrer regelmäßigen, mützenförmigen Gestalt von Vielen für einen künstlichen Hügel gehalten, ist aber doch nur eine alleinstehende Masse von glimmerhaltigem Gneis.

Der Hügelrücken am Neusiedler See beginnt nördlich von Kohlenhof (Kópháza) mit dem 225 Meter hohen Steinberg und zieht dann dem Seeufer parallel nordwärts bis Oggau (Oka). Der dem See zueilende Kroisbach (Rákos) schneidet ihn entzwei; der kleinere, südliche Theil heißt Zarhalm, welcher Name auf die ersten Jahrhunderte des Magyarenthums zurückweist; seine Übersetzung hat sich im „Kohlenberg" (Kahlenberg) südlich vom Finkenkogel erhalten. Sein höchster Punkt ist der Finkenkogel (260 Meter), der nördliche Theil erreicht im Hausberg 283 Meter. Dieser Hügelzug hat ein Grundgebirge von krystallinischem Gestein, das größtentheils von Leithakalkstein bedeckt ist; dieser wird in den berühmten Steinbrüchen von Kroisbach und St. Margarethen (Margita) gebrochen. Aus den hier geschnittenen Quadern sind große Wiener Bauten, wie die neue Universität, die Hofmuseen, das Rathhaus, der Justizpalast u. s. w. errichtet. Der treffliche Stein war schon den Römern werth und sie legten zahlreiche Steinbrüche an; einer von diesen, auf dem Gipfel des Hölzlstein, nördlich von Oggau, läßt ihr Verfahren deutlich erkennen. Das Geröll der krystallinischen Gesteine bildet eine Kiesablagerung, welche (beziehungsweise ihre Verwitterungsproducte) fast überall den Untergrund für den berühmten Rußter Wein bildet.

Das Leithagebirge (Lajta-Hegység) an der Nordweſtgrenze des Comitats iſt ein iſolirtes Gebirge, das von Südweſt nach Nordoſt zieht. Sein weſtlicher Fuß wird vom Leithafluß, der öſtliche vom Vulkabach beſpült. Die Landesgrenze läuft zumeiſt den Gebirgsgrat entlang; der Gebirgsrücken iſt ſehr gut entwickelt, ſo daß die Höhenunterſchiede ſehr gering ſind. Deshalb führte bis in die neueſte Zeit keine Fahrſtraße hindurch. Die höchſten Punkte ſind der öſtlich vom Hirſchberg (Szarvkö) aufſteigende Sonnenberg (480 Meter) und der Buchkogl (442 Meter) nordöſtlich von Eiſenſtadt (Kis-Marton). Der kryſtalliniſche Kern des Leithagebirges beſteht vornehmlich aus Glimmerſchiefer und Gneis, worauf ſich Quarzit gelagert hat, der ſeinerſeits von Dolomit und Kalkſtein überlagert wird. Unter den vielen Steinbrüchen iſt beſonders der Müllendorfer (Szárazvám) zu erwähnen, deſſen harter Kalkſtein nach Wien geſchafft wird; die dortige Votivkirche iſt faſt ganz aus ihm erbaut und ſeine härtere Sorte eignet ſich auch zu plaſtiſchen Arbeiten. Der übergelagerte weiße, ganz kreideartige Kalk dient zur Herſtellung des ſogenannten „Wiener Weiß“, das bis in ferne Länder geht. Hier wird in der Lenk'ſchen Steinbruchanlage auch Kalk gebrannt. Im Jahre 1893 wurden 173 Waggons Kalk und 63 Waggons geſchlemmte Kreide nach Nieder- und Oberöſterreich, Mähren, Böhmen, ja ſelbſt Bosnien und Rumänien verfrachtet. Der weiter öſtlich gelegene Steinbruch von Eiſenſtadt am Berg (Kismartonhegy) iſt vielleicht der älteſte im ganzen Lande. Aus ſeinem Stein wurde zum Theil der Wiener Stephansdom erbaut, desgleichen der Dom zu Preßburg, die Benediktinerkirche zu Ödenburg u. ſ. w. Doch geht der gute Stein bereits zu Ende und es wird faſt nur noch Material für Häuſerbau gebrochen. Auch die Steinbrüche von Breitenbrunn (Szélesküt) haben einen guten Namen, ſie liefern meiſtens Steine für plaſtiſche Arbeiten.

Mit dem Ödenburger Gebirge hängen geographiſch die Landſeer (Lánzſér) Berge zuſammen, die jedoch einen anderen geologiſchen Bau haben. Sie ſind nämlich aus kryſtalliniſchen Schiefern beſtehende Baſaltmaſſen, die ſich am Ende der Tertiärperiode emporgeſchoben haben. Ihre größte Höhe iſt der Pauliberg, auf deſſen Gipfel ſich aus einem Wuſt rieſiger Bruchſtücke von Baſaltſäulen zwei mächtige Pyramiden erheben. Mit der öſtlichen erhebt ſich der Berg bis zu 730, mit der weſtlichen bis zu 755 Meter. Dies iſt alſo zugleich der höchſte Punkt des Ödenburger Comitats.

Im Ödenburger Gebirge finden ſich zwei tertiäre Braunkohlenlager. Das zu Brennberg wird ſeit 1792 ausgebeutet und iſt Eigenthum der Stadt Ödenburg; es hat eine Ausdehnung von 4·931 Quadratkilometer und liefert jährlich 800.000 Metercentner vortrefflicher Braunkohle. Das andere, 1·172 Quadratkilometer groß, liegt ſüdlicher, bei Ritzing und gehört dem Fürſten Eszterházy. Es wird erſt in neuerer Zeit ausgenützt und liefert 30.000 bis 40.000 Metercentner jährlich. Neueſtens will eine Actiengeſellſchaft durch

größere Investitionen die Production steigern. Südwestlich vom Leithagebirge befinden sich zwei Lignitlager, beide fürstlich Eszterházy'scher Besitz. Das eine, bei Neufeld (Lajta-Ujfalu), ist 2·857 Quadratkilometer groß und liefert etwa eine Million Metercentner jährlich. Das andere, südöstlicher in der Gemarkung von Pötsching (Pecsenyéd) gelegen, ist nicht mehr ausgebeutet, da es namentlich bei Regenwetter durch einstürzende Sandmassen verschüttet wird.

In der Hügelgegend wie in der Ebene findet sich stellenweise vorzüglicher Thon, der sich für Backsteine und Gefäße eignet. Im vorigen Jahrhundert wurden zu Eisenstadt sehr hübsche Majolikagefäße verfertigt, doch ist diese Kunst in Vergessenheit gerathen. Vortrefflicher Thon kommt in Stoob (Csáva) vor, wo mit Unterstützung der Regierung eine Schule für Thonindustrie errichtet wurde. Die hier fabrizirten Gegenstände sind so hübsch und dauerhaft, daß sie guten Absatz finden. In der Raabau betreibt Dör die Töpferei nach alter Art. Den bedeutendsten Aufschwung jedoch hat die Thonindustrie in der Stadt Ödenburg genommen, wo zahlreiche Dampfziegeleien im Betrieb stehen und etwa zehn Millionen Mauer- und Dachziegeln jährlich herstellen. Als Specialität hat Ödenburg die dunkel-braungrün emaillirten und glasirten Dachziegel, die mit 250 Gulden das Tausend bezahlt werden. Ihr Hauptmarkt ist in Nieder- und Oberösterreich und Steiermark.

In der Berg- und Hügelgegend des Ödenburger Comitats gibt es auch Mineralquellen, unter denen neuerdings die von Sauerbrunn (Savanyuviz) am Fuße des Rosaliengebirges sich einen Namen gemacht hat. Sie ist ein alkalischer, schwacher, nicht viel freie Kohlensäure enthaltender Eisensäuerling. Die schöne Lage und gesunde Luft ziehen von Jahr zu Jahr mehr Gäste, besonders aus dem nachbarlichen Österreich, heran und sie lassen sich hier hübsche Landhäuser bauen. Als heilkräftig, namentlich gegen Gicht, ist ferner die der Stadt Ödenburg gehörige Schwefelquelle von Wolfs (Balf) bekannt. Auch die schöne Lage sichert ihr starken Zuspruch. Ferner hat Leitha-Prodersdorf (Lajta-Pordány) eine warme Schwefelquelle, neben der noch eine kalte entspringt; sie wird wegen Gicht, Nervosität und Frauenleiden viel besucht. Die ergiebigen Schwefelquellen von Groß-Höflein (Nagy-Höflány) und Gschieß (Sércz) werden blos zum Trinken benützt. Kleinere Schwefelquellen kommen im Wald von Schattendorf (Somfalva) und an mehreren Uferpunkten des Neusiedler See's vor. Als Tafelwasser ist das alkalische, ziemlich viel freie Kohlensäure enthaltende Deutsch-Kreutzer (Német-Keresztur) so beliebt, daß es selbst in Budapest und sogar in Österreich getrunken wird. Bei Magenkatarrh thut es gute Dienste. Die sonst noch im Gebirge und am Seeufer vorkommenden Mineralquellen sind nur in der nächsten Umgegend bekannt.

Sämmtliche Bergzüge des Comitats sind durch verhältnißmäßig kurze, daher steile und tiefe Querthäler gekennzeichnet, die den Hauptgrat in zahlreiche seitwärts vorspringende

ſteile Vorkuppen gliedern. Eine Menge Rinnſale und Bäche laufen durch die Thäler, einerſeits nach dem Neuſiedler See und dem mit dieſem verbundenen Hanſág, andererſeits der Rabnitz zu. Was an der Weſtſeite des Roſalien- und Leithagebirges entſpringt, ſtrömt zur Leitha hinab; eine der Hauptadern für die Wäſſer der Oſtſeite iſt der Vulkabach. Dieſer entſpringt nördlich der Roſalienkapelle, an der nach Burg Forchtenſtein führenden Straße, aus dem waſſerreichen Blankeleiten-Brunnen, fließt im Allgemeinen von Südweſt zu Nordoſt und fällt jenſeits der nördlich von Oggau gelegenen Seemühle in den Neuſiedler See; er hat dort im Lauf der Jahrhunderte die Oggauer Heide gebildet, die ſich als ungegliederte Halbinſel in den See hinausbaut. Unterwegs nimmt die Vulka eine Menge Gewäſſer auf, die aus dem Roſaliengebirge, aus der Hügelgegend zwiſchen dieſem und dem Leithagebirge, vom ſüdöſtlichen Abhang des Leithagebirges und aus dem Hügelland zwiſchen der Hügelgruppe von Baumgarten (Kertes) und dem Rußter Hügelrücken vom Leithagebirge kommen. Seine Mulde ſcheidet den Neuſiedler Hügelrücken vom Leithagebirge. Südlich von dieſer Mulde entſpringt der Kroisbach (Rákos), der den Neuſiedler Hügelrücken durchbricht, um dem See zuzueilen.

Der Neuſiedler See (Fertö) iſt nach dem Plattenſee der größte See Ungarns. Sein breites, längliches Becken zieht zwiſchen den Comitaten Ödenburg und Wieſelburg von Nord zu Süd. Seine größte Länge beträgt 36, die größte Breite 15 Kilometer; am ſchmalſten, 6·5 Kilometer, iſt er in der Mitte. Sein Flächeninhalt iſt beim höchſten Waſſerſtande 335 Quadratkilometer, ſeine Höhe über dem Meeresſpiegel 116 Meter. Sein Charakter iſt entſchieden der eines Alföldſee's, der Grund ſehr eben, das Waſſer ſehr ſeicht, durchſchnittlich 1 bis 2 Meter tief. Am tiefſten war er in den Jahren 1883 und 1884, als er den höchſten bisher bekannten Waſſerſtand erreichte: vier Meter zwiſchen Rußt und Neuſiedl (Nezſider), drei Meter zwiſchen Rußt und Kroisbach und noch ſüdlicher zwei Meter. Gegenwärtig iſt er ſo ſeicht, daß man ihn überall durchwaten kann.

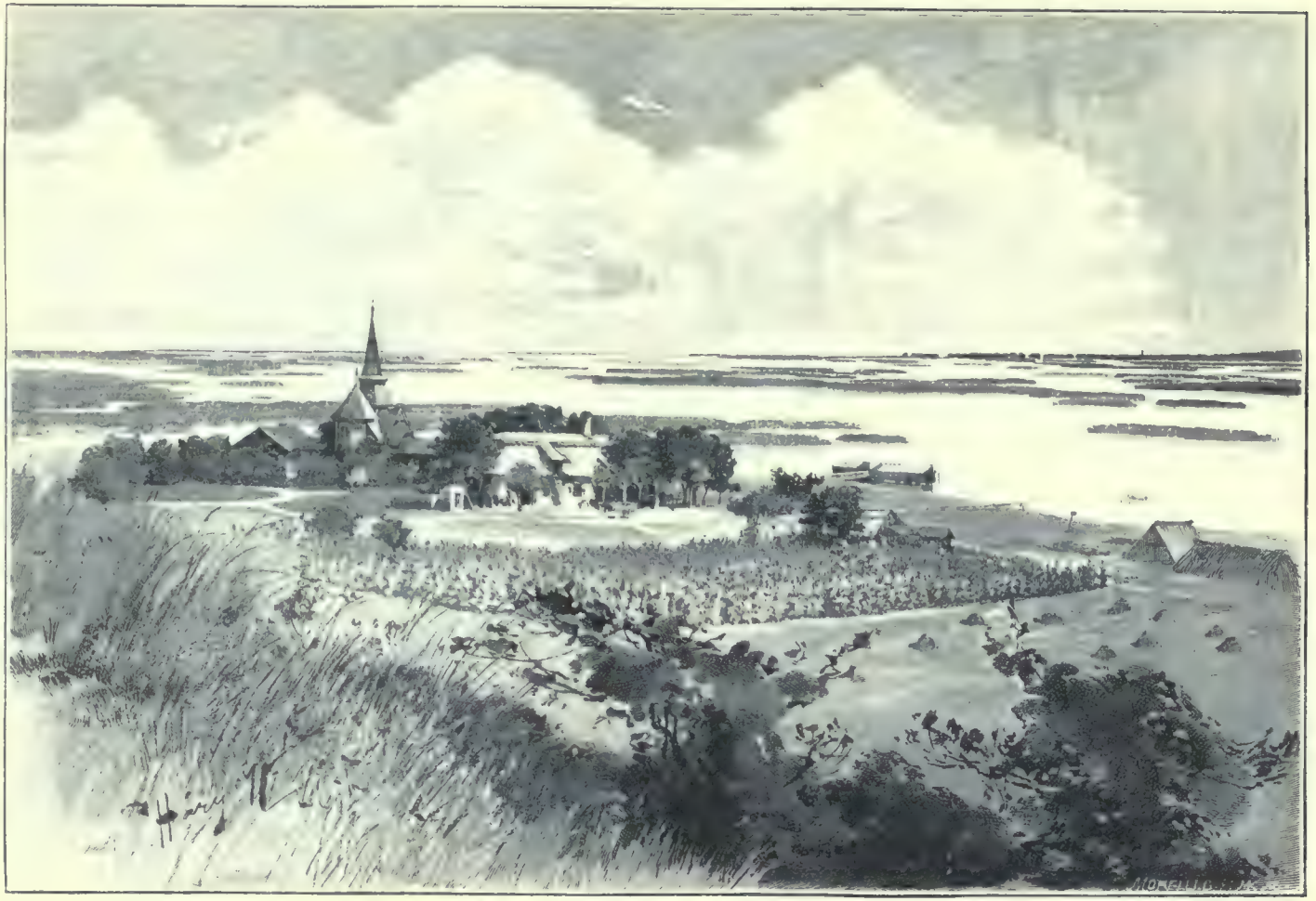
Über ſeine Entſtehung laufen allerlei ſeltſame Sagen um; man ſpricht von ſechs, ja zwölf Ortſchaften, die das Waſſer verſchlungen haben ſoll. Andere führen ſeinen Urſprung und wechſelnden Waſſerſtand auf die Donau zurück; er ſoll mit einem ihrer öſterreichiſchen Strudel in Verbindung ſtehen. Verſchiedene Gegenſtände, welche die Donau verſchlungen, ſollen im Neuſiedler See aufgetaucht ſein. Thatſache iſt, daß die Waſſermenge ſich oft änderte, ja es gab Zeiten, wo das Becken ganz austrocknete. In Urkunden des XIII. und XIV. Jahrhunderts kommt die Bezeichnung „fluvius ferteu", Fertöfluß, oft vor; andere Urkunden dieſer Zeit nennen ihn freilich „lacus" (See) oder einfach „aqua" (Waſſer), wobei aber zu bemerken iſt, daß damals auch Mauth auf ihm erhoben wurde. So verleiht der Sohn Georg Csáks, von 1235 bis 1240 Obergeſpan des Ödenburger Comitats, die Mauth des Neuſiedler See's dem Ciſtercienſerkloſter von der heiligen Maria.

So erhielt die Stadt Ödenburg die Hälfte dieser Mauth von den Königen Béla IV., Stefan V. und Ladislaus IV., um dafür die Stadtmauern aufzubauen, beziehungsweise wiederherzustellen, und in diesem Nutzgenuß wurde sie durch Andreas III. und Karl Robert bestätigt. Nach alledem muß der damalige Verkehr auf dem See sehr lebhaft gewesen sein, was nur denkbar ist, wenn der See damals wirklich ein schmales Wasser war; seit seiner Füllung in neuerer Zeit war er nämlich eher ein Verkehrshinderniß und belebte sich erst im Winter, wenn er so fest gefror, daß er Fuhrwerk aushielt.

Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts sank der Wasserstand so, daß es sogar Wien merken mußte, da die sonst wöchentlich verkehrenden Fischfuhrwerke aus der Seegegend ausblieben. Im Jahre 1568 wurde eine Commission entsendet, um den Grund dieses Sinkens festzustellen; als solcher wurde ermittelt, daß die Witwe Thomas Nádasdy das Wasser der Rabnitz nicht mehr, wie früher, in den See, sondern flußabwärts fließen lasse. Die Deputation rieth also der Hofkammer, für den Abfluß der Rabnitz in den Neusiedler See zu sorgen, damit dieser sich wieder fülle und den Wiener Fischmarkt versorge.

Auch im XVIII. Jahrhundert trat niederer Wasserstand ein; 1738 konnte ein Böttcher aus Rußt den See durchwaten. 1804 stieg er wieder, von 1855 an jedoch begann er neuerlich zu fallen, bis 1866 das Wasser völlig schwand. Nun begann eine starke Efflorescenz von Soda und Glaubersalz, dessen Staub der Wind weit ins Land trug. Allein schon 1869 zeigte sich wiederum Wasser und 1876 war das Seebecken bereits fast ganz gefüllt, ja in den ersten Achtziger-Jahren voller als je. Von 1886 an sank das Wasser neuerdings, und um so rascher, je mehr die Rabnitzregulirung fortschritt. Schon im Winter 1892 bis 1893 war es so niedrig, daß der See bis auf den Grund zufror, so daß alle Fische zu Grunde gingen. Gegenwärtig plant man seine völlige Entwässerung, was aber keinen besonderen Vortheil für die Gegend bedeuten würde, da nach Dr. Josef Szabó der ackerfähige Boden nicht mehr als 60 Quadratkilometer ausmacht, die übrigen 270 Quadratkilometer aber völlig unbrauchbares Land wären. Nach der Ansicht des Geologen Ludwig Telegdi-Róth wäre die völlige Trockenlegung sogar schädlich für den Wein- und Ackerbau der Gegend.

Das ausgetrocknete Seebett wird jetzt archäologisch durchforscht, wobei auf der Ödenburger Seite, etwa 2000 Schritt einwärts vom alten Ufer ein Gebiet entdeckt wurde, wo Scherben von römischen Gefäßen und Ziegeln haufenweise zu finden sind. Auf der Ostseite, in der Gemarkung von Széplak, wurden etliche 100 Schritt einwärts vom Ufer römische Backsteingräber gefunden. Am südlichen und südöstlichen Ufer und seewärts davon findet man häufig Gegenstände aus der Steinzeit, namentlich geschliffene Steinmeißel und Äxte. Viele schlossen daraus auf Pfahlbauten, doch ist diese Frage noch nicht zu lösen.



Der Neusiedler See von Ödenburg aus gesehen.

Als der See noch mehr Waſſer hatte, war er auch fiſchreich. Er führte meiſt Karpfen und Karauſchen, weniger Hechte und Barſche; Weißfiſche waren ſo maſſenhaft, daß man Schweine damit fütterte. Der Fiſchfang geſchah meiſt mit dem ſogenannten „Kürtö“, einer originellen Vorrichtung, welche auch die deutſchen Fiſcher den magyariſchen entlehnt haben. Nirgends in Ungarn wurden dieſe Fiſchfallen aus Rohrgeflecht ſo geſchickt hergeſtellt, als in der Gegend von Schrollen (Sarród), Széplak und Heiligenſtein (Hegykö). In ungeheuren Schwärmen kamen auch die Waſſervögel an den See. Dieſem und den Hanſág-Sümpfen verdankte es das Ödenburger Comitat, daß es von den 330 Vogelarten Ungarns 250 aufzuweiſen hatte.

Seither iſt das Alles anders geworden; Fiſche gibt es keine und auch Vogelarten nur wenige. Am häufigſten iſt noch die Wildgans (Cinereus und Segetum), deren rieſige Schwärme jedoch dem Ackerbeſitzer nicht willkommen ſind. Den einzigen Nutzen bietet die Rohrernte; von der Rohrfabrik zu Eszterháza gehen viele Waggonladungen nach Deutſchland. Die jungen Triebe des Rohres werden auch als Viehfutter benützt. An Wild iſt der Hanſág noch immer reich. In den ungeheuren Röhrichtſtrecken brüten die Waſſervögel zu Tauſenden, ſo niſten Schaaren von Silberreihern in dem ſogenannten „Aranyos“-Theile des Han, zwiſchen Kapuvár und Csorna, was jetzt in Ungarn eine Seltenheit iſt. Im dortigen Erlenwalde (Egererdö) gibt es viele Hirſche, die bis an die Bruſt im Waſſer watend ihre Nahrung ſuchen, während der Nachwuchs auf erhöhterem Boden weilt. Auch die Wildkatze kommt hier noch vor und die Fiſchotter iſt häufig. Im erwähnten Walde wurde 1747 Hany Iſtók, dieſes räthſelhafte verwilderte Kind gefangen, deſſen Bild im Schloſſe Eszterháza zu ſehen iſt. Nach dem Matrikelbuch von Kapuvár mag es acht Jahre alt geweſen ſein, als es aus dem Waſſer geholt wurde, wo es ſich von Fröſchen und Fiſchen nährte und überaus geſchickt ſchwamm. Es wurde im Schloſſe als Küchenjunge verwendet, nach einem Jahre aber, als es ſchon ſprechen konnte und ſich auch einigermaßen an Kleider gewöhnt hatte, war es wieder ſpurlos verſchwunden.

Die Durchſtechung des Hanſág mit einem großen Kanal wird die Waſſer ableiten und dann auch dort Alles ändern. Schon wird gepflügt und geſät, wo noch vor wenigen Jahren Waſſer- und Sumpfvögel niſteten. Einzelne Lichtungen nennt man Seen (auch Lacken); ſo liegt im Wieſelburger Han der Loblóer See und am Oſtrande des Ödenburger Comitats, nördlich der Eiſenbahn der an Waſſerwild überreiche Borbacſer See. Unter den meiſt ausgetrockneten Teichen längs des Neuſiedler See's iſt ſchon wegen ihres Namens die ehemalige „Hexenſchwemme“ in der Heiligenſteiner Gemarkung zu erwähnen.

Schon in alter Zeit wurden im Hanſág Regulirungskanäle und Dämme angelegt. So ließ die Witwe Thomas Nádasdy im XVI. Jahrhundert einen Kanal zur Ableitung des Rabnitzwaſſers anlegen. Durch Kanäle wurden namentlich die in den Hanſág

Fischende Knaben an der Kleinen Raab.

strömenden Flüsse, so die Ikva, Rabnitz und kleine Raab regulirt. Überdies wurde ein über 30 Kilometer langer Hauptkanal vom Neusiedler See durch den Wieselburger Hanság direct nach Osten bis zur Rabnitz gegraben. In seinem Bette gräbt man jetzt den großen Kanal, der 4·8 Meter tief und an der Sohle 15 Meter breit ist. Er beginnt an der Brücke von Pamhagen (Pomogy), deren Umgebung selbst eine Wasserscheide ist; westlich von ihr fließen die Gewässer dem Neusiedler See, östlich dem Hanság zu. Dies erklärt auch, daß, wenn die oben erwähnten Flüsse stark anschwellen, ein großer Theil ihres Wassers nach dem See abfließt, denn die Meereshöhe der Ikva ist bei ihrer Mündung 118, die der Rabnitz und kleinen Raab 116 Meter, die der beiden letzteren also der des Seeufers gleich, das im Verhältniß zur westlichen Hälfte des Hanság eine wahre Depression darstellt. Daher die periodische Schwankung des Seespiegels, der sich in nassen Jahren hebt, in trockenen zuweilen ganz schwindet.

Unter den angeführten Flüssen nimmt die Ikva alle Wasseradern auf, die an den Nord- und Südhängen der östlichen Hälfte des Ödenburger Gebirges entspringen. Ikva heißt sie eigentlich erst südlich von Ödenburg, nachdem sich der größere Schattendorfer Bach mit dem Wandorfer (früher Egeréd) vereinigt hat. Den ersteren nennen die Ödenburger Spittelbach, weil an seinem Ufer zu Ödenburg die Johanniter ihren Spittel stehen hatten. In der ersten Silbe des Namens Ikva soll ein urmagyarisches Wort („ik" = heilig) erhalten sein, so daß, mit Rücksicht auf die vielen mit „va" endigenden Flußnamen, das Wort „heiliges Wasser" bedeuten würde.

Die Rabnitz (Répcze), die sich in den Hanság, dann aber weiter östlich in die Donau ergießt, entspringt in Niederösterreich und sammelt alle von den Landseer Bergen herabfließenden Gewässer. Diese ändern vielfach ihre Namen; so heißt der nahe bei Klein-Warasdorf (Kis-Barand) entspringende Bach zuerst Rét, dann Nikitsch, Sió, Bereg und zuletzt Iharos üveje; er theilt sich dann in zwei Arme, deren einer in die Ikva, der andere in die Rabnitz mündet.

Die kleine Raab (Kis-Rába) zweigt von der Raab ab, wo diese die südöstliche Grenze des Comitats berührt, und strömt von hier geradeaus nördlich dem Hanság zu. Die in Steiermark entspringende Raab selbst umzieht die südöstliche Ecke des Comitats. In alter Zeit gab sie viele Seitenarme ab, deren jeder unter mehreren Namen ging, was leicht zu der Meinung führte, daß das Ödenburger Comitat ehedem sehr reich an Gewässern gewesen.

Um das Bild zu vervollständigen, sei noch erwähnt, daß es hier bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts zahlreiche Fischteiche gab. Überhaupt stand die Fischzucht damals in Blüte, selbst im Stadtgraben von Ödenburg wurden Fische gehalten, deren Fang ein Privileg des Bürgermeisters bildete.

Wie nach der Bodengestalt, so ist auch dem Klima nach das Ödenburger Comitat in zwei Hälften theilbar: die wärmere Ost- und die kühlere Westhälfte. Der Temperaturunterschied hängt mit der Höhenlage zusammen. Danach wechselt die mittlere Jahrestemperatur zwischen 7 und 10 Grad; die mittlere Temperatur ist im Sommer 20, im Winter

Heimkehrende junge Fischerfrau.

0 Grad. Auch die Menge der Niederschläge zeigt locale Verschiedenheiten; im gebirgigen Westen regnet es mehr als auf der Ebene, was mit den allgemeinen klimatischen Verhältnissen Ungarns zusammenhängt. Interessant ist es, daß die von Westen kommenden Gewitterwolken, wenn sie die Grenze des Comitats erreichen, sich in der Regel theilen; eine Wolkenmasse folgt dem Strich des Leithagebirges und zieht dann der Donau zu,

die andere schwenkt über dem Rosaliengebirge und den Ödenburger und Landseer Bergen südöstlich ab. Der herrschende Wind im bergigen Lande ist der Nordwest, in der Ebene der Nordwind; der Südwind hat im Ödenburger Comitat eine eigene magyarische Bezeichnung: „Kukwind" (Kukszél).

Auch der Pflanzenwuchs ist in den zwei Comitatshälften verschieden. Im Westen überwiegen Wald, Obstgarten und Weinberg; im Osten stehen die Getreidearten voran.

Die bewaldete Fläche beträgt insgesammt 116.000 Katastraljoch. Der Laubwald überwiegt; in erster Reihe stehen die Eichenarten (Stieleiche und ungestielte Eiche, Zerreiche und hie und da die weichhaarige Eiche) mit 58.104 Joch, die Roth- und Weißbuche, Birke, Weide, Pappel, Erle, dann die Esche, der Ahorn, die Rüster und Akazie auf zusammen 32.000 Joch. Die Nadelhölzer machen 25.800 Joch aus. Diese werden in neuerer Zeit mehr gepflanzt, so daß diese Verhältnißzahlen sich bald sehr geändert haben werden. Der gesammte Holzertrag macht jährlich an 200.000 Kubikmeter aus. Es ist meist Brennholz; Dampfsägen befinden sich in Lackenbach und Ödenburg. Von Edelwild kommen in den Wäldern Hirsch und Reh vor, Damhirsch und Wildschwein nur in Gehegen. Unter den Vögeln sind Auer- und Birkhahn, sowie das Haselhuhn zu erwähnen. Häufig vorkommende Raubthiere sind Fuchs und Dachs.

Die Obstgärten machen 1·1 Procent des Comitatsgebietes aus. Das Obst ist von bester Qualität und sehr begehrt. Darin kann sich schwerlich ein anderes Comitat mit dem Ödenburger messen. Der berühmteste Obstgarten ist der des Grafen Emerich Széchenyi zu Horpács. Die Bewohner der Hügelgegend beziehen einen großen Theil ihres Einkommens aus dem Obst, das seinen Hauptabsatz in Österreich hat. Berühmte Äpfel und Birnen wachsen in den Gemarkungen von Neustift (Újtelek), Forchtenau (Frakno), Rohrbach (Nádasd), Marz und Wiesen (Rétfalu). Kirschen verkaufen die Gemeinden Breitenbrunn (Széleskut), Purbach (Feketeváros), Donnerskirchen (Fehéregyháza), Gschieß (Sércz), St. Jörgen (Szent-György), Rohrbach, Siegraben (Szikra), Marz und Wiesen jede um etwa 20.000 Gulden. Noch größer fast ist der Ertrag der Weichselkirschen, deren Pflanzungen sich mit denen von Baden messen können. Kastanien gibt es an vielen Punkten des Rosalien- und Ödenburger Gebirges, die berühmtesten sind die Forchtenauer. Auch Wald- und Garten-Erdbeeren bilden einen guten Handelsartikel, aus der Wieseuer Gegend allein wurden davon im letzten Jahre 1100 Metercentner nach Wien gebracht.

Das Gebiet des Weinbaues ist etwas größer als das des Gartenbaues (1·73 Procent). Der Wein ist meist vortrefflich, besonders am Neusiedler See, wo die ausgezeichneten Rußter und Ödenburger Weine wachsen; doch hat die Phylloxera auch hier schon schlimm gehaust.

Mehr als die Hälfte (50·56 Procent) des Comitatsgebiets ist Ackerland, was 283.443 Katastraljoch entspricht, da das ganze Comitat 3.307·19 Quadratkilometer = 560·608 Katastraljoch ausmacht. Das Meiste davon liegt in der Raabau. Unter den Getreidearten steht der Herbstweizen voran; die Gerste kommt an Güte der mährischen gleich, der Roggen ist gleichfalls vorzüglich. Mit Zuckerrüben, einem wichtigen Product des Comitats, sind an 20.000 Joch bepflanzt, was jährlich 2·5 Millionen Metercentner abwirft. Die Kartoffelernte ist auf sandigem Hügelboden vortrefflich und trägt den Landwirthen mehr als selbst der Weizen; Hauptmarkt dafür ist Niederösterreich.

Die Wiesen machen 8·61, die Weiden 7·84 Procent des ganzen Gebiets aus. Röhricht und unfruchtbares Land sind immer noch 9·47 Procent, doch ist der Rohrhandel einträglich und besonders in harten Wintern tummeln sich Hunderte auf den gefrorenen Sümpfen des Hanság, um Rohr zu schneiden.

Der Viehzucht nach gehört das Ödenburger Comitat zu den ersten des Landes, sie hat besonders in der Neuzeit einen großen Aufschwung genommen. Die Rindviehzucht hat sich in zwei Richtungen entwickelt: für Zug- und Mastvieh. Die Mästerei steht in enger Verbindung mit der Zuckerindustrie. Die neuerdings aufgestellten Stierzuchtstationen sind der Viehzucht sehr förderlich. Solche gibt es jetzt fünf: auf der Puszta Szil, in Pötsching (Pecsenyéd), Kapuvár, Csernelháza und Ságh; eine sechste wird in Gyóró eingerichtet. Die letzten zehn Jahre haben auch die Molkerei und Butterfabrikation in die Höhe gebracht. Der Viehhandel nimmt von Jahr zu Jahr zu.

Zur Hebung der Pferdezucht gibt es eine gemeinsame Fohlenweide und geregelte Pferderennen für Landwirthe in Groß-Zinkendorf (Nagy-Czenk). Es wird ausschließlich das leichte ungarische Pferd gezüchtet. Die früher vernachlässigte Schweinezucht nimmt jetzt auch zu, wogegen die Schafzucht Jahr für Jahr zurückgeht. Die Geflügelzucht ist, wie der Eierhandel, Dank der Nähe Wiens, sehr lohnend. Die männliche Bevölkerung mehrerer Gemeinden handelt das ganze Jahr nur mit diesen beiden Artikeln.

Auf industriellem Gebiete ist zunächst die Zuckerfabrikation zu erwähnen mit fünf großen Fabriken: in Groß-Zinkendorf, Wichs (Bük), Hierm (Fölßerfalva), Siegendorf (Czinfalva) und Petöháza. Der Zucker wird meist ausgeführt. Auch die Artikel der Ödenburger Zucker-, Chocolade- und Dragéefabrik sind im Auslande gesucht; die Ödenburger Malzfabrik arbeitet zunächst nach der Schweiz. Dampfmühlen waren Ende 1894 schon 20 in Thätigkeit. Auf dem Gebiete der Textilindustrie ist vor Allem die Seidenfabrik zu Wimpassing (Vimpácz) zu erwähnen; die Jutefabrik und Spinnerei zu Neufeld (Lajta-Ujfalu) ist die größte derartige Anlage in Ungarn; die Ödenburger Blaufärbereien sind fast 100 Jahre alt und stehen auf einer sehr hohen Stufe der Export- und Concurrenzfähigkeit. Die einst blühende Ödenburger Tuchfabrikation ist nur noch durch eine Fabrik vertreten.

Unter den Spiritusfabriken ist die Gustav Berg'sche auf der Puszta Öntés die erste; kleinere Brauereien gibt es noch in Ödenburg und Eisenstadt. Von chemischen Industrien sind zu erwähnen: zwei Stärkefabriken in Ödenburg, eine Weinsteinfabrik in Neufeld, eine Zündwaarenfabrik in Neudörfl (Lajta Sz. Miklós). Die Metallindustrie hat in Ödenburg die altberühmte Glockengießerei und Löschrequisitenfabrik von Friedrich Seltenhofer und Sohn aufzuweisen, die in Ungarn wie in Österreich ein starkes Geschäft macht. Außerdem sind vier Fabriken von landwirthschaftlichen Geräthen vorhanden.

Das Kleingewerbe fühlt sich durch den Wettbewerb des Nachbarlandes Österreich und besonders Wiens sehr gedrückt.

Die arg vernachlässigte Hausindustrie beginnt sich neu zu beleben. Die Frauen suchen häufig den Spinnrocken wieder hervor, der vor Jahrzehnten in die Rumpelkammer wandern mußte; die Mädchen besinnen sich neuerdings auf die alten Hauskünste ihrer Großmütter, das Ausnähen und Sticken. Einen einträglichen Zweig der Hausindustrie bildet das Mattenflechten, worin sich die Magyaren der Hanság-Gemeinden auszeichnen. Marktkörbe und Binsenmatten jeder Größe werden massenhaft verfertigt, auch Rohrgeflechte für Plafonds, die namentlich nach Deutschland gehen. In der westlichen Gegend wird noch Korbflechterei getrieben und auch der Bast zu allerlei Geflecht verwendet. Reutern für die Landwirthschaft werden besonders in der Gegend von Nekenmarkt (Nyék) häuslich gearbeitet. In der Rabnitzgegend besitzt fast jede Gemeinde ihren Kunstschnitzer, der die Thorpfosten hübsch verziert; sie sind wahre Tausendkünstler, die sich auf alles verstehen, ohne je ein Handwerk gelernt zu haben. Von großem Einfluß auf die Ausbreitung der Hausindustrie ist die ganz nach schwedischem Muster eingerichtete Handfertigkeitsschule zu Ödenburg. Die deutschen Bewohner der Gebirgsgegend versehen Österreich mit Unmassen von Birkenbesen.

Vom Weinhandel des Ödenburger Comitats ist zu sagen, daß in früheren Jahrhunderten Polen der Hauptmarkt für die Weine des Neusiedler Sees war, jetzt aber die Ausfuhr meist nach Österreich, Böhmen, Mähren, Deutschland, England und der Schweiz geht. Auf dem Schweizer Markte tritt jedoch Frankreich bereits als starker Mitbewerber auf. Noch empfindlicher ist diese Concurrenz im Handel mit Ausbruchweinen auf dem deutschen Markte geworden, wo der Ödenburger Wein von spanischem und französischem verdrängt wird.

Wie in naturgeschichtlicher, so theilt sich auch in ethnographischer Hinsicht das Gebiet des Ödenburger Comitats in zwei Hälften. Die östliche gehört ausschließlich den Magyaren an, die westliche ist meist von Deutschen und Kroaten bewohnt. In der Grenzgegend zwischen diesen Nationalitäten, in der niederen Hügelgegend südlich des Neusiedler Sees hat das magyarische Element die beiden anderen mit sich verschmolzen,

welcher Proceß auch jetzt noch vor ſich geht. In dieſer Grenzregion wohnt ein Menſchenſchlag, der zu den ſchönſten von ganz Ungarn gehört.

Öſtlich von dieſem Strich wohnen in ungetheilter Maſſe die Magyaren der Raabau; ein Schlag von unvermiſchter Reinheit. Was etwa an Unterſchieden vorhanden iſt, zeigt ſich höchſtens in der Tracht und in der Bauart der Häuſer.

In der Tracht unterſcheidet ſich die männliche Bevölkerung des Kapuvárer Bezirkes einigermaßen von der der übrigen Bezirke; ſie trägt eine Art Uniform, die aus hellblauem, verſchnürtem Dolmány und eben ſolchen, in die langen Stiefelſchäfte geſteckten Hoſen beſteht. Den Kopf bedeckt ein kleiner, hochgekrämpter Hut mit niedrigem, hohem Deckel, der bei dem militärtauglich befundenen Burſchen rückwärts 10 bis 12 bunte Seidenbänder niederflattern läßt. Dieſe ſind von der Hand der Liebſten geſtickt; je ſchöner die Stickerei, deſto ſtolzer der Burſche. Am Halſe trägt er ein rothes Seidentuch, über dem Hemde aber ſein ſchönſtes Kleidungsſtück, das mit rothen Blumen ausgenähte Leibl (purucz). Dieſe kurze, ärmelloſe Weſte aus glatter oder blumiger Seide, auch aus Sammt, hat einen breiten, mit bunter Bandkrauſe geſäumten und oben glatten oder mit Seidenfranſen verzierten Stulpkragen. Dem Kragen entlang läuft in der Mitte ein breites, farbiges Band und über dieſem ſieht man Verzierungen aus Bouillon („foris“, Spiralen aus ganz dünnem Silberdraht) und Flinſerln, welche in Roſen-, Hühnerfuß-, Rosmarin- oder Wellenform aufgeheftet ſind. An beiden Seiten der Bruſt läuft ein gleichfarbiges, mit Knöpfen benähtes und mit flacher Poſamentirarbeit geſäumtes Band hinab; zum Zuknöpfen dient eine dritte Reihe von Knöpfen. In der Mitte des Rückentheils iſt ein niedriger, breiter, farbiger Blumenſtrauß geſtickt und dieſem aus Flinſerln eine Roſe aufgenäht. Dies Leibl iſt überall mit einem farbigen, von flacher Verſchnürung begleiteten Beſatz eingeſäumt. Im Sommer gehen die Burſchen in Gatyen (Leinenhoſen), die unten mit Franſen und handbreiter weißer Ausnäharbeit verziert ſind. Im Sommer tragen ſie auch eine kleine ſchwarze, rings mit farbiger Krauſe geſäumte und flachverſchnürte Schürze. Die Stiefel ſind nie ohne Sporen, doch werden klingende Sporenräder blos zum Tanz genommen. Dieſer beginnt mit dem Werberreigen, während deſſen ein Theil der Burſche mit der Zigeunerbande die Mädchen zum Tanze einholt. Auch die Tracht der Mädchen iſt ſehr intereſſant. Das Haar wird an der Stirn aufwärts gekämmt und hinten in acht oder mehr breite Zöpfe geflochten, die ſie hornförmig aufs Haupt heften. Den Hals ſchmücken acht Schnüre bunter Glasperlen, darüber ein weißes Spitzentuch und über dieſem noch ein rothes Seidentuch mit Broche. Die Handärmel laſſen zwei Reihen Krauſen aus dem purucz hervorſtehen. Der Rückentheil des Leibes iſt außerordentlich reich geſchmückt. Von dem farbigen, mit Bouillon und Flinſerln ausgenähten Taillenbande flattern hinten zwei farbige Bänder herab. Der untere Saum des kurzen, farbigen Faltenrockes zeigt zahlreiche,

farbige Plissés nebst breiten Streifen und am Rande weiße Zacken. Die weite, farbige Seidenschürze hat einen eigenthümlichen Besatz. Die Füße stecken in weißen Strümpfen und rothen Schuhen mit hohen Absätzen; den Rist schmückt eine breite, farbige Krause mit Flinserln und Bouillons. Die jungen Frauen tragen dieselbe Tracht, wie die Mädchen, und haben sie auf dem Haarschopf eine eigenthümliche, reich verzierte und ausgenähte Haube (kobag), deren Schopf mit einem kurzen, breiten, reichgeschmückten Bande endet. Da das Haar nicht sichtbar sein darf, wird die Haube vorne mit einem rothen Seidentuche festgebunden und das Ganze mit einem weißen, am Rande ganz gekrausten Spitzentuch bedeckt.

Im Häuserbau weicht besonders die obere Rabnitzgegend von den übrigen ab. In der Eintheilung des Hauses ist zwar gar nichts Besonderes zu bemerken, wohl aber in der Construction des Daches. Während in den übrigen Gegenden das Dach an der gassenseitigen Façade nur wenig über die Mauerfläche vorsteht, springt in den Dörfern an der Rabnitz der „héju“ oder „hi“ (Dach) weit über die Gasse vor und dieser ausladende Theil heißt der „Schopf“ (üstök) des Hauses. Auf dem Giebel dieses Schopfes steht als Krönung der „Pfaff“ (pap), ein mäßig großer, den Kopf aufreckender, mit einem Strohseil umschnürter Schaub. Längs des Dachfirstes ist das Dachstroh durch 20 bis 30 beiderseits übergreifende Joche (ekelú) niedergehalten. Stellen wir uns dieses Dach auf den Erdboden gestellt vor, so ist es nichts als ein Zelt, dessen Eingang durch ein kleineres vorspringendes Zelt geschützt ist, während der „Pfaff“ blos die auf der Zeltspitze flatternde Fahne darstellt. Das Weibsvolk der Rabnitzgegend trägt vielfach gefältelte Röcke und anliegende Jacken (majkó), das Hauskleid heißt „tolya“.

Früher einmal schickten die Deutschen ihre Kinder in Tausch hieher, um sie ungarisch lernen zu lassen, in neuester Zeit kommt diese Sitte immer mehr ab, da sie jetzt auch in ihren heimatlichen Schulen ungarisch lernen.

Das jahrhundertelange Beisammenwohnen mit Magyaren hat selbstverständlich die deutsche Sprache der Gegend mit vielen magyarischen Wörtern vermischt. Schon in dem anno 1394 in deutscher Sprache verfaßten Mauthverzeichniß kommt das Wort „Yoltsch“ (gyolcs = Linnen) vor; auch das Wort „oba“ (aba = grobes Tuch) mag so alt sein; das Wort „áldomás“ (Kauftrunk) ist selbst in Österreich bekannt; im Frühjahr spielen die Ödenburger Kinder „csigál“ (Schnecken = Kreisel) u. s. f.

Auch im Äußeren zeigen die Deutschen der Ödenburger Gegend mancherlei Spuren der hier verlebten Jahrhunderte. Die Mehrzahl hat braunes Haar und braune oder graue Augen; reines Blond oder gar Rothblond kommt nur noch selten vor.

Die Tracht der Ödenburger Deutschen ist bei Städtern und Dorfbewohnern verschieden. Der eingeborene Acker-Bürger von Ödenburg-Stadt ist seiner altererbten Tracht getreu. Allerdings sehen die Burschen in ihrem Feiertagsgewand hübsch genug aus.

Im ſchwarzen, verſchnürten, mit ſilbernen Rundknöpfen benähten Dolmány, darunter das „Leibl“ mit ſilbernen Flachknöpfchen bis an den Hals geſchloſſen, die hirſchledernen Hoſen in die faltenreichen ungariſchen Schäfte der Stiefel geſteckt, auf dem Kopf den Aſtrachan-Kalpag oder das runde hochgekrämpte Hütchen — ſo ſtolzirt man einem flotten Kriegsmann gleich durch die Gaſſen. Sehr hübſch machen ſich auch die Mädchen in ihrer halbungariſchen, halbdeutſchen Tracht, und wenn ſie etwa bei feſtlichen Anläſſen zu gemiſchtem Geſangschor vereint auftreten, um ungariſche und deutſche Volkslieder zu ſingen, geben ſie in der That ein ſchönes Bild.

Auf den Dörfern iſt die deutſche Tracht beſſer erhalten geblieben. Charakteriſtiſch iſt bei den Männern die lange blaue Schürze, ohne welche ſie nie erſcheinen, und ſie ſehen originell aus, wenn ſie, den ſchweren Tragkorb auf dem Rücken, neben ihren Eheweibern einherſchreiten und allerlei Lebensmittel auf den Wochenmarkt in die Stadt bringen.

Der Kroate thut dies nicht; es iſt ſchon etwas Großes, wenn er einen Korb am Arme trägt. Er iſt der ſüdſlaviſchen Sitte, welche Derartiges den Weibern überläßt, treu geblieben. Auch in anderer Hinſicht haben ſich die Kroaten viele Züge aus ihrer ſüdlichen Heimat bewahrt, von wo ſie in der Türkenzeit durch die Nádasdy und Eſterházy nach dieſer Hügelgegend verpflanzt worden. Die Deutſchen nennen ſie „Waſſerkrowoten“, was eine Verballhornung der Bezeichnung „Bosnier Kroat“ iſt, hervorgerufen durch die unausrottbare Neigung des Kroaten ſelbſt, das Deutſche „b“ unvermeidlich als „w“ und dafür das „w“ als „b“ auszuſprechen. Sie ſind ein kräftiges, muskulöſes Volk von hohem Wuchſe, breitgewölbter Bruſt und derben, großknochigen Extremitäten. Ein Theil befaßt ſich mit Landwirthſchaft, Fuhrgeſchäft und Handel, die Übrigen finden ihr Brot als Arbeiter in den Zuckerfabriken. Sie ſind ein nüchternes und religiöſes Volk. Ihr religiöſes Gefühl ſieht man ſchon in den zahlreich errichteten Kreuzen, Säulenheiligen und kleinen Kapellen ausgedrückt. Die meiſten Kroaten ſprechen auch deutſch; wo ſie aber ſtarken Verkehr mit Magyaren haben, verſchmelzen ſie nach und nach mit dieſen.

Die Einwohnerzahl des Ödenburger Comitats beträgt nach der letzten Zählung 259.602. Davon entfallen auf die Stadt Ödenburg 27.213. Darunter waren 122.334 Magyaren (in der Stadt 8104), 105.043 Deutſche (in der Stadt 17.390) und 30.160 Kroaten.

Der Religion nach iſt die Mehrzahl römiſch-katholiſch (218.415); dazu kommen 31.715 Evangeliſche und 9043 Juden. Anderen Bekenntniſſen gehören 500 an.

Im magyariſchen Dialect des Ödenburger Comitats fällt beſonders die ſtarke Verwendung der Diphthonge auf (Biéla ſtatt Bela, Juózſi ſtatt Józſi).

Der Comitatsſitz, die königliche Freiſtadt Ödenburg (Sopron) iſt eine der älteſten Städte Ungarns. Sie liegt am Knotenpunkt zweier uralter Straßenlinien Mitteleuropas

und dient, wie schon König Karl Robert bemerkte, gleichsam als Thor des Landes gegen die deutsche Grenze hin.

Schon in vorrömischer Zeit hatte diese Gegend eine größere keltische Colonie, deren Namen Scarbant die Römer mit latinisirender Endung beibehielten; auch das slavische Suprun sowie das ungarische Sopron gehen darauf zurück. Doch war das Gebiet schon lange vor den Kelten bewohnt. Bei verschiedenen Bauarbeiten wurden zahlreiche Gruben aufgedeckt, aus deren Inhalt (Steingeräthen, Scherben, Knochenfragmenten, Kohlen- und Aschenresten) hervorging, daß sich in der neueren Steinzeit hier eine Wohnstätte befunden hat. Auch an den Abhängen südlich der Stadt kamen solche Grubenwohnungen vor. Aus der folgenden Kupfer- und Bronzezeit gibt es nur vereinzelte Funde, desto mehr aus der Hallstatter Periode (1000—400 v. Chr). Sie hat im eigentlichen Ödenburger Gebirge zahlreiche Denkmäler hinterlassen, die meisten auf dem Grat des 478 Meter hohen Burgstallberges, wo sich eine der ausgedehntesten Niederlassungen aus der Hallstatter Periode in ganz Mitteleuropa befindet. Der Gipfeltheil ist mit einem Wall von zwei Kilometer Länge umzogen und dieser noch durch Außendämme verstärkt. In dem Walde südlich von diesem geschützten Orte wölben sich Hunderte von Grabhügeln, die namentlich an Thongefäßen der verschiedensten Form und Verzierung reich sind. (S. das Bild Seite 87.) Die Hallstatter Funde von Ödenburg sind, wie heute festgestellt ist, älter als die niederösterreichischen der nämlichen Periode.

Die der Hallstatter folgende La Tène-Periode weist gleichfalls zahlreiche Funde auf, deren schönste vom Wienerberg stammen. Die Beweise, daß die hiesigen Bewohner der Hallstatter Periode thrakisch-illyrische Völker waren, mehren sich von Tag zu Tag, wogegen die La Tène-Zeit mit der Niederlassung der Kelten zusammenfällt. Aus der Vermischung dieser Völker entstanden die Pannonier, die zu Anfang unserer Zeitrechnung unter die Herrschaft der Römer gelangten. Hunderte von Niederlassungen im Comitate bieten Belege dafür, daß die älteren Bewohner mit den Eroberern zusammen lebten; daher findet man an vielen Orten Gegenstände der Hallstatter, La Tène- und Römerzeit nebeneinander. Aus der großen Zahl der Ansiedlungen ist auch ersichtlich, daß das Comitat schon in der Urzeit dicht bevölkert war.

Unter den Römern war Scarbantia anfangs oppidum, später municipium. Es hatte auch Duumvirn, was durch marmorne Inschrifttafeln, die bei dem Bau des neuen Rathhauses zu Tage kamen, bewiesen ist. Unter den Resten aus der Römerzeit sind das Interessanteste die Bruchstücke jener Riesenstatuen, die auf dem Baugrund des Rathhauses 4 Meter unter dem jetzigen Niveau auf dem Estrich eines schön gemalten Saales gefunden wurden. Sie sind von Künstlerhand aus herrlichem Marmor gehauen, waren jedoch arg zugerichtet und zum Theil auch durch Feuer beschädigt.

Ödenburg: Die Stadt — Das Theater — Der Stadtpark.

Nach der Völkerwanderung erscheint der Name der Stadt zuerst als „Oudinburch“ und „Odinburch“ in dem Donationsbrief Ludwigs des Deutschen vom Jahre 845. Die Árpáden kamen oft nach Ödenburg, das zu Anfang des XIII. Jahrhunderts ein Salzstapelplatz war. Zu dieser Zeit befindet sich da auch eine „Präceptur“ oder ein „Convent“ des Johanniterordens, der als „locus credibilis“ galt. Der Tatareneinfall nahm die Stadt arg mit und Friedrich der Streitbare, Herzog von Österreich, benützte die Bedrängniß Bélas IV., um sich Ödenburgs zu bemächtigen, mußte es aber bald wieder herausgeben. Auch die folgenden Zeitläufte brachten viel Kriegsnoth, bis mit dem XVIII. Jahrhundert die friedliche Entwicklung eintrat. Der neuere Aufschwung begann in den Fünfziger-Jahren unseres Jahrhunderts und hat sich seit der Wiederherstellung der Verfassung mächtig gesteigert.

Wenn man von Raab her mit der Eisenbahn ankommt, gelangt man zuerst auf den Deák-Platz, diese reizende Promenade zwischen zwei Reihen schmucker Häuser, unter denen der Bau der höheren Töchterschule stattlich hervorragt. Auf dem Széchenyi-Platze steht das große Casinogebäude. Bemerkenswerth ist ferner das 1557 gegründete evangelische Lyceum, mit Obergymnasium und theologischer Facultät, sowie einer Bibliothek von 21.000 Bänden. Viele namhafte Patrioten haben da ihre Ausbildung erhalten, unter ihnen Johann Kis, Gründer der „Soproni magyar társaság“ (Ödenburger ungarische Gesellschaft), der ausgezeichnete Dichter Daniel Berzsenyi, Gabriel Döbrentei, erster Secretär der ungarischen Akademie der Wissenschaften u. s. w. Das städtische Theater, in dem abwechselnd ungarisch und deutsch gespielt wird, ist ein Bau von edler Einfachheit. Auf dem Platze davor steht die Bronzebüste des im Comitate geborenen Franz Liszt. Hier erhebt sich auch das elegante Gebäude der katholischen Volksschule. Die Theatergasse führt zu der schönen evangelischen Volksschule und weiter zur evangelischen Kirche.

In Ödenburg befindet sich einer der höchsten Thürme Ungarns (60·7 Meter), der schon gar vielen Stürmen getrotzt hat. Seine drei Abschnitte tragen das Gepräge dreier Epochen. Der untere ist ein massiver Cylinder aus der Árpádenzeit; der mittlere, achteckige gehört der Renaissance an. Verbunden sind beide durch ein prächtiges, arkadengeschmücktes Mittelglied, von dessen Bogengang man eine herrliche Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebung genießt. Der oberste Theil des Thurmes, das Dach, ist nach dem furchtbaren Brande im Jahre 1676 erbaut. Am Rathhausplatze steht das neue Rathhaus und diesem gegenüber das Comitatshaus, ferner die Benediktinerkirche, die nebst anderen künstlerisch interessanten Bauten der Stadt in dem Aufsatz über die Baudenkmäler rechts der Donau gewürdigt wurde. Die Häuser an diesem Platze gehören meist dem XV. Jahrhundert an und ihre mit Säulen-Loggien geschmückten Höfe machen einen vornehmen Eindruck. Eines derselben enthält das städtische Archiv, eine förmliche Schatzkammer von Daten über die

mittelalterliche Geſchichte der Städte. Die älteſte Urkunde iſt vom Jahre 1162. Ein Mauthregulativ vom Jahre 1394 zeigt, daß Ödenburg ſchon damals einen lebhaften Verkehr hatte. Die ſtädtiſchen Protokolle ſind ſeit dem XV. Jahrhundert faſt ohne Lücke vorhanden. Die Zahl der königlichen Briefe vor der Schlacht bei Mohács beträgt über 200 und noch zahlreicher ſind die Briefe von Mitgliedern vornehmer Familien. Sehr werthvoll ſind die Schriften aus der Reformationszeit; Briefe von kirchlichen Perſönlichkeiten des XVI. Jahrhunderts finden ſich maſſenhaft. Überdies iſt das Archiv eine ſehr reiche Fundgrube für die Geſchichte der Umgegend. Das in demſelben Gebäude untergebrachte ſtädtiſche Muſeum iſt beſonders in jüngſter Zeit durch eine große Menge vorgeſchichtlicher und römiſcher Funde bereichert worden; auch eine Sammlung von Zunftladen hat hohen Werth. Das Comitatsarchiv, im Comitatshauſe, beſitzt mehr Schriftſtücke aus der Zeit nach Mohács. Die hier deponirten Urkundentruhen enthalten intereſſante Daten über die mittelalterlichen Beſitzverhältniſſe des Ödenburger Comitats.

Etwa in der Mitte der Georgengaſſe ragt die Hauptkirche der inneren Stadt empor; ſie wurde im XVII. Jahrhundert durch die Jeſuiten ganz nach dem Muſter der Wiener Univerſitätskirche erbaut. Ihr zur Seite ſteht das Obergymnaſium der Benediktiner.

Stadtthurm zu Ödenburg.

Gegenüber sieht man das fürstlich Eggenberg'sche Haus, in dessen Hofraume die Protestanten nach dem Jahre 1674 ihren Gottesdienst abhielten; die Kanzel ist auf dem Gang im ersten Stock noch heute zu sehen. Weiterhin gelangt man zu dem im Jahre 1747 erbauten Ursulinerinnenkloster. Die Kirchengasse führt zu dem großen Gebäude der Staats-Oberrealschule; ihr gegenüber steht der hübsche israelitische Tempel, nebst neuem Schulgebäude. Wenige Schritte weiter und man steht auf dem Széchenyi-Platz. Hier ist die zweithürmige Dominicanerkirche zu beachten, die im Jahre 1664 durch die verwitwete Gräfin Erdödy, geborene Elisabeth Batthyány, erbaut wurde. Außer den genannten Instituten erwähnen wir noch die staatliche Handelsakademie, die evangelische Lehrerbildungsanstalt, die Erziehungsanstalt für Offizierstöchter, das mit dem Öffentlichkeitsrechte ausgestattete Lähne'sche Privatinstitut und das Ödenburger Comitatsmuseum.

Ödenburg ist nicht nur Sitz des Comitats, sondern auch der Post-, Telegraphen- und Finanzdirection, des königlichen Gerichtshofes und Bezirksgerichts, der Filiale der Österreichisch-ungarischen Bank, sowie einer Handels- und Gewerbekammer. Unter den Vereinen für Pflege der Wissenschaft und Kunst stehen voran: der durch Adolf Frankenburg gegründete „Künstler- und Schriftstellerclub", der archäologische Verein, der Verein zur Förderung der ungarischen Bühne und der nahezu 70 Jahre alte Musikverein. Das Turn- und Löschwesen hat in Ödenburg zuerst eifrige Pflege gefunden und der zu diesem Behufe gegründete Verein ist der älteste in Ungarn. Verdienstvoll wirkt noch der städtische Verschönerungsverein, namentlich auch, indem er durch Anlage guter Wege die schöne Gegend gangbar macht. An den unteren Lehnen des nahen Gebirges befinden sich zahlreiche Gärten mit sehr hübschen Landhäusern. Endlich ist neuestens eine Wasserleitung eingerichtet, welche täglich 2000 Cubikmeter des besten Wassers liefert.

Die Südbahn befördert von Ödenburg in die Berggegend. Man passirt Wandorf (Bánfalva), dessen altes Paulinerkloster jetzt ein Nonnenkloster ist, dann Schadendorf (Somfalva), das wohlhabende Agendorf (Ágfalva) und Marz (Márcz) und gelangt nach Mattersdorf (Nagy-Marton, früher Martonfalva). Dieses liegt an beiden Ufern der Vulka (früher Seleg) in einem Thalkessel; es ist Großgemeinde und Bezirksort mit 2869 christlichen und 752 jüdischen Einwohnern, welch letztere eine besondere Gemeindeorganisation haben. Mattersdorf ist als Stammsitz der mit Constantia, Gattin des Königs Emerich, aus Aragonien eingewanderten gräflichen Familie von Mattersdorf, später von Forchtenstein, zu betrachten; es wurde durch Emerich dem Wojwoden Benedict geschenkt. Die alte Burg Martun ging vermuthlich im Jahre 1287 zu Grunde, als Herzog Albrecht von Österreich, um seine durch Johann von Güssing erlittene Niederlage zu rächen, in das Land einbrach und, nachdem er das ungarische Heer bei Mattersdorf geschlagen, die Westgrenze des Comitats besetzte.

Von Mattersdorf gelangt man, das Vulkathal hinan, in einer Stunde nach Forchtenau (Fraknó-Váralja). Hat man aber dieses durchschritten, so steht man vor einer der größten und schönsten Burgen Ungarns, Forchtenstein (Fraknó). Vom Dorfe kommend, erblickt man sie genau so, wie sie in unserem Aufsatz über die Baudenkmäler jenseits der Donau abgebildet ist. Das hier eingeschaltete Bild zeigt die Burg von der Südseite. Sie ist auf einem Felsen erbaut, der nach drei Seiten steil abfällt und nur von Westen her zugänglich erscheint, wo er jedoch durch einen tiefen und breiten Graben vom

Burgthor zu Forchtenstein.

Bergstocke abgeschnitten ist. Statt der einstigen Zugbrücke führt jetzt eine stehende Holzbrücke zum äußeren Burgthor. In der Thorhalle öffnet sich rechts die Thüre des Verließes, über der man die kernigen Worte liest: „Hic discursus de praeteritis, praesentibus et futuris.“ Links ragt aus dem Erdreich ein verwitterter Stein empor, wie das Volk glaubt, der Pranger, auf dem die Gefangenen stehen mußten. Nach wenigen Schritten steht man vor dem inneren Burgthor, von wo ein langer gewölbter Gang auf den Platz vor dem „Palas“ führt.

Der Palas ist ein gewaltiger, viereckiger Bau. Künstlerisches Interesse bietet er nicht, mit Ausnahme eines Thores im späten Renaissancestil. Über diesem Thore sieht

man die Wappen des Bauherrn, des mächtigen Palatins Nikolaus Eſterházy, und ſeiner Gemalin Chriſtine Nyári von Bedegh (vom Jahre 1638) und zwei Inſchrifttafeln. Im Burghofe ſteht die ſteinerne, aber ſchwarz bemalte Reiterſtatue des Fürſten Paul Eſterházy, vom Jahre 1687. Links vom Thore befindet ſich das Archiv, rechts die Schatzkammer, zu der der Palatin Nikolaus den Grund gelegt hat. Die Menge der hier aufgehäuften Schätze iſt märchenhaft. Die Goldſchmiedekunſt und Juwelierarbeit des XV. bis XVIII. Jahrhunderts iſt nächſt der kaiſerlichen Schatzkammer in Wien in der ganzen Monarchie nirgends ſo reich wie hier vertreten. Man braucht Stunden, um alle die Becher, Kannen, Schmuckſachen, Emailarbeiten u. ſ. w. zu durchmuſtern. Als Beiſpiel ſei ein Kelch des Königs Matthias vom Jahre 1465 erwähnt; ferner theilen wir die Abbildung eines Renaiſſancepokals mit, deſſen Bauch aus einer Muſchel in ſilbervergoldeter, mit Email, Edelſteinen und echten Perlen verzierter Faſſung gebildet iſt. Die Gemälde im Oberſtock ſind meiſt Familienbildniſſe von geringerem Kunſtwerth, doch für die Coſtümgeſchichte hochintereſſant; unter ihnen befindet ſich auch das Porträt der „Venus von Murány“ (Maria Széchy). Der Freund der Geſchichte mag ſich den vielen Schlachtenbildern und Fahnen zuwenden. Die Waffenſammlung iſt wieder beſonders, in fünf unter einander befindlichen Sälen untergebracht; vom XVI. Jahrhundert angefangen ſind da alle möglichen Arten von Gewaffen zu finden. In den letzten Stockwerken bemerkt man eine längs der Wände aufgehängte lange Kette, die zum Brunnen der Burg gehört hat. Dieſer Brunnen iſt unter einem eigenen Dach geborgen und 142 Meter tief; er wurde in den Jahren zwiſchen 1660 und 1690 durch türkiſche Gefangene in den harten Felſen gehöhlt. Außerhalb des Palas ſteht noch der 50 Meter hohe Bergfried (Donjon) der alten Burg aufrecht, mit vier Meter dicken Mauern, in denen eine Wendeltreppe emporführt; hie und da zeigt ſich im Mauerwerk auch eine Niſche und das Volk glaubt, daß darin einſtens Menſchen eingemauert wurden.

Burg Forchtenſtein iſt durch die Grafen von Mattersdorf erbaut, denen ſie ihren ſpäteren Namen gegeben hat. Mit dem Ausſterben der Familie fiel ſie an die Krone zurück. König Matthias ſchenkte ſie 1466 dem Sigismund Weißpriach; nach Matthias' Tode befand ſie ſich meiſt als Pfand in öſterreichiſchen Händen. Die Reichstage drangen unabläſſig auf ihre Rückerſtattung, bis ſie endlich im Jahre 1622 wirklich wieder einverleibt wurde. Bei dieſem Anlaß verlieh ſie Ferdinand II. dem Grafen Nikolaus Eſterházy, deſſen Nachkommen ſie noch jetzt beſitzen. Die Neugeſtaltung der Burg iſt das Werk des durch Leopold I. in den Fürſtenſtand erhobenen Palatins Paul. Von den nördlichen Fenſtern des Palaſtes aus ſtreift der Blick über das ganze Leithagebirge und das Vulkathal. Der Menſch der Steinzeit hat überall mannigfache Spuren hinterlaſſen. Die Bronzezeit bietet ſchöne Funde; auch die Hallſtatter und die La Tène-Periode ſind vertreten.

Römiſche Funde ſind ſehr häufig. Unter den vielen Fundſtätten ſind die bedeutendſten die von Müllendorf (Szárazvám), wo man Mutenum ſucht, und von Breitenbrunn (Széleskút), wo ſich gleichfalls eine größere römiſche Ortſchaft befunden hat. Auch am jenſeitigen Fuße des Leithagebirges gibt es römiſche Spuren, beſonders in der Gemarkung des berühmten Wallfahrtsortes Loreto.

Hauptort des Bezirkes iſt Eiſenſtadt (Kismarton), eine Stadt mit geordnetem Magiſtrat und 2975 Einwohnern. Die Großgemeinde Unterberg-Eiſenſtadt (Alſó-Kismartonhegy), ſowie die Kleingemeinden Oberberg-Eiſenſtadt (Felſö-Kismartonhegy) und Eiſenſtadt-Schloßgrund (Kismarton-Váralja) ſind mit ihr verbunden. Die Stadt ſteht auf dem ſüdlichen Abhang des Leithagebirges. Ihre Vergangenheit iſt bis in die Steinzeit zu verfolgen. In römiſcher Zeit befand ſich hier eine größere Niederlaſſung, die ſich vom Nordende der Stadt bis St. Jörgen (Szent-György) erſtreckte. Unter den Árpáden kommt Eiſenſtadt als castrum vor. Als Grenzſtadt gelangte es oft in öſterreichiſche Hände und die Zurücklöſung des verpfändeten Eiſenſtadt wurde von den Reichstagen oft urgirt, bis ſie

Deckelbecher auf Burg Forchtenſtein.

endlich im Jahre 1655 erfolgte. Graf Nikolaus Eſterházy erhielt die Domäne von Ferdinand II. im Jahre 1622, als die Burg von der Stadt getrennt wurde. Im Jahre 1648 wurde Eiſenſtadt königliche Freiſtadt.

Das jetzige Schloß wurde im Jahre 1683 durch den Fürſten Paul Eſterházy an Stelle der alten Burg erbaut. Es iſt ein unvollendeter Rieſenbau, dem ſich nach dem urſprünglichen Plane noch zwei Flügel anſchließen ſollten. Im Prunkſaale fand lange Zeit die feierliche Inſtallation des Obergeſpans ſtatt. Im Park befinden ſich wahrhaft fürſtliche Treib- und Palmenhäuſer. In dem helleniſirenden Pavillon über dem Bergſee, dem ſogenannten Leopoldinentempel, ſteht die Marmorſtatue der Fürſtin Leopoldine Eſterházy, von Canova. Unter den Merkwürdigkeiten des Schloſſes iſt Haydn's Clavier zu erwähnen. Im Schloßthurm hängt die größte Glocke des Landes. Das Eſterházy'ſche Archiv iſt außerordentlich reich, die Urkundentruhen von über 300 Familien ſind darin verwahrt. Urkunden aus der Árpádenzeit gibt es etwa 300. Die erſte Gruppe des Archivs enthält die Dokumente über die Abſtammungsfolge der Familie. Dieſe ſtammt von der Inſel Schütt, aus dem Geſchlechte der Salamon, von dem ſich mehrere Familien, darunter auch die Illésházy, abgezweigt haben; ihr erſter bekannter Ahne Mokud kommt im Jahre 1186 vor. Das Aufblühen der Eſterházy beginnt mit dem XVI. Jahrhundert. Franz, Vicegeſpan des Preßburger Comitats, gebraucht zum erſten Male das Prädikat „von Galantha", nach dem Erbe ſeiner Mutter, der Helene Beſſenyei; ſeine Gattin war Sophie Illésházy und beider Söhne erhielten im Jahre 1613 von Matthias II. den Freiherrentitel; dem einen Sohne, Nikolaus, wurde dann durch Ferdinand II. der mit der Beſitzung Forchtenſtein verbundene Grafentitel verliehen. Sein Sohn Paul erhielt am 8. December 1687 von Leopold I. den Rang eines Fürſten des heiligen römiſchen Reiches, der durch Karl III. (23. Mai 1712) auf den Erſtgebornen und durch Joſef II. (21. Juli 1782) auf die ganze männliche und weibliche Linie ausgedehnt wurde.

Die Bibliothek iſt in einem beſonderen Gebäude aufgeſtellt. Sie beſteht aus über 45.000 Bänden und iſt durch ihren Reichthum an literariſchen und bibliographiſchen Seltenheiten, Bilderwerken, koſtbaren Stichen und werthvollen Prachtausgaben eine der bedeutendſten Bibliotheken des Landes. Auch die Bibliothek der Franciscaner iſt wegen ihrer Hungarica bemerkenswerth. Im unteren Theile unſerer Abbildung ſieht man, um die zu Ehren von Mariä Heimſuchung erbaute Kapelle her, den durch den Fürſten Paul errichteten Calvarienberg, der im vorigen Jahrhundert als Weltwunder galt; die dahinter befindliche Hauptkirche iſt nur das Sanctuarium eines in rieſigen Verhältniſſen geplanten Gotteshauſes. Der Grabſtein Haydn's iſt darin zu ſehen. Die Fresken und das Altarbild der Kirche ſind berühmt. In mehreren Kirchen von Eiſenſtadt und der Umgebung befinden ſich Gemälde Dorfmeiſters. Zu erwähnen iſt ferner das Rieſengebäude der

Eisenstadt: Das Schloß – Kirche zu Maria Heimsuchung.

Militär-Unterrealschule. Hier ist auch der berühmte Wiener Anatom Josef Hyrtl geboren, dessen Geburtshaus eine Gedenktafel trägt.

Burg Hornstein (Szarvkö) erhebt sich am jenseitigen Abhang des Gebirges, auf einem schmalen, aber steilen Seitengrat. Nordöstlich davon liegt der berühmte Wallfahrtsort Loreto; seine Kapelle wurde durch die Herren von Stotzing, die Kirche durch den unglücklich endenden Franz Nádasdy erbaut. Auf der Ostseite des Leithagebirges liegt, nordöstlich von Eisenstadt, das kleine St. Jörgen (Szent-György), bemerkenswerth wegen römischer Funde (der Atilia-Stein, den das Volk für Attilas Stein ansah), weiterhin Donnerskirchen (Fehéregyháza), Purbach (Feketeváros) und Breitenbrunn (Szélesküt), die nördlichste Gemeinde des Ödenburger Comitats. Die beiden letzten besitzen noch jetzt ihre Ringmauern und in Donnerskirchen und Breitenbrunn steht auf dem Markte auch noch der steingeschnitzte Pranger, an den die Diebe gestellt wurden. Gegen Süden liegen längs der Preßburger Landstraße die Ortschaften Gschieß (Sércz), Oßlop und St. Margarethen (Margita); längs des Neusiedler Sees aber gelangt man über Oggau (Oka) nach Rußt. Dies ist die kleinste Stadt Ungarns mit geordnetem Magistrat, führt den Titel einer königlichen Freistadt und hat 1548 Einwohner. Einst war sie durchaus magyarisch und kommt in den Urkunden des XIV. Jahrhunderts noch unter dem Namen Szil vor. Noch weiter südlich folgt Mörbisch (Medgyes) mit interessanten Bauernhäusern, wo säulengetragene Treppen zu den Wohnungen hinanführen. An der Westseite der nach Kroisbach (Rákos) führenden Straße liegt das Mithräum, ein aus der Römerzeit erhalten gebliebenes Heiligthum, wo dem Mithras geopfert wurde. Etwas oberhalb von diesem stand auf einem Berggipfel die Burg Katzenstein (Macskakö), die, nachdem sie von den Zsebrák-Banden genommen worden, im XV. Jahrhundert die Geißel der Gegend war, bis sie von den Ödenburgern völlig zerstört wurde. Es ist keine Spur von ihr geblieben. In Kroisbach hat der Raaber Bischof ein Schloß; am Ufer des Baches, der das Dorf durchströmt, steht an der Preßburger Landstraße der Riesenbau des Strafhauses, einst Zuckerfabrik. An dieser Stelle befand sich in der Bronzezeit, wie später in der römischen, eine Niederlassung. In der südwestlichen Ecke des Neusiedler Seegeländes liegt Wolfs (Balf), einst dem Geschlechte Csák gehörig, aber seit Anfang des XIV. Jahrhunderts Eigenthum der Stadt Ödenburg.

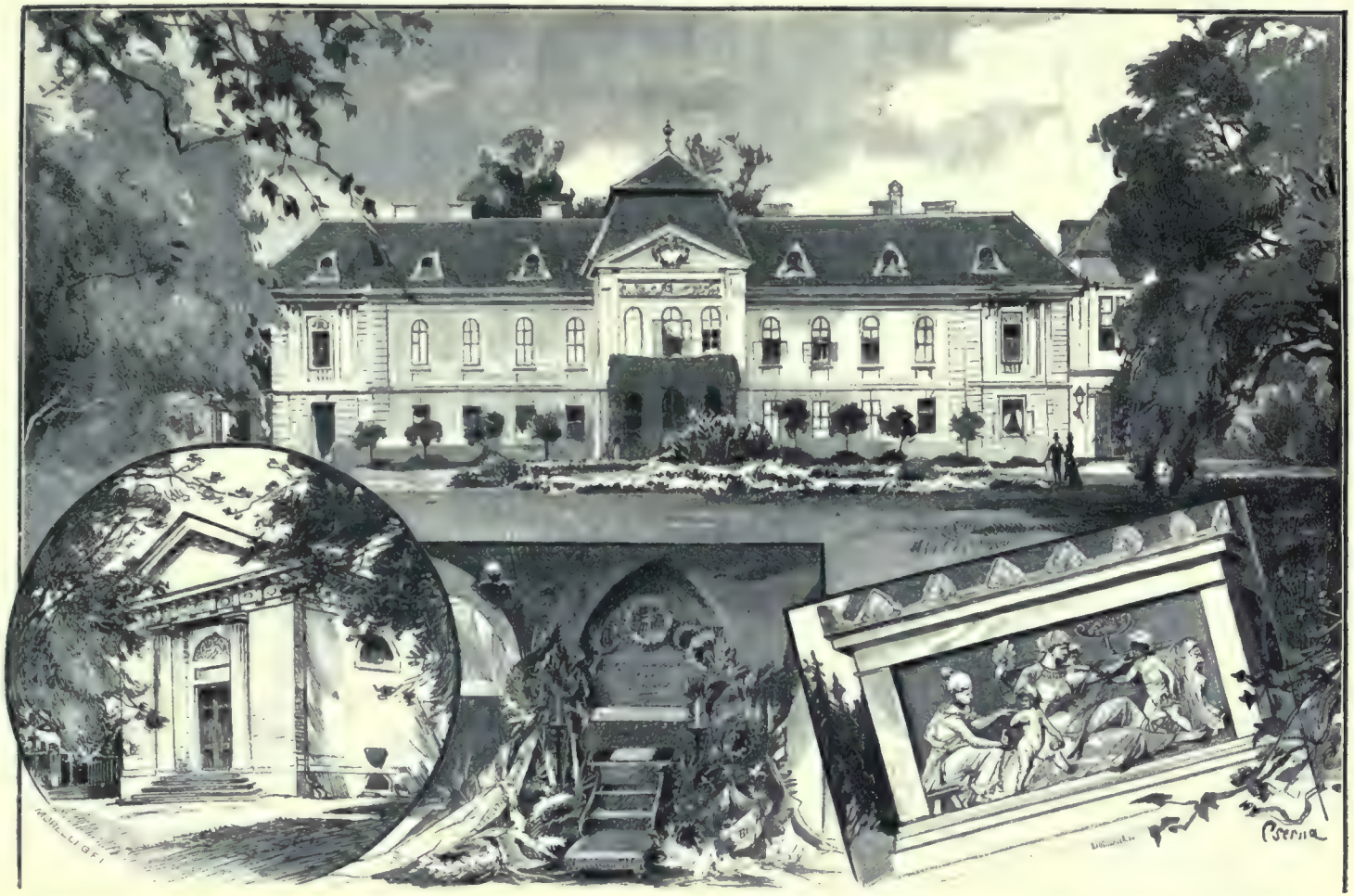
Südöstlich von Forchtenstein gelangt man über waldige Berggrate nach Sieggraben (Szikra) und von diesem südlich nach Ober-Petersdorf (Felsö-Péterfa), einst Besitzthum des Geschlechtes Petur. Im Tannwald des zwischenliegenden Grates finden sich urzeitliche Grabhügel. Längs des Schwarzenbaches erreicht man im Thale Burg und Ortschaft Kobersdorf (Kabold, ehemals Kobolt, Coboltstorph), dessen Spur sich schon im XIII. Jahrhundert findet. Ursprünglich war die Burg ein Viereck mit vier Eckthürmen;

der tiefe Graben ist größtentheils noch vorhanden. Eine Stunde weiter südlich liegt Landsee (Lánzsér), das namentlich von Wienern viel besucht wird. Wie Forchtenstein, steht auch dieses auf dem Gipfel eines nach drei Seiten steil abstürzenden Felsberges; die zugängliche Westseite ist durch einen doppelten Graben geschützt. Die in Trümmern liegende Burg bestand aus einer unteren, mittleren und oberen Burg. Die obere war vermuthlich der älteste Theil und diente mit einer Art gewaltigem Thurm im Nothfalle als Bergfried. Dieser bestand aus drei Gliedern. Das untere, von cylindrischer Gestalt, war ein zwanzig Meter hoher Grundthurm mit sieben Fensteröffnungen; auf diesem erhob sich ein schmalerer Rundthurm mit sechs Fenstern und auf diesem stand der schlanke viereckige Oberthurm. Die mittlere Burg umgab halbkreisförmig den Bergfried und bildete den Burghof. Die Gebäude der unteren Burg gruppirten sich an den Thoren. Die Burg hatte insgesammt sieben Thürme.

Statue der Fürstin Leopoldine Esterházy (von Canova) und der Leopoldinentempel zu Eisenstadt.

Landsee war also eine der stärksten Grenzvesten Ungarns und steht als Bau würdig zwischen Forchtenstein und Lokenhaus (im Eisenburger Comitat). Seine Entstehung fällt wohl ins XII. Jahrhundert. Seit 1612 ist es in Esterházy'schem Besitz. Die westlich der Burg gelegene gleichnamige Ortschaft hat die höchste Lage im Comitat (620 Meter) und ist von einer Basaltkuppe überragt, welche die Ruine eines 1701 gebauten Camaldulenserklosters trägt. Burg Landsee selbst fiel 1772 einem Brand zum Opfer und blieb dann ganz vernachlässigt, so daß sich die Gemeinde aus ihr mit Quader- und Backsteinen versorgte. Die Mauern sind mit Birken und Tannen bewachsen, die der Vernichtung einen Schein von Leben verleihen. Die Aussicht ist herrlich, sie rechtfertigt den Namen, denn sie gibt viel Land zu sehen. Östlich und südlich von Landsee bis an die Grenze des Comitats liegt der jetzige Pullendorfer (Pulyaer) Bezirk, ehedem die Lutzmansburger (Lotschmannsburger, Locsmánder) Burggespanschaft. Der Ort „Lutschburg" (Locsmánd) kommt schon 1137 vor; er wurde durch König Géza II. nebst dem nordwestlich gelegenen Gerisdorf (Gyirót) und dem südwestlich liegenden Sárod, dem heutigen Frankenau (Frankó, nach der Familie Frank benannt) den deutschen Rittern Albert und Gottfried geschenkt. Mit ihnen prozessirte im Jahre 1171 wegen dieser Güter der Lutzmannsburger Burghauptmann Ivánka, doch wurden sie durch Stephan III. in ihrem Besitze bestätigt. Béla IV. verlieh im Jahre 1263 die ganze Burggespanschaft sammt der Burg Landsee dem Lorenz aus dem Geschlechte Aba. Die Lutschburg (Lutzmannsburg) stand vermuthlich auf dem Hügel, wo jetzt die Kirche steht; Spuren hat sie nicht hinterlassen. Diesseits von Lutzmannsburg liegen im Thale des Stoober (Csávaer) Baches zwei ungarische Ortschaften: Ober- und Mittel-Pullendorf (Felsö- und Közép-Pulya), die in dieser von Kroaten und Deutschen bewohnten Gegend eine magyarische Insel bilden. Ober-Pullendorf ist jetzt Bezirkssitz. Erwähnenswerth ist noch die im nördlichen Theile dieses Bezirkes gelegene Ortschaft Nikitsch (Füles), mit einem Schloß der Grafen Niczky, die von Ebed, aus dem Geschlechte Ják, abstammen. Das reiche Archiv dieser Familie wird in dem westlich gelegenen Schloß zu Nebersdorf (Likvánd) aufbewahrt. Nördlich von hier liegt Warasdorf (Szabad-Bárand) und über dieses hinaus Raiding (Doborján), der Geburtsort Franz Liszt's, der schon zum Ödenburger Bezirk gehört. Das Geburtshaus Liszts ist durch den Ödenburger Schriftsteller- und Künstlerclub mit einer würdigen Gedenktafel bezeichnet worden.

Östlich von Landsee, mit einiger Abweichung nach Norden, liegt in der Thalmulde das blühende Lackenbach (Lakompak). An seiner Ostseite steht die gleichnamige Burg, laut der Inschrift über dem Thore im Jahre 1618 durch Nikolaus Esterházy erbaut, der diese zu Landsee gehörige Besitzung mit seiner Gemalin Ursula Dersfy (Witwe des Franz Mágocsi) erhalten hatte. Dieser mehr schloß- als burgartige Wohnsitz schwebte schon 1620



Das Schloß zu Zinkendorf: Familiengruft des Grafen Széchenyi zu Klein-Zinkendorf — Die Särge des Grafen Stefan Széchenyi und seiner Gattin — Grabdenkmal der Gräfin Béla Széchenyi.

in großer Gefahr. Damals entsandte Gabriel Bethlens Commandant zu Ödenburg, Kaspar Semnyei, 2000 Reiter unter Stephan Hußár gegen Lackenbach, denen sich noch Stephan Petneházi mit seinen Haiduken anschloß. Der eingeschlossene Burgherr Esterházy begann bereits wegen Übergabe zu unterhandeln, als ihm am 30. September von Schwarzenbach her Dampierre zu Hilfe kam. Stephan Hußár stellte die Seinen in Schlachtordnung und griff die Deutschen an, deren Musketiere jedoch seine Truppen in Verwirrung brachten, worauf Dampierre sie mit voller Kraft angriff und in die Flucht schlug. Die Gefallenen wurden am Tarródy-Hügel begraben, wo noch heute das Grabmal eines Bethlen Gábor'schen Obersten, Matthias Tarródy, in Stand gehalten wird.

Geradeaus östlich von Lackenbach liegt Neckenmarkt (Nyék); hier steht noch ein Theil der alten Burgmauer, und mehrere alte stockhohe Häuser erzählen von schöneren Tagen. In seiner Gemarkung, wie überhaupt in der ganzen Gegend, kommen viele römische Alterthümer vor. Noch weiter östlich folgt Deutsch-Kreutz (Német-Keresztur) und nahe dabei die gleichnamige Burg, die durch eine Thorinschrift als Bau des Paul Nádasdy vom Jahre 1625 bekundet wird. Über dem Thore sieht man das Bild der heiligen Jungfrau und ein Fenster, über das folgende Sage geht: Die herrliche Tochter der Nádasdy war Braut. Als sie für den Gang zur Kirche angekleidet wurde, brach ein furchtbares Gewitter los. Die Braut stand mit bekränztem Haupte am Fenster und blickte hinaus, ob das Unwetter noch lange währen möchte; allein der Himmel umzog sich immer schwärzer. Plötzlich barst die Wolke, ein Krach, ein Schrei — und die schöne Braut lag todt am Boden.

Nahe bei Deutsch-Kreutz liegt das Dorf Zinkendorf (Czenk), Besitzthum der Familie Széchenyi. Auf dem Kirchhofe steht eine in dorischem Stil erbaute Gruft, in der eine altarähnliche Marmorplatte das Grab Graf Stephan Széchenyis, des „größten Ungars" deckt. Dort ruht auch der große Erzbischof von Kalocsa, Graf Paul Széchenyi. Vor dem Kirchhofe steht eine vom Grafen Stephan Széchenyi im Renaissancestil erbaute Kirche.

Das gräfliche Schloß ist in edler Einfachheit gehalten und von einem englischen Park umgeben. Es enthält eine reiche Bibliothek und wissenschaftliche Sammlungen, meist von der ostasiatischen Reise des Grafen Béla Széchenyi. Von dem Vorgarten geht eine herrliche Lindenallee aus, die durch Gräfin Susanne Barkóczy und ihren Gemal, Grafen Anton Széchenyi, im Jahre 1751 gepflanzt wurde. Sie ist drei Kilometer lang und in der Nähe ihres nördlichen Endes steht das Mausoleum mit dem kunstvollen Grabmal (von Kundmann), welches Graf Béla Széchenyi seiner Gattin, Gräfin Hanna Erdödy errichtet hat. Die Allee führt in ein Wäldchen, jenseits dessen auf einem erhöhten Punkte des den Neusiedler See überragenden Plateaus die Gloriette steht, wo Graf Franz Széchenyi sich am liebsten aufhielt. Sie bietet eine reizende Aussicht über das Seegelände.

Wie erwähnt, läßt ſich das Ödenburger Comitat ſeinen phyſiſchen, wie ethnographiſchen Eigenſchaften nach in zwei Regionen theilen. Man darf annehmen, daß es ehedem auch der Verwaltung nach aus zwei Theilen beſtand. Nachweislich hatte nämlich die Raabau innerhalb des Comitatsgebiets eine gewiſſe behördliche Selbſtändigkeit, inſofern man im XV. und XVI. Jahrhundert wiederholt den Vizegeſpanen und Stuhlrichtern des „districtus“ Raabau begegnet, deren Sitz gewöhnlich Nempthi (jetzt Németi) im Mittelpunkte der eigentlichen Raabau war. Auf eine gewiſſe Selbſtändigkeit deutet auch die Raabauer Erzdechantei, die noch jetzt den Titel eines Raaber Domherrn bildet.

Die ebene Hälfte des Comitats hat drei Bezirke: Tſchapring (Csepreg), Kapuvár und Csorna. Der erſte iſt der öſtliche Nachbar des Pullendorfer Bezirks; ſeine ſüdweſtliche, an das Eiſenburger Comitat ſtoßende Ecke iſt niedriges Hügelland, das Übrige Ebene. Er iſt reich an Funden aus vorgeſchichtlichen und geſchichtlichen Epochen, wie übrigens auch die beiden anderen Bezirke. Alle drei liefern beſonders Denkmäler aus der römiſchen und der Völkerwanderungszeit. Jene 2 bis 3 Meter hohen, länglichen, ſandigen Hügel, die auf der Ebene in großer Menge vorkommen, ſind wahre Muſeen, in denen man Gegenſtände verſchiedener Epochen maſſenhaft findet. Sehr viele Windungen der Flüſſe und Bäche umſchließen einen flachen Hügel, in dem man mindeſtens römiſche Alterthümer findet. Das Volk bringt die Reſte der Römerbauten mit den rothen Mönchen (Paulinern) in Verbindung und ſchleppt die vorzüglichſten Backſteine laſtwagenweiſe heim.

Tſchapring (Csepreg), der Hauptort des gleichnamigen Bezirkes, liegt am rechten Ufer der Rabnitz, am Saume der Hügelgegend, und hat 3842 Einwohner. Am nordöſtlichen Rande des Bezirkes liegt der Maierhof von Szolgagyör, in deſſen Nähe ſich eine bedeutende vorgeſchichtliche Wallburg findet. Von hier aus gelangt man über den mit prähiſtoriſchen Grabhügeln bedeckten Szent-Miklóſer Anger in den Bezirk von Kapuvár, zu deſſen bemerkenswertheſten Orten Eszterháza gehört. Es iſt zwar eine kleine Gemeinde, jedoch im vorigen Jahrhundert durch die verſchwenderiſche Bauthätigkeit des Fürſten Nikolaus Eſterházy, des „Prächtigen“, zum Weltruhm gelangt. Hier befindet ſich eines der größten Schlöſſer des Landes mit vielen Sälen und 126 Zimmern; es hat einſt Maria Thereſia als Gaſt empfangen. Das einſt von Haydn geleitete Theater hatte europäiſchen Ruf. Mit dem Tode des Fürſten erloſch auch der Glanz von Eszterháza. Bezirksſitz iſt Kapuvár an beiden Ufern der kleinen Raab, eine der älteſten Ortſchaften des Landes, ſchon in einer Urkunde von 1162 erwähnt. Im XV. Jahrhundert gehörte es den Kanizſay, dann den Rozgonyi. 1558 fiel es ſammt den zugehörigen 17 Ortſchaften und 22 Puſzten als Donation dem Palatin Thomas Nádasdy und deſſen Frau Urſula Kanizſay, ſowie ihrem Sohn Franz zu. Gegenwärtig iſt es eine Beſitzung der fürſtlich Eſterházy'ſchen Familie. Kapuvár iſt der Schlüſſel der Raabau und war daher Schauplatz vieler Kriegsſcenen.

Unter den Ortschaften der Raabau entwickelt sich Csorna, Hauptort des gleichnamigen Bezirkes, am raschesten. Als Knotenpunkt der Eisenbahn zieht es den Handel an sich. Csorna ist eine der ältesten bewohnten Stätten. Auf den östlichen Äckern finden sich Spuren der Steinzeit, im Orte selbst zahlreiche Gräber aus der Völkerwanderungszeit; der wichtigste Fund jedoch wurde in der Ziegelei der Propstei gemacht, es ist ein Skelet, dessen Schädel ein mit Granaten, Carneolen und Bernsteinstücken besetztes goldenes Diadem trug. Großes Interesse für die Magyaren haben zwei Begräbnißstätten, die eine bei Csatár, nördlich von Csorna, aus dem XI., die andere östlich bei Sülhegy, aus dem X. und XI. Jahrhundert. Ihre Aufgrabung liegt dem Ödenburger archäologischen Verein ob.

Die Csornaer Propstei des Prämonstratenser Chorherrenordens (conventus ecclesiae de Serna) wurde durch die von Osli zu Ende des XII. Jahrhunderts gegründet. Unter König Sigismund wurde der Convent zum beglaubigten Ort. Das Ordenshaus wurde durch Dr. Adolf Kuncz, den jetzigen kunstsinnigen Propst, im Barockstil umgebaut. Hier erfocht das ungarische Heer (13. Juni 1849) unter Kmetys Führung einen seiner letzten Siege. Den gefallenen Honvéds ist ein schöner Denkstein geweiht. Südlich von Csorna liegt Szany, mit einem Schloß des Raaber Bischofs; östlich davon Árpás, eine der ältesten Gemeinden, die schon 1037 durch Stephan den Heiligen sammt der nahen Überfuhr der Abtei Bakonybél verliehen wurde. Das weiter nördlich gelegene Bodonhely, die östlichste Gemeinde des Ödenburger Comitats, liegt genau 500 Meter tiefer als Landsee.

Die Residenz der Propstei Csorna.

Die Burg zu Ungariſch Altenburg (jetzt landwirthſchaftliche Akademie) und das Baſteithor.

Das
Wieſelburger Comitat.

Obgleich dieſes kleine Grenzcomitat weder durch Ausdehnung noch durch Naturſchönheiten eine hervorragende Stelle einnimmt, hat es doch von allem Anfang an eine wichtige Rolle im geſchichtlichen Leben Ungarns geſpielt. Seine Größe beträgt 2.041 Quadratkilometer, die Bevölkerung betrug (1890) 85.050 Seelen, alſo durchſchnittlich 41 auf den Quadratkilometer, ſo daß es in dieſer Hinſicht unter den Comitaten am rechten Donau-Ufer den letzten Rang einnimmt. Hinſichtlich der Anzahl der des Leſens und Schreibens Kundigen ſteht es dagegen unter den erſten des Landes und faſt alle ſchulpflichtigen Kinder beſuchen die Volksſchule.

Das Wieſelburger Comitat (Moſonmegye) liegt am rechten Ufer der Donau, zwiſchen dem Preßburger, Raaber und Ödenburger Comitat und Niederöſterreich.

Sein Boden ist größtentheils flach; im nordwestlichen Theile, der die nördliche und östliche Ufergegend des Neusiedler Sees enthält, ist eine Strecke von den letzten Ausläufern des Leithagebirges bedeckt, die jedoch bald zu Hügeln abschwellen und sich in die Ebene verlaufen. Außer dieser Hügelgegend und dem bei Kitsee (Köpcsény) befindlichen Berge ist das ganze Gebiet eine im Allgemeinen fruchtbare, doch holzarme Ebene, welche Wien Jahrhunderte lang mit Weizen und Heu versorgt hat und jetzt hauptsächlich mit Milch versieht, insofern allein von der Domäne des Erzherzogs Friedrich jährlich 5 Millionen Liter Milch nach Wien gebracht werden.

Die Zahl der Gewässer ist nicht groß, wohl aber ihre Ergiebigkeit. Voran steht die Donau, welche die ganze nordöstliche Grenze des Comitats bespült, während die Rabnitz der südwestlichen Grenze entlang läuft und eine bedeutende Strecke der nordwestlichen Grenze durch den Neusiedler See gebildet wird. Das Innere des Comitats ist von der von Nordwest zu Südost fließenden Leitha durchschnitten, deren ganzer Unterlauf hieher gehört. Im westlichen Theile des Comitats bedeckt der sumpfige Hanság eine große Fläche.

Über die Niveaugestaltung des Comitats ist noch zu bemerken, daß dessen Tiefebene 120 Meter über der Meeresfläche liegt, während das Durchschnittsniveau des Comitats 129 Meter beträgt. Das Parndorfer Plateau, dieser südöstliche Ausläufer des Leithagebirges, liegt 178 Meter hoch. Diese Hochfläche ist in ihrer ganzen Ausdehnung von sogenanntem Belvederekies bedeckt, der sich nördlich bis Edelsthal (Nemesvölgy) erstreckt. Bei Edelsthal zieht sich am Abhang des Berges eine fleckartige gelbliche oder bräunlichgraue, aus gröberem und sehr kalkigem Sandstein bestehende Ablagerung in westöstlicher Richtung hin, ein Gebilde, das nicht mehr dem Leithakalk, sondern den pannonischen Schichten jüngerer Bildung angehört, welche außer in Edelsthal und Umgebung noch in dem Gebiete zwischen Potz-Neusiedl, Neusiedl am See, Halbthurm (Féltorony), Nickelsdorf und Zurndorf vorkommt. Bei Neusiedl wurde 1865 in einer Tiefe von sieben Klafter eine kleine lignitartige Kohlenschichte von recht guter Qualität gefunden, die wahrscheinlich mit dem Lignit von Neufeld (Ujfalu) identisch und als dessen Fortsetzung zu betrachten ist. Die diluvialen Bildungen bestehen aus Sand, thonigem Sand, Löß und Kies, welche Bildung von Weiden und Nickelsdorf einerseits bis Podersdorf, Illmitz, Pamhagen und St. Johann reicht, andrerseits die Gemarkungen von Zanig (Szolnok) und Szent-Miklós durchzieht.

Der andere, kleinere Theil des Diluviums nimmt den Raum zwischen Kittsee, Pama (Körtvélyes) und Pallersdorf ein. Der Löß macht sich besonders an den Rändern der Hochebene bemerklich und füllt die Vertiefungen aus. In Nickelsdorf ist er mehrere Meter stark; hier wurden auch die Knochenreste eines Rhinoceros gefunden.

Das Alluvium tritt auf den Donau-Inſeln, dem Donau-Ufer, längs der Leitha, am Oſtrande des Neuſiedlerſees und im Hanſág auf. Der Torf des Hanſág iſt durchſchnittlich zwei Meter ſtark; er lagert auf bläulichem oder gelblichem, ſtellenweiſe ſandigem Tegel, der bis zu einem Meter dick wird und auf Kies liegt. Geſtochen wird der Torf jetzt nur noch im Lehndorfer Bezirk; er dient zur Heizung von Locomobilen und als Streu.

Im Gelände des Neuſiedlerſees finden ſich ſodahaltige Seen und Flächen verſtreut. Sie ſind dadurch entſtanden, daß nach der Einſchrumpfung des Sees die im Boden der ausgetrockneten Fläche enthaltene Soda in Folge Wanderns der Grundwäſſer den Sommer über efflorezirt, während der nachfolgenden feuchten Jahreszeit aber an die tieferen Stellen geſpült wird, wo dann der ſodahaltige Thon eine undurchläſſige Schichte bildet. Als dieſe Strecken noch unter Waſſer ſtanden, bildete ſich im Untergrund eine Kalkſteinbank (Hardpan), wie z. B. bei Podersdorf eine zu ſehen iſt.

Im Lauf der Zeit haben ſich in ſolchen Becken alle die ſalzigen Niederſchläge und die Verwitterungsproducte dermaßen angeſammelt, daß jetzt nach der ſommerlichen Verdunſtung des Waſſers eine zwei bis vier Centimeter dicke Salzſchichte vorhanden iſt. Die kleinen Seen dieſer Gegend ſind mit ſolcher Sodalöſung gefüllt und die Weiden ähneln ganz den Sodaſtrecken auf den Thonen des Alföld. So lange ſie feucht ſind, bilden ſie ſchönen grünen Raſen, ſobald ſie aber austrocknen, verdorrt ihre Grasnarbe und die Soda efflorezirt fleckweiſe oder ſie bildet, wo ſie an einzelnen thonigen Stellen dies nicht vermag, ſteinharte öde Sodaflecke.

Die Vegetation im Gelände des Neuſiedlerſees iſt außerordentlich reich und mannigfaltig, ſie enthält auch zahlreiche Vertreter der Küſtenflora. In großen Gruppen ſtehen da die Sternblume (Aster Tripolium), das Glasſchmalz (Salzkraut, Salicornia herbacea), die Schoberia (Schoberia maritima) beiſammen; ſtellenweiſe erſcheinen Lythrum salicaria, Cytisus radisponensis, Crypsis aculeata, Glyceria distans, Chenopodium glaucum, ſowie die verſchiedenen Rohre, Schilfe, Binſen und Cyperoiden, die mitunter ganze Inſeln bilden.

Das Klima des ganzen Comitats bewegt ſich mehr in Extremen, als wo immer ſonſt im Preßburger Becken. Der austrocknende Nordoſt iſt der herrſchende Wind und die Niederſchläge ſind gering, worunter der Boden, deſſen dünne Humusſchicht auf diluvialem Kies ruht, viel zu leiden hat. Die Geſundheitsverhältniſſe ſind nicht ungünſtig.

Die Bevölkerung wohnt in 28 großen und 32 kleinen Gemeinden. Dieſe zeichnen ſich durch Reinheit und Nettigkeit aus; die ſauber geweißten und in Stand gehaltenen Häuſer ſehen mehr gutbürgerlich als bäuerlich aus. Das Wieſelburger Comitat iſt das einzige im Lande, wo die deutſche Bevölkerung die Mehrheit bildet. Die übrigen Einwohner ſind meiſt Magyaren, in geringerer Zahl Kroaten. Der Wieſelburger Deutſche und

Kroate ſind in Wien ziemlich bekannte Figuren, ſie ſind die nach dem unbebauten Heideboden benannten Heidebauern (Hadbauern), welche geringſchätzige Benennung jedoch durch ihre Wohlhabenheit und Intelligenz nicht gerechtfertigt wird. Umſoweniger als, ſeitdem im Verlauf der Zeitſtürme der niedere magyariſche Adel im Comitate untergegangen iſt, an ſeiner Stelle die jetzige landwirthſchaftliche Bevölkerung herrſcht, neben der nur große Domänen und kleine Häusler vorkommen, ſo daß der Mittelſtand und Kleingrundbeſitz ſozuſagen bloß durch dieſes wohlhabende Völkchen vertreten erſcheint. Das gebundene Grundeigenthum nimmt im Comitate einen großen Raum ein. Die Fideicommiſſe allein machen 20·89 Procent des Bodens aus. Es fallen nämlich von 351.656 Joch Grundfläche 73.340 Joch auf Fideicommiſſe, darunter 24.534 Joch Ackerland. Das älteſte Fideicommiß in Ungarn, das Leonhard Karl Harrach'ſche, wurde in dieſem Comitat 1628 errichtet; 1695 folgte das fürſtlich Paul Eſterházy'ſche; zuletzt errichtete 1878 Gräfin Heinrich Zichy, geborene Baroneſſe Irene Meskó, zu Gunſten des Grafen Jakob Zichy das Ragendorfer (Rajkaer) Fideicommiß. Inhaber des größten Fideicommiſſes iſt jedoch Erzherzog Friedrich, deſſen Herrſchaft in 13 Bezirke mit 26 Meierhöfen getheilt iſt und 35.991 Joch, davon 43·7 Procent Ackerland, umfaßt. Allein auch der Beſitz der Gemeinden und der Kleingrundbeſitzer iſt nicht gering; jene haben 26.838 Joch, alſo 7·64 Procent des Comitatsgebiets inne, dieſe 22.632 Joch, alſo 6·45 Procent. Doch iſt dabei zu bemerken, daß 63 Procent des Gemeindebeſitzes nicht der Grundſteuer unterliegen und 59·58 Procent des Compoſſeſſorates Hutweide ſind.

Im Allgemeinen iſt die Haupterwerbsquelle des Kleingrundbeſitzers der Getreidebau. Im Durchſchnitt des letzten Jahrzehnts ſpielen Weizen und Gerſte die Hauptrolle; letztere iſt theilweiſe auch zu Brauzwecken geeignet und die Illmitzer Sorte hat auch bereits im Alföld Verbreitung gefunden. Mais und Roggen werden gleichermaßen gebaut, während auf die Knollen- und Wurzelgewächſe weniger Gewicht gelegt wird. Der Betrieb iſt im Allgemeinen muſtergiltig. Der Kleinbauer im Wieſelburger Comitat hat zuerſt die Säemaſchine aufgegriffen und die Breitſaat kommt kaum mehr vor. Hier wurden im Genoſſenſchaftswege die erſten Dampfdreſchmaſchinen angeſchafft und die erſten beſſeren Reutern des Landes conſtruirt. Auch Rebencultur iſt vorhanden, doch gedeiht ſie nicht mehr wie einſt und beſchränkt ſich gegenwärtig auf 3.675 Joch. Den meiſten Wein haben Gols (Gálos), Goys (Nyulas), Neuſiedl am See (Nezſider), Weiden (Védeny), Sáſony (Winden) und Mönchhof (Barátfalu). Meiſt iſt es Weißwein, doch keltern Winden und Weiden auch Deſſertweine. Neuſiedl und Winden haben auch eine ſtarke Ausfuhr von Trauben, beſonders nach dem Auslande. Die großen Weingärten der Ungariſch-Altenburger Domäne in der Nähe des Neuſiedler Sees lieferten den einſt zu gutem Ruf gelangten „Goyſer Seewein".

Die Viehzucht hat quantitativ bei den Kleingrundbesitzern des ganzen Comitats abgenommen, und zwar nicht nur, weil das Hanyer (Hanságer) Heu noch immer nach Wien verkauft und auf die Cultur der Futterpflanzen keine besondere Sorgfalt verwendet wird, sondern auch weil die Hutweiden unverhältnißmäßig eingeschränkt wurden und wiederholte Viehseuchen den Viehstand stark reducirt haben. Von Hornvieh ist der Allgäuer Schlag der häufigste (in der Ungarisch-Altenburger und Karlburger Domäne) und bei dem Kleinbauer, der noch die gemeinsame Hutweide hat, das ungarische Hornvieh, während auf der Lébeny-Szent-Miklóser Herrschaft Berner und Simmenthaler Vieh gezüchtet wird und bei der Bürgerschaft der Marktflecken auch andere rothbunte Racenkreuzungen zu finden sind. Der Pferdebestand hat sich im Vergleich mit einst quantitativ am wenigsten geändert, qualitativ aber sehr verbessert. Das Gros des Bestandes (14.083 Stück) befindet sich in deutscher Gegend (englisches Halbblut und Nonius-Nachkommen), während in der kleinen Schütt mehr ein kleinerer Schlag arabischen Blutes verbreitet ist. Zur Hebung der Pferdezucht haben früher die in Parndorf abgehaltenen Wettrennen beigetragen, neuerdings sind die jährlichen Zuchtprämiirungen und die durch den landwirthschaftlichen Verein des Comitats ins Leben gerufene Fohlenweide zu Ungarisch-Altenburg förderlich. Schweine werden nur für den Hausbedarf gezüchtet. Bei dem Häuslervolk haben die Ziegen sehr überhand genommen, wogegen die einst blühende Schafzucht so weit gesunken ist, daß nur noch in zehn Gemeinden Schafe gehalten werden.

Eigenthümlicher Weise vermochte im Wieselburger Comitat die Industrie nicht Fuß zu fassen und sich zu befestigen, obgleich es an Versuchen nicht gefehlt hat. Schon unter Maria Theresia wurde in Wieselburg eine Tuchfabrik errichtet, die aber nicht gedieh und daher nach Preßburg verlegt ward. Auch die in den Dreißiger-Jahren zu Ragendorf gegründete Tuchfabrik hielt sich nicht lange. Ende der Vierziger-Jahre entstand in Szent-Miklós eine Zuckerfabrik, die auf eine Million Centner Rüben eingerichtet war und in jener Zeit zu den größten in Europa gehörte. Aber sie ging an dieser Großartigkeit zu Grunde, da sie ihren Umsatz nie über die Verarbeitung von 400.000 Centner Rüben zu steigern vermochte. Im Jahre 1854 legte Erzherzog Albrecht in Wieselburg eine größere Zuckerfabrik an, der zuliebe, um nur Rüben genug zu haben, sogar ein Wald ausgerodet wurde; aber auch diese erwies sich nicht concurrenzfähig und der Betrieb wurde 1872 eingestellt. Eine auf Rübenverarbeitung eingerichtete Spiritusfabrik ist in Gattendorf (Gáta), eine andere trefflich instruirte in Ürgéd thätig. Die größte und von Anfang an blühende industrielle Anlage im Comitat ist jetzt die Kühne'sche Maschinenfabrik und Eisengießerei in der Großgemeinde Wieselburg, in ihrer Art eine der ersten des Landes. Sie hat seit ihrem Bestande an Säemaschinen allein über 2000 in Ungarn und Österreich verkauft.

Das Kleingewerbe ist zwar in allen seinen Zweigen vertreten, doch entsprechen die Erzeugnisse qualitativ und quantitativ nur dem localen Bedürfniß. Die Hausindustrie ist ziemlich lebhaft und mannigfaltig. Am stärksten wird, besonders am Neusiedler See und Hanság, das Flechten von Binsenmatten betrieben, die auch eine recht gute Ausfuhr haben. Hauptort dieser Industrie ist Wüst-Somerein (Pußta-Somorja) nebst Umgegend, mit rein magyarischer Bevölkerung. Zu Beginn dieses Jahrhunderts producirten einige Gemeinden am Neusiedler See, z. B. Valla und Gols (Gálos) auch Soda, das hat aber längst aufgehört. Auch die Gewässer des Comitats sind heute nicht mehr so nutzbringend wie einst, denn der Neusiedler See ist neuerdings zurückgegangen.

Im Westen ist das Comitat durch die große Donau begrenzt. Von dieser zweigt sich oberhalb Ragendorfs der Wieselburger kleine Donau Arm ab, der die fruchtbare kleine Schütt (Szigetköz) umfangend, in launischem Geschlängel westlich an Ungarisch-Altenburg, dann an dem Marktflecken Wieselburg vorbeifließt. Unterhalb von Mecsér verläßt er das Comitat wieder, dessen Südseite übrigens auch von der Rabnitz bespült wird, während vom Neusiedler See die Ostseite (26.170 Catastraljoch) und vom Hanság der nördliche Theil diesem Comitate angehören.

Besucht man den Mittelpunkt und Sitz des Comitats, so lernt man das vielgenannte Flüßchen Leitha, ehemals Sár, kennen. Sie kommt aus Österreich, tritt bei Potz-Neusiedl (Lajtafalu) in das Comitat ein, bildet eine Strecke weit sogar die Landesgrenze und theilt sich dann in mehrere Arme, mit denen sie Ungarisch-Altenburg und seinen prächtigen Park umspannt; ehemals umfloß sie auch die dortige Burg, in deren Graben jedoch gegenwärtig wohlgepflegte Zier- und Küchengärten grünen.

Der Hauptort des Wieselburger Comitats ist Ungarisch-Altenburg (Magyar-Óvár), am Zusammenfluß der Leitha und kleinen Donau, ein hübsches Städtchen mit 3.302 Einwohnern, dessen Name sein Prädikat erst seit 200 Jahren führt, während das bloße „Óvár" schon unter den Árpáden vorkommt. Auf der Stätte der heutigen Burg, oder nahe dabei, lag das römische Fort Ad Flexum, das die vom linken Donau-Ufer herüberstreifenden Quaden, Markomannen und anderen Barbaren in Schach zu halten hatte. Das Hauptquartier der Römer befand sich in Carnuntum, an der Stelle des jetzigen Petronell in Nieder-Österreich, von wo laut der Peuttinger'schen Tafel eine Heerstraße, einerseits über Gerulata (jetzt Oroßvár, Karlburg), Ad Flexum, Stailuco (jetzt Öttevény, Hochstraß) und Arrabona (Raab) nach Bregetium (Ó-Szöny), anderseits über Ulmum (Bruck an der Leitha), Mutenum (Donnerskirchen), Scarabantia (Ödenburg) nach Sabaria (Steinamanger) führte. Der von Sümpfen umgebene erhöhte Standort von Ungarisch-Altenburg schien für ein Fort wie geschaffen, und in der That war hier Jahrhunderte hindurch ein wichtiger befestigter Platz. Unter Trajan wurden hieher, zum Ersatz

der im möſiſchen Heere kämpfenden pannoniſchen Legionen, zwei Legionen aus der Rheingegend verſetzt, die wahrſcheinlich in Altenburg lagerten. Dies beweiſt Vitruvs Werk „de re militari“, aber auch zwei in das Gewölbe der Burgbaſtei eingemauerte römiſche Inſchriften, laut deren dieſe Legionen (X. gemina und XIV. gemina Martis victrix) der Juno, Minerva und den übrigen römiſchen Gottheiten huldigten. Die Behauptung, daß die Magyaren bei ihrer Einwanderung hier bereits eine Burg vorgefunden hätten, iſt geſchichtlich ſo wenig erweisbar, als die, daß die Vorfahren der Hédervári Altenburg erbaut haben. Die erſte wichtigere Rolle Altenburgs fällt in die Zeit König Kolomans, in das Jahr 1096, als die Scharen des erſten Kreuzzuges hier durchzogen.

Die erſten Kreuzfahrer unter Walter und Peter von Amiens, hielten auf ihrem Marſche durch Ungarn gute Ordnung und begannen ihre Übergriffe erſt bei Semlin; allein ſchon die unter dem Prieſter Gottſchalk ſtehende Schar beging ſolche Ausſchreitungen, daß Koloman ſich bewogen fand, der nachfolgenden Völkerwoge, zu deren Führern der deutſche Graf Emiko von Leiningen gehörte, den Durchzug durch das Land zu verweigern. Doch die Kreuzfahrer brauchten Gewalt und griffen das feſte Wieſelburg an, deſſen Vertheidiger, Koloman ſelbſt, an der Spitze ſeines Heeres über ſie herfiel und, ihren paniſchen Schreck benützend, ſie dermaßen aufs Haupt ſchlug, daß nur wenige wieder heimfanden; die Übrigen kamen in den die Burg umgebenden Sümpfen und in der Leitha um. Nach einer geſchichtlich nicht erweisbaren Überlieferung ließ Koloman die Hauptleute der Kreuzfahrer auf dem jetzigen Kirchenplatze von Ungariſch-Altenburg henken. Im XIII. Jahrhundert, als der Böhmenkönig Ottokar II. (1271) das Wieſelburger Comitat verheerte, wurde auch Altenburg vom ihm belagert und zerſtört. Im Jahre 1289 belagerte es Herzog Albrecht von Öſterreich; obgleich durch Magiſter Bychou, Sohn Sylveſters, heldenmüthig vertheidigt, wurde es genommen und der Commandant gefangen. Im XIV. Jahrhundert begegnet man dem Namen Altenburgs häufig.

Ein bedeutſames Datum iſt in der Stadtgeſchichte das Jahr 1354; damals ſchenkte die Königin-Witwe Eliſabeth, Mutter Ludwigs des Großen, ihre Altenburger Beſitzungen, mit Ausnahme einer Mühle, den Einwohnern dieſes Ortes, und verlieh ihnen überdies die Befugniſſe, deren bereits Ofen und andere Städte der Königin theilhaftig waren. Ludwig der Große beſtätigte dieſe Donation im Jahre 1357, die jedoch ſpäter ſammt allen zugehörigen Privilegien durch die Geſetzgebung nichtig erklärt wurde. Im XV. Jahrhundert gelangte Ungariſch-Altenburg als Pfandbeſitz in das Eigenthum der reichen Familie Wohlfahrt, die deſſen Einkünfte ſeit 1437 genoß, ja die Familie benützte ſogar das Prädikat „Óvári“, ohne Rückſicht darauf, daß König Albert Altenburg im Jahre 1439 mit allen Appertinentien ſeiner Gemalin Eliſabeth geſchenkt hatte. Die einzige Tochter, Jutka, des letzten Mannesſproſſen aus dem Hauſe Wohlfahrt war in erſter Ehe Gattin des

Herzogs von Oppeln und heiratete ſpäter Georg VI., Grafen von St. Georgen und Böſing, bei deſſen Familie Altenburg bis zu ihrem Erlöſchen (1516) verblieb. Das äußere Zeichen dieſer Zugehörigkeit iſt noch jetzt am Gewölbe des Baſteithores zu ſehen, deſſen Schlußſtein das Wappen der Grafen von Böſing mit dem ſechszackigen Stern trägt. Die Burg fiel an die Krone zurück und Ludwig II. ſchenkte ſie ſeiner Gemalin Maria, welche ſie dem Burghauptmann Stephan Amadé anvertraute. Amadé wurde in dieſem Amte auch durch König Ferdinand I. beſtätigt, der ſeine Schweſter Maria (1528) in dieſem Beſitze feierlich beſtätigte. Als im Jahre 1529 Soliman ſein gewaltiges Heer gegen Wien vorſchob, konnte die böhmiſche Beſatzung von 300 Mann unter Stephan Amadé von Várkony nicht hoffen, daß ſie wirkſamen Widerſtand würde leiſten können, und ſteckte daher die Burg ſammt der anliegenden Ortſchaft ſelber in Brand. Nachdem die Türken von Wien geſchlagen abgezogen waren, wurde die Burg wieder hergeſtellt, ja verſtärkt, doch ſpielte ſie, wie es ſcheint, Amadé bald dem Szapolyay in die Hand; wenigſtens war ſie im Jahre 1533 Schauplatz von Unterhandlungen zwiſchen den Gegenkönigen Ferdinand I. und Johann, die wegen einer in der Gegend ausgebrochenen Seuche unterbrochen werden mußten. Auch im XVII. Jahrhundert hatte Altenburg viel Ungemach zu beſtehen. Im Jahre 1605 wurde es durch Bocskay's Scharen eingeäſchert, 1619 durch Gabriel Bethlen beſetzt, der ſein Hauptquartier in der „Randhof" genannten Curie, dem jetzigen Gaſthof „zum ſchwarzen Adler" hatte. Der kaiſerliche Feldherr Bouquoi verdrängte ihn jedoch bald und eroberte auch Raab. Bouquoi verſtärkte die Veſte durch neue Baſteien, woran noch jetzt der Name der Baſteigaſſe erinnert. Im Jahre 1683, als die Türken das chriſtliche Heer bis Neuſiedl zurücktrieben, verbrannten ſie unterwegs auch die Veſte von Altenburg.

Im XVIII. Jahrhundert brach für die Stadt ein dauerhafter Frieden an, ihre günſtige Lage ließ ſie die erlittenen Schäden raſch wieder gutmachen und ſie gedieh trefflich. Gefördert wurde dies, als Maria Thereſia die Altenburger Herrſchaft als Hochzeitsgeſchenk für ihre geliebte Tochter Erzherzogin Chriſtine ankaufte, die bis 1798 in glücklicher Ehe mit dem Herzog Albert Kaſimir von Sachſen-Teſchen, Sohn des Polenkönigs Auguſt III., lebte. Im Jahre 1818 wurde die alte Burg als Muſenſitz geweiht, indem ſie die damals gegründete landwirthſchaftliche Lehranſtalt aufnahm, die mit der Zeit zu europäiſchem Ruf gelangte und noch jetzt gedeiht. Um das Zuſtandekommen dieſer Anſtalt erwarb ſich der damalige Domänendirector Anton v. Wittmann große Verdienſte. Der damalige Eigenthümer der Herrſchaft, Herzog Albert von Sachſen-Teſchen, hatte nämlich den Director aufgefordert, ihm einen Vorſchlag zu unterbreiten, wie er ſein Wohlwollen für die ungariſche Nation und das Wieſelburger Comitat auch durch Errichtung eines bleibenden Denkmals bethätigen könnte. Wittmann ſchlug dem Herzog in

Der Deákplatz und die Hauptstraße zu Ungarisch Altenburg — Das Comitatshaus.

einer darauf bezüglichen Denkschrift vor, am Sitze der Domäne, in Ungarisch-Altenburg, eine auch theoretischen Unterricht gewährende landwirthschaftliche Lehranstalt mit wenigstens sechs Stipendien zu errichten, in der für die ausgedehnten Domänen des Herzogs sachverständige Wirthschaftsbeamte herangebildet werden sollten. Dieser Vorschlag wurde vom Herzog angenommen, er stellte am 25. October 1818 in Wien die Stiftungsurkunde aus und am nämlichen Tage wurde die Anstalt auch eröffnet, deren Capital, durch neue Stiftungen vermehrt, in der That die bleibende Grundlage der dort noch jetzt erfolgreich wirkenden landwirthschaftlichen Akademie war. Die fürstliche Stiftung wurde auch durch die Erben, die Erzherzoge Karl und Albrecht, aufrecht erhalten, ja sie selbst wurden unterstützende Protectoren der Anstalt, welche nach kurzer Unterbrechung kraft kaiserlicher Verfügung vom 30. October 1850 und eines Vertrages an die kaiserliche Regierung kam. Mit Hilfe einer Spende von 150.000 Gulden wurde sie nun neu begründet und mit 46 Hörern als staatliches Institut mit deutscher

Vortragssprache am 6. November eröffnet. Als Director war Dr. Papst aus Hohenheim berufen; neben ihm wirkten anfangs zwei ordentliche Professoren und zwei Hilfslehrer. Die geregelte Thätigkeit der Anstalt war durch eine staatliche Jahresunterstützung von 17.000 Gulden gesichert. Im Jahre 1869, nach erfolgtem Ausgleich, gelangte das Institut zwar unter die Jurisdiction der ungarischen Regierung, behielt aber noch eine Zeitlang zum großen Theil seinen deutschen Charakter. Dann folgte die volle Gleichstellung der ungarischen Lehrsprache mit der deutschen und im Jahre 1874 wurde es zur Akademie erhoben. Am Ende des Schuljahres 1883 bis 1884 hörte der Lehrgang in deutscher Sprache auf und seither ist die Vortragssprache ausschließlich ungarisch. An dieser bedeutenden Anstalt sind während ihres 76jährigen Bestandes 4.500 Landwirthe, darunter etwa drei Viertel in Ungarn geborene, ausgebildet worden.

Das alterthümliche Schloß, an dem aber nur die Façade ein alter Bau ist, während die Seitenflügel und die Rückseite neueren Ursprungs sind, enthält gegenwärtig sehr werthvolle Sammlungen, auch sind zur Unterstützung der Vorträge eine gut eingerichtete Ökonomie von 382 Joch, Versuchsfelder und ein botanischer Garten von je 14 Joch vorhanden. Die Zahl der ordentlichen und Hilfsprofessoren beträgt jetzt 18. Lehrplan und Einrichtung stehen auf der Höhe der Zeit.

Dicht neben dem Schlosse befindet sich der innere Meierhof mit den Wohnungen des Leiters und der Dienerschaft, mehreren Stallungen und den Milch- und Futterkammern. Es ist aber auch ein äußerer Meierhof vorhanden, an der Grenze der dem Institut gehörigen Besitzung Marktau. Geht man von der Akademie durch das Basteithor und über die den Schloßgraben überbrückende Steinstraße dem Städtchen zu, so erblickt man eine große, elektrisch beleuchtete Mühle. Sie erhält die Triebkraft durch zwei Wasserräder von 80 und 60 Pferdekräften, bei Wassermangel durch eine Aushilfs-Dampfmaschine von 145 Pferdekräften. Die Mühle vermahlt größtentheils Weizen, dann Gerste und Roggen. Sie steht, nebst der benachbarten Bierbrauerei, auf demselben Punkte, wo nach dem ältesten Grundriß der Burg auch vor Alters eine Mühle und eine Brauerei standen. Die jetzige Brauerei ist auf die Production von 35.000 Hektoliter Bier eingerichtet und hat eine doppelte Braupfanne von 78 Hektoliter, einen Lagerkeller für 9.500 Hektoliter und eine Malztenne von 896 Quadratmeter. Im Jahre 1892 verkaufte die Domäne außer 228 Hektoliter Flaschenbier etwas über 30.000 Hektoliter Lager-, Märzen- und Abzugbier.

In der Stadt erhebt sich am Deák-Platze das herrschaftliche Schloß, in dem der erzherzogliche Domänen-Director wohnt und die herrschaftlichen Ämter untergebracht sind. Dieses stockhohe Gebäude von alterthümlichem Aussehen hat schon viele hohe Gäste beherbergt; es war auch der Schauplatz des sogenannten „Preßburger" Friedensschlusses.

Unweit davon ſteht das ſtattliche Comitatshaus, welches auch das bemerkenswerthe Muſeum des 1884 gegründeten hiſtoriſch-archäologiſchen Vereins des Wieſelburger Comitates enthält. In der Hauptſtraße oder, wie man ſcherzhaft ſagt, auf der „A—B-Linie“ erblickt man, dem herrſchaftlichen Schloſſe benachbart, das Ordenshaus, die Kapelle und das vierclaſſige Gymnaſium der Piariſten. Neben dem Ordenshauſe ſteht das Rathhaus, das einen ſchönen großen Saal enthält. Gegenüber erhebt ſich das große zweiſtöckige Gebäude der Sparcaſſe des Wieſelburger Comitats, eines Inſtituts von ſehr lebhaftem Verkehr, außer dem noch in Neuſiedl, Frauenkirchen, Wieſelburg und ſeit kurzem auch in St. Johann (Moſon-Szent János) Sparcaſſen beſtehen. Auch hübſche einſtöckige Privathäuſer ſieht man, beſonders an der Hauptſtraße. An dieſer bemerkt man noch ein altväteriſches, einſtöckiges Häuschen, in welchem Nikolaus Lenau (Niembſch von Strehlenau) kurze Zeit gewohnt hat; er hatte ſich im October 1822 als außerordentlicher Hörer am landwirthſchaftlichen Inſtitut einſchreiben laſſen, während ſeine Mutter, die ſich von ihm nicht trennen konnte, in Wieſelburg Aufenthalt nahm. Hier mögen in der Seele des jungen Dichters die „Heidebilder“ entſtanden ſein; damals ſchrieb er ſeine Gedichte „Der Jüngling“ und „Die Göttin des Glücks“, die er einſt einer ländlichen Feſtgeſellſchaft auf der Halbinſel Bordacs vortrug, was zu einer ſehr verſtimmenden Epiſode Anlaß gab. Schon im Frühling 1823 ging Lenau von der Anſtalt ab, verzichtete zugleich auf die landwirthſchaftliche Laufbahn und ging nach Wien, um fortan ganz der Literatur zu leben.

Eine Sehenswürdigkeit Ungariſch-Altenburgs iſt der große erzherzogliche Park am Leitha-Ufer, der beliebteſte Vergnügungsort der Stadt, wo im Schatten mächtiger Platanen die akademiſche Jugend ihre Sommerbeluſtigungen und der athletiſche Club ſeine Wettkämpfe veranſtaltet. Jenſeits der Sommer-Reſtauration liegt der botaniſche Garten der Anſtalt und ſüdlich davon die herrſchaftliche Meierei u. A. mit einem großen, allen modernen Anforderungen entſprechenden Stall für 200 Kühe.

Unweit von Altenburg ſetzt man mittelſt Fährbootes über die kleine Donau und gelangt nach Gahling (Kálnok), dem vielbeſuchten Wallfahrtsorte der kleinen Schütt, mit 753 deutſchen und magyariſchen Einwohnern. Einige hundert Schritte unterhalb der Fähre mündet die Leitha in die Donau, etliche primitive Schiffsmühlen ankern daſelbſt. Nordweſtlich vom Schloßpark erreicht man, an den ſtädtiſchen Meierhöfen und den baumumpflanzten Tafeln des erzherzoglichen Prädiums vorbei, eine Schiffbrücke, die zu der magyariſchen Gemeinde Halápi (Halapen), mit 1779 Einwohnern, führt; in der dortigen Kirche befinden ſich ein Ciborium aus dem XIV. und ein Kelch aus dem XVII. Jahrhundert. Halápi und Gahling hatten früher beide einen gewiſſen Ruf wegen ihrer Obſtzucht.

Über das untere Ende von Altenburg hinaus liegt die Vorstadt Ujtelep mit der neuen reformirten Kirche, dem Karolinenspital, den Gebäuden des alten Mauthhauses und eleganten Villen. Ein einstöckiges Landhaus in ziemlich großem Garten hat sich ein ehemaliger Hörer der Akademie, Herzog Nikolaus von Württemberg, als Sommerwohnung erbaut und dann dem deutschen Ritterorden geschenkt.

Ungarisch-Altenburg ist der Sitz der Comitatsbehörde, eines Stuhlrichters, zweier Bezirksrichter, eines königlichen Notars und des Comitats-Schulinspectors; außerdem besitzt es ein Staatsbauamt, Grundbuchsamt, Post- und Steueramt. Außer der Akademie und dem Untergymnasium der Piaristen sind gute Elementarschulen vorhanden, ferner eine von Nonnen geleitete Kinderbewahranstalt (Hildegardeum), eine gewerbliche Wiederholungsschule, hiezu kommen mehrere gesellige Clubs, der wohlthätige Frauenverein, die freiwillige Feuerwehr, der Turnverein, Fechtclub, Verein für Krankenpflege, bürgerliche Gesangsverein u. s. w. Die Intelligenz ist im Verhältniß zur Einwohnerzahl weit bedeutender als in den meisten kleinen Städten. Auch die akademische Jugend ist natürlich ein kräftig belebendes Element.

Zwei Kilometer südlich von Ungarisch-Altenburg liegt die stille, wie ausgestorbene Großgemeinde Wieselburg (Moson) mit 4.815 magyarischen und deutschen Einwohnern an der kleinen Donau und der Wien-Brucker Eisenbahn. Seine Vergangenheit ist bedeutender als seine Gegenwart. Einst hatte es eine starke Burg, die dem Comitate seinen Namen gab. Der Böhmenkönig Ottokar zerstörte sie so, daß nicht einmal ihr Standort sicher ist. Schon unter den Árpáden mag Wieselburg ein blühender Handelsplatz gewesen sein; dahin deutet König Emerichs Verfügung vom Jahre 1198, daß die Kaufleute von ihren zwischen Pest und Musin (Moson) verkehrenden Fuhrwerken, wenn sie Gran umgehen sollten, die ganze Mauth in Tát zu entrichten haben.

Nach und nach erstand die zerstörte Stadt wieder und entwickelte sich zu einem bedeutenden Umschlagplatz für Getreide, das zu Schiffe hingelangte und meist auf der Achse nach Wien befördert wurde. Die Verschlammung des Wieselburger Donau-Armes und der Ausbau der Wien-Raaber-, später bis Új-Szöny-Komorn weitergeführten Eisenbahnlinie lähmten den Getreidehandel der Stadt, an den jetzt hauptsächlich noch die Lagerräume erinnern. Früher waren zuweilen 5000 bis 6000 Getreidewagen gleichzeitig unterwegs von Wieselburg nach Wien und ganze Gemeinden befaßten sich fast nur mit der Verfrachtung. Gegenwärtig ist die größte Sehenswürdigkeit, außer der Kirche, die Kühne'sche Maschinenfabrik und Eisengießerei, die in den Räumlichkeiten der einstigen erzherzoglichen Zuckerfabrik untergebracht ist und zu den blühendsten Fabriksanlagen des Landes gehört.

Wieselburg ist auch ein District der gegenwärtig im Besitze des Erzherzogs Friedrich befindlichen Domäne Ungarisch-Altenburg. Die Meierei, die unter Anderem einen

ſchönen Stall für 200 Kühe beſitzt, liegt nächſt der Eiſenbahnſtation. Einen intereſſanten Theil dieſes bis an den torfigen Hanſág reichenden Prädiums bildet das einſt viel genannte Bordacs, wo in der Glanzzeit der Merinozucht Original-Leoner und ſpäter Escurial-Schafe gezüchtet wurden, während jetzt von Wieſelburg alljährlich über 700.000 Liter Milch nach Wien gehen. Weſtlich von hier, in der Nähe der Ortſchaften St. Peter (Szent-Péter) und St. Johann (Szent-János) liegt die ebenſo ausgedehnte erzherzogliche Beſitzung Kaiſerwieſe (Császárrét). Fährt man mit der Eiſenbahn gegen Raab, ſo ſieht man den Schlot der nach kurzem Beſtande eingegangenen Szent-Miklóſer Zuckerfabrik ragen, deren Bau jetzt zu einer Dampfmühle umgeſtaltet iſt.

Auf der Weiterfahrt erſcheint die merkwürdige kleine Ortſchaft Lébény, eine blühende Gemeinde mit 2.969 meiſt magyariſchen Einwohnern und jener berühmten romaniſchen Kirche, die zu den Meiſterbauten Ungarns gehört. Das Benediktinerkloſter wurde in den erſten Jahren des XIII. Jahrhunderts durch Mitglieder des Geſchlechtes Györ zu Ehren des Apoſtels St. Jacobus geſtiftet. Wann die Kirche erbaut wurde, iſt nicht genau zu beſtimmen. Nach der Schlacht bei Mohács fühlten ſich die Benediktiner an dieſem offenen Platze nicht ſicher und verließen ihr Kloſter. Zu Anfang des XVII. Jahrhunderts ſteht Lébény unter dem Abt von Martinsberg, Georg Himmelreich, der es ſeinem Verwandten Stephan Bakſay hinterließ oder nach Fuxhoffer verkaufte. Dieſer gab es dann an die Raaber Jeſuiten weiter, die hier ihre Ferien verbrachten. Als aber nach 1784 die Kirche, ferner ein Theil von Lébény, Sövényháza, nebſt der Pußta von Barátföld Kameralgut wurde, konnte die Kirche dem traurigen Loſe der Verunſtaltung nicht entgehen. Das herrliche Portal wurde überweißt, die Kirche ſelbſt dergeſtalt reſtaurirt, daß im Inneren die romaniſchen Details nur in der Sacriſtei und am Sockel des Sanctuariums unverſehrt blieben. Auch war die Kirche während dieſer Zeit geſchloſſen. Von der Kammer ging die Herrſchaft Szent-Miklós ſammt Lébény durch Tauſch an die gräfliche Familie Zichy über. Unter dieſer brannte (1841) die Kirche neuerdings ab, worauf wiederholt ihre völlige Abtragung und die anderweitige Verwendung ihres Baumaterials angeregt wurde. Die Familie Zichy verkaufte Lébény-Szent-Miklós an den Baron Sina, auf den alſo auch das Patronat der Kirche überging, und nun begann für dieſe eine neue Epoche.

Alsbald ging man an die Reſtaurirung der Kirche. Das Innere wurde von der Tünche befreit, die beſchädigten Capitäle und Säulen ergänzt und die Ziegel durch Quadern erſetzt. Obgleich aber Baron Sina großherzig zu den Koſten der Wiederherſtellung beitrug, hätte dies nicht genügt, wenn nicht die Lébényer ſelbſt über 17.000 Gulden für die innere Ausſtattung beigeſteuert hätten. Nachdem das Innere künſtleriſch wiederhergeſtellt war, ſchritt man an die Reſtaurirung des Äußeren. Zu dieſem Zwecke ſetzte der Verwaltungsausſchuß des Comitats eine Commiſſion nieder, welche die Erneuerung nach

den Plänen Director Essenweins, vom Germanischen Museum zu Nürnberg, durchführte und dazu durch vier Jahre 500 Gulden jährlich votirte. Das königl. ungarische Ministerium für Cultus und Unterricht wies für diese Arbeit aus dem Landesfonds zur Erhaltung der Kunstdenkmale gleichfalls einen größeren Betrag an, und so ist dieses herrliche Denkmal romanischer Baukunst, dessen Capitäle namentlich einzig in der Architektur sind, seither in voller Schönheit wiedererstanden.

Fährt man von Ungarisch-Altenburg auf der Preßburger Landstraße gegen Norden, so sieht man rechts den Marktau-Wald, weiterhin die grünen Flächen der Hauptmannswiese (Kapitányrét), hinter denen der Uferwald, gegen Norden aber der größte Waldkomplex der Altenburger Herrschaft, der „Lovár" erscheint; links streift man den Abschnitt Pfaffenwiese (Paprét) und erreicht dann die Gemeinde Pallersdorf (Bezenye), die durch Gänsezucht bekannt ist. Der Ort ist aber auch archäologisch interessant, denn es wurden hier in einem der Gräber einer Begräbnißstätte der Völkerwanderungszeit jene beiden mit Runen verzierten silbernen Fibeln gefunden, die nicht nur für die Philologie und die Kenntniß der Runen, sondern auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht große Wichtigkeit haben. Auf einer dieser Fibeln kommt ein Frauenname vor, das wohlbekannte germanische Godahid, auf der anderen liest man Ârsipodha und auf der Kehrseite Awunja (Wonne) und Segun (Segen). Diese Fibeln stammen nach Wimmer (Kopenhagen) aus den Jahren 700 bis 720, und zwar wurden sie vermuthlich aus Salzburg, wo der heilige Ruprecht zwischen 696 und 700 das Mönchskloster zu St. Peter und ein Nonnenkloster gegründet hatte, durch zwei fromme Nonnen an eine fern im Osten, im Avarenland wohnende christliche Schwester geschickt.

Ist Pallersdorf vorbei, so erblickt man links einige Herrenhäuser inmitten ihrer Grundstücke, hinter denen sich der kleinste Abschnitt der Altenburger Domäne, die Marienau (Márialiget) erstreckt. Von ihren 1.842 Joch sind 265 mit Baumpflanzungen und Alleen bedeckt, so daß diese Meierei einem umfangreichen Park gleicht, in dessen lebenden Hecken der Flieder herrlich blüht. Den prächtigen Platanenalleen entlang aber dehnen sich 88 Joch bewässerte Wiese, die erste Kunstwiese in Ungarn, außer der noch 20 Joch Rieselwiese vorhanden sind.

Ragendorf (Rajka), mit 2.575 Einwohnern, ist Hauptort des gleichnamigen Bezirkes. Einstens wohnten hier die meisten dem niederen Adel angehörigen Familien des Comitats, sie sind jedoch bis auf ganz wenige ausgestorben. Im Mittelalter floß die Donau so nahe vorbei, daß Ragendorf ein Hafenplatz war.

Von der Landstraße abschwenkend, erreicht man das an der Donau gelegene Sarndorf (Csuny), wo ehedem gleichfalls viel niederer Adel wohnte, der aber spurlos verschwunden ist. Seine Gemarkung bildet einen Abschnitt der Henckel-Donnersmarck'schen

Herrschaft Karlburg (Oroßvár). Der berühmteste Besitzer von Sarndorf war jener Peter Szapáry, der 1657 in der Schlacht bei Csákvár dreifach verwundet in schwere türkische Gefangenschaft gerieth, aus der er nach vier Jahren um 22.000 ungarische Goldgulden, die durch freiwillige Spenden aufgebracht waren, ausgelöst wurde. Dieser Szapáry wurde 1680 Vicegespan des Wieselburger Comitats, saß 1681 als Deputirter auf dem Ödenburger Versöhnungs-Reichstag und nahm 1684 und 1686 persönlich an der Belagerung, beziehungsweise Wiedereroberung Ofens theil. Im Jahre 1687 wurde er

Das Schloß zu Karlburg.

in den Freiherrnstand erhoben. Den Grafentitel erhielt erst sein Sohn von König Karl III. im Jahre 1722. Das Sarndorfer Schloß war, als es dem Grafen Zichy gehörte, der Schauplatz denkwürdiger Verhandlungen. Während der Preßburger Reichstage machten die Männer der Opposition häufig Ausflüge dahin, um in wichtigen Fragen vorläufige Vereinbarungen zu treffen.

Von Sarndorf geht es in kurzer Fahrt nach Karlburg (Oroßvár), das einst Grenzfeste war und dessen im Windsor-Stil erbautes burgartiges Schloß mit Park zu den größten Sehenswürdigkeiten des Comitats gehört. Besitzerin des Schlosses ist jetzt

die verwitwete Gräfin Laura Henckel-Donnersmarck, geb. Káßonyi. Karlburg ist auch wegen seiner englischen Pferdezucht und Trainiranstalt berühmt. Früher hatte die Herrschaft hier eine großangelegte Gärtnerei und Obstbaumschule. In der Wand des Glashauses sind noch römische Denksteine zu sehen. Von der im XII. bis XIII. Jahrhundert im romanischen Stile gebauten Kirche sind nur Thurm und Chor unversehrt geblieben. Die Bewohner, 1668 an der Zahl, sind Deutsche und Magyaren.

Links von der Preßburger Straße liegt die gegenwärtig dem Grafen Josef Batthyány gehörige Kittseer Burg (Köpcsény), an die sich viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen, darunter ein das Land aufwühlender Proceß, der im XVII. Jahrhundert das Land in Aufregung versetzte und mit der Enthauptung Ladislaus Liszthi's, Verfassers einer ungarischen Erzählung in Versen (Magyar Mars = der ungarische Mars), endete, dann allerlei Gravamina des Reichstages und in neuester Zeit das Andenken an den ersten Dampfpflug, der hier am 18. Juni 1861 vorgeführt wurde. Obgleich Schulhof, der damalige Pächter des Fürsten Esterházy, die hochwichtige Erfindung nicht nur hier, sondern auch in Detta (Temeser Comitat) zur Anwendung brachte, konnte das Ackern mittelst Dampfpfluges in Ungarn dennoch erst nach einem Jahrzehnt heimisch werden. Dies geschah zuerst in Ungarisch-Altenburg, wo im Jahre 1870 ein Fowler'scher Dampfpflug mit Zweimaschinen-System eingeführt wurde; gegenwärtig sind im Albrechtsfelder Ökonomiebezirk eine, im Albert Kasimir'schen zwei Dampfpfluggarnituren von je zwanzig Pferdekräften in regelmäßiger Verwendung.

Verläßt man Altenburg mit der Eisenbahn, so kommt man auf der Linie Bruck an der Leitha zuerst nach Kaltenstein (Levél). Hierauf folgt die Station Straß-Sommerein, wo die Domäne ein für die Aufnahme von 15.000 Metercentner Getreide bestimmtes Productenmagazin besitzt. In den Jahren 1883 und 1884 wurde von hier aus eine 32 Kilometer lange, später durch Flügelbahnen ergänzte Pferdebahn zur Verbindung der einzelnen Domänentheile erbaut; sie reicht bis in den Hanság hinein, von wo sie Heu und Torf holt, während sie aus den Domänentheilen Producte für den Weltverkehr befördert.

Straß-Sommerein (Hegyeshalom), das jetzt außer Getreidebau auch Weinbau betreibt, ist ein sehr alter Ort und kommt schon in dem von Andreas II. zu Gunsten der Cistercienserabtei von Heiligenkreuz im Jahre 1217 ausgestellten Schenkungsbrief vor. König Sigismund verpfändete es 1436 an Albrecht Herzog von Österreich. Der Ort besitzt eine schöne, mit Mauern umgebene katholische und eine ansehnliche evangelische Kirche. Die nächste Station ist Nickelsdorf (Miklósfalva) mit 1.782 zur Hälfte römisch-katholischen, zur Hälfte evangelischen Einwohnern. Die schöne römisch-katholische Kirche ist 1783 erbaut. Neben der Kirche stand das ärmliche Häuschen des evangelischen

Schullehrers, worin Napoleon I. im Jahre 1809 eine Nacht verbracht hat. Dann folgt Station Zurndorf (Zurány), wo im Jahre 1756 der bedeutende Geschichtsschreiber Ignaz Aurelius Feßler geboren wurde. In der Nähe befindet sich eine Meganitfabrik, die alljährlich eine große Menge Sprengmaterial erzeugt. Parndorf ist eine Ortschaft mit 2.424 kroatischen und deutschen Einwohnern; es hat dem Plateau des Wieselburger Comitats den Namen gegeben. Die Gegend ist sehr hübsch.

Von dem Grenzstädtchen Bruck gehört nur ein Theil zu Ungarn; auch das Stationsgebäude steht auf ungarischem Boden. Das Übrige gehört zu Österreich. In den Klagen und bei den Verfügungen wegen Wiederherstellung der Landesgrenzen kommt Bruck an der Leitha nicht selten vor.

So verfügte §. 72 des Gesetzes vom Jahre 1715, daß den Beschwerden der Brucker wegen Besteuerung ihrer diesseits der Leitha gelegenen Felder und wegen deren Auslassung aus dem österreichischen Kataster Rechnung getragen werde. Die Deputirten des Comitats aber forderten auf dem Reichstage von 1832 bis 1836 nicht nur die Wiedereinverleibung der zur Raaber Diöcese gehörigen Domäne Mannersdorf (Sárfenék) und die Bestimmung des alten Leitha Flußbettes als Landesgrenze, sondern auch, daß die Stadt Bruck die Rechnungen über ihre ungarischen Besitzungen dem Comitate vorzulegen verpflichtet sei.

Bruck verdient auch in strategischer Hinsicht Erwähnung; sein ständiges Militärlager ist alljährlich der Schauplatz großer Manöver. Bei Bruck senkt sich der letzte Ausläufer des Leithagebirges in die Ebene nieder; seine Abhänge sind mit Reben bedeckt, sein Schooß aber öffnet sich in zahlreichen großen Steinbrüchen, um den ausgezeichneten, der Mediterranzeit angehörigen Kalkstein zu liefern, der wegen seines hiesigen Vorkommens in der Literatur unter dem Namen Leithakalk bekannt ist. Die großartigsten Steinbrüche befinden sich in den Gemarkungen von Kaiser-Steinbruch (Császár-Kőbánya), Winden (Sásony), Goys (Nyulas) und Bruck; der Stein wird von hier, ebenso wie aus den im Ödenburger Comitat gelegenen Steinbrüchen des Leithagebirges, nicht nur in die Umgebung, sondern auch nach Wien befördert, dessen größte und schönste monumentale Neubauten aus ungarischem Stein gebaut sind.

Links von der Straße, die von Ungarisch Altenburg nach Straß-Sommerein führt, liegen die wohlhabendsten und in ihren Gemarkungen umfangreichsten Gemeinden des Comitats; zuerst Zanegg (Szolnok, Moson Szolnok), auf dessen Gebiet interessante Funde aus der Bronzezeit gemacht wurden, dann weiter südlich die Nachbargemeinden St. Johann (Szent János) und St. Peter (Szent Péter); die beiden erstgenannten haben jede ein Gebiet von über 15.000, die dritte von über 10.000 Joch. Nahe an 10.000 Joch hat auch das etwas westlich gelegene Andau (Tarcsa).

Die Bewohner dieſer Ortſchaften, ſowie die von St. Andrä (Szent-András) wurden nach dem letzten Türkenkrieg angeblich aus Salzburg hieher verpflanzt und ihnen zumeiſt kommt die Bezeichnung „Heidebauer“ zu. Die Männer dieſes wohlhabenden Völkchens haben die magyariſche, blautuchene Tracht angenommen, die Frauen dagegen noch ihre alte deutſche Kleidung beibehalten. Das Eigenthümlichſte an dieſer iſt, daß die Frauen vom zarten Kindesalter an Hauben tragen, die ſie nur als Bräute am Hochzeitstage ablegen, um dann als Jungverheiratete ſchneeweiße Hauben aufzuſetzen. Ihre Hochzeitsgebräuche ſind ſehr intereſſant. Beim Hochzeitsmahl iſt die kalt aufgetragene Schüſſel Milchreis mit Zucker und Zimmt unerläßlich, desgleichen die Spritzkrapfen (Strauben), welche die Braut, nachdem ſie über dem Tiſche die Hand des angeſehenſten Gaſtes gefaßt hat, mit der Fauſt in Theilchen zerdrückt. Beſonders groß iſt das Ceremoniel, wenn der Bräutigam aus einer anderen Ortſchaft iſt. Die im Ort anſäſſigen Burſchen ſpannen am Ende des Dorfes eine buntbebänderte Schnur als Triumphbogen aus, und der Hochzeitszug zieht unten durch, doch muß der fremde Bräutigam erſt ein Löſegeld bezahlen, worauf die Burſchen angeſichts des jungen Paares ein Wettlaufen aufführen, von dem die erſten drei Sieger mit einer Bretzel, einer Feldflaſche und einer ſchwarzen Henne zur Braut zurückkehren. Dieſe ißt einen Biſſen von der Bretzel, macht einen Schluck aus der Feldflaſche und dreht der ſchwarzen Henne den Hals um, aus der dann eine Hühnerſuppe gekocht wird. In dieſen Gemeinden, namentlich in Zanegg, haben ſich bis in die neueſte Zeit gewiſſe Weihnachtsmyſterien in ſeltener Vollſtändigkeit erhalten.

Die Zanegger haben ſie im Jahre 1867 auch in Raab vorgeführt; Adam und Eva oder die Geſchichte des Sündenfalles wurde in 488, die Geburt Chriſti oder die Erlöſung in 1030, die drei Könige oder der Tod in 792, endlich die Satire vom Schuſter und Schneider in 666 Verſen dramatiſch dialogiſirt und in entſprechendem Koſtüm vorgetragen.

Zu dieſen Gemeinden gehören die größten Bezirke der Ungariſch-Altenburger Domäne, und zwar liegen weſtlich von Zanegg die Gehöfte Haidehof und Haidſtall (dieſer zu St. Johann gehörig), weiterhin Farkasbrunn (Farkaskut), das im Jahre 1894 auf directen Befehl weiland des Erzherzogs Albrecht als Beſitzers in Neu-Saida umgetauft wurde; dann jenſeits der großen Meierei Albert-Caſimir die Colonie Caſimir mit einer Doppelreihe hübſcher Häuſer, einer für Knaben und Mädchen abgetheilten Schule und einem anſehnlichen herrſchaftlichen Gaſthauſe. Das Schickſal dieſer Colonie hat ſich ſehr wechſelvoll geſtaltet. In den Dreißiger-Jahren wurden hier zur Sicherung der nöthigen Arbeitskräfte 46 Coloniſten angeſiedelt, deren jedem die Herrſchaft ein Haus für den Koſtenbetrag von 600 fl. erbauen ließ, ſo daß die Baukoſten

allein 27.000 Gulden betrugen. Jeder Coloniſt bekam urſprünglich 12 Joch Boden, den ſie nach einem beſtimmten Fruchtwechſel bebauen mußten. Zugleich hatten ſie um etwas geringeren Lohn als die freien Arbeiter für die Herrſchaft zu arbeiten, und zwar von November bis April um 26, im Mai um 28, im Juni, September und October um 32, im Juli und Auguſt um 42 Kreuzer täglich. Dagegen ſtellte ihnen die Herrſchaft Arzt und Schule und ſicherte jedem Coloniſten vier Tage Fuhrlohn zu. Den Coloniſten ging es zwar dabei recht gut, doch hielten ſie keineswegs aus. Ein Theil verſtarb, Andere ſehnten

Das Schloß zu Halbthurn.

ſich für ihre alten Tage nach ihrer Geburtsſtätte zurück, und die Colonie wäre eingegangen, wenn die Herrſchaft nicht die Häuſer zurückgelöſt hätte, in denen nun die noch Vorhandenen als Häusler wohnen und nur noch die Nutznießung eines halben Jochs haben, während die erledigten Hausſtellen mit herrſchaftlichen Angeſtellten, Maſchiniſten und Dienſtleuten beſetzt ſind.

Von hier geht es zwiſchen Baumpflanzungen und Weingärten entlang nach Halbthurn (Féltorony), deſſen Schloß, ein Bau Fiſchers von Erlach, ein Lieblings-Sommerſitz Karls III. und nach ihm Maria Thereſias war. Halbthurn, mit 2263 deutſchen Bewohnern, iſt ein hübſcher Ort, einer der rührigſten im Neuſiedler Bezirk. Im Schloßgarten grünen noch jetzt die unter Karl III. gepflanzten Kaſtanienbäume und im Schloß

zeigt man pietätvoll das Stübchen, worin der letzte Habsburger, auf herbstlicher Jagd erkältet, schwer krank lag, bis er nach Wien geschafft wurde, nur um dort zu sterben am 12. November 1740.

An Holz ist das Wieselburger Comitat gegenwärtig arm, da nur 5·82 Procent seines Gebiets von Wald bedeckt sind. Selbst der Waldbestand der erzherzoglichen Domäne ist verhältnißmäßig gering, obgleich sie wie in der Vergangenheit so auch jetzt der Aufforstung alle Sorgfalt zuwendet.

Die größeren Waldcomplexe sind jetzt: der sogenannte Karlswald, der Ragendorfer Wald und nördlich von Ungarisch-Altenburg der Lovárwald; der Wald von Halbthurn ist jetzt nur 37 Joch groß. Ehedem war das Comitat viel waldreicher, und zwar nicht nur als noch König Salomon in den Auwäldern um Ungarisch-Altenburg jagte, oder als in der Nähe von Királyerdö und Goyß königliche Lusthäuser standen, sondern noch im vorigen Jahrhundert.

In den Wäldern von Edelsthal, Zurndorf, Haláßi und Halbthurn, in den Urwäldern, welche Birken, Erlen und Weiden im Gelände des Neusiedlersees bildeten, fanden sich genug Rothwild, Hirsche und Rehe, und an mehreren Stellen bestanden auch Fasanerien. Eine solche besteht auch jetzt im erzherzoglichen Walde bei Halbthurn. Hasen gibt es in der Gegend so viele, daß auf einer Treibjagd 1000 bis 1500 geschossen werden, die sämmtlich nach Wien gelangen.

Das am südwestlichen Seeufer, schon weit drin im Ödenburger Comitat gelegene Wolfs (Balf, früher Farkasd) soll seinen Namen von dem im dortigen Röhricht und Buschwald einst häufigen Raubwild herschreiben, neben dem es auch viel Füchse gab.

Die königlichen Jäger wurden jedoch in diese Gegend mehr durch das Wasserwild, die Unmasse von Gänsen, Enten, Schnepfen, Reihern, ja Schwänen gelockt. Am 18. Juli 1854 jagte auch Se. Majestät bei Pamhagen, wo der See stets am tiefsten zu sein pflegt, auf Wassergeflügel.

Maria Theresia hielt sich, wie erwähnt, wiederholt im Schloß zu Halbthurn auf und machte von da aus, mittelst des zu diesem Zweck ausgeführten Fahrdammes, ihre Besuche in Eßterháza. Auch Ferdinand V. mit seiner Gemalin Königin Karoline sah am 9. Juni 1839 im Saale des Schlosses vergnügt dem feurigen Tanze der Wüst-Sommereiner Pärchen zu.

In dieser Gegend stand einst die Ortschaft Vizenálló-Geßternicze, die in der Türkenzeit zu Grunde ging; an derselben Stelle siedelten nach Vertreibung der Türken die Esterházy magyarische Bewohner an, die nun bereits 928 Köpfe zählen und besonders im Korb- und Mattenflechten bewandert sind. Es werden von hier jährlich an 20.000 Körbe zumeist nach Wien, Budapest und Preßburg verkauft.

Südweſtlich von Halbthurn liegt Frauenkirchen (Boldog-aſſzony), mit Franciscanerkloſter und Wallfahrtskirche, ein Ort, an deſſen Urſprung ſich mancherlei Volksſagen knüpfen.

Das periodiſche Verſchwinden und Wiedererſcheinen des Waſſers im Neuſiedler See iſt übrigens ſchon an ſich eine Erſcheinung, die leicht zur Entſtehung von Schauergeſchichten und allerlei Aberglauben Anlaß geben konnte. Nach mündlicher Überlieferung ſteigt das Waſſer des Sees immer als plötzliche Fluth. Aus einer Forchtenſteiner Urkunde geht hervor, daß es hier einſt auch Dörfer mit Namen Jakabfalva, Kendervölgye,

Fuchs in den Sümpfen des Neuſiedlerſees.

Feketető, Fertö und Sárosvölgye gab, die durch plötzliche Überfluthung vernichtet worden wären. Allein der launenhafte See, deſſen wirkliche Lebensquelle die Strömungen des Grundwaſſers ſind, kann ſchon aus dieſem Grunde weder plötzlich ſteigen, noch ebenſo plötzlich fallen; immerhin beſtätigt die Erfahrung, daß die Ausdehnung des Sees ſich periodenweiſe ſehr vergrößert hat. So im Winter 1270, als 40 Reiter und 300 Knappen des Böhmenkönigs Ottokar durch Berſten des Eiſes ertranken; oder 1741, als die Gemarkungen von Sárrét, Széplak, Heiligenſtein (Hegykö) und Pamhagen (Pomogy) durch den See überſchwemmt wurden; oder in der Periode von 1768 bis 1775, als er vier Quadratmeilen unter Waſſer ſetzte. Auffallend iſt es, wie bei ſolchen Anläſſen die Menge der Fiſche im See in verhältnismäßig kurzer Zeit zunimmt und wie groß einzelne Exemplare werden. Aus der neueſten Zeit iſt zu erwähnen, daß man im Jahre 1862

drei Stunden brauchte, um von Podersdorf nach Oggau am Ödenburger Ufer überzusetzen, hingegen infolge der 1863er Dürre das Wasser im Jahre 1865 so seicht war, daß man es durchwaten konnte. Aus historischen Aufzeichnungen weiß man, daß im Jahre 1683 die Tataren durch das trockene Seebett bis Halbthurn vordrangen und die Bevölkerung der ganzen Heidegegend niedermetzelten; auch erzählt die Rußter Chronik, daß im Jahre 1783 ein Böttcher die Wette, von Rußt nach Illmitz hinüberzuwaten, gewonnen hat.

Von 1865 bis 1871 hatte der See kein ständiges Wasser mit Ausnahme eines schmalen Streifens zwischen Apetlan (Bánfalva) und Eßterháza. 1869 war auf dem Seegrunde des oberen Theiles schon ein regelmäßiger Landverkehr im Gange und 1870 begann man auf den Strecken des früheren Röhrichts Weizen zu säen. Doch dauerte die Trockenheit nicht lange; der See füllte sich wieder und rückte gegen die Gebäude der mittlerweile entstandenen fürstlich Esterházy'schen Colonie Neu-Mexico vor, die nach einander einstürzten, um vielleicht Stoff für dereinstige Sagen von einer untergegangenen Stadt zu bieten.

Ende des vorigen Jahrhunderts, als der See bis hart an Illmitz im Wieselburger, sowie an Rußt und Wolfs im Ödenburger Comitat reichte, fischten die dortigen Einwohner 60 bis 90 Kilo schwere Fogos und Karpfen und ebenso sammelten sie in den Sechziger-Jahren unseres Jahrhunderts die 20 bis 25 Kilo schweren Welse (Schaiden), die der Wind ans Land trieb, förmlich haufenweise, so daß selbst Schweine damit gefüttert wurden. Auch in der Nähe der Rohrsümpfe wurden mittelst labyrinthischer Rohrzäune („Garden") massenhaft Fische gefangen: Hechte von 25 Kilo, lange Karpfen, Karauschen, Barsche, Weißfische, ja selbst der Fang von kleinen Weißfischen („Lauben") zahlte sich aus, da sie von den Wiener Galanterie-Arbeitern wegen ihrer silberglänzenden Schuppen gern gekauft wurden.

Diese einträgliche Nebenbeschäftigung hat die Uferbevölkerung, seitdem der See wieder so stark versiegt ist, eingebüßt; desgleichen das Schilf-, Rohr- und Binsenschneiden. Dazu kommt noch der ungünstige Einfluß auf das Klima, das durch einen so großen Wasserspiegel ohne Zweifel gemäßigt wurde, wodurch auch der Weinbau wesentlich gefördert war. Es ist gar nicht lange her, daß dieser für den „Seewinkel" (Tóßeg) zwischen Weiden, Goys und Neusiedl eine bedeutende Einnahmequelle bildete.

Nördlich, in geringer Entfernung vom See, liegt Neusiedl (Nezsider), wo der größte Bezirk des Wieselburger Comitats seinen Sitz hat. Schon in vorrömischer Zeit war es eine Heimstätte der keltischen Bojer, was durch dortige Funde (Steinhämmer, Meißeln, Äxte u. s. w.) bekundet ist. Unter den ersten Árpáden war es von Petschenegen bewohnt. Vor Alters hieß der Ort Zumbat, Szombathely. Als er später mit Deutschen

Mattenflechten in Wust-Sommeren.

beſiedelt wurde, nannten ihn dieſe Neue-, New- oder Neuſiedl. Damals wird auch der See ſeinen deutſchen Namen erhalten haben. Dann kam die magyariſche Bevölkerung und machte ſich Neuſiedl als Nezſider zungengerecht.

Neuſiedl gehörte zuerſt der Krone, beziehungsweiſe der königlichen Burg Wieſelburg, wurde jedoch ſchon 1208 durch Andreas II. dem Palatin Chepán (Stefan) geſchenkt. Béla IV. nahm es dieſem zwar wieder ab, ſchenkte es aber dann wieder deſſen Sohne Stefan. Zu dieſer Zeit beſaß jedoch dort auch ſchon die Ciſtercienſerabtei von Heiligenkreuz Ländereien, denn ſie gab ein dortiges Grundſtück im Jahre 1270 einem Wiener Bürger Chuno. Als Andreas III. ſich (1296) mit Agnes, Tochter des deutſchen Königs Albrecht I., verlobte, brachte er ihr Neuſiedl als Brautgeſchenk dar.

Königin Agnes verlieh ſpäter dieſe Beſitzung, dem Seelenheil ihres verſtorbenen Gatten ſowie ihrem eigenen zu Nutze, der Graner Mutterkirche, 1322 aber dem Erzbiſchof und Kapitel von Gran. Im Jahre 1452 fiel es, im Sinne des zwiſchen Johannes Hunyadi und Giskra zu Neuſohl geſchloſſenen Friedens, ſammt ſeinem Dreißigſt-Ertrag an Giskra, obgleich Hunyadi 1450 befohlen hatte, die Preßburger Bürger in den Beſitz des Dreißigſten einzuſetzen, wozu er auch die Ödenburger anwies. Ladislaus Hunyadi und Giskra ordneten dann dieſe Angelegenheit beim König in friedlichem Wege, worauf (1453) in der That die Preßburger den Ertrag des Dreißigſten in Pacht bekamen.

Zu Anfang des XVI. Jahrhunderts war es Beſitzthum der Grafen von Böſing und St. Georgen und fiel, als deren Wieſelburger Zweig ausgeſtorben war, an die Krone zurück, worauf es Ludwig II. (1516) als Brautgeſchenk ſeiner Gemalin, Königin Marie zuwies. Dieſe Schenkung wurde (1525) durch Ferdinand I. beſtätigt, der (1548) ebenda einem Wiener Bürger zum Lohne treuer Dienſte eine adelige Curie verlieh.

Johann Lippay von Zombor bezog ein Jahrzehnt hindurch (1654 bis 1664) die Mautheinkünfte von Neuſiedl. 1687 überließ der Graner Erzbiſchof Georg Széchenyi ſeine Neuſiedler Beſitzungen ſtiftungsweiſe den Jeſuiten, denen er die Ofner Pfarren anvertraut hatte. Zu dieſer Zeit wurde dort durch Georg Hamerler das Paulinerkloſter gegründet. 1767 erhielt Herzog Albert von Sachſen-Teſchen mit der Hand der Erzherzogin Marie Chriſtine auch die Domäne Ungariſch-Altenburg und den Beſitztheil von Neuſiedl. Er widmete die Einkünfte einer Curie, die ihm dort König Franz geſchenkt hatte, im Jahre 1818 der von ihm ebenerſt gegründeten landwirthſchaftlichen Schule, welche Stiftung der Anſtalt auch bei ihrer Verſtaatlichung im Jahre 1850 ſichergeſtellt wurde, ſo zwar, daß die Domäne von Ungariſch-Altenburg als Ablöſung der einſt zur Neuſiedler Curie gehörigen Gebäude, Äcker und Weiden bis auf den heutigen Tag jährlich 1886 Gulden 31 Kreuzer an den Staatsſchatz entrichtet. Die Königswitwen Agnes und

Maria hielten in Neusiedl Hof; auch die drei Burgthürme auf dem alten Siegel der Ortschaft deuten darauf.

Ihre Burg stand wahrscheinlich auf dem Taborberge gegenüber dem zu Ende des XVII. Jahrhunderts gegründeten und durch Kaiser Josef aufgehobenen Paulinerkloster.

Neusiedl ist gegenwärtig Sitz der Verwaltungs- und Bezirksämter. Es hat eine stattliche Kirche, drei Kapellen und einen schönen Calvarienberg, ferner eine große Kaserne, eine Sparcasse und ein Casino. Die deutsch redende Bevölkerung bewirthschaftet 11.367 Joch, wovon ein großer Theil Weingarten ist. In der Gemarkung wird auch trefflicher Sandstein gebrochen, der besonders in Preßburg und Wien als Baumaterial Absatz findet.

Der Neusiedler Bezirk hat noch einige bedeutende Ortschaften. Goys (Nyulas), westlich von Neusiedl, gleichfalls nahe dem See, hat 4348 deutsche Bewohner; es kommt schon in einer Urkunde von 1214 vor, wo es sich um den Ankauf von 14 Curialplätzen handelt. Deutscher Zunge ist auch die Ortschaft Winden (Sásony) mit 1142 Einwohnern. Hier machte der Obergespan Poth, aus dem Geschlechte der Hédervári, im Jahre 1221 eine Stiftung zu Gunsten der österreichischen Abtei von Heiligenkreuz, der er ein Drittel seiner hiesigen Pußta nebst den am See gelegenen Feldern zuwandte; im Jahre 1232 aber schenkte Gräfin Osana dieses Dorf den Heiligenkreuzern. Die Cistercienser von Heiligenkreuz besitzen gegenwärtig im Comitate 5779 Joch, und zwar in den Gemeinden Winden, Podersdorf, Königshof (Királyudvar) und in Mönchhof, wo römische Reste gefunden wurden. Außerdem besitzen hier das Raaber Kapitel 3414 und das Steinamangerer Kapitel 6187 Joch.

Eine interessante Erscheinung ist es, daß die Bildung von Latifundien in diesem Comitate den Niedergang der mittleren und nicht der Kleingrundbesitzer zur Folge hatte, weswegen auch das Comitatsleben hier nicht so rührig und bewegt war wie anderswo. Gesteigerte Regsamkeit zeigte sich nur bei Gelegenheit der Abgeordnetenwahlen seit 1848, in welchem Jahre auf Grundlage des Volksvertretungs-Systems zuerst Graf Stefan Széchenyi gewählt wurde.

Zufolge seiner Lage hatte dieses Comitat schon in der Urzeit eine sehr bewegte Vergangenheit; Beweis dessen die Funde aus der Völkerwanderungszeit, welche ein neues Licht auf jene ferne Zeit werfen, und unter denen auch viele Seltenheiten vorkommen. Unter den nationalen Königen war das Comitat der Schauplatz mehrerer Schlachten gegen Deutschland und Österreich, es sah die Türken heraudringen und zurückgedrängt werden, sah die Streifzüge des blinden Bottyán und Alexander Károlyis und verzeichnete im Freiheitskampfe mancherlei kleinere Ereignisse. Kein Wunder daher, daß infolge so vieler

Kämpfe die Bevölkerung dieſes Landſtriches ſich oft zerſtreut hat, ſo daß mit Ausnahme der Kleinen Schütt und des Rabnitzlaufes die verödete Gegend wiederholt von neuen Ankömmlingen in Beſitz genommen wurde. Doch woher auch die fremden Anſiedler kommen mochten, ſtets haben die Bewohner des Comitates den echten Patriotismus und die Frömmigkeit bewahrt, welche dieſes Volk auch heute charakteriſiren.

Die Mündung der Leitha bei Ungariſch-Altenburg.

Raab und der Rathhausthurm.

Das Raaber Comitat.

Jener Theil des kleinen Alföld, dem auch das Gebiet des Raaber Comitats angehört, ist Dank der Mannigfaltigkeit seiner Gestaltung eine der anmuthigsten Gegenden Ungarns. Er hat keine himmelanstrebenden Gipfel, aber wald- und rebenbekränzte Hügel, keine unabsehbaren Ebenen, auf denen die Fata morgana sich wiegt, aber reich bewässertes, fruchtbares Flachland, das dem Menschen seit Urzeiten ein vielbegehrtes Heim bot. Das Comitatsgebiet gehörte einst dem Grunde des Sarmatischen Meeres an. Nach dem Versiegen der Meerfluth war es von einem ausgedehnten Salzsee, später durch ein brackiges Binnengewässer bedeckt; schließlich verzog sich infolge neuer Veränderungen des Seegrundes auch das Gewässer dieses Sees und es entstand endgiltiges Festland. Sein nördlicher Theil ist im Allgemeinen flach; im Westen und Osten hebt sich der Boden, ohne doch zu eigentlichen Höhen anzuschwellen, im Süden hingegen erstrecken sich drei Reihen wellenförmiger Hügel vom Bakony gegen das Donauthal hin fast bis zur Mitte des Comitats: die Hügelketten von Szent-Márton, Ravazd-Csanak und Sokoró.

Die Hügelkette von Szent-Márton ist mit dem Wellenspiel ihrer Höhen, den hier und dort plötzlich aufspringenden Gipfeln, dem reichen Kranze ihrer Rebenpflanzungen und Wälder einer der schönsten Theile des Comitats. Sie erreicht das Comitatsgebiet bei Táp-Szent-Miklós und bildet dann, nach Nordwest ziehend, den weinberühmten Részhegy, dann die Szent-Imre- (St. Emerichs-) Höhe, wo nach der Überlieferung Anastasius Astricus' der erste Benediktinerabt in Ungarn den zum Besuche des Klosters eingetroffenen Königssohn begrüßte, sodann jenen dreifachen Hügel, den — so glaubt man — die Pietät der Nation in das Landeswappen aufgenommen hat und auf deren einem, dem „Szenthegy" (Heiligen Berg), das Kloster von Martinsberg (Pannonhalma), dieser Urzeuge der christlichen Civilisation Ungarns, sich erhebt. Die äußerste Erhebung der Kette ist der nördlich von Martinsberg gelegene Sághalom. Vom Ostabhang der Szent-Mártoner Kette dehnt sich eine Ebene den Vértesbergen zu, ihre Westseite entlang aber zieht das fruchtbare Thal des Pánzsa-Baches bis an die Ravazd-Csanaker Hügelreihe. Diese bildet, nach Länge, Breite und Höhe, die bedeutendste Erhebung des Comitats, dessen Gebiet sie bei Ravazd erreicht, wo sich in der Flanke der Kette ein gähnender Kessel aufthut; diese Bucht ist einst durch das wirbelartige Kreisen des vom Bakony zurückprallenden Meerwassers ausgehöhlt worden. Die Ravazd-Csanaker Hügelkette streicht in gerader Linie gegen Nordwest; ihr Grat ist von Wald bedeckt, die Abhänge sind mit Rebengärten geschmückt, die freilich in neuerer Zeit der Phylloxera wegen sich zum Theil in Äcker verwandeln mußten. Die höchste Kuppe der Kette ist, mit 318 Meter, der Pálhegy (Paulsberg); nur um Weniges steht ihm der Magashegy (Hohe Berg) nach, der beim Volke Hegyes-Magas (spitz und hoch) heißt. Von hier an sinkt der Bergzug stufenweise und verläuft sich bei Csanak als sanfter Abhang.

Die dritte Hügelkette, die von Sokoró, liegt westlich der vorigen und läuft ihr parallel längs des Pátka-Tényöer Thales. Der Namen „Sokoró" soll von „sok ur" (viele Herren), nach anderen von „sok orr" (viele Nasen, das heißt Hügel) herstammen. Dieser Bergzug beginnt im Comitate bei Kajár, läuft dann nach Nordwest und endet mit den Sandhügeln von Koronczó. Seine südöstliche Hälfte ist meist waldig, die nordwestliche mit Weingärten bedeckt, in denen jedoch neuestens die Phylloxera gehaust hat. Die höchsten Punkte sind der Harangozó-Hegy bei Kajár, auf dem einst ein Paulinerkloster stand, dessen Glocken (harang) seinen Namen erklären sollen, dann der Kopasz und der Ebédlátó. Von diesen Höhen blickt man weithin bis zu den regelmäßigen Gestalten des Somlyó und Ságberges, den nördlichen Höhen des Eisenburger Comitats und der blauen Masse des Schneebergs.

Der Hügelkette zu Füßen liegt westlich flaches Land, das Sokoróalja heißt und von dem Bakony-Bach mitten durchschnitten wird. Außerdem zeigen sich noch hie und

da im Comitate kleinere Erhebungen, die sich aber zu keiner zusammenhängenden Kette entwickelt haben.

An Gewässern ist das Comitat ziemlich reich; seine Flächen werden von der Donau, Raab (Rába) und Rabnitz (hier Rábcza) und deren Zuflüssen bewässert. Unter diesen ist es die Raab, die das Comitatsgebiet auf der längsten Linie bespült und schneidet. Sie erreicht es bei Ó-Malomsok, dient eine Strecke weit als Grenzfluß gegen das Ödenburger Comitat und zieht von Bodonhely ab nordöstlich bis zu ihrer Mündung überall quer durch Comitatsgebiet. Ihre schmutziggelben Gewässer haben seit Jahrhunderten dem Raaber, wie dem Ödenburger und Eisenburger Comitat als ständige Landplage schweres Unheil zugefügt. Gegen ihre verheerenden Überschwemmungen wurde zeitweise vergebens durch Schutzbauten angekämpft, so daß die systematische Durchführung des Schutzes gegen Hochwasser unabweislich wurde. Der fünfzehnte Gesetzartikel des Jahres 1885 verfügte die Regulirung auf Staatskosten, doch unter Hinzuziehung der anwohnenden Interessenten. Seitdem sind die Schutzarbeiten auf dem Comitatsgebiete beendigt; es wurden zur Beschleunigung der Strömung in dem vielgewundenen Flußbett 30 Durchstiche gemacht; zur Aufnahme des Hochwassers ist ein Überfluthungsraum von 250 bis 400 Meter Breite, zwischen Schutzdämmen von 4 bis 6 Meter Kronenbreite, bestimmt. Den wichtigsten Theil der Arbeiten bildet der Patona-Raaber Kanal, der den Lauf des Raabflusses von Patona bis Raab um 13.600 Meter verkürzt.

Gleichzeitig mit der Raab wurden auch ihre Nebenflüsse Marczal und Rabnitz regulirt. Der Marczal betritt nahe bei Ó Malomsok das Comitatsgebiet, fließt der Raab beinahe parallel gegen Nordost, nimmt die Bäche des Sokoróalja und den Pánzsa Bach auf und vereinigt sich oberhalb der Stadt Raab mit dem Raabfluß. Seine Regulirungslinie reicht von Gyirmóth bis Babóth. Die Rabnitz (Rábcza) ist nur scheinbar ein Nebenfluß der Raab; eigentlich zweigt sie aus dieser unter dem Namen „Kleine Raab" im Ödenburger Comitat ab, heißt dann Rábcza und erscheint unter diesem Namen bei Kapi auf dem Gebiete des Raaber Comitats, das sie in west-östlicher Richtung schneidet. Ihre Regulirung erstreckt sich von Beö-Sárkány bis Raab. Mit der Raab umschließt sie die Fläche des Tóköz und kehrt dann bei Raab in den Raabfluß zurück, worauf sich beide vereint in die Kleine Donau ergießen.

Die Kleine Donau, auch Wieselburger oder Raaber Donauarm genannt, war vor dem Ausbau der Wien-Raaber Bahnlinie der gewöhnliche Weg des Raab Wieselburger Getreidehandels. Sie erreicht das Comitatsgebiet in der Nähe von Hédervár, bildet in schlängelndem Laufe mehrere Inseln und begrenzt von Süden her die kleine Schütt (Szigetköz); von Raab abwärts dient sie der Dampfschiffahrt und fällt endlich bei Vének in die Große Donau zurück.

Die Große Donau ist der Sammelkanal aller Gewässer des Raaber Comitats; sie bespült und durchschneidet theilweise auch dessen Gebiet von Ásvány bis unterhalb Gönyö, wobei sie mit dem von links her mündenden Csilizbach den „Csilizköz" (eine Art Insel) bildet, in dem sich sieben Dörfer und mehrere Pußten des Comitats befinden.

Der so überaus günstig gestaltete Boden mit seinen fischreichen Gewässern und wildreichen Wäldern reizte den Menschen schon sehr frühzeitig zur Beschlagnahme. Zufall und Forschung haben eine Menge Pfeilspitzen und Messerklingen aus Feuerstein, Bein- und Horngegenstände, Herdblöcke, steinerne Meißel, Hobel, Äxte, Hacken, Hämmer und Streitkolben an den Tag gefördert, lauter Zeugnisse, daß hier der Kampf ums Dasein schon in grauer Vorzeit begonnen hat.

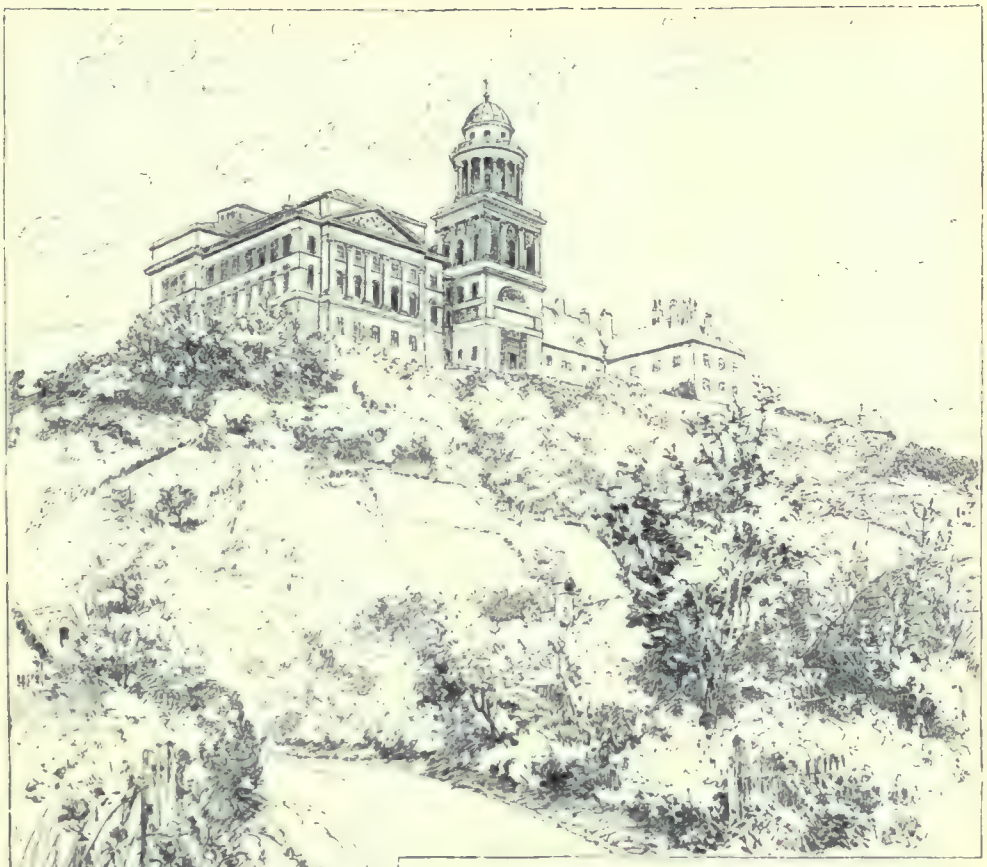
Die ältesten Bewohner waren vermuthlich Illyrer, denen Kelten folgten; dann herrschte Rom auch hier einige Jahrhunderte lang. Mitte des V. Jahrhunderts war Attila der Gebieter; auf ihn folgten Germanen und dann zogen die Avaren auch diese Gegend in das Bereich ihrer Ringwälle. Die Avaren wurden durch die Franken hinweggefegt, welche später unter Karl dem Dicken mörderische Kämpfe gegen die mährischen Slaven bestanden. Als auch diese sanken, besetzte Árpád das Land und schlug es zu dem bereits eroberten Reichsgebiet.

Der größte Theil des Comitatsgebiets wurde fürstlicher Besitz und von Magyaren, die überall die Ebene liebten, besiedelt; neben ihnen ließen sich im westlichen Theile Petschenegen (bessenyö) nieder, deren Spur noch im Namen des Dorfes Bezi erhalten ist.

Die Raaber Gegend wurde durch ihre geographische Lage häufig der Schauplatz blutiger Kämpfe und wilder Verheerung. Zuerst blitzten hier feindliche deutsche Waffen. In der Nähe von Ménfö schlug König Heinrich III. im Jahre 1044 das Heer des Ungarkönigs Samuel.

Sieben Jahre später erschien Heinrich wieder daselbst. Hier zog auch ein großer Theil der Kreuzfahrer durch, die, obgleich keine Feinde, durch ihr massenhaftes Auftreten eine Landplage wurden.

Im Jahre 1241 wurde die Gegend durch den Babenberger Friedrich verheert, dann kam die furchtbare mongolische Woge und vernichtete Alles, was die Deutschen übrig gelassen. In den Jahren 1271 und 1273 plünderte hier der Böhme Ottokar, 1490 erschienen die Heere Maximilians und einige Jahrzehnte später die Krieger des Halbmonds, welche auch nachher lange Zeit die ständige Geißel dieser Landstriche waren. Um die Wette mit ihnen hausten oft genug Deutsche, Böhmen, Italiener und Wallonen.



Pannonhalma (Martinsberg).

Infolge dieſer oft wiederholten Brandſchatzungen und Verwüſtungen verödete der ſüdliche Strich des Comitats zum größten Theil; die Erinnerung daran hat ſich in dem Namen des Pußtaer Bezirks bis auf den heutigen Tag erhalten. Dies iſt aber auch die einzige Spur; geſchickte Hände haben die Wunden geheilt und die einſtige Einöde iſt jetzt mit volkreichen magyariſchen Dörfern belebt, über denen ſich mächtig das uralte Kloſter von Martinsberg erhebt.

Pannonhalma (Martinsberg) war ſchon vor Einwanderung der Magyaren ein bedeutender Punkt, wo Karl der Große zu Ehren des heiligen Biſchofs Martinus, der in

dieſer Gegend geboren iſt, eine Kapelle erbaut haben ſoll. In den Tagen der magyariſchen Eroberung blickt — nach dem Anonymus — der kühne Heerführer von hier hinab auf das Land zwiſchen Donau und Raab und freut ſich des reichen Erwerbs. Der Platz, wo Árpád ſtand, blieb nicht unbezeichnet; der Staatgründer Stefan baute dort ein Kloſter und bevölkerte dieſes neue Heim der Wiſſenſchaft mit Mönchen aus Italien und Böhmen. Der König weist ſie an, das Wort Gottes zu verkünden und Alles, was damit in Verbindung, wahrzunehmen; zu friedlichem Fleiß ſollen ſie den Magyaren erziehen, die Sitten ſänftigen, die Leidenden pflegen, den Verlaſſenen beiſtehen, die Geiſter durch Verbreitung der rechten Kenntniſſe aufklären, ihm ſelbſt aber treue Stützen ſein bei der Aufrichtung der neuen Staatsordnung.

Wohl waren die erſten Bewohner des Kloſters aus der Fremde gekommen, allein niemals bewegte ſich ihr Streben in fremder Richtung; die Hochſchule zu Pannonhalma war die erſte im Lande, die den Intereſſen des Ungarthums diente. Schon zu Stefans Zeit erwuchſen hier ein magyariſcher Schriftſteller und magyariſche Kanzelredner. St. Gerhard, Biſchof von Csanád, berief die des Magyariſchen hinreichend mächtigen Benediktiner Heinrich und Philipp von Martinsberg nach ſeiner Diöceſe.

Die Körperſchaft, welche ſo ihre Heimat in dieſem Vaterlande gefunden, war denn auch dem heiligen König ein Gegenſtand beſonderer Fürſorge; gerne und wiederholt hat er mit ſeinem Sohne Emerich im Kloſter geweilt. Dieſem Beiſpiel folgten auch mehrere ſeiner Nachfolger, der „heilige Berg" zog ſie an und wurde vom Strahle ihrer fürſtlichen Gunſt getroffen. Der „vielfromme" Ladislaus hielt hier einen Reichstag ab; Koloman (Könyves Kálmán) verhandelte hier mit Gottfried von Bouillon über die Art und Weiſe des Durchzugs der Kreuzfahrer.

Der Aufſtand Vatha's ſcheint Martinsberg die erſte ſchwere Wunde geſchlagen zu haben. Blut und Trümmer waren die Folgen. Zweihundert Jahre ſpäter erſchienen die Mongolen und verwüſteten die Kloſtergüter, da ſie dem feſten Kloſter ſelbſt nichts anhaben konnten.

In den Tagen der oligarchiſchen Zuchtloſigkeit hatte das Erzkloſter keine Äbte, ſondern Gouverneure, zu nicht geringem Schaden der Disciplin und des wiſſenſchaftlichen Lebens. Als im XVI. Jahrhundert die Türken über Ungarn hereinbrachen, trug auch Martinsberg ſein Theil; von 1593 an hatte es vier Jahre lang eine türkiſche Beſatzung. Der ſchwerſte Schlag folgte jedoch im XVIII. Jahrhundert.

Das kaiſerliche Edict vom 14. November 1786 hob den Orden auf. Die Nation jedoch forderte ſchon auf dem Reichstage von 1790 deſſen Wiederherſtellung. Infolge deſſen erließ König Franz I. am 25. April 1802 ein königliches Diplom, durch das er den Benediktinerorden wieder erweckte und in den Genuß ſeiner Rechte einſetzte.

Das Schloß zu Hédervár.

In dieſer Urkunde wird dem Orden das Doppelamt übertragen, der Jugend Erziehung und Mittelſchul-Unterricht zu bieten, aber auch der Seelſorge obzuliegen. Seiner Lehrpflicht kommt der Orden in den Obergymnaſien zu Raab, Ödenburg und Gran, ſowie in den Untergymnaſien von Pápa, Komorn und Güns, ſeinem geiſtlichen Amte aber in 25 Kirchen nach, deren 15 direct der biſchöflichen Jurisdiction des Erzabtes unterſtellt ſind.

Dieſer älteſte kirchliche Bezirk des Landes, deſſen Oberprieſter der Erzabt iſt, genießt volle Unabhängigkeit von jeder Diöceſe und ſteht blos unter der Oberhoheit des heiligen Stuhles zu Rom. Der Erzabt verrichtet — mit Ausnahme der Prieſter- und Ölweihe — biſchöfliche Agenden; er hat einen Generalvicar und einen eigenen heiligen Stuhl; ſein Titel als Erzabt ſtammt von Wladislaw II. und ſeit Maria Thereſia iſt er Mitglied des Magnatenhauſes. Der Erzabt wird nach einem von den Ordensmitgliedern ausgegangenen Ternavorſchlag durch die Krone ernannt. Auf Grund eines ähnlichen Vorſchlages der Ordensmitglieder werden auch die Filialäbte zu Bakonybél, Zalavár, Tihany und Dömölk durch den Erzabt ernannt und durch Seine Majeſtät beſtätigt. Der Erzabt reſidirt in Martinsberg.

Dieſer ſchöne Punkt des Raaber Comitats liegt zwei Stunden ſüdlich von Raab. In ſanfter Windung ſchlängelt ſich die Straße zu der „Burg“ hinan, wie das Volk das Gebäude der Erzabtei nennt, das in der That durch Baſteien, Mauerthürme und beiderſeits des Hofthores noch ſichtbare Schießſcharten ein burgmäßiges Anſehen erhält. Feuer und Schwert haben dieſe Mauern im Laufe der Jahrhunderte wiederholt in Trümmer gelegt, doch ſind ſie ſtets wieder erſtanden. Der Haupttheil des jetzigen Gebäudeblocks iſt die in der Mitte emporragende Kathedralkirche, die an ihrer urſprünglichen Stelle unter dem Abt Urias im Übergangsſtil des XIII. Jahrhunderts erbaut wurde. Das Chorende blickt gegen Oſten, das an der Südfront angebrachte Feſtportal führt in das Erzkloſter, der Haupteingang öffnet ſich von Weſten her. Das Feſtportal iſt zu Anfang des XVII. Jahrhunderts erbaut, das Hauptthor mit der Façade und dem darüber aufſteigenden Thurm erſt in unſerem Jahrhundert und demgemäß dem Bauſtil der Kirche fremd. Das Kircheninnere zerfällt in drei durch Säulen getrennte Schiffe; unter dem erhöhten Thor befindet ſich eine Unterkirche von herrlicher Arbeit. Die ſtilgerechte Erneuerung der Kirche wurde durch den Erzabt Chryſoſtomus Krueß mit ſeltenem Kunſtſinn und großen Koſten durchgeführt. Sein Nachfolger, Claudius Vaszary, der jetzige Cardinal-Fürſtprimas von Ungarn, verwendete auch große Sorgfalt auf die Kunſtdenkmäler der Abtei.

An die Kirche ſtößt nördlich der mächtige Bibliotheksbau. Den Grund zur Bibliothek legte König Ladislaus der Heilige durch die Schenkung von 72 Büchern; gemehrt wurde ſie im XII. Jahrhundert durch Adalbert, der ſeine Bücher teſtamentariſch der Abtei

vermachte. Neue Schenkungen folgten, zumeist aber waren es Ankäufe, durch die sich die Zahl der Bücher später auf etwa 100.000 hob. Incunabeln und Handschriften gibt es 1211. Der prächtige Bücherſaal ist ⊤-förmig angelegt, mit Seiten- und Oberlicht; in seinen Nebenräumen sind Sammlungen von Gemälden, Alterthümern, Münzen und Pflanzen untergebracht.

Von der Südseite der Kirche zum Wohngebäude des Erzabtes führt ein aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts herrührender, vor kurzem schön erneuerter Kreuzgang. In den übrigen Theilen des Gebäudes befinden sich das Oratorium, große Depôträume, das mit Fresken und anderem Zierrath geschmückte Refectorium, die Wohnungen der Ordensmitglieder, Gastzimmer und Schulräume. Das Kloster hat auch eine Lehrerbildungsanstalt für seine eigenen Zöglinge, eine theologische Lehranstalt und ein Haus-Lyceum. Unter seinen Kunstschätzen ist besonders der durch Königin Gisela gestickte Mantel, das heißt ein genaues Abbild des Krönungsmantels, bemerkenswerth. Die Hauptmerkwürdigkeit des Archivs ist eine Urkunde aus dem Jahre 1001, die als kostbarer Schatz verwahrt wird. Einige ungarische Historiker bezweifeln übrigens die Echtheit dieses Schriftstückes.

Von Martinsberg aus überblickt man eine fruchtbare, von Höhen umkränzte Ebene. Die Hauptpunkte dieser Gegend sind im Raaber Comitat: Martinsberg (Szent Márton), am westlichen Fuße und zum Theil am Abhange des Martinsberges erbaut. Einst hieß es Alsok und war die Wiege des gleichnamigen Geschlechtes. Den jetzigen Namen führt es seit dem XVI. Jahrhundert. Es hat über 3000 Einwohner, die sich dem Gewerbe und Ackerbau widmen. Südwestlich von Martinsberg liegt in einer kesselförmigen Mulde Ravazd. Einst lag in dieser Gegend eine römische Colonie Sabaria. Bei Ravazd sprudelt der sogenannte „Brunnen Béla's", eine Quelle, an welcher der von den Mongolen verfolgte König rastete und „von Urias, Abt zu Martinsberg, das Darlehen von 800 Mark Silbers entgegennahm".

Nordwestlich von Ravazd folgen der Reihe nach: Nagy Écs, der uralte Stammsitz des gleichnamigen Geschlechtes, das einst den Kanizsay gehörige Nagy- und Kis-Baráth, ferner Csanak. In der Nähe des letzteren erhebt sich der kleine Hügel „Királyszék" (Königsstuhl), wo König Béla IV. im Jahre 1244 Gerichtstag hielt. Von den Höhen bei Csanak herab eröffneten am 14. Juli 1809 die Franzosen ihr mörderisches Geschützfeuer gegen das bei Kis Megyer ungünstig aufgestellte ungarische adelige Insurrectionsheer.

Die Landstraße von Csanak südwärts nach Pápa läuft über Szemere, Téth und Gyarmath; westlich von ihr liegt Koroncó, östlich Felpécz, Gyömöre und Kajár. Szemere war im XIII. Jahrhundert Besitzthum der gleichnamigen Familie;

zwiſchen dieſem Dorfe und Koronczó kämpfte im Jahre 1704 der kaiſerliche General Heiſter ſeinen harten Strauß gegen Simon Forgács, den Anhänger Franz Rákóczis II. Im Jahre 1849 fand hier ein Gefecht zwiſchen einer Abtheilung des ungariſchen Corps Pöltenberg und den kaiſerlichen Truppen unter Wimpffen ſtatt.

Téth iſt die volkreichſte Ortſchaft dieſer Gegend und eine berühmte Anſiedlung von Petſchenegen. Im Jahre 1269 ſchenkte Béla IV. die Beſitzung Téth ſeinem Thürſteher Thomas Poky, deſſen Nachkommen ſie bis zur Mitte des XVII. Jahrhunderts innehatten. Als 1809 Raab in franzöſiſchen Händen war, hielt das Comitat ſeine Sitzungen zeitweilig in Téth ab. Felpécz war einſt Beſitzthum des Geſchlechtes Peécz, von dem die gräfliche Familie Apponyi abzweigt.

Gyömöre war, wie Manche meinen, der Rand des einſtigen Avarenringes; im XVI. Jahrhundert iſt es Eigenthum des Valentin Török von Enying, ſpäter der Csáky, dann der Eſterházy. Das ſüdöſtlich von Gyömöre gelegene, recht volkreiche Kajár iſt ſeit den Tagen St. Stefans im Beſitze der Benediktinerabtei zu Bakonybél.

Im ſüdweſtlichen Theile des Comitats liegt Gyarmath, an deſſen Stelle einſt die römiſche Colonie Murſella ſtand. Hier zog die durch lebhaften Verkehr ausgezeichnete Handelsſtraße von Arrabona (Raab) nach Sabaria (Steinamanger) durch. Nordweſtlich von Gyarmath liegt im Marczal- und Raabthale Móriczhida, wo im XIII. Jahrhundert Moritz, Obergeſpan von Neutra, eine Probſtei der Prämonſtratenſer gegründet haben ſoll, deren Gebäude während der Türkenzeit ſpurlos verſchwunden iſt. Nördlich von hier liegt, links der Raab, im Tóköz die Ortſchaft Kóny, im XIII. Jahrhundert Beſitz der Johanniterritter, ſpäter des Raaber Kapitels, das die Verpflichtung hatte, einen Theil des von hier bezogenen Einkommens zu Schulzwecken zu verwenden. Nahe dabei liegt Eneſe, Stammſitz der gleichnamigen Familie.

In der nördlich des Tóköz gelegenen Kleinen Schütt (Szigetköz) iſt der Hauptpunkt Hédervár, deſſen Gründer der unter Géza II. eingewanderte Ritter Hederich, Stammvater des berühmten Geſchlechtes der Hédervárys, geweſen. Die Sprößlinge dieſes Hauſes ſpielten als kirchliche und weltliche Würdenträger eine große Rolle im öffentlichen Leben. Im Jahre 1348 erhielt die Familie von Ludwig dem Großen das jus gladii für ſämmtliche Beſitzungen. Sie blieb im ununterbrochenen Genuß ihrer Güter bis 1521, als Franz Hédervárys, Burghauptmann von Belgrad, wegen Untreue den größten Theil derſelben einbüßte. Die confiscirten Güter verlieh Ludwig II. dem Paul Bakics.

Später erlangte die Familie, theils durch königliche Schenkung, theils durch Kauf ihre Beſitzungen wieder zurück, die dann durch die Präficirung und Heirat der Katharina Hédervárys an die Familie Vicsay, und nachdem dieſe im Mannesſtamm

ausgestorben war, an den Grafen Karl Hédervári-Khuen, den gegenwärtigen Banus von Kroatien, übergingen.

Der Markt Hédervár bekam 1794 die Befugniß vier Märkte abzuhalten. Seine Sehenswürdigkeit ist das Schloß mit prächtigem Park und darin dem berühmten Kont-Baum, in dessen Schatten nach der Überlieferung Stefan Kont seine Zusammenkünfte mit den Unzufriedenen gehalten haben soll. Das Schloß brannte vor einigen Jahren ab und verlor dabei einen Theil seiner reichen Sammlungen.

Auf der Ebene südlich der Donau, im Osten der Szent-Mártoner Hügelkette, sind Pázmánd, Mezö-Eörs und Pér zu erwähnen. Pázmánd gehört den Szeghy, einem Zweige des Geschlechts Pázmán; die Herren von Eörs waren einst die Eörsy. Eörs hatte auch ein Schloß und ein Kloster, die jedoch spurlos verschwunden sind. Pér ist das reichste Dorf im Pußtaer Bezirk des Comitats.

Außer dem Pußtaer Bezirk bilden noch Tóköz, Szigetköz (Kl. Schütt), Csilizköz und der Sokoróaljaer Bezirk das Gebiet des Comitats, das zu den am dichtesten bevölkerten Theilen Ungarns gehört und dessen Bevölkerung, einige Hundert Deutsch-Ungarn abgerechnet, in Sprache, Sitten und Lebensweise rein magyarisch ist.

Das Volk ist der äußeren Erscheinung nach angenehm, sein Blick ist offen wie die Gegend, die es bewohnt; Männer und Frauen sind oft auffallend schöne Gestalten. Die stattlichsten Burschen hat das Hügelland aufzuweisen. Die Tracht hat magyarischen Schnitt und ist sehr hübsch. Sie tragen Dolmány, Weste und Hosen aus Tuch oder leichterem Stoff, bei kaltem Wetter die Ärmeren den Szür, die Wohlhabenden die loh braune Bunda. Die Kopfbedeckung ist im Sommer der Hut, im Winter die Kucsma. Auch die weibliche Tracht ist magyarisch, doch ahmen in den Dörfern um Raab so Manche die städtische Tracht nach. Ferner ist das Volk anständig, intelligent und sinnreich, religiöse Unduldsamkeit kommt nicht vor. Vom Aberglauben finden sich nur Spuren; so wird die Quacksalberei namentlich mittelst steinzeitlicher Geräthe betrieben, die man für Donnerkeile hält; man glaubt, sie bohren sich beim Blitzschlag sieben Klafter tief in den Boden und steigen dann alljährlich um eine Klafter höher, bis sie im siebenten Jahre an die Oberfläche gelangen. Mit solchen Steinen pflegt der Landwirth seinem Vieh den kranken Körpertheil zu streichen. Und da die jungen Mädchen auch hier neugierig sind, fehlt es natürlich nicht an Andreastags-Fasten, Kartenaufschlagen und Bleigießen zur Weihnachtszeit.

Die Gemüthsart des Volkes ist heiter. Es liebt Hochzeiten, Kirchweihfeste, Sautänze, Namenstagsessen und theilt den Bissen gern mit Anderen. Seine Lustigkeit verläßt es selbst in der Zeit der schweren Arbeit nicht. Die Hauptzweige dieser Arbeit sind Ackerbau und Weinbau, was in der Natur des Bodens begründet ist. Die Anfänge

des Weinbaues gehen, wie es ſcheint, auf die Römer zurück. In den Urkunden aus Árpádiſcher Zeit geſchieht der Weinbauer im Comitat häufig Erwähnung. In unſerem Jahrhundert wurde der Weinbau auf etwa 5.700 Kataſtraljoch betrieben, doch hat die Phylloxera bereits merklich aufgeräumt. Die beſſeren Weine ſind die von Martinsberg, Écs, Nyúl, den beiden Baráth, Ménfö, Tényö und Kajár.

Von den 240.000 Kataſtraljoch fruchtbaren Bodens im Comitate beträgt der Ackerboden etwa 124.000 Joch, worauf alle Sorten Getreide gebaut werden. Der Jahresdurchſchnitt des Ertrages befriedigt nicht nur das Geſammtbedürfniß, ſondern ermöglicht noch eine beträchtliche Ausfuhr. Der Boden iſt nicht überall gleich gut, am beſten im Allgemeinen in den Flußthälern. Die kleineren Grundbeſitzer, ehemalige Urbarialbauern, wirthſchaften noch großentheils primitiv, ohne die nöthige Obſorge für Verbeſſerung ihrer Äcker; auf dem Großgrundbeſitz dagegen wird fachkundige, ſyſtematiſche Wirthſchaft betrieben. An manchen Orten, ſo auf den Gütern der Erzabtei, ſind nach Möglichkeit induſtrielle Betriebe eingerichtet. Die hervorragenden Großgrundbeſitzer des Comitats ſind die Grafen Wenckheim, Hédervári-Khuen, Lamberg und Eſterházy, der Raaber Biſchof, der Erzabt von Martinsberg, das Raaber Kapitel, der Propſt von Csorna, die Abtei Bakonybél, die Familien Bay, Lévay, Mihályfi, Bezerédj, Milkovich, Földváry, Lippay u. ſ. w.

Mit der Landwirthſchaft iſt eine blühende Viehzucht verbunden. Zur Raçenveredlung werden nicht nur auf den größeren Herrſchaften, ſondern mitunter auch in den Dörfern trefflich geeignete Thiere und Hengſte gehalten; in Szent Iván, Pér, Kóny u. ſ. w. ſind die Pferde ſehr gut. Die Schafzucht iſt etwas zurückgegangen, weil der Wollmarkt abnimmt. Die Schweinezucht iſt in Zunahme begriffen, desgleichen die Hornviehmäſterei, welche beſonders auf manchen großen Beſitzungen, z. B. denen der Erzabtei, ſyſtematiſch betrieben wird. Der in Raab beſtehende „Landwirthſchaftliche Verein für Raab und Umgegend“ iſt eifrig bemüht, die volkswirthſchaftlichen Intereſſen des Comitats zu fördern.

In Verbindung mit der Rohproduction hat es die Hausinduſtrie in mehreren ihrer Zweige zur Blüte gebracht, ſo die Spinnerei und Weberei, die Matten- und Korbflechterei, die Verfertigung von Strohgeflechten und Reisbeſen. Die Fabriksinduſtrie iſt durch einige Dampfmühlen und Ziegeleien, auch durch eine Eſſig-, eine Öl-, eine Coakesfabrik vertreten. Die Land- und Waſſermühlen gedeihen trefflich.

Die große Rolle in der Bevölkerung wurde einſt durch den Adel geſpielt. Faſt kein Landestheil hatte in Verhältniß zum Flächenraum ſo viele Edelleute aufzuweiſen als dieſes Comitat. 12.000 Adelige auf 26 Quadratmeilen! Aſſzonyfa, Ballony, Bajcs, Bácsa, Böny, Dunaßegh u. ſ. w. waren lauter adelige Dörfer. Die Aſſzonyfalvay,

Raab. Thor der bischöflichen Burg — Der bischöfliche Palast (Burg) von der Donauseite — Die städtische Redoute und die Benediktinerkirche

Alapy Balássa, Czobor, Csitvám, Förkény, Gyimóthy, Gyömörei, Kapi, Megyer, Mindszenthy, Némay, Selyem, Tápi u. s. w. sind alte Familien, während die Bay, Barcza, Bezerédj, Eneſſey, Földváry, Gyapay, Horváth, Kálóczy, Lippay, Matkovich, Milkovich, Purgly, Sebö, Szalacsy, Szluha, Zámory und Andere noch jetzt reich begütert und am öffentlichen Leben ſtark betheiligt ſind.

Der kirchlichen Verwaltung nach ſtehen die Römiſch-Katholiſchen der Kleinen Schütt und des Csilizköz unter der Jurisdiction des Graner Erzbiſchofs, ſieben Gemeinden unter der des Erzabtes von Martinsberg, die übrigen Theile des Comitates unter der des Raaber Biſchofs. Die Evangeliſchen ſtehen unter dem in Raab reſidirenden Biſchof für das Land jenſeits der Donau, die Reformirten gehören zum Kirchendiſtrict von Révkomárom. Die größte iſraelitiſche Cultusgemeinde iſt die mit der Raaber Gemeinde vereinigte zu Györßiget.

Die königliche Freiſtadt Raab (Györ) iſt der Mittelpunkt des politiſchen, geiſtigen und ſocialen Lebens, der ſtändige Markt aller Producte des Comitates.

Wo die Raab und Rabnitz ſich vereint in die Kleine Donau ergießen, ſtand ſchon in alter Zeit eine Stadt, die den keltiſchen Namen Arrabona führte. Auch in der Römerzeit hieß ſie ſo und hatte, obgleich zu der von Bregetio (Ó-Szöny) bis Vindobona (Wien) reichenden Kette von Forts gehörig, doch mehr kaufmänniſche als militäriſche Bedeutung. In der Völkerwanderungszeit war ſie ein Avarenring, der von Karl dem Großen erſtürmt wurde. Ihre weitere Geſchichte bis zur magyariſchen Eroberung iſt dunkel.

Im X. Jahrhundert iſt ſie ein Fort, an deſſen Thore König Stefan ein Stück von der Leiche des geviertheilten Empörers Koppány aufhängen läßt. Da dies zur Abſchreckung Anderer geſchah, ſcheint es, daß in der Raaber Gegend das noch am alten Glauben hängende und für die Stammesverfaſſung kämpfende Magyarenthum maſſenhaft gewohnt hat.

Bei der Organiſirung des Landes wurde in Raab eine neue Burggeſpanſchaft errichtet. Stefan ſtiftete dort auch ein Bisthum und von da an ſpielte die Stadt eine ſtändige, oft wichtige Rolle im kirchlichen und ſtaatlichen Leben Ungarns. Raab ſah Reichstage abhalten und beherbergte Könige, die ihm Privilegien verliehen; ſeine Biſchöfe beſchwichtigten ſtreitende fürſtliche Verwandte, eiferten für den Glauben, pflegten die Wiſſenſchaft und ſtarben, wenn das allgemeine Beſte ein Blutopfer verlangte, als Helden auf dem Schlachtfelde.

Wichtige Privilegien erhielt die Stadt von Stefan V. (1271), namentlich die für ewige Zeiten erklärte Exemtion der Bürger von Urtheil, Geſetzſchöpfung und Machtkreis des Ober- und Vizegeſpans, dann die Befugniß, ihren Richter ſelbſt zu wählen, die Befreiung von Mauth und Kriegsdienſt; überdies erhielten ſie Landbeſitz und das Recht

der freien Überfuhr auf der Donau. Zu jener Zeit war die Stadt folgendermaßen gegliedert: neben der Citadelle, wo der Bischof wohnte, lag die von den privilegirten Bürgern bewohnte Festung; der Stadttheil am Fuße der Festung, wo heute die innere Stadt liegt, hieß Káptalan-Győr (Kapitel-Raab), und hier wohnten die Hörigen des Kathedralkapitels, die der gutsherrlichen Jurisdiction des Kapitels unterworfen waren. Die von Stefan V. gewährten Freiheiten wurden von seinen Nachfolgern Ladislaus IV.,

Die Oberrealschule zu Raab.

Andreas III., Karl Robert und später noch von anderen Königen von Ungarn bestätigt. Die damaligen Einwohner trieben Handel und Gewerbe, meist aber Ackerbau. Zu Matthias' Zeit nennt Bonfin, der Hof-Historiograph, Raab einen bedeutenden ackerbautreibenden Ort.

Eine wichtige Veränderung im inneren Leben der Stadt, sowie hinsichtlich ihres Berufes im Organismus des Landes ging im XVI. Jahrhundert vor sich. Es galt der gegen Wien anrückenden Türkenfluth einen Außendamm entgegenzusetzen, der die Brandung kräftig zurückzustauen vermöchte. Um Wien zu sichern, wurde das Raaber Festungswerk

zu einer Feſtung erſter Claſſe entwickelt, wo ein Obercommandant mit weitem Wirkungskreiſe befehligte und das ſtädtiſche Leben einen militäriſchen Charakter gewann. Die Befeſtigung wurde theils auf Landeskoſten, theils mit öſterreichiſcher Subvention durchgeführt. Um die Widerſtandsfähigkeit der Feſtung zu ſteigern, wurden in größerer und geringerer Entfernung Vorwerke errichtet: Andrásvár, Tarißnyavár, Világosvár, Lesvár, Mérges und Patona.

So wurde Raab, das ſchon durch ſeine natürliche Lage ſtark war, für uneinnehmbar gehalten. Und dennoch fiel es in die Hände der Türken. Die Mauern waren ſtärker als der Charakter des Obercommandanten. Der Verrath des Grafen Ferdinand Hardeck ließ die Schaaren Sinans am 29. September 1594 in die Feſtung eindringen. Allein nur vier Jahre blieb Raab türkiſche Militärſtadt. Der Wunſch des verrätheriſchen Commandanten, „daß die Türken die Stadt möglichſt lange in Frieden beſitzen möchten", durfte nicht in Erfüllung gehen. Am 29. März 1598 wurde Raab durch den trefflichen Adolf Schwarzenberg und den tapferen Niklas Pálffy zurückerobert. Wohl erſchienen immer wieder türkiſche Heere unter ſeinen Mauern, allein ohne Erfolg. Im Jahre 1683 raſtete Kara Muſtapha nach der wilden Flucht von Wien bei Raab, und hier ließ er Ibrahim Paſcha, dem er die Schuld an der Niederlage zuſchrieb, erwürgen. Zwei Jahrzehnte ſpäter wurde Raab durch die Wogen der Rákóczi'ſchen Bewegung geſtreift und wiederholt von Kurutzen eingeſchloſſen.

Dann verging ein Jahrhundert, bis wieder ganz Europa in Flammen ſtand; am 24. Juni 1809 zogen die Franzoſen nach achttägiger Belagerung in Raab ein, dem ſie eine ſchwere Contribution auferlegten. Damals erſchien dort auch Napoleon I. Bald jedoch büßte Raab ſeine militäriſche Wichtigkeit ein und ſchon 1826 begann man die Wälle abzutragen. Jetzt umgeben ſie nur noch im Norden und Weſten die biſchöfliche Reſidenz und wecken die Erinnerung an anders geartete Zeiten.

Dieſe Zeiten ſind vorbei. Eine freiere Entwicklung begann, die entfeſſelte Stadt dehnte ſich raſch aus und gewann jenes anmuthige Äußere, das ſie zu einer der ſchönſten Städte Ungarns macht. Heute beſteht ſie aus der inneren Stadt, der Ferdinandsſtadt, Franzſtadt, Neuſtadt (Ujváros) und Palatinalſtadt (Nádorváros), wie dem etwas entfernteren Szabadhegy. Im Jahre 1743 wurde Raab königliche Freiſtadt. Seinen Kern bildet die innere Stadt (Belváros), welche lange Zeit der Brennpunkt des geiſtigen, behördlichen, gerichtlichen und Verkehrslebens war. Hier befanden ſich die höheren Schulen und die Gebäude der Oberbehörden, und auch der Handel, das Lebenselement der Bevölkerung, hatte hier ſeinen Schauplatz. Dieſer wichtige Stadttheil erſtreckt ſich in länglicher Form von Weſt nach Oſt und reicht nördlich bis zur Donau, weſtlich bis zur Raab.

In dem Winkel zwiſchen den beiden Flüſſen befindet ſich die größte Bodenerhebung der Stadt, der Kapitelberg (Káptalandomb) mit der Kathedralkirche, der biſchöflichen Reſidenz, dem Seminar und den Domherrenhäuſern. Die den Mittelpunkt einnehmende Kathedrale iſt alten Urſprungs und zeigte einſt romaniſch-gothiſche Bauweiſe, wurde jedoch nachmals in modernerem Geſchmack erneuert. Ihre reiche Ausſchmückung, namentlich

Das Gebäude der königlichen Tafel zu Raab.

auch mit prächtigen Fresken, macht ſie zu einer der ſchönſten Kirchen des Landes. An der Südſeite hängt mit ihr die Hédervári-Kapelle zuſammen, ein vorzüglicher gothiſcher Bau des Raaber Biſchofs Johann Hédervári aus dem XIV. Jahrhundert. Hier befindet ſich die kunſtvoll gearbeitete ſilberne Büſte König Ladislaus des Heiligen, die im XVII. Jahrhundert vom Biſchof Demeter Náprágyi der Stadt Raab geſchenkt wurde. Die mächtige Façade der an Kunſtſchätzen ſo reichen Kathedrale blickt gegen Weſten der biſchöflichen Reſidenz entgegen, die eines der älteſten Gebäude der Stadt iſt und der

heiligen Krone des Reiches zweimal als Asyl gedient hat. Ihr östlicher Theil enthält eine im XV. Jahrhundert erbaute gothische Kapelle, die dem Kunstsinn des Bischofs Urban Dóczy alle Ehre macht.

Anderthalb Jahrhunderte hindurch diente die Residenz als Wohnsitz der Militärcommandanten, bis sie im Jahre 1745 durch Maria Theresia wieder dem Bischof von Raab als rechtmäßigem Besitzer überwiesen wurde. Während der Belagerung von 1809 wurde sie durch Feuer verheert und büßte unter Anderem ihre reiche Urkundensammlung ein.

Hinter der Kathedrale liegt gegen Osten das größere Seminargebäude mit reicher und werthvoller Bibliothek; es ist von den Häusern der Kapitelmitglieder umgeben. Der Ursprung des Kapitels geht bis auf Stefan den Heiligen zurück; die Zahl seiner Mitglieder beträgt — einst 34 — jetzt nur 14.

Dem Kapitelberg zu Füßen liegt östlich die Untere Donaugasse, die in nordsüdlicher Richtung auf den Hauptplatz der Stadt, den Széchenyiplatz führt, wo eine schöne Statuengruppe an die Wiedereroberung Ofens im Jahre 1686 erinnert. Der Platz weist ringsum stattliche öffentliche und Privatgebäude auf; an der Nordseite steht das kleinere Seminar und daneben das Rathhaus; an der Ostseite das kaufmännische Lloydgebäude; an der Südseite erblickt man das Benediktinerkloster mit Kirche und Obergymnasium. Das Kloster wurde im Jahre 1667 durch den berühmten Georg Széchenyi, Erzbischof von Kalocsa, für die Jesuiten gegründet. Nach der Aufhebung des Ordens diente es weltlichen Zwecken; im Jahre 1802 wurde es durch König Franz den Benediktinern zugewiesen. Es hat ein bemerkenswerthes Treppenhaus mit Reliefs und Wandgemälden. Mit dem Kloster steht die St. Ignatiuskirche in Verbindung, ein ansehnlicher zweithürmiger Bau aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts. Das Chor und die Gewölbe des Schiffes sind reich mit Fresken geschmückt.

Östlich stößt die Kirche an den imposanten Bau des Obergymnasiums, das im Jahre 1888 auf Kosten der Benediktiner von Martinsberg neu errichtet wurde. Die Lehranstalt wurde in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts gegründet und war lange Zeit von Jesuiten besorgt; seit 1802 wirken Benediktiner als Erzieher und Lehrer. Das Gymnasium hat sehr starken Zuspruch aus nah und fern; in seinen Matrikeln finden sich die Namen vieler Berühmtheiten des Landes jenseits der Donau, unter ihnen Franz Deák, Graf Ludwig Batthyány, der erste ungarische Ministerpräsident, das Brüderpaar Kisfaludy und Andere mehr.

Von der nördlichen Ecke des Obergymnasiums zieht ostwärts die Comitatshausgasse. In ihr steht das Comitatshaus, ein ehemaliges Franciscanerkloster; es gibt außer den Comitatsämtern auch der Finanzdirection Unterkunft. Das Gebäude nebenan enthielt

bis vor einigen Jahren die seither aufgehobene königliche Rechtsakademie, jetzt ist darin eine staatliche Töchterschule untergebracht.

Die Rechtsakademie wurde 1769 durch Maria Theresia gegründet; Josef II. verlegte sie 1785 nach Fünfkirchen, doch kam sie schon unter König Franz nach Raab zurück und erfreute sich stets des besten Rufes. Von 1848 an war sie zwei Jahrzehnte lang außer Wirksamkeit; erst 1867 wurde sie wieder activ, schließlich aber durch den Unterrichtsminister August Trefort aufgehoben.

Unweit des ehemaligen Rechtsakademiegebäudes zieht die östliche Grenze der inneren Stadt, während die westliche mit der hübschen Klosterkirche der Carmeliter an der Raab ihr Ende erreicht.

An die innere Stadt schließen sich zwei neuere Stadttheile, im Süden die Ferdinandstadt, im Süden und Osten die Franzstadt. Sie haben gleich der inneren Stadt breite, gerade Straßen. Die Ferdinandstadt ist der am schönsten entwickelte Theil von Raab; hier entstanden in neuerer Zeit die schönen Gebäude der Staats-Oberrealschule, der königlichen Tafel und des Gerichtshofes; auch das neue Rathhaus soll hier errichtet werden.

In der Franzstadt befinden sich die Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalt; die erstere ist confessionell und wird durch den Bischof erhalten, die letztere hingegen ist staatlich.

Die Ferdinands- und Franzstadt sind durch die Barosgasse getrennt, über deren Mündung nach der inneren Stadt hin früher der Stadtthurm oder Feuerthurm empor ragte, genau an der Stelle, wo Schwarzenberg und Pálffy, die Befreier Raabs, in die Festung eindrangen. Der Verkehr zog früher unter dem doppelten Thorbogen des Thurmes durch; vor kurzem jedoch wurde dieser aus Sicherheitsrücksichten abgetragen.

Die Neustadt ist von den erwähnten drei Stadttheilen durch die Raab, die Palatinalstadt aber durch den Marktplatz getrennt. Die Neustadt entstand in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, indem die Bevölkerung des Comitats und die Flüchtlinge aus den benachbarten, den Türken unterworfenen Gebieten hier unter den Wällen der Festung Raab Schutz gegen türkische Verfolgung und Verwüstung suchten. Anfangs hieß sie Ujfalu (Neudorf), doch schon im Jahre 1572 Ujváros (Neustadt). Sie war bereits durch eine Brücke mit dem Inneren der Stadt verbunden; jetzt sind drei Eisenbahnbrücken vorhanden.

In der Neustadt befinden sich die Bethäuser und Elementarschulen der verschiedenen Bekenntnisse. In dem mächtigen Conventgebäude der Evangelischen bestand bis vor wenigen Jahren auch ein Untergymnasium, zu dessen Lehrkörper einst der treffliche Schriftsteller Johann Kis gehörte. Diese Anstalt ist aufgehoben.

Unweit des Conventgebäudes ragt westlich in der Ludwig Kossuthgasse der schöne hohe Kuppelbau der jüdisch-fortschrittlichen Synagoge, an die sich ein gut eingerichtetes Schulgebäude schließt. Noch weiter westlich stehen in derselben Gasse Kirche und Pfarrhaus der Reformirten, in deren Nähe sich das allgemeine Krankenhaus der Stadt erhebt. Seine Gründung fällt in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts; es genügte in seiner ursprünglichen Form nicht mehr den Anforderungen der Gesundheitspflege, weshalb nun an geeigneterer Stelle ein neues Krankenhaus erbaut wird. In derselben Gasse findet man schließlich die schöne St. Josephskirche der Römisch-Katholischen, während in der dahinter entlangziehenden Rácz gasse die griechisch-nichtunirte Kirche steht. Diese hat jetzt nur sehr wenige Anhänger, die nicht einmal eine selbständige Seelsorge besitzen; ihr Oberhirt ist der griechisch-orientalische Bischof zu Ofen.

Da die Neustadt in dem Zwickel zwischen Raab und Rabnitz liegt, hatte sie oft durch Überschwemmungen zu leiden, zuletzt im Jahre 1883. Seitdem beide Flüsse regulirt sind, ist sie durch mächtige Schutzdämme vor Hochwasser geschützt. In dem durch die Flüsse gebildeten Winkel liegt die reizende städtische Promenade, deren nördlichen Theil die Bronzestatue des im Raaber Comitat zu Téth geborenen Dichters Karl Kisfaludy, ein Werk des Bildhauers Ludwig Mátrai, schmückt. In der südlichen Hälfte, auf dem Radó-Platz, steht das Theater, einst eine einflußreiche Bildungsstätte der aufstrebenden ungarischen Schauspielkunst und die Wiege manches später berühmten Künstlers. In der südwestlichen Ecke des Radó-Platzes steht eine Pyramide zur Erinnerung an die glückliche Beendigung der Schutzbauten gegen Wassergefahr.

Westlich der Promenade verbindet die „lange Brücke" die Neustadt mit der Palatinalstadt, deren Gebiet einst von den Ortschaften Szent-Benedekfalva und Kertesßer und der Propstei St. Adalbert eingenommen war. Die Propstei stand in der Gegend des jetzigen Kalvarienberges und lebt noch in der Erinnerung des Volkes. Ein Mitglied des Kathedralkapitels führt den Titel eines Propstes zu St. Adalbert vom Raaber Berge. Die Palatinalstadt ist durch den Bahnkörper der königlich ungarischen Staatseisenbahnen von den inneren Theilen Raabs getrennt; den Übergang erleichtert eine querüber gelegte Eisenbrücke, eine prächtige Schöpfung Gabriel Baross'.

Südöstlich von der Palatinalstadt liegt Szabadhegy (= freier Berg), einst Szent-Mihály und Szabady genannt. Seinen heutigen Namen führt es seit dem XVII. Jahrhundert. Es hat eine landwirthschaftliche Bevölkerung und eine stattliche Cavalleriekaserne.

Hier sind schließlich zwei Gemeinden zu erwähnen, die zwar politisch unter der Comitatsverwaltung stehen, in den sonstigen Lebensverhältnissen jedoch vielfach auf Raab angewiesen sind. Es sind dies: Györßiget und Révfalu. Jenes ist durch die Raab, dieses durch die Donau von Raab getrennt, mit dem sie durch mehrere Brücken verbunden sind.

Der Ursprung von Gyorßiget fällt in die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Es war Besitzthum des Raaber Bischofs und hieß daher einstens Püspök-Szigeth (Bischofsinsel). Zwischen Gewässern gelegen, war es häufig durch die Donau oder Rabnitz überfluthet, erstand jedoch immer wieder und ist jetzt eine der hübschesten Ortschaften des Landes. Die Hauptstraßen sind gepflastert und mit Gas beleuchtet, es hat eine Wasserleitung, Fabriken für Essig, Öl und Coakes, ein von Johann Simor, zur Zeit, als er Raaber Bischof war, gegründetes Krankenhaus u. s. w. Die Einwohner betreiben Industrie, Handel und Gartenbau. Ihre Lebensweise ist städtisch.

Révfalu hieß ehemals Tökés, führte aber schon im XIV. Jahrhundert seinen jetzigen Namen. Es war gleichfalls eine Besitzung des Raaber Bischofs. Da es dicht bei Raab liegt, theilte es immer dessen Geschicke und wurde mehrmals durch Feindeshand zerstört. Gegenwärtig ist es von Bauern, Gewerbetreibenden, Schiffern und Fischern bewohnt.

Die natürliche Lage Raabs in fruchtbarer Umgebung, an einer den Verkehr fördernden Wasserstraße wies seine Bevölkerung auf den Handel hin. In der Arpádenzeit war hier ein Stapelplatz für Waaren. Auch später blieb der Handel die Hauptbeschäftigung eines Theiles der Bewohner. Die neue Blüte Raabs beginnt in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts und gipfelte in den Sechziger-Jahren, wo sein Getreidemarkt den der Landeshauptstadt weit übertraf. In neuerer Zeit mußte es zwar einen Theil seines Handels der allgemeinen Verkehrspolitik des Landes opfern, ist aber trotzdem noch immer ein recht wichtiger Platz. Sein Schweinehandel ist beträchtlich, seine Märkte sind stark besucht. Ein großer Theil der Einwohner ist gewerblich beschäftigt. Das Handgewerbe ist hier alt und seine Erzeugnisse zeichnen sich durch Sauberkeit und Geschmack aus, besonders die der Tischler, Schlosser, Schuhmacher und Schneider. Die Wagenfabrikation und Öfenindustrie sind gleichfalls zu loben, desgleichen die Geschicklichkeit der Baumeister und Steinmetze; die Zuckerbäcker und Bäcker arbeiten tadellos. Neuestens sind viele Fabriken entstanden für Spiritus, Pottasche, Leder, Öl, Mehlspeisen, Talg, Zündhölzchen, Ziegel, Schiffe, Stärke und landwirthschaftliche Maschinen. Raab ist Sitz einer Gewerbe- und Handelskammer, sowie hervorragender Geldinstitute. Landwirthschaft betreibt nur ein Theil der Neustadt und Palatinalstadt, die sogenannten „Fahrbauern" (szekeres gazdák).

Auch die Zahl und Bedeutung seiner Culturinstitute macht Raab zu einer bevorzugten Stadt. Neben ausreichenden Elementar- und Mittelschulen finden sich da: das besonders an Antiquitäten reichhaltige Museum der Benediktiner, ihre etwa 16.000 Bände starke Haus- und Lehrbibliothek, dann die ansehnlichen Bibliotheken des größeren Seminars (32.000 Bände), der Carmeliter und des Lesevereins. Es bestehen vier Buchdruckereien und vier Localblätter. Das größere wie das kleinere Seminar hat einen ungarischen

literariſchen Club. Die Zöglinge werden auch durch biſchöfliche Stipendien zur Thätigkeit angeſpornt und die Geiſtlichkeit der Raaber Diöceſe befindet ſich demgemäß auf einer hohen Culturſtufe. Die höhere Intelligenz der Bevölkerung äußert ſich auch in der Duldſamkeit der Confeſſionen gegen einander und in einer Neigung zur Aſſociation, die hier eine ganze Reihe gemeinnütziger Vereine zu Stande gebracht hat. Dem menſchenfreundlichen Eifer dankt Raab ein Knaben- und ein Mädchenwaiſenhaus, eine Speiſe-Anſtalt für die Schuljugend und drei Aſylhäuſer für alte Bürger und Bürgerinnen. Auch die Pietät, mit der die ruhmvollen oder ſchönen Denkmäler der Vergangenheit aufrecht erhalten und die großen Söhne der Nation geehrt werden, iſt ein löblicher Zug des Raaber Volkes. An denkwürdigen Stellen der Stadt erinnern Gedenktafeln an geſchichtliche Ereigniſſe, und ebenſo ſind die Häuſer bezeichnet, in denen verdiente Männer gelebt haben. Raab beſitzt keine Ariſtokratie der Geburt oder der Vorrechte, wohl aber eine geiſtige; es hat eine kraftvolle, ſelbſtbewußte, wackere Bürgerſchaft, die mit Liebe an ihrer Stadt hängt.

Karl Kisfaludy's Denkmal zu Raab.

Totis vom See geſehen.

Tóvároſer Villa am großen See.

Totis und Umgebung.

Die Donau theilt das Komorner Comitat in zwei beinahe gleich große Hälften. In politiſcher Hinſicht gehören zwar beide Theile dem Bezirke jenſeits der Donau an, geographiſch aber liegt nur der ſüdliche Theil am rechten Stromufer. Dieſes von den Comitaten Raab, Veszprém, Weißenburg, Peſt und Gran umgebene Gebiet bildet größtentheils eine hügelige, wellige Ebene. In ſeinem ſüdlichen Strich, wo es von den Ausläufern des Bakonyer Gebirges berührt wird, finden ſich höhere ſandige Hügel. An der ſüdöſtlichen Ecke, im Totiſer Bezirk, ſtreicht das Vértes-Gebirge aus dem Weißenburger Comitat herüber und zieht durch den ganzen öſtlichen Theil des Komorner Comitats bis zur Donau hin. Dieſe Bergkette beſteht aus zwei größeren Abſchnitten. Der eine iſt der Gerecse zwiſchen den Thälern von Tolod und Totis. Seine höchſten Gipfel ſind: der an der Grenze des Comitats aufragende Gerecse (633 Meter), der Barloßvég (537 Meter), der Bányа (460 Meter) und der Öreg Kovács-hegy (490 und 508 Meter), öſtlich von Szöllös. Die andere Berggruppe iſt der Vértes, den ein langes Thal vom Gerecse ſcheidet. Durch dieſes Thal iſt die Eiſenbahnlinie Szöny-Bruck geführt. Die höchſten Gipfel des Vértes ſind der Körtvélyes (481 Meter), der Kapberek (474 Meter), der Mészáros-hegy (382 Meter) mit den Trümmern der Burg Gesztes und der Mészáros-hegy ſüdlich von Felſö-Galla (421 Meter).

Die romantiſchen, mit Buchen- und Eichenwäldern bedeckten Berge beſtehen aus Mergel, thonigem Sand, rhätiſchem Dolomit und anderen Geſteinen der Secundärformation. Sehr häufig iſt das Vorkommen von rothem und weißem Marmor und Kalktuff. Nach dem Zeugniß der aus römiſcher Zeit ſtammenden Fundgegenſtände haben

ſchon die Römer dieſe Marmorbrüche benützt, die ſich an Ergiebigkeit und guter Qualität des Steines durchaus mit denen der Alpen meſſen können.

In den Almáſer Bergen gibt es reiche Kalktuff-Brüche, aus denen der Stein für den Bau der Wiener Hofburg bezogen wird. Braunkohle kommt in ſchwächeren und ſtärkeren Schichten faſt überall vor, ruht jedoch gleichfalls noch unausgebeutet im Schoße der Erde.

Das Gebirge iſt überreich an romantiſchen Einzelheiten, es enthält prächtige Thäler und Klammen, auch ſo manche große und kleine Höhlenbildung. Die geräumigſte Grotte iſt das ſogenannte „Selimsloch" in der Szöllöſer Gemarkung; es ſollen darin, wie die Überlieferung meldet, zur Zeit der Türkenkriege die Einwohner von ſieben Dörfern Zuflucht gefunden haben, bis ſie durch den aus der Höhle dringenden Rauch verrathen wurden.

Das Komorner Comitat, beſonders aber Totis nebſt Umgebung iſt ſehr reich an großen und kleinen Bächen, Waſſerläufen und Seen. Die Gewäſſer der weſtlichen Striche ſammeln ſich in den Nagy-Igmánder Seen, um ſodann durch einen ableitenden Hauptarm (Czonczó) bei Lovad der Donau zugeführt zu werden. Die Hauptwaſſerader der öſtlichen Gegend iſt der Általér, der an Környe und Bánhida vorbeifließt, dann in die Totiſer Gewäſſer mündet und ſchließlich in Kanälen weitergeleitet bei Füzitö und Almás die Donau erreicht.

Der intereſſanteſte und mit Recht berühmteſte unter den Seen iſt der große Totiſer See (Tatai nagy-tó), mit einem Flächenraum von 600 Joch. Nahebei liegt im gräflichen Park der Cseke-See und nördlich außerhalb der Stadt der Feneketlen-tó (= bodenloſe See). Unter den Quellen ſind die Schwefelquellen von Almás und die vorzüglichen Bitterwäſſer von Igmánd weithin bekannt geworden.

In dem jenſeits der Donau gelegenen Theil des Komorner Comitats herrſchte ſchon in römiſcher Zeit ein bewegtes Leben. Es wurden hier nämlich gegen die an der Waag hauſenden Quaden zahlreiche römiſche Colonien und Feſtungen angelegt. Die bedeutendſte unter dieſen war das angeblich durch Kaiſer Trajan erbaute Bregetio an der Stätte des heutigen Ó-Szöny. Zur Vertheidigung dieſer Feſtung und ihrer Umgebung war hier eine Heeresabtheilung, die legio I. adjutrix ſtationirt, welche in und um Totis und Komorn etliche Jahrhunderte lang als Wächter und Einwohner, wie auch durch ihre Bauthätigkeit eine große Rolle ſpielte. Dieſer Legion iſt auch die herrliche Fahrſtraße zu danken, die von hier nach Aquincum und Arabona führte; desgleichen die Waſſerleitungen, deren Ruinen bei Totis (Ad Lacum Felicis) noch jetzt zu ſehen ſind.

Die Quaden und Sarmaten brachen oft über die Donau herein und mußten in blutigen Kriegen zurückgeworfen werden; Anlaß genug, daß zu wiederholten Malen römiſche Kaiſer in Bregetio erſchienen. Nach der Behauptung des Ammianus Marcellinus iſt Kaiſer Valentinian in Bregetio ſogar geſtorben. Denkmäler der Römerzeit

ſind in dieſer Gegend ſchon maſſenhaft ans Tageslicht gefördert worden. Särge, Münzen, Gebäudereſte u. ſ. w. werden auch jetzt häufig gefunden.

In dem Getümmel der Völkerwanderung, die dem Untergange des römiſchen Kaiſerreichs folgte, ging die Cultur dieſer Gegend und mit ihr die blühenden Städte, zugrunde. Zuletzt ſiedelten ſich längs der Donau zumeiſt ſlaviſche Völker an. Auf dieſe ſtießen dann die erobernden Magyaren, welche die ganze waſſerreiche, ſchön bewaldete, von fruchtbaren Ebenen durchſetzte Gegend mit Beſchlag belegten. Und ſeit dieſer Zeit iſt die Bevölkerung des Comitats ſozuſagen rein magyariſch.

In der Tracht zeigt ſich ein Streben nach Nettigkeit. Die Männer tragen einen hübſchen Szür (Lodenmantel); Tuchhoſen und Dolmány ſind auch im Sommer gebräuchlich. Die Frauen tragen ſelten eine Haube; ſie ziehen es vor, den Kopf mit einem ſchwarzen Seidentuch zu umbinden, das unter dem Ohre in einen Wickel gedreht und über der Stirne zur Maſche gebunden wird. Rothe Stiefel und weiße Schürzen ſind die Kennzeichen der Mädchen. Unter den Volksgebräuchen ſticht die weit verbreitete Neigung hervor, Kindstaufſchmäuſe, Namenstage, das Weihnachtsfeſt u. dgl. recht geräuſchvoll zu feiern. An vielen Orten iſt die Sendung der ſogenannten Brautſchüſſel (mátkatál) gebräuchlich. In dieſer Brautſchüſſel pflegen die Mädchen einander rothe, verzierte Eier zu ſenden, und von dieſem Augenblicke an führen ſie den Titel „Braut“.

Nach dem Zeugniß der älteſten Urkunden war das Komorner Comitat ſchon unter den Árpáden ein dicht bevölkerter Landſtrich. Einzelne Gegenden darin weiſen im XII. und XIII. Jahrhundert mehr Gemeinden auf als heutzutage. Die jetzigen Ortſchaften führen ihren Urſprung größtentheils bis auf die Könige aus dem Hauſe Árpáds zurück. Bis zum Anfang des XVII. Jahrhunderts hatten die Grenzen des Comitats eine ganz andere Geſtalt und Ausdehnung als jetzt. Die jenſeits der Donau gelegenen Bezirke von Totis und Gesztes hießen damals Raaber Bezirk und das an die Totiſer Gegend ſtoßende beträchtliche Gebiet des Weißenburger Comitats gehörte zum Komorner Comitat. Wann ſich dieſe alte Grenze geändert hat, iſt unbekannt; das reiche Archiv des Comitats iſt nämlich zu Beginn des vorigen Jahrhunderts verbrannt und nur das mit dem Jahre 1619 beginnende Protokoll erhalten geblieben, das aber über dieſen Punkt nicht aufzuklären vermag. Es berichtet Alles in Allem nur, daß im Jahre 1753 der alte Raaber Bezirk in zwei Theile, die Bezirke von Totis und Gesztes, getheilt war. Der erſtere enthält die öſtlichen, der letztere die an das Raaber Comitat ſtoßenden weſtlichen Theile des jenſeits der Donau gelegenen Gebiets.

Der bemerkenswertheſte und ſchönſte Ort des romantiſchen Totiſer Bezirkes, wie überhaupt im jenſeitigen Theile des Komorner Comitats, iſt Totis-Tóváros (Tata-Tóváros). Dieſer aus zwei Gemeinden beſtehende Marktflecken liegt etwa zwei Meilen von Komorn, am Abhange des Vértes-Gebirges. Im Oſten und Süden iſt er von

den waldbedeckten Bergen des Vértes umkränzt, im Weſten ſtößt er an jene ſanfte Hügelgegend, die ſich bis Martinsberg erſtreckt, im Norden aber ſtreicht ebenes Land bis an die Donau. Totis liegt auf den Hügeln weſtlich vom großen See, Tóváros hingegen in der Ebene am nordöſtlichen Ufer des See's. Zwiſchen den beiden Gemeinden, gleichfalls am Ufer des großen See's, ſtehen der gräfliche Palaſt, die Burg und das Schloß. Die beiden Gemeinden im Halbkreiſe um den großen See, die gräflichen Gebäude und die auf den Felſen des Seeufers erbauten Villen gruppiren ſich zu neuem reizenden Bilde. Die maleriſche Ausſicht erhöht den Reiz der Gegend. Die Umgebung iſt mit ſchönen Weinbergen, Wäldern, Quellen und Seen mannigfaltig geſchmückt. Dieſe Schönheit der Natur macht es begreiflich, daß der Ort ſchon in älteſter Zeit ungemein beliebt und beſucht war.

Schon in der Römerzeit ſtand hier eine Stadt, und zwar verlegen hervorragende Archäologen die oben erwähnte römiſche Colonie Ad Lacum Felicis an die Stelle oder in die Gegend von Totis. Die zeitweiſe zu Tage geförderten Steinmetzarbeiten, Aſchenurnen und Waſſerleitungsreſte beſtärken dieſe Anſicht. Nach dem Sturze des römiſchen Reiches ließen ſich auch hier, wie in den meiſten Städten des Landes mähriſche Slaven nieder. Der nordöſtliche Theil von Totis wird in den Urkunden noch im XIV. Jahrhundert „Tata Slavonicalis“ genannt. Vermuthlich waren es dieſe Slaven, welche die in der Völkerwanderungszeit zerſtörte römiſche Colonie neu begründeten.

Nach den Angaben der Chroniken wurde dieſe Gegend durch Árpád ſelbſt erobert. Herzog Géza verlieh angeblich die Ortſchaft Totis ſammt den zugehörigen Feldern dem Taufpathen ſeines Sohnes, einem apuliſchen Grafen Deodat. Dieſer gründete in Totis die nach St. Peter und Paul genannte Benediktinerabtei. Auch wiſſen die Chroniken, daß der Ort nach Deodat den Namen Tata erhielt.

Die neue Abtei und mit ihr der Ort ſelbſt nahmen einen raſchen Aufſchwung. Nach einer Grenzbegehungs-Urkunde aus dem Jahre 1138 erſtreckte ſich die Gemarkung der Gemeinde bis an die Donau und ſelbſt eine Donauinſel befand ſich im Beſitze der Einwohner. Im Jahre 1221 beſtand die Gemeinde bereits aus zwei Theilen: dem alten Tata und einem neuen Orte, der als „nova villa“ vorkommt.

Unter den Anjou wurde ſie von der Jurisdiktion des Abtes eximirt und zur Stadt erhoben. Dies war ein wichtiges Moment in der Entwicklung von Totis; ihre volle Wichtigkeit aber erlangte die Thatſache dadurch, daß Sigismund Totis zur Krondomäne machte und zum ſtändigen Aufenthaltsort erwählte. So gelangte Totis für kurze Zeit zu weltgeſchichtlicher Bedeutung.

König Sigismund ließ die Gewäſſer des Általér mit großen Koſten kanaliſiren und ſchuf den jetzigen großen „Fiſchteich“, an deſſen Geſtade er eine Burg und darin

Totis. Das Esterhazy'sche Schloß — Der große See mit der Burg — Die Pfarrkirche.

einen Palaſt erbauen ließ. Als das mit einem Graben umzogene königliche Waſſerſchloß fertig war, verweilte Sigismund ſehr häufig in dem traulichen Städtchen. Im Jahre 1412 brachte er den Polenkönig Wladislaw als Gaſt mit. Von 1423 an wohnte er noch drei Jahre lang ununterbrochen, mit ſeinem ganzen Hofſtaat, in Totis. Verhandlungen über wichtige politiſche Dinge führten damals zahlreiche fremde Herrſcher an den Hof des Königs von Ungarn. Erich VIII., König von Skandinavien, der griechiſche Kaiſer Manuel Paläologus, mehrere deutſche Reichsfürſten, türkiſche Geſandtſchaften, König Tvartko von Bosnien, Ivan Lazarovics, Despot von Serbien und Andere hielten ſich längere Zeit da auf. Welch geräuſchvolles Leben um dieſe Zeit in Totis geherrſcht haben mochte, iſt leicht zu ermeſſen, wenn man bedenkt, mit welch anſehnlichem Gefolge die ausländiſchen Herrſcher erſchienen. Nach einem Briefe Traverſari's, Führers der päpſtlichen Geſandtſchaft, waren im Jahre 1434 nicht weniger als 5.000 Pferde in der Stadt untergebracht. Man denke ſich die Anzahl von Pferdewärtern, die dazu erforderlich iſt. Das bewegte Leben in Totis oder vielleicht der Wunſch des Königs beſtimmte die Stände des Komorner und des Graner Comitats, von 1419 ab auch ihre Verſammlungen geeint dort abzuhalten. Auf dieſen Verſammlungen erſchien auch König Sigismund, oder ließ ſich, wenn er nicht in Totis war, dabei vertreten.

Nach Sigismunds Tode gelangte Totis an die Familie Rozgonyi und das belebte Treiben hörte völlig auf. Blos unter König Matthias' Regierung hatte die Stadt wieder ſchönere Tage. Als nämlich der König ſah, wie Burg und Stadt zu Grunde gingen, erwarb er ſie und ließ in der Burg einen neuen Palaſt erbauen, oder wohl auch nur — was wahrſcheinlicher iſt — den Sigismund'ſchen Palaſt wiederherſtellen. Bonfinius, Ranzanus und Erzbiſchof Niklas Oláh berichten Erſtaunliches über die goldprangenden Säle, prächtigen Wandelgänge und die ganze kunſtreiche Ausſtattung dieſes Königspalaſtes. (Siehe Seite 157 dieſes Bandes.) Dieſe Baulichkeiten ſind ſpurlos verſchwunden, nur ihr Ruhm iſt geblieben, und nebenbei ſind es einige wirklich ſchöne Sagen, die das Gedächtniß des Königs Matthias in der Gegend von Totis lebendig erhalten. So die Sagen vom Marienbrunnen und von der goldenen Ente. Nach der letzteren hätte das ſteinerne Rohr der römiſchen Waſſerleitung unterirdiſch bis zur Pannonburg (Bregetiom) geführt, der große König aber und ſeine Hofleute hätten ſich damit beluſtigt, daß ſie zu Totis eine holzgeſchnitzte, vergoldete Ente in das Rohr der Waſſerleitung ſteckten und dann nach der Burg zu Ó-Szöny galoppirten, um dort zu warten, bis die goldene Ente herangeſchwommen kam.

Mit dem Tode Matthias' war es auch mit der Glanzzeit von Totis vorbei. Nur einmal noch kehrten die ſchönen Tage von einſt wieder. Wladislaw II. zog ſich wegen der im Lande herrſchenden Peſt nach Totis zurück, wo er den Reichstag abhielt. Bei dieſer glänzenden Verſammlung waren die Geſandten Venedigs, des Papſtes, Polens,

Der Cseka-See im Park zu Totis.

Frankreichs und Deutſchlands anweſend, ferner Thomas Bakocs, Primas von Gran, Palatin Emerich Perényi und Andere. Einmal noch begegnen wir, vor der Kataſtrophe von Mohács, dem Namen Totis. Ludwig II. ließ Solimans Geſandten, den Tſchauſch Behram, angeblich in der Totiſer Burg gefangen ſetzen, und dies wäre nach Mancher Meinung der Anlaß zum Ausbruch jenes ſo verhängnißvollen Krieges geweſen. Doch hat ſich dieſe Meinung neueſtens als unrichtig erwieſen. An der öſtlichen Baſtei der Burg bezeichnet eine Marmortafel den Punkt, wo der Sage nach Tſchauſch Behram hinabgeſtürzt wurde.

Während der Türkenherrſchaft befand ſich Totis bald in türkiſchen, bald in deutſchen Händen. Soliman ließ im Jahre 1543 den prächtigen königlichen Palaſt einäſchern, Stadt und Burg aber völlig zerſtören. Im Jahre 1597 nahmen Niklas Pálffy und Johann von Pernſtein die Burg den Türken wieder ab, und ſie konnte von da an ungeſtört ihrem rechtmäßigen König huldigen, war jedoch durch die unabläſſigen Kriege in einen traurigen Zuſtand gerathen. Zum letzten Male wurde ſie durch die Schaaren Franz Rákóczi's II. genommen. Im Jahre 1707 eroberte das Heer Joſefs I. ſie wieder zurück, trug jedoch die Baſteien und Wälle ab, und ſo hörte Totis auf, königliche Burg zu ſein. Nach dieſen Ereigniſſen war die Domäne Totis eine Zeit lang Eigenthum einer Wiener Familie Krapf, welche ſie im Jahre 1727 um 343.524 Gulden an den Grafen Joſef Eſterházy verkaufte. Seitdem gehört die umfangreiche Herrſchaft ſtändig dieſer Familie.

Graf Joſef Eſterházy, der „zweite Begründer von Totis", ließ nichts unverſucht, um die ausgeſtorbene Stadt zu neuem Leben zu erwecken. Vor Allem ließ er die Totiſer Gewäſſer reguliren, dann die Sümpfe von Füzto, Naszály und Almás mittelſt eines Kanalſyſtems nach der Donau entwäſſern. So gewann er mehrere Tauſend Joch ertragsfähigen Bodens. Die ſtark gelichtete Bevölkerung vermehrte er durch Anſiedlung von Deutſchen. Den Anſiedlern ſicherte er Ländereien und Steuerfreiheit. Mit Koloniſten aus Hannover, Weſtfalen und Elſaß beſiedelte er Tolna, Felſö-Galla, Alſó-Galla, Somlyó, Szentmiklós und Totis. Dieſe Fremdlinge ſind ſeither größtentheils nicht nur der Geſinnung, ſondern auch der Sprache nach richtige Magyaren geworden.

Das ſegensreiche Werk Joſef Eſterházy's wurde durch ſeine Nachkommen fortgeſetzt. Was Totis heute an Sehenswürdigkeiten beſitzt, das dankt es Alles der Freigebigkeit dieſer Familie. Graf Karl Eſterházy, Biſchof von Erlau, erbaute die große und ſchöne Hauptkirche, die würdige Genoſſin der Kirchen von Pápa und Csákvár, die ſie aber an Schönheit der Lage übertrifft. Die Eſterházy erbauten das Gymnaſium und die Kirche der Piariſten, ſie legten den großartigen Park an, errichteten das Schloß und die Majolikafabrik, die zu Anfang dieſes Jahrhunderts noch in Blüte ſtand und deren Erzeugniſſe mit der Holitſcher Majolika wetteiferten.

Totis-Tóváros zählt jetzt nahe an 12.000 Einwohner. Seine einfachen, aber hübschen ebenerdigen Häuser lassen auf den ersten Blick erkennen, daß die Einwohnerschaft zum größten Theil aus Gewerbetreibenden und Kaufleuten besteht. Unter den Ersteren haben die Tuchwalker sich eine hochangesehene Stellung gemacht; noch im Jahre 1836 gab es 136 Tuchwalkermeister in der Stadt. Die Goldschmiede waren gleichfalls bedeutend; eines ihrer Prachtwerke aus dem vorigen Jahrhundert wurde im Jahre 1884 auf der Ausstellung für Goldschmiedekunst zu Budapest bewundert. Sehr gesuchte Industrieartikel waren ferner die Lederwaaren von Totis, besonders das sogenannte „Reiherleder", womit Totis das ganze Land versah. Gegenwärtig ist das Kleingewerbe hier, wie überall, im Rückgang begriffen. Die heutige Totiser Industrie ist hauptsächlich wegen ihrer Majoliken und irdenen Gefäße angesehen.

Der Anblick von Totis-Tóváros ist nicht gerade anziehend; die Straßen sind meist ungepflastert und, mit wenigen Ausnahmen, eng und ungeregelt. Stockhohe Häuser gibt es nur ganz wenige in der Stadt. Erst in neuester Zeit, seitdem die Eisenbahnlinie

Überreste des Klosters in Majs aus dem XVIII. Jahrhundert.

Szöny-Bruck eröffnet ist, beginnt die Stadt sich in bedeutenderem Maße zu entwickeln. Ihr ungewöhnlicher Wasserreichthum macht sie sehr geeignet zum Fabriksbetrieb, doch sind die Gaben der Natur noch lange nicht entsprechend ausgenützt. Die Gewässer von Totis, die im Sommer und Winter eine ständige Temperatur von 16 Grad Réaumur haben, treiben jetzt gegen 90 Mühlen, Säge- und Walkwerke.

Die Haupt-Sehenswürdigkeit der Stadt ist die Burg mit dem Schloß. Das jetzige Schloß wurde im Jahre 1815 durch Nikolaus Esterházy bewohnbar gemacht. Bei der Renovirung haben auch die schön gearbeiteten Gewölberippen aus der Benediktinerabtei von Vértes-Szentkereszt im Weißenburger Comitat Verwendung gefunden. Sein nordöstlicher Theil besitzt einen vierstöckigen stumpfen Thurm, im Übrigen ist die Burg zweistöckig. Der Besitzer des Schlosses läßt soeben dessen Restaurirung durchführen. Ein Theil der schönen, mit Marmorrahmen versehenen Fenster ist bereits fertig. In diesem Gebäude ist das reiche Familienarchiv untergebracht, auch befinden sich da die hochbedeutende Kupferstichsammlung und eine werthvolle Bildergallerie, die sich auf fünf Säle erstreckt und unter Anderem eine lebensgroße Zeichnung der Madonna, wie man glaubt, von Lionardo da Vinci, enthält.

Vor diesem Schlosse wird zur Erinnerung an König Matthias und seine Jagdgesellschaft ein prachtvoller Brunnen, vom Bildhauer Strobl, aufgestellt werden.

Neben der Burg, nahe dem großen See, erhebt sich das gräfliche Schloß. Es ist ein einfacher einstöckiger Bau im Barokstil, mit zwei Eckthürmen. In einem Gemach des östlichen Thurmes hat König Franz am 14. October 1809 den Wiener Frieden unterschrieben. Das Zimmer befindet sich noch jetzt in dem damaligen Zustande. Ein herrlicher Park umgibt das Schloß und gegenüber befinden sich der gräfliche Garten, eine gedeckte Reitbahn und ein Maleratelier.

Das reizende kleine Theater ließ der jetzige Besitzer, Graf Nikolaus Esterházy, nach dem Plane der bekannten Theater-Architekten Fellner und Helmer erbauen. Die glänzende Ausstattung und die in den Jahren 1888 und 1889 durchgeführte vorzügliche Construction machen es zu einem der schönsten Provinztheater des Landes. Der Plafond ist mit trefflichen Gemälden von Béla Pállik geschmückt. Die Wände, Bogen und die Brüstung der Gallerie sind elegant verziert. Das Parterre ist durch Marmor-Balustraden von den Cerclesitzen und der gräflichen Loge getrennt. Das ganze Theater ist für elektrische Beleuchtung eingerichtet. Bei den Vorstellungen werden dem geladenen Publikum Freiplätze zur Verfügung gestellt, da der Graf die Kosten der Aufführungen gewöhnlich selbst bestreitet.

Im östlichen Theile von Tóváros (= Seestadt) liegt der herrliche Schwanenhain, 260 Joch groß, in seiner Mitte blinkt der 30 Joch große Cseke-See. Laubengänge, Tausende von seltenen Bäumen und Blumen, künstliche Wasserfälle, Grotten, Ruinen,

kryſtallklare Quellen tragen zur Schönheit dieſes ſehenswerthen Parkes bei, der dem Publikum frei zugänglich iſt. Vom Park aus hat man eine reizende Ausſicht auf die benachbarten Waldberge und das Weingebirge von Baj. Jenſeits des Parkes befindet ſich das bequem und elegant eingerichtete Badehaus, das gleichfalls durch den Grafen zum Beſten des Publikums errichtet wurde. Diesſeits des großen See's liegt der Rennplatz, einer der ſchönſten der Monarchie. All dies lockt Tauſende von Fremden, beſonders aber von Bewohnern der Hauptſtadt, nach Totis, wo ſich ein angeregtes Sommerleben abſpielt.

Auch Mitglieder des Herrſcherhauſes haben Totis wiederholt mit Beſuchen beehrt. Im Jahre 1809 hielt ſich König Franz mit ſeiner ganzen Familie in Totis auf. Damals ſtarb im Pfarrhauſe Erzherzog Karl Ambroſius, Primas von Ungarn, im 24. Lebensjahre. In neuerer Zeit haben Seine Majeſtät der König nnd mehrere Erzherzoge die Stadt und die gräfliche Familie durch ihren Beſuch geehrt.

Eine Viertelſtunde von Totis liegt das weingartenreiche Baj. Hier befindet ſich jener berühmte herrſchaftliche Keller, in dem man unter Anderem ein Rieſenfaß von 2150 Eimer Gehalt ſieht. Die daran geſchlagenen eiſernen Reifen haben ein Gewicht von 9580 Pfund.

Nahe bei Totis liegt, am weſtlichen Fuße des Vértes-Gebirges, in entzückender Lage die Puszta Majk. Zur Zeit der Árpáden blühte hier die nach der heiligen Jungfrau benannte Propſtei der Prämonſtratenſer. Ihre prächtige Domkirche war auch in fernen Landen berühmt. Nach dem Eingehen der Propſtei ließen ſich hier die ſtummen Camaldulenſermönche nieder und erbauten im XVIII. Jahrhundert auf der Ruinenſtätte ein Kloſter und eine Kirche im damaligen Barokſtyl. Als unter Joſef II. der Orden aufgehoben worden, wurde das Kloſter zu Privatzwecken benützt. Eine Zeit lang war ſogar eine Tuchfabrik darin untergebracht. Seither iſt die Kirche dem Ruin anheimgefallen und ihre herrlich geſchnitzte Einrichtung ſchmückt die griechiſch-orientaliſche Kirche zu Komorn. Der jetzige Beſitzer der Puszta Majk, Graf Nikolaus Eſterházy von Csákvár, ließ das alte Kloſtergebäude einigermaßen wiederherſtellen. Jetzt dient es der Familie als beliebtes Ausflugsziel.

Nördlich von Totis, am Ufer der Donau, liegt Neszmély. Hier iſt der Ungarkönig Albert geſtorben. Die Neszmélyer Weine ſind in ganz Europa geſchätzt, doch hat die Phylloxera die Weingärten arg geſchädigt. Am Donau-Ufer liegt auch das Dorf Uj Szöny (Edam), Station der Staatsbahn und Südbahn. Binnen kurzem wird es geſetzlich mit Komorn vereinigt ſein. In der Szönyer Gemarkung, vor dem Ácser Wald, bezeichnet eine ſchöne gebrochene Säule den Schauplatz von Arthur Görgei's Sieg im Jahre 1849 und die Ruheſtätte der gefallenen Honvéds.

Das ſüdöſtlich von Szöny gelegene Ács iſt durch ſeine Zuckerfabrik, Bábolna und Kisbér ſind durch ihre Staatsgeſtüte berühmt.

Kisbér und Bábolna.

Kisbér hat eine verhältnißmäßig noch kurze Vergangenheit. Seine Majeſtät verfügte mittels Allerhöchſten Handſchreibens vom 8. Juli 1853, daß auf der den Grafen Batthyány confiscirten Herrſchaft ein Militärgeſtüt gegründet werde, und die Domäne wurde ſpäter, als 1869 das Geſtüt ins Eigenthum des ungariſchen Staates übernommen wurde, der Familie um 1,700.000 Gulden abgelöſt. Der vorgeſchriebene Zweck war die Zucht engliſcher Vollblutpferde und durch engliſches Blut veredelten Halbbluts.

Um das Vollblut-Material zu erproben, erhielt das Geſtüt von 1860 bis 1867 auch einen Rennſtall nebſt Trainiranſtalt, allerdings mit ſehr mäßigem Erfolge, ſo daß ſich vom Standpunkte des Rennweſens, beſonders aber der Pferdezucht im ganzen Lande, die im Jahre 1867 eingeführte und ſeither aufrechterhaltene Einrichtung nützlicher erwies, die engliſchen Vollblutfohlen als Jährlinge an ungariſche oder öſterreichiſche Staatsbürger in öffentlicher Verſteigerung hintanzugeben, unter der Verpflichtung, dieſelben nicht ohne Erlaubniß aus der Monarchie auszuführen.

Eine neue Epoche begann im Daſein des Geſtüts, als es Ende 1869, bis zu welchem Jahre es unter der Verwaltung des Militär-Ärars geſtanden, der Leitung des Ackerbauminiſteriums unterſtellt wurde, wobei übrigens der Dienſt im Geſtüt fortgeſetzt durch ein militäriſches Perſonale nach den Weiſungen des genannten Miniſteriums verſehen wird. Auf dieſe Neugeſtaltung, wie auf die der Pferdezucht im ganzen Lande, hat der geweſene Miniſterialrath Franz Kozma, als Chef der Abtheilung für Pferdezucht, während ſeiner faſt fünfundzwanzigjährigen Thätigkeit ungemein förderlich gewirkt. Mit ausgezeichneter Fachkenntniß und ſtarker Hand ſchied er aus dem Geſtüt das nicht dahin gehörige Material aus und entwickelte dagegen das übrig gebliebene zu einer ſo hohen Stufe, daß die Nachkommen des engliſchen Vollblutſchlages nicht nur zu Garantien der heute ſchon hoch emporgeführten Vollblutzucht und des Rennweſens der Monarchie wurden, ſondern der ungariſchen Zucht auch auf den Rennbahnen des Auslandes Achtung errangen. Anderſeits aber entwickelte ſich neben dem Vollblutſchlage ein, nahezu 200 Mutterſtuten umfaſſender hoher Halbblutſchlag von engliſchem Blute, der gegenwärtig bereits die einheimiſche Zucht mit den hervorragendſten Hengſten verſieht und auch durch die Fachautoritäten des Auslandes, z. B. den Engländer Chaplin, ohneweiters als das erſte engliſche Halbblutgeſtüt der Welt anerkannt wird. Der Kern der engliſchen Vollblutzucht befindet ſich in dem ehemaligen ausgedehnten gräflichen Park. Ein intereſſanter Punkt des Parks iſt der maleriſch gelegene Wenckheim-Hügel, ein Zeichen der Erinnerung an den geweſenen Miniſterpräſidenten Grafen Béla Wenckheim, der in Kisbér ſo viel für die Hebung der Vollblutzucht gethan hat. Auf ebenem Felde wölbt ſich ein Hügel, auf dem im Kreiſe

hundertjähriger Tannen das schlichte Denkmal steht. Am Fuße des Hügels liegen die Paddocks und das Ritter-Dörfchen, mit einer einzigen Gasse, wo jedes der hübschen strohbedeckten Häuschen der Stall von zwei Vollblutstuten ist und an den geräumigen, mit Bäumen bepflanzten Auslaufplatz stößt, auf dem die Stuten und Fohlen frei umherlaufen und grasen können. Weiter zurück befinden sich die Ställe und Auslaufplätze für die fremden Vollblutstuten, wohin die Pferdezüchter nicht nur der Monarchie, sondern auch des Auslandes wegen der Kisbérer Vollbluthengste alljährlich 300 bis 400 Stuten senden.

Der Wenckheim-Hügel zu Kisber.

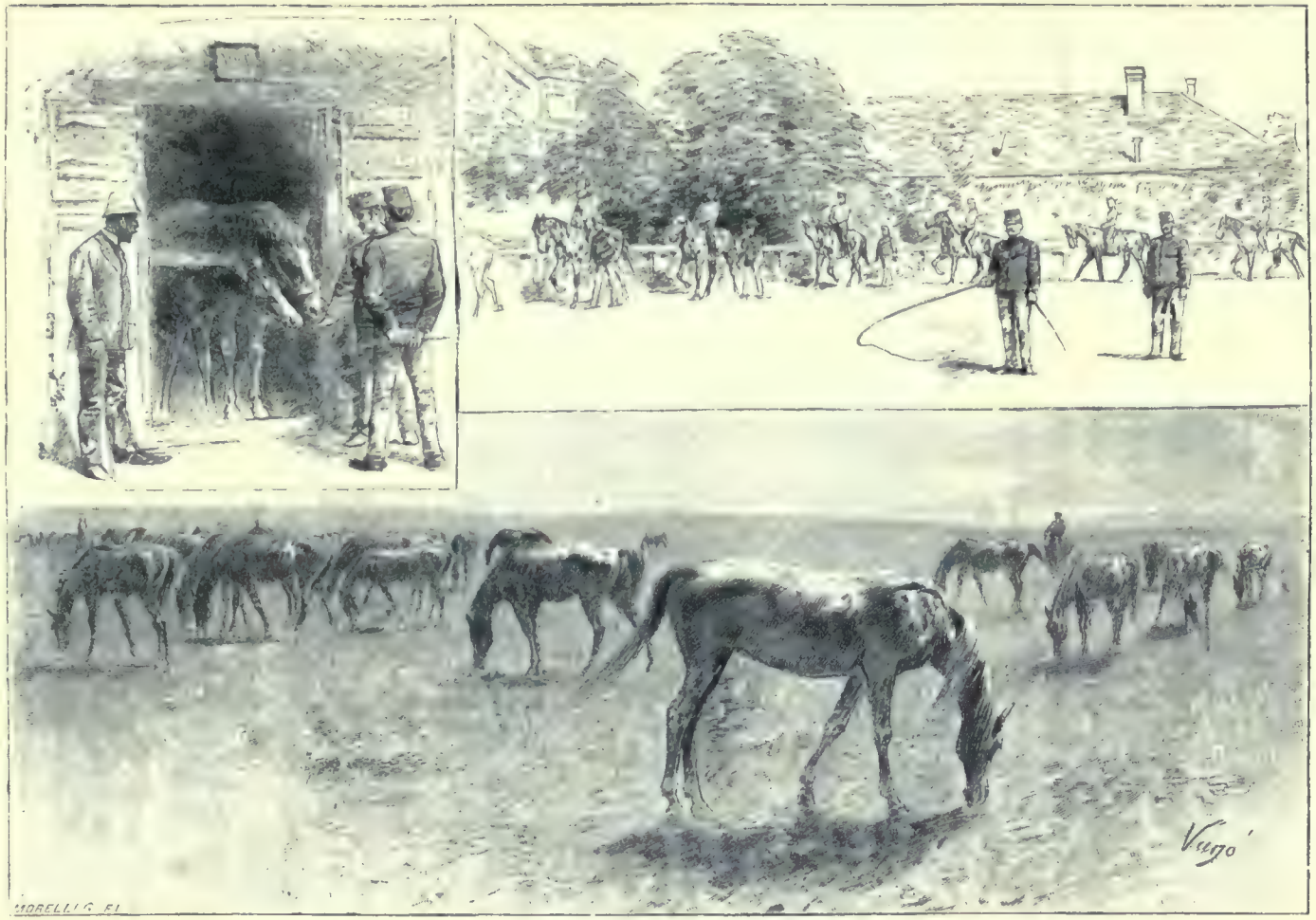
Im Vordergrunde erhebt sich das ehemalige gräfliche Schloß, das jetzt größtentheils Bureaux und Gastzimmer enthält; die Front blickt auf hübsche Sommer- und Winterreitplätze nieder und rings um das Gebäude gruppiren sich die ausgedehnten Stallungen der Stammhengste und Jährlinge, sowie der in Trainirung befindlichen und der Gebrauchspferde.

Für die Besucher ist hier der interessanteste Raum der ebenso einfach als zweckmäßig eingetheilte Stall der Vollbluthengste; in geräumigen Boxes stehen die werthvollsten Hengste, und Laien wie Fachmänner treten hier nie ohne eine gewisse Befangenheit ein. Der Laie steht unter dem Eindruck des Gedankens, daß jeder solcher Hengst 60.000,

80.000 bis 100.000 Gulden, ja mancher sogar noch mehr kostet, den Fachmann aber überkommen die vielen Erinnerungen, die sich an diesen Stall knüpfen. Hier stand — um nur einige zu erwähnen — durch eine lange Reihe von Jahren das glorreichste der glorreichen Pferde, der „alte" Buccaneer, und zwar vom 15. November 1865 bis Mitte April 1887, als er, unter der bei Pferden ungewöhnlichen Last von 30 Lebensjahren zusammengebrochen auf die thierärztliche Akademie zu Budapest geschafft wurde, um dort von der Krankheit des Greisenthums befreit zu werden. Seine Abkömmlinge haben auf den Rennbahnen Englands und des Continents selbst in den vornehmsten Rennen den reichsten Lorbeer für die ungarische Pferdezucht geerntet, das überaus zahlreiche Halbblut aber, das aus seinem Blute hervorgegangen, ist die Blüte des ungarischen Zuchtmaterials geworden, eine Quelle des Nutzens für die Besitzer von Privatgestüten, wie für den kleinen Züchter. Dieser mittelbare Nutzen beläuft sich auf Millionen, aber auch sein unmittelbarer Nutzen war, wie aus einigen Ziffern hervorgehen mag, ein gewaltiger. Der Hengst wurde um 2.600 Pfund Sterling und eine Vollblutstute gekauft; dafür brachte er dem Kisbérer Gestüt an Beschälgebühren und blos für seine Vollblutfohlen — also die große Zahl seiner Halbblut-Sprößlinge nicht gerechnet — 470.675 Gulden, während seine Fohlen auf den Rennbahnen von England Frankreich, Deutschland und unserer Monarchie über 2 Millionen Gulden an Preisen gewannen.

Und in dem nämlichen Stalle standen Cambuscan, Boix-Russel, Verneuil, Doncaster, Gunnersbury, Craig-Millar, die der ungarischen Pferdezucht so viel Ruhm gebracht haben; hier ist die Wiege von Kincsem, der Wunderstute, die in 54 Rennen lief und nie besiegt wurde, so daß sie ihrem Besitzer außer sechs Ehrenpreisen an Rennpreisen allein 199.705 Gulden heimbrachte. Hier stand ferner der Hengst Kisbér, dessen große Siege den Namen des Gestüts selbst weltberühmt gemacht haben, und so noch manches andere Pferd, dessen Namen einen internationalen Glanz gewonnen hat.

Interessant ist auch der Stall der einjährigen Vollblutfohlen. Nachdem diese ein halbes Jahr lang mit der Mutter frei in den Paddocks herumgelaufen, werden sie von ihnen getrennt und hier vereinigt. Ihr Futter von reichlichem Hafer und Heu wird noch durch Milch und Eier ausgiebiger gemacht, was ihr Wachsthum steigert, und dazu kommt noch das tägliche systematische Gehen- und später Laufenlassen auf der zu dem Stall gehörigen Kreisbahn, wodurch sie für ihren zukünftigen Beruf, das Rennen, vorbereitet werden. Hier stählen sich die Muskeln des Fohlens, hier erreicht es einen solchen Grad von Geschmeidigkeit, daß es schon bei der alljährlich Ende Mai abgehaltenen Versteigerung seine Rennfähigkeit zu erweisen vermag; angesichts dieser Leistung kann der Käufer dafür einen meistens ziemlich hohen Preis bezahlen, durchschnittlich etwa 3.000 Gulden, für einzelne aber auch 6.000, 8.000 und 10.000 Gulden, ja ausnahmsweise noch größere Summen.



Bisher: Vollblutstute mit Fohlen im Ritter-Dörfchen. — Zureitung junger Stuten. — Weidendes Gestüt.

In den Reitſchulen vor dem Schloſſe ſieht man dann noch in den Morgenſtunden, von militäriſch uniformirten Reitknechten geritten, das dreijährige Halbblut an Stuten- und Hengſtfohlen, wie es an den Sattel gewöhnt und erſt im Schritt, dann im Trab und Galopp geübt wird, worauf die Stuten unter ſyſtematiſches Training genommen und mit ihnen Rennen veranſtaltet werden. Auch in der Kisbérer Halbblutzucht wird nämlich der Grundſatz befolgt, der das engliſche Vollblut geſchaffen und ihm den Vorrang vor allen anderen Pferderaçen geſichert hat: daß zur Zucht nur Pferde verwendet werden ſollen, deren Geſundheit, Kraft und Rennfähigkeit im Training und auf der Rennbahn erprobt worden, die dann aber auch noch ſtärkere und ſiegfähigere Abkömmlinge erzeugen. Von den jungen Stuten werden daher nur diejenigen im Kisbérer Geſtüt behalten, die nicht nur den beſten Körperbau haben, ſondern auch im Training und Rennen erprobt worden ſind. Aus demſelben Grunde wird jedes Jahr eine große Zahl unfruchtbarer Stuten, wie auch Hengſte zur Erprobung in die Reitſchulen und zu den Jagdgeſellſchaften geſchickt. Dieſem in allen Staatsgeſtüten gebräuchlichen Verfahren und der kräftigenden Trainirung verdankt das ungariſche Pferd zum großen Theile die Zähigkeit und Ausdauer, die es in der Verwendung ſo ſehr auszeichnen und auch einen Hauptgrund ſeines Anſehens im Auslande bilden.

Außerhalb des Hauptparkes, in den einzelnen Meiereien werden im Winter in geräumigen, hohen Ställen, im Sommer auf ſaftigen Weiden die Halbblutſtuten, je für ſich die Mutterpferde und nach Alter und Geſchlecht getrennt die Fohlen, eingeſtellt. Die Fohlen, nebſt ihren Müttern ſtets unter Menſchen weilend, werden äußerſt zahm. Sie ſpielen untereinander und auch unter ihnen tritt Kameradſchaft oder Abneigung, die Geſetztheit der älteren gegenüber den jüngeren zu Tage; es zeigt ſich das Koſen der Stutenfohlen gegenüber den Zänkereien der Hengſtfohlen. Bald jedoch werden ſie von den auf flinken Reitpferden ſitzenden Csikóſen (bekleidet mit fliegendem blauen Ärmelhemde und Gatyen, gelbknöpfiger Weſte und Mütze) umkreiſt und mit knallenden Peitſchen hin und her getrieben. Aus dem bewegten Bilde ſcheidet ſich blos der graue Eſel mit ſeiner unverwüſtlichen Ruhe aus. Er findet ſelten einen Kameraden unter den Fohlen, wird aber in jeder Abtheilung gehalten, damit die Fohlen ſich an ſeine Anweſenheit gewöhnen, um ſich etwa vor den langohrigen Verwandten nicht zu ſcheuen, eine Eigenthümlichkeit, die manchem Pferde innewohnt. Der Geſammthengſtenſtand in Kisbér beläuft ſich gegenwärtig auf 800 Stück, während auf den Hengſtendepots 409 Stück Kisbérer Pfleglinge behufs Verbeſſerung der Allgemeinzucht in Verwendung ſtehen.

Abgeſehen von der Verſchiedenheit der Raçe gewährt auch Bábolna, wohin man von Kisbér über die Ortſchaft Tárkány in einer kleinen Stunde fährt, im Großen und Ganzen das nämliche Bild. Während Kisbér die Aufgabe hat, die Pferdezüchter mit engliſchem Vollblut, beſonders aber mit hohem Materiale von engliſchem Blute zu verſorgen,

wird in Bábolna arabisches Blut gezüchtet, für jene Gegenden des Landes, wo die in den Händen der Landwirthe befindlichen Stuten von orientalischem Blute noch nicht hoch genug gewachsen sind, um die Verwendung der größeren Hengste zu gestatten, oder wo die Zucht und insbesondere das Aufziehen und Erhalten noch nicht so weit gediehen ist, daß man sowohl der Stute, als auch ihrem Fohlen das für ein Pferd von englischem Blut unbedingt nothwendige reichliche Futter, nebst sorgfältigster Pflege zuwenden kann. Aus dem Bábolnaer Gestüt stehen jetzt 334 Hengste in den staatlichen Hengstendepots, während der gesammte Pferdestand des Gestüts etwa 600 Stück ausmacht.

Bábolna ist ein viel älteres Gestüt als Kisbér. Es wurde unter der Regierung Kaiser Josefs II. in den Jahren 1789 und 1790 von der gräflichen Familie Szapáry um

Schwemerei zu Bábolna.

450.000 Gulden für das Militär-Ärar angekauft, und zwar um es als Filiale des Gestüts von Mezöhegyes einzurichten, das dazumal die Armee mit Remonten versah, ja sogar eine große Anzahl Ochsen zur Verpflegung des Heeres und der Stadt Wien lieferte. Dieser Aufgabe entsprechend, war also dort in den letzten Jahren des vorigen und in den ersten des jetzigen Jahrhunderts eine systematische Zucht wohl kaum im Gange, obgleich das Gestüt mittlerweile, im Jahre 1806, selbständig gemacht wurde. Die schwere Zeit zu Anfang des Jahrhunderts, die sogar einmal das Gestüt zur Flucht vor den Franzosen nach Mezöhegyes zwang, war der systematischen Arbeit hinderlich, so daß erst 1816 die Paarung der Bábolnaer Stuten mit Hengsten von orientalischem Blut im Princip beschlossen wurde.

Anfangs wurde zwar dieser Grundsatz nicht streng gewahrt, vielmehr war zehn Jahre lang das Kreuzen mit Beutepferden aus dem französischen Hengstendepot zu

Roſières mit orientaliſchen Hengſten, die durch Baron Fechtig oder durch Vermittlung einzelner Händler erworben wurden, ferner mit ſpaniſchen Hengſten aus dem Kopſchaner Hofgeſtüt im Gange, ja es kam ſogar zu Verſuchen mit Kladruber Hengſten. Seit den Dreißiger-Jahren jedoch wurde und wird blos reines orientaliſches Blut gezüchtet, zu deſſen Auffriſchung wiederholt original-arabiſche Hengſte und Stuten aus dem Orient eingeführt wurden. Miſſionen zum Behuf ſolcher Ankäufe gingen 1836 nach Syrien, 1843 nach Egypten, 1852 und 1856 wieder nach Syrien; die letzte Erwerbung aber fand dann erſt 30 Jahre ſpäter, im Jahre 1885 ſtatt, nachdem das Geſtüt mittlerweile, Anfang Januar 1869, in die Verwaltung des Ackerbauminiſteriums übernommen worden war, bei welchem Anlaß jene weniger entwickelten oder charakterloſen oder ſonſt fehlerhaften Stuten, welche die Übernahmscommiſſion zum Fortzüchten in Bábolna nicht für geeignet hielt, durch 45 von Mezöhegyes herübergenommene arabiſche Stuten erſetzt wurden.

Unter dem Einfluß der ſeither betriebenen ſyſtematiſchen Zucht, ſowie der reichlicheren Fütterung ſind die Pferde des Bábolnaer Geſtüts, obgleich ihr orientaliſcher Typus ſich vollkommen aufrecht erhielt, größer, knochiger, muskulöſer geworden, ſo daß das dort gezüchtete Materiale, trotz der ununterbrochen in reinem Blute erfolgenden Zucht, bedeutend ſtattlicher an Wuchs iſt als das original-arabiſche und ſomit dem Bedürfniß der Gegenwart, die bei Reitpferden wie leichten Zugpferden Stattlichkeit verlangt, beſſer entſpricht. Das Züchtungsprincip beſteht darin, daß Stuten, deren Abkömmlinge ſchon den Beginn einer gewiſſen Vergröberung und der Abſtreifung des orientaliſchen Typus zeigen, mit original-arabiſchen Hengſten oder deren directen Abkömmlingen gepaart werden, dagegen dort, wo eine Verringerung und Überfeinerung des Körpers einzutreten beginnt, ſtattlichere Hengſte eigener Zucht zur Verwendung gelangen. Während uns das Kisbérer Geſtüt durch ſeinen großen Werth, ſein edles Blut und die merkwürdigen Züchtungsergebniſſe anzieht, feſſelt uns das Bábolnaer mehr durch das Intereſſante, Anmuthige ſeines Weſens. Die Formen des arabiſchen Pferdes ſind reizvoller, die Farbenmiſchung der Geſtüte iſt lebhafter, mannigfaltiger, inſofern die Geſellſchaft auch durch die verſchiedenen Schattirungen des aus dem engliſchen Blute ſchon ausgeſchloſſenen Grau aufgemiſcht wird, auch ſind die Thiere zuthunlicher, handfrommer. Dabei kommt es freilich bei ihrer nervöſen Natur doch alljährlich etliche Male vor, daß ein oder das andere Pferd ohne jeden Grund ſcheu wird, worauf das ganze Geſtüt ausreißt und in raſendem Galopp über Stock und Stein dahinfegt, bis es völlig ausgepumpt ſtille halten muß. Die ſchlimmſten Durchgänger gilt es dann oft aus der dritten Dorfgemarkung zurückzuholen. Der angenehme Eindruck bei der Betrachtung dieſes wirklich edlen und überdies anmuthigen Pferdeſchlages ſteigert ſich noch durch die große Überſichtlichkeit des ganzen Geſtüts. Im Hauptdepot, das zu Anfang des Jahrhunderts nach der nicht gerade auf Augenweide abzielenden,

aber bei zweckmäßiger Eintheilung angelegt wurde, ſind die Ställe der Hengſte, Stuten und der zu dreſſirenden Fohlen beiſammen; in der Mitte des geſchloſſenen Hofes hat es die gedeckte Winterreitſchule und die mit Tannen umpflanzte offene für den Sommer; aber auch die in den äußeren Meiereien untergebrachten Ställe der Jahrgänge ſind zu Wagen bald zu erreichen. Es gewährt einen ſeltenen Genuß, mit vier Bábolnaer Grauſchimmeln von ſchöner Gangart, in bequemem Wagen, auf trefflich gekieſten Wegen, dieſe in einem Stück hingelagerte, von ihren leichten Hügelwellen aus völlig überſehbare Beſitzung zu durchfahren. Mit ihren überall baumbeſchatteten Straßen, ihren Hainen und Wäldern gleicht ſie einem rieſigen Parke, auf deſſen friſchem Grün in buntſcheckigem Nacheinander mannigfach gefärbte Geſtüte, rothbunte Simmenthaler Rinderheerden, helle Schafheerden und weiße Gruppen im Joch arbeitender Ochſen ſich tummeln.

Die Erziehung, Abhärtung, Einübung und Ausprobung geſchieht nach denſelben Grundſätzen wie im Kisbérer Geſtüt. Wie dort, ſo werden auch hier aus dem zuwachſenden Plus die jungen Hengſte in das Hengſtendepot eingetheilt, die überzähligen jungen Stuten aber, die nicht mehr erforderlich ſind, um die Beſtände des Geſtüts ziffermäßig zu ergänzen, werden regelmäßig anfangs October in Budapeſt verſteigert. Überdies liefert das Bábolnaer Geſtüt — gegenwärtig wohl das einzige noch belangreiche arabiſche Geſtüt in Europa — einen großen Theil der berühmten Schimmel der ungariſchen Leibgarde, ferner verſieht es Kroatien und Bosnien mit arabiſchen Hengſten, ja auch fremde Staaten, wie Bulgarien und einmal ſogar Japan, haben ſich hier Hengſte von arabiſchem Blut zur Zuchtverbeſſerung (Correctoren) geholt.

In Kisbér wie in Bábolna ſind mit den Geſtüten ausgedehnte Landwirthſchaften verbunden. Der Flächeninhalt der Kisbérer Anlage beträgt 11.255 Kataſtraljoch, Bábolna hat 7.105. Solange die Geſtüte rein militäriſch verwaltet und auch die Landwirthſchaften durch Militärbeamte, die dem Geſtütscommandanten untergeben waren, mit militäriſchem Dienſtperſonale betrieben wurden, hatten dieſe Öconomien ausſchließlich die Aufgabe, das Geſtüt mit Weidegrund und Futter zu verſehen. Seitdem aber dieſe Anſtalten durch das Ackerbauminiſterium verwaltet werden und die Landwirthſchaft von der Geſtütsverwaltung völlig getrennt, durch bürgerliche Beamte mit bürgerlichem Dienſtperſonale betrieben wird, haben die Öconomien außer der Verſorgung der Geſtüte auch noch die Aufgabe, ihren Reinertrag zur Deckung der Ausgaben für die Landespferdezucht beizuſteuern, ja überdies noch, ſoweit die beiden erwähnten Hauptzwecke es geſtatten, eine ſo muſtergiltige Wirthſchaft zu führen, daß die Landwirthe ſich bei ihnen nützliche Erfahrungen und guten Rath holen können.

Nach einem Vierteljahrhundert ausdauernder und folgerichtiger Arbeit in dieſer Richtung halten beide Öconomien nunmehr ſo weit, daß ſie allen dieſen Aufgaben mit

Erfolg genügen können. Das auf den Hutweiden und Mähwiesen erzielte, stets ausreichende und gute Futter unterstützt das Gestüt in der Entwicklung des Materials, und überdies betreiben auch die Ökonomien selbst eine ausgebreitete Viehzucht. So züchtet insbesondere die Kisbérer Ökonomie Zugpferde vom Ardenner Schlag, Simmenthaler und Bonyháder Rindvieh, Rambouillet-Schafe und Berkshire-Schweine; ihre Schweizerei erzielt Butter und Dessertkäse vorzüglicher Güte. Die Bábolnaer Gestütsdomäne besitzt einen Stamm von Simmenthaler Rindvieh, der an Zahl wie an Vortrefflichkeit seines Gleichen sucht; auch hat sie eine starke Zucht von Rambouillet-Schafen und Mangolicza-Schweinen.

Auf den reichlich gedüngten, mit Dampfpflügen und sonstigen guten Werkzeugen gründlich bearbeiteten, für zweckmäßigen Saatenwechsel eingerichteten Äckern wachsen große Durchschnitte von Getreide, die auf jeder Domäne durch eigene Dampfmühlen vermahlen werden, während zur Aufarbeitung der im Großen gebauten Kartoffeln eine gleichfalls mit den Domänen verbundene Stärkefabrik besteht, deren Kartoffelrückstände als billiges und gutes Futter an die großen Viehmästereien der Domänen zurückgehen.

Die Thätigkeit dieser Landwirthschaften bietet das mannigfaltige, lebensvolle Bild einer ganz auf der Höhe der Zeit stehenden Arbeit, die in vielfacher Hinsicht interessante und werthvolle Belehrung gewährt.

Doch auch die humanitären Gesichtspunkte sind in diesen Arbeitsbezirken der vollsten Beachtung sicher. Das Dienstpersonale wohnt familienweise in gesonderten Stuben und ist gegen Unfälle, die bei der Arbeit vorkommen können, versichert; die Kinder der Leute — Knaben wie Mädchen — erhalten in den Schulen der Anstalt Unterricht; die Kranken werden entweder zu Hause oder in dem Spital, das jede Herrschaft besitzt, durch zugehörige Ärzte unentgeltlich behandelt; endlich sorgt die Verwaltung auch für die Pflege der Religiosität, welches auch das Bekenntniß ihrer Angestellten sein möge.

Fohlengestüt zu Bábolna.

Gran vom St. Thomasberge gesehen.

Gran und Umgebung.

Wenn der Reisende von Preßburg abwärts die flache, doch keineswegs langweilige Einförmigkeit des kleinen ungarischen Alföld im oberen Theile der Donaugegend durchmessen hat, erfrischt sich sein Auge wieder an den Wellenlinien von Bergzügen, kahle Felsberge von phantastischer Form tauchen auf, dichte, dunkle Waldungen, malerisches Ufergelände, Gruppen üppig bewachsener Inseln in frischem Grün und endlich eine Stadt mit dreizehn Kirchthürmen und gewaltiger, die Gegend weithin beherrschender Kathedrale. Das ist Gran (Eßtergom), einst die Residenzstadt der ersten Könige aus Árpáds Hause. Die mannigfaltigen Naturschönheiten dieser Gegend, sowie der Wildreichthum ihrer Urwälder zogen schon in den ältesten Zeiten die Wanderstämme an; durch Fruchtbarkeit und Reichthum wurde sie ein Ziel aller erobernden Völkerströme.

Jener Theil eines der kleinſten Comitate des Landes, der ſich längs des rechten Donau-Ufers und über deſſen Gebirgsgegend hin zwiſchen die Comitate Komorn und Peſt einſchiebt, bildet eine natürliche geographiſche Einheit von etwa 600 Quadratkilometer Flächeninhalt und iſt vermöge des Reichthums ſeiner Urproduction eines der geſegnetſten Gebiete des Landes.

Die ganze Fläche des Graner Comitats beträgt 1.123·3 Quadratkilometer; ſeine Bevölkerung beläuft ſich auf 78.378 Köpfe, darunter der Nationalität nach 62.505 Ungarn, der Reſt Deutſche und Slovaken, dem Glaubensbekenntniß nach aber 65.667 Römiſch-Katholiſche, 9.135 Reformirte, 2.939 Juden, 588 Evangeliſche A. C. und 37 Griechiſch-Nichtunirte. Die Bevölkerung des kleinen Comitats iſt ziemlich dicht, denn es fallen 70 Menſchen auf den Quadratkilometer.

Gran iſt die einzige Stadt nicht nur dieſer Gegend, ſondern des ganzen Comitats. Es beſtand bis zum Jahre 1895 aus vier aneinander gebauten, doch unter beſonderen Behörden ſtehenden Stadttheilen, und zwar der königlichen Freiſtadt Gran mit 9.349, den Großgemeinden Szent-Tamás mit 2.544, Szent-Györgymezö mit 2.698 und Vizivároš mit 1.158 Einwohnern. Die im kurzen Wege, durch einen Miniſterialerlaß vereinigten vier Stadttheile haben zuſammen eine Bevölkerung von 15.749 Seelen.

Der Fruchtbarkeit nach ſteht das Graner Comitat unter den übrigen an achter Stelle, denn ſeine 170.343 Kataſtraljoch tragen 5 fl. 15 kr. das Joch. (Bács-Bodrog, das fruchtbarſte Comitat, hat einen Hauptdurchſchnittsertrag von 7 fl. 58 kr. und Máramaros, das letzte, von 42 kr.)

Das Hauptgewäſſer des Comitats iſt die Donau, ihr Nebenfluß iſt die Gran (Garam). Beide überfluthen ſehr häufig das flache Land und machen deſſen Ernten zunichte. Bäche gibt es wenige, wohl aber viele Quellbezirke.

Das Hauptgebirge des Comitats, die Berggruppe des Pilis, iſt ein dem Alpenſyſtem zugehöriges, etwa 160 Kilometer umfaſſendes Gebirgsland. Das magyariſche Volk der Pilis-Gegend nennt eine kahle Bergkuppe und einen kahlen oder raſirten Mönchskopf noch heute „pilis“. Die weitverzweigte Berggruppe hat ihren Namen nicht nur auf ein ehemaliges ungariſches Comitat, ſondern auch auf zahlreiche größere und kleinere magyariſche und ſlovakiſche Ortſchaften übertragen.

Ihrem geologiſchen Bau nach ſind die maleriſchen Gruppen der Berge von Pilis und Gerecse dem Ofner Gebirge faſt gleich: weißer, dichter Kalkſtein, doch mit dünnen rothen Schichten gemiſcht, aus denen Marmor gebrochen wird. Der rothe Marmor von Gran iſt in der ganzen Gegend bekannt, wird aber am meiſten in Budapeſt verwendet zur Pflaſterung von Corridoren, in Treppenhäuſern und bei Waſſerbauten. Der rothe Marmor der hauptſtädtiſchen Paläſte und des ganzen Ofner Quai's iſt Graner Gewächs.

Die bedeutendsten Marmorbrüche befinden sich auf dem Gerecse. Süttö, Pißke und Nyerges-Ujfalu am rechten Ufer der Donau verdanken ihren Aufschwung besonders dem Marmor. Auch die eocänen und oligocänen Ablagerungen nehmen große Flächen ein, es wurden zwischen ihnen mächtige Braunkohlenlager gefunden. Die größte Merkwürdigkeit der nahen Umgebung von Gran bildet ohne Zweifel dieser Bergwerksbezirk von unerschöpflichem Reichthum, der durch die Nähe der Hauptstadt erhöhten Werth gewinnt. Das dortige Kohlenlager hat seit einigen Jahren bereits seine ständige Eisenbahnverbindung mit dem westlichen Verkehr. Nach der Linie Gran-Füzitö wird nun bald auch die Verbindung Gran-Ofen eröffnet werden, was der Urproduction des ganzen Bergwerksbezirkes eine noch größere Blüte in Aussicht stellt. Die Stadt und ihre Umgebung besitzen sehr viele Thermen. In der Mitte der Stadt entspringt eine Quelle von 26° C. und fließt in die kleine Donau ab; am Fuße des St. Thomasberges brechen von Zeit zu Zeit Bitterwasserquellen hervor; doch sind diese Mineralwässer, nach den Ergebnissen mehrfacher wissenschaftlicher Analysen von keiner besonderen Wichtigkeit und Verwerthbarkeit. In den Bergen von Dömös wurden einst ausgebeutete Goldminen entdeckt, deren Betrieb aller Wahrscheinlichkeit nach bis in die römische Zeit zurückreicht. Neuestens beginnt man, den Graner Quarz in den dortigen Glasfabriken zu verarbeiten.

Die alte Geographie erklärte den Ursprung des Namens Eßtergom aus dem Zusammenfluß der Ister (Donau) und des Granum (Gran). Der slavische Name der Stadt ist Ostrihom, der lateinische Strigonium (Istropolis, Istrogranum), jedenfalls Anhaltspunkte genug, um die nach dem Wortklange Etymologisirenden irrezuführen. Mit weit mehr Wahrscheinlichkeit wird aber der Namen Eßtergom aus dem Fränkischen erklärt. Die Franken nannten nämlich diese Grenzfeste ihres Reiches Oster-Ringen, das heißt östliche Burg. Als noch Pannonien bestand, war Gran unter dem Namen Salva eine römische Colonie, die mit den Legionen zugleich verschwand.

In Gran und dem längs der Donau gelegenen Theile des Comitats werden sehr viele geschliffene und ungeschliffene Gegenstände aus der Steinzeit gefunden. Das magyarische Volk schreibt diese grünlich-braunen Steinwerkzeuge dem Blitzschlage zu und nennt sie „kalte Donnerkeile" (wörtlich: kalte Gottespfeile). Die abergläubischen Bauern curiren an manchen Orten nicht nur das schlecht milchende oder kranke Vieh, sondern sogar die häutige Bräune mit diesen kalten Donnerkeilen; daher sind diese Geräthschaften der Steinzeit bei ihnen sehr gesucht und schwer zu erlangen. Von Denkmälern der Urzeit kommen hier noch aus reinem Kupfer gefertigte Spangen, Meißel, Sicheln, Wurfspeere und Lanzenspitzen vor, am häufigsten aber bronzezeitliche Geräthe jeder Art, die aus den Begräbnißstätten der Urzeit und dem Krümelwerk der einstigen Herdstätten ans Tageslicht kommen. Auch aus der Zeit der Völkerwanderung und Römerherrschaft finden sich

zahlreiche Denkmäler. Doch beginnt man erſt in neuerer Zeit die hochintereſſanten Alterthümer ſyſtematiſch zu ſammeln. Vor kaum einem Jahr erſt hat ſich die Graner hiſtoriſche Geſellſchaft gebildet, die ſich des alten, der Anjouzeit angehörigen, mit lateiniſcher Inſchrift verſehenen Siegels der Stadt Gran bedient.

Die erſten Árpáden, die letzten Herzoge und erſten Könige wählten das von der Natur ſo verſchwenderiſch ausgeſtattete Gran und deſſen Umgebung gerne zu ihrem Wohnſitz, ja ſie hatten hier ihre Reſidenzſtadt. Zur Zeit des Herzogs Géza, Vaters Stefans des Heiligen, begegneten ſich in Gran die öſtliche und die weſteuropäiſche Bildung, griechiſcher und deutſcher Einfluß; zum erſten Male maßen ſich das öſtliche und weſtliche Chriſtenthum. In Gran wurde, um das Jahr 970, Stefan der Heilige geboren. Die Graner Überlieferung verlegt ſeine Geburtsſtätte an die Stelle der in den Feſtungsruinen wohlerhalten gebliebenen alten Kapelle.

In ſeiner Geburtsſtadt gründete Stefan der Heilige das Graner Erzbisthum als Vorſteher der erſten zehn ungariſchen Bisthümer, und von Gran ging vermuthlich die glänzende Geſandtſchaft unter Führung des Erzbiſchofs Aſtricus nach Rom ab zu Papſt Sylveſter II., um die heilige Krone zu holen, mit der im Jahre 1001 Stefan der Heilige gekrönt wurde, wodurch Ungarn ein weſteuropäiſches Königreich und Gran deſſen Reſidenzſtadt wurde. Die erſten ungariſchen Könige hatten bis zum Beginn des XIII. Jahrhunderts häufig in Gran ihre Hofhaltung.

Die alten Graner Erzbiſchöfe zogen zum Schutze des Königs und des Landes auch in den Krieg. Erzbiſchof Matthias fiel in der Tatarenſchlacht am Sajó, Erzbiſchof Ladislaus Szalkay bei Mohács.

Die Niederlagen am Sajófluß und bei Mohács bedeuten auch das Verderben Grans. Die Tataren zerſtörten die Stadt, mit Ausnahme der Citadelle, und metzelten die Einwohnerſchaft nieder. Die Türken aber erſchienen nach ihrem Mohácser Siege, plünderten die wieder aufgeblühte Stadt, verjagten die hohe Geiſtlichkeit und beugten die Bevölkerung ins Sclavenjoch. Nach Ladislaus Szalkay wohnte dritthalb Jahrhunderte lang kein Primas in Gran. Nachdem der Tatarenſturm vorüber war, gründete Béla IV. ſeinen Königsſitz in Ofen. Der Primas und das Kapitel flüchteten in Folge der Schlacht bei Mohács nach Tyrnau.

In Tyrnau gründete der Graner Erzbiſchof Niklas Oláh das erſte Prieſter-Seminar Ungarns, das erſt im Jahre 1850 nach Gran überſiedelte. In Tyrnau und Preßburg lebte Peter Pázmány, der größte Primas von Ungarn. Zu Tyrnau hielt der Graner Erzbiſchof Georg Szelepcsényi im Jahre 1683 das feierliche Tedeum ab für die Vertreibung der Türken aus Gran, und im Aſyle zu Tyrnau lebte auch der langlebigſte Erzbiſchof von Gran, der 103 Jahre alte Georg Széchenyi, deſſen Familie

Gran von der Donauseite.

Leopold I. in den Grafenſtand erhob und aus deſſen Hauſe der „größte Ungar“, Stefan Széchenyi, ſtammt.

Das Andenken der Graner Türkenzeit hat ſich beim dortigen Volke noch lebendig erhalten und es gehen viele Überlieferungen um über die damals erlittenen Drangſale. Gran war die Grenzveſte der Türken. Sechzig Dörfer gehörten zum Sandſchak von Gran. Die Abgaben waren jedoch ſo ſchwer, daß die magyariſche Bevölkerung, um ihnen zu entgehen, aus Gran auswanderte; an ihre Stelle rückten Serben ein, die ſich ſchon an das Tragen türkiſcher Ketten gewöhnt hatten. Die königliche Stadt Gran hieß in der Türkenzeit Raitzenſtadt (Ráczváros). Sämmtliche Kunſtdenkmäler, mit Ausnahme der Bakócs-Kapelle, wurden zerſtört. Aus der berühmten Domkirche des heiligen Adalbert bauten die Türken Feſtungswälle, und noch jetzt ſieht man in den Ruinen der Graner Feſtung ſehr intereſſante alte Steinmetzarbeiten.

Herzog Karl von Lothringen und Johann Sobieski, König von Polen, befreiten Gran durch den Sieg bei Párkány (1683) vom türkiſchen Joch.

Selbſt nach dieſem Siege bedurfte es noch 137 Jahre, bis das Graner Erzbisthum und Kapitel wieder auf ihren uralten Stammſitz zurückkehren konnten, und damit beginnt in der Geſchichte Grans die Epoche der Wiedergeburt.

Allein die Geſchichte Grans gruppirt ihre Ereigniſſe nicht blos um den königlichen und den erzbiſchöflichen Stuhl. Auch die alten Klöſter und Mönche hatten ihren bedeutenden Antheil daran. Faſt alle in Ungarn vertretenen Orden wurden im alten Gran anſäſſig; zur Zeit Stefan des Heiligen die Benediktiner, ſpäter die Ciſtercienſer, die Tempelherren, welche ebenſo wie die Johanniter und das Graner Kapitel je ein Exemplar der Goldenen Bulle in Verwahrung hatten; dann folgten die Dominicaner und Auguſtiner, die ſehr bedeutende Güter außerhalb der Stadt beſaßen. Die Franciscaner wurden durch Béla IV. heimiſch gemacht und in ihrer Kirche wurde er ſpäter an der Seite ſeiner Gemalin beſtattet. Alle dieſe Klöſter wurden jedoch vollſtändig zerſtört, ſo daß ſelbſt die Orte, wo ſie geſtanden, kaum mehr feſtzuſtellen ſind. Das Kloſter der Pauliner beſtand ſechzig, das der Jeſuiten beinahe hundert Jahre lang. Die Jeſuitenkirche war die mit dem jetzigen Primatialpalaſte zuſammengebaute Pfarrkirche der Waſſerſtadt (Víziváros); auf der Stätte ihres alten Kloſters entſtand die neue erzbiſchöfliche Reſidenz. Die Jeſuiten wurden in der Leitung des Mittelſchulunterrichtes zu Anfang dieſes Jahrhunderts durch den reſtituirten Orden der Benediktiner abgelöſt.

Der Graner Erzbiſchof Ferdinand Knauz, der gelehrte Redacteur der im Jahre 1874 begonnenen „Monumenta Ecclesiae Strigoniensis“, ließ in der Gemarkung von Szent-Györgymezö die Grundmauern des Ákos-Palaſtes ausgraben. Dies iſt der einzige in Ungarn erhaltene Reſt eines Magnatenpalaſtes aus der Árpádenzeit. Der Benediktiner

Professor Victor Récsei aber fand bei der Regulirung des Széchenyi-Platzes mitten in der Stadt die Grundsteine der uralten St. Laurentiuskirche auf.

Auch die Geschichte der Graner Insel ist sehr gedenkenswerth. Fünf- bis sechshundert Schritte stromaufwärts von der eisernen Brücke finden sich nämlich am Donau-Ufer hügelartige Erhebungen und Ruinenreste. Hier stand vor alters das Kloster der Inselnonnen, in dem sich die Könige Salomon und Géza versöhnt haben. Auch König Béla der Blinde sprach wiederholt in diesem Kloster vor, welches mehrere Vorrechte genoß, so unter Anderem das Mauthrecht auf der Donau ausübte. Das Kloster fiel den Türken

Gran vom Festungsberg gesehen.

zum Opfer, und erst nach Jahrhunderten wurde durch den Primas Scitovszky wieder ein Nonnenkloster in Gran gegründet.

In der Primasstadt bezieht sich jedes Denkmal auf die Graner Erzbischöfe, deren Würde sich im langen Laufe der Jahrhunderte stetig fortentwickelt hat.

Im Sinne des alten ungarischen Kirchenrechtes, welches Peter Pázmány auf der Tyrnauer Synode im Einzelnen feststellte, müssen dem Erzbischof von Gran, als erstem Kirchenfürsten Ungarns, die übrigen Erzbischöfe Gehorsam leisten; ohne Einwilligung des Primas dürfen sie keine Bischöfe weihen; die Streitfragen der Bischöfe entscheidet der Primas; der Erzbischof ist der Richter der in der Erzdiöcese befindlichen Bischöfe,

der Primas aber der der Erzbischöfe; die Bischöfe appelliren — mit Ausnahme des Erzbischofes von Kalocsa — an den Primas; vom Primas, als geborenem Legaten des heiligen Stuhles, gehen die Appellationen und sonstigen Acten direct nach Rom; der Primas hat das Recht, über alle römisch-katholischen Kirchen, Orden, Klöster und jederlei privilegirte kirchliche Personen und Anstalten, die Erzabtei Martinsberg ausgenommen, Untersuchungen einzuleiten; schließlich hat er das Recht, unter seinem Vorsitz eine nationale Synode einzuberufen, auf der sämmtliche Erzbischöfe und Bischöfe des Landes zu erscheinen haben; der Primas ist auch der einzige unter allen ungarischen Kirchenfürsten, der sich das apostolische Kreuz kann vortragen lassen.

Als Ludwig der Große seine Armee nach Italien führte, betraute er mit der Regierung seines Landes den Erzbischof Csanád Telegdi, der fast zwei Jahre hindurch in Abwesenheit des Königs und des Palatins Verweser Ungarns war. Eine ähnliche geschichtliche Rolle fiel dem Erzbischof Thomas III. zu, der während der polnischen Reise Ludwig des Großen Gouverneur von Ungarn war. König Sigismund betraute wiederholt den Primas Georg Kanizsay mit der Regierung des Landes.

Schon im XIII. Jahrhundert gab es einen Cardinal-Erzbischof. Der erste ungarische Cardinal war Stefan Báncza. Im XVIII. Jahrhundert erhielt der Primas den Titel eines Fürsten des heiligen römischen Reiches.

Sechsundsiebzig Erzbischöfe hat Gran gehabt, darunter außer adeligen und hochadeligen auch herzogliche, erzherzogliche und fürstliche. Viele aber erhoben sich aus der Stille des Klosters oder aus dem Schoße des Volkes zu dieser höchsten kirchlichen Würde.

Nach dem Tode Simors beschäftigte sich die öffentliche Meinung bis zur Ernennung Claudius Vaßary's mit der Verlegung des Graner Erzbischofssitzes nach Budapest. Die Frage wurde durch folgenden Satz des königlichen Ernennungsdecrets entschieden: „Wir wünschen und erwarten jedoch, daß Unser aufrichtig geliebter Getreuer, Claudius Franz Vaßary, so oft Wir, beziehungsweise Unsere Nachfolger längere Zeit in Unserer ungarischen Hauptstadt verweilen, sowie auch während der öffentlichen Verhandlungen des ungarischen Reichstages, wenigstens während des größeren Theiles der winterlichen Periode derselben, ständig in der Hauptstadt Budapest residire." Da bald darauf Budapest einen erzbischöflichen Vicar und Bischof erhielt, so wurde die Angelegenheit des Residenzortes von der Tagesordnung abgesetzt.

Der Primas Claudius Vaßary begann seine Thätigkeit damit, daß er auf das Recht des Graner Brückenzolles, welches jährlich etwa 10.000 Gulden abwarf, zu Gunsten der neuen staatlichen Eisenbrücke verzichtete. Die neue eiserne Brücke, welche den Namen der Erzherzogin Maria Valerie führt, ruht auf fünf Pfeilern und ist 507 Meter lang, ihr Bau dauerte ein Jahr und die Eröffnung fand im Jahre 1895 statt. Diese stehende Brücke

eröffnet der Entwicklung Grans einen neuen Weg, da die Stadt wegen ihrer bisherigen ungünstigen Verbindungen oft ganz von der Welt abgesperrt war.

Obgleich Gran lange Zeit sozusagen außerhalb des Verkehres lag, da es blos von der Donauschifffahrt berührt wurde, hat es sich doch seit einem halben Jahrhundert wenn auch langsam, doch recht gut entwickelt. Nach den aus dem vorigen Jahrhundert erhaltenen Beschreibungen war es eine Stadt mit deutscher Bevölkerung. Heute ist es eine ganz ungarische Stadt.

Die St. István Kapelle und der Festungsberg.

Seit der Einweihung der Erzkathedrale, besonders aber seit der Eröffnung des Primatial-Museums und der Schatzkammer besuchen viele Fremde die Stadt, deren Bild sich vom Festungsberg gesehen am schönsten darstellt. Dort hat man zu Füßen die majestätisch dahinziehende Große Donau, westlich die üppig bewachsene Gruppe kleiner Inseln vor sich, dem Seitenarm des Stromes, der Kleinen Donau entlang die lang hingestreckte Stadt mit ihren großentheils ebenerdigen, farbig getünchten Häuschen, ihren Gärtchen und leblosen, schmalen Gäßchen; gegenüber am linken Ufer reihen sich Dörfer mit fruchtbaren Gemarkungen und öffnet sich das wohlbebaute Granthal; im Osten blauen die Honter Berge und ragen weiße Dorfkirchthürme um die Wette mit grauen Fabrikschloten; im Süden liegen Weinberge, an die sich viele interessante Sagen knüpfen, und die quellenreiche Waldung; dem Festungsberg gegenüber hebt sich der gelbe Lehmrücken des St. Thomasberges, von schlechten Häuschen in wackligen Umzäunungen verunziert; gegen Südwesten liegen die Marmorbrüche und Kohlenlager; am Ende des Bauern-Stadttheiles

erhebt sich das pantheonartige Kirchlein, das beim Volke „die Rotunde" heißt; unweit davon erblickt man noch die kleine Eisenbahnstation; unterhalb dieser, gegen die Kleine Donau hin, erstreckt sich das mit dem Namen des ersten Ungarkönigs verknüpfte legendenhafte Szent-Királyföld (Heiligen-Königsfeld), aus deren Hügeln man die Werkstücke einer einst aus behauenen Steinen erbauten Kirche und eines Klosters, dazu alte Marmorfragmente und die Reste von Gebäuden der Árpádenzeit ausgräbt.

Die Erzkathedrale, auf dem Gipfel des 66 Meter hohen Festungs- oder Burgberges (Várhegy) erbaut, ist die größte Kirche Ungarns. Als der Graner erzbischöfliche Stuhl nach 270 Jahren wieder auf seinen ursprünglichen Standort zurückgelangen konnte, begann der Erzbischof Alexander Rudnay den Bau der Haupt- und Kathedralkirche. Die größte und glänzendste Kirche des Landes mußte auf dem Berge errichtet werden, der einst, bis zum Jahre 1543, die alte ungarische Hauptkirche trug. Der Grundstein wurde im Jahre 1822 am Tage des heiligen Adalbert gelegt, unter festlicher Betheiligung des Landes, in Gegenwart des Palatins von Ungarn, zahlreicher Vertreter des Hochadels und aller ungarischen Würdenträger der katholischen Kirche. Eine Sammlung, die im ganzen Lande eingeleitet wurde, um einen Theil der Baukosten zu decken, ergab nicht mehr als 1.500 Gulden. Die Nation überließ die Aufführung ihrer Haupt- und Kathedralkirche der Opferwilligkeit des jeweiligen Primas, und Primas Rudnay allein opferte dafür beinahe eine Million Gulden. Nach seinem Tode setzte Josef Kopácsy den Bau fort. Kopácsy war Bischof von Veßprém und konnte mit königlicher Bewilligung auch die Einkünfte des Bisthums Veßprém drei Jahre lang auf die Arbeiten an der Kathedrale verwenden. Auf den Primas Kopácsy folgte Erzbischof Johann Scitovszky, der die Kathedrale im Jahre 1856 in Gegenwart des Königs und der katholischen Notabilitäten des Landes mit großer Feierlichkeit einweihte. Die Vollendung der Säulenhalle war dem Fürstprimas Johann Simor vorbehalten, der übrigens das Innere des ganzen Domes, namentlich aber 1866, zum Gedächtniß seines 50jährigen Priesterjubiläums, die bis dahin schmucklose Kuppel prächtig ausschmückte. Josef Aradi-Lippert, der Hofarchitekt des Primas, entwarf den Plan der Ornamentirung, welche der Decorateur Detama, zumeist mit italienischen Arbeitern, ausführte. Die Geschichte und die architektonische Charakterisirung der Kirche ist in dem Aufsatze über Baudenkmäler des Landestheiles jenseits der Donau (S. 111 ff.) enthalten. Von den Details des Innenraumes lenkt vor Allem das Bild des Hauptaltars die Aufmerksamkeit auf sich: eines der größten Leinwandgemälde der Welt. Es ist eine Copie von Tizians Himmelfahrt Mariä, durch den venetianischen Maler Michelangelo Grigoletti ausgeführt, 6½ Meter breit und 13 Meter hoch. Grigoletti hat das in der Akademie zu Venedig befindliche Bild des alten Meisters in wesentlicher Vergrößerung und mit einigen Änderungen wiedergegeben.

Auch der Hochaltar ſelbſt iſt ein Kunſtgebilde, dem ſich wenige in den ſchönſten Kirchen Italiens an die Seite ſtellen können. Es iſt ein Werk des italieniſchen Künſtlers Bonani. Auf dem aus carrariſchem Marmor gemeißelten und mit farbigen Edelſteinen verzierten Hochaltar erheben ſich vier Standbilder von Heiligen, welche Beziehungen zu Ungarn haben: Adalbert zuerſt, dann Gerhard, dann Martin und Maurus. Rechts und links vom Hochaltare knien auf Sockeln zwei Engel, welche Armleuchter halten. Der Altar iſt mit ſchönen Reliefs geſchmückt und auf ſeiner Platte ſtehen ſargförmige Schreine mit Glastafeln, welche zahlreiche Reliquien enthalten. Hinter dem Altar ſtützen zwei ebenſo hohe und dicke Pfeiler, wie die der Kuppel das hintere Gewölbe des Sanctuariums. Links im Sanctuarium, nahe dem Altare, ſteht der Thron des Fürſtprimas, von Lippert im Renaiſſanceſtil entworfen, und ihm gegenüber eine kleinere Orgel in einem geſchnitzten Eichenſchrank. Der Sacraments-

Johann Vitéz' Grabdenkmal in der Graner Erzkathedrale.

altar ſteht im linken Theile des Grundkreuzes der Erzkathedrale. Er iſt aus Marmor gearbeitet und mit dem ſchönſten Gemälde Grigoletti's, „Chriſti Tod", geſchmückt. Das Bild des gegenüberſtehenden Altars ſtellt König Stefan den Heiligen mit ſeiner Gattin

Giſela und ſeinem Sohne Emerich vor, wie er Ungarn dem Schutze der heiligen Jungfrau empfiehlt. Das Bild iſt von Grigoletti begonnen, jedoch von einem mittelmäßigen Wiener Maler vollendet. Unter den ſchönen Seitenaltären ruhen durch Papſt Pius IX. geſandte Reliquien der Heiligen Valentin und Modeſtina. Neben den Seitenaltären bemerkt man noch den Marmoraltar der Heiligen Joſef und Adalbert und darüber die nicht ſonderlich gelungenen Fresken des Münchner Malers Moralt. Die einzige hiſtoriſche Statue der Erzkathedrale iſt die des Primas Peter Pázmány, der als Kirchenredner dargeſtellt iſt, 3·25 Meter hoch, ein Werk des Turiner Bildhauers Della Vedova. Ihr gegenüber, an die linke Pfeilerwand, wird das in Carraramarmor gearbeitete Standbild des Primas Johann Simor zu ſtehen kommen, der von Strobl als Donator der Erzkathedrale, mit erhobener Hand ſeine Kunſtſchöpfungen darbietend, verewigt wurde.

Die Perle der Erzkathedrale iſt jedoch immer die Bakócz-Kapelle (Abbildung S. 143) und ſteht als ein Denkmal der Renaiſſance in Ungarn, wo lange Kriege den größten Theil der älteren Kunſtdenkmäler vernichtet haben, einzig da. Sie iſt noch ein Überbleibſel des alten blühenden Gran; in der Türkenzeit diente ſie als Moſchee, 1824 wurde ſie in den Bau der Erzkathedrale einbezogen. Ihre jetzige Kuppel iſt durch Lippert, im Auftrag des Primas Simor, entworfen. Hochintereſſant iſt der weiß-marmorne Altar der Kapelle mit dem Relief des knienden Cardinals Thomas Bakócz, aber auch die Bogen des Gewölbes und die Geſimſe aus rothem Marmor ſind in ihrer ſchönen Ornamentik von gleichem Kunſtwerthe. Das Altarblatt iſt ein in altem byzantiniſchem Stil auf Holz gemaltes Marienbild, das nach dem Abzug der Türken ganz unverſehrt unter dem Trümmerwerk gefunden wurde. In den kleinen Niſchen des Altares ſtehen die Marmorſtatuen der heiligen ungariſchen Könige Stefan und Ladislaus aus Della Vedova's Kunſtwerkſtatt. Die Kapelle hat eine beſondere Orgel und Sacriſtei, einen Taufbrunnen und Marmorbänke für die Domherren. Bemerkenswerth ſind die an den Marmorwänden der Kapelle ſichtbaren dreihundertjährigen oder noch älteren eingeritzten Inſchriften, darunter mehrere Hundert magyariſche, von Söldnern, die nach der Belagerung ihre Namen eingeritzt haben.

Die Kapelle gegenüber iſt zu Ehren des Märtyrerheiligen Stephanus erbaut. Die Altarſtatue, ein Werk des ungariſchen Bildhauers Stefan Ferenczy, ſtellt den ins Knie geſunkenen Heiligen vor. Ihr gegenüber befindet ſich das Grabdenkmal des Erzherzogs Ambroſius, Erzbiſchofs von Gran, nach Canova. Dieſes Denkmal des im Jahre 1809 während der Franzoſenkriege jung verſtorbenen Kirchenfürſten wurde von ſeinen Brüdern Franz, Herzog von Modena, und den Erzherzogen Ferdinand und Max errichtet. In der Mitte der vor kurzem trefflich erneuerten Kapelle ſteht ein altes, reich vergoldetes lebensvoll polychromirtes Schnitzwerk in gothiſchem Stil, welches das heilige Grab vorſtellt; es ſtammt aus Garam-Szent-Benedek.

Das Chor der Erzkathedrale weist sechs jonische Säulen und drei Rundbogen auf. Sein Erker ist mit acht Statuen geschmückt und auch über der vom Salzburger Orgelbauer Moser gebauten Orgel, mit vierundsechzig Registern, stehen elf Statuen.

In die Gruft führen bequeme Marmorstufen hinab, an deren Fuße zwei riesige Statuen, die „Unsterblichkeit“ und die „Auferstehung“ Wache halten. Unter den Grabsteinen der alten Kathedrale gibt es sehr werthvolle, so die Grabplatten von Primas Dionys Szécsy und Primas Johann Vitéz, dann ein Bruchstück des Grabsteins der Katharina Podiebrad, ersten Gemalin des Königs Matthias. Die Ruhestätten der Domherren befinden sich in den Seitengängen der Gruft, während die Primatialgräber, und zwar neununddreißig Grabstätten, in dem den Altar umgebenden Mausoleum liegen. Hier ruhen die Fürstprimasse Erzherzog Ambrosius, Rudnay, Kopácsy, Scitovszky und Simor.

Aus der Schatzkammer der Graner Erzkathedrale: Calvarienberg des Königs Matthias, Votiv-Monstranz, Horn für Salböl, Reliquarien, Kreuze, Kelche u. s. w.

Die Hauptsehenswürdigkeit der Erzkathedrale ist die Schatzkammer, die durch Primas Simor neu gestaltet wurde. Sie enthält kirchliche Kunstschätze im byzantinischen, romanischen, gothischen, Renaissance- und Barockstil, unter denen folgende die werthvollsten sind: Eine Kußtafel („Pax") von gleicher byzantinischer Arbeit wie die Emailplatten der heiligen Krone, das älteste Kunstdenkmal der Schatzkammer, aus dem XI. Jahrhundert. — Das Schwurkreuz, das einzige altromanische Kunstdenkmal der Schatzkammer. Auf dieses Kreuz pflegen die Könige von Ungarn bei der Krönung den Eid abzulegen. Auch Franz Joseph I. schwor 1867 bei diesem Crucifix. — Das apostolische Kreuz, das der Renaissance angehört. Bei der Krönung wird es dem König vorangetragen und heißt daher apostolisches Kreuz. — Das Szelepchényi'sche Friedens-Crucifix, ein mit orientalischen Perlen, Smaragden, Amethysten und Saphiren geschmücktes Emailwerk. — Dionys Széchy's gothischer Kelch, eine mit Filigran-Email verzierte ungarische Arbeit, daher von besonderem künstlerischen Interesse. — Suky's Kelch, vom Beginn des XV. Jahrhunderts, einer der schönsten gothischen Kelche mit weißem, rothem und grünem Email. — Mátyás Diáks (des Studenten Matthias) Kelch, Filigranarbeit vom Ende des XV. Jahrhunderts. — Der Skalitzer (Szakolczaer) Kelch, in einer zur Zeit des Königs Matthias beliebten Technik. — Georg Szelepchényi's Kelch, vom XVII. Jahrhundert, überreich mit Diamanten, Rubinen und Miniatur-Statuetten geschmückt. — Der Kelch des Primas Erzherzogs Ambrosius, im Barockstil, ein Kleinod von kostbarster Verzierung. — Gothische Monstranz aus dem XVI. Jahrhundert, mit wesentlichen Übergängen zu den Motiven der Renaissance. — Böjthes' Brustkreuz, mit Diamanten besetzt und stilisirten Thiergestalten verziert. — Pastoralstab aus der Niedergangszeit der Gothik. — Becher. Es befinden sich in der Schatzkammer drei mittelalterliche Horngefäße für geweihtes Salböl; das schönste stammt aus der Zeit König Sigismunds, also Ende des XIV. oder Anfang des XV. Jahrhunderts. — Reliquiar, siebenbürgische Goldschmiedarbeit des XV. Jahrhunderts. — Emerich Egris Reliquiar, von Kelchform, Anfang des XVI. Jahrhunderts. — Pázmány's Reliquiar, ein kleiner in Silber gefaßter Schrein aus Krystallglas. — Majthényi's Altar, ein zweiflügeliger Hausaltar (Diptychon), augenscheinlich Nürnberger Arbeit. — Kostbarer als Alles ist der Calvarienberg des Königs Matthias, ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst, wo das Wappen des ersten Besitzers dreimal in Email gemalt zu sehen ist. Der obere Theil ist gothisch, der Sockel im Renaissancestil. Gegenstand der Darstellung ist eine kleine gothische Kapelle und darin ein mit Weinranken verziertes Kreuz, an dessen Fuße sich der Schädel Adams, sowie die Gestalten Maria's und Johanni's befinden. Die plastische Durchbildung und kunstreiche Emailausschmückung dieser inneren Figuren ist von unvergleichlicher Schönheit. Dazu kommen noch die farbigen Emailbilder der Apostel Petrus, Paulus und Jakobus. An dem rechten Renaissance-Sockel sieht man noch Helios

Casel des Thomas Bakócz.

(den Sonnengott), Zeus und Selene. Das königliche Wappen wird von drei Sphinxen gehalten. Unter den mancherlei Motiven des Werkes erscheint sogar der zweischwänzige böhmische Löwe. Das ganze Prachtgebilde ist in reinem Gold getrieben und mit 213 orientalischen Perlen geschmückt. Es ging als Erbstück auf Johann Corvinus über und wurde von diesem um 520 Ducaten bei dem Erzbischof Thomas Bakócz verpfändet, der es 1494 als ewiges Eigenthum der Schatzkammer der Erzkathedrale übergab.

Unter den alten Kirchengewändern sind die bemerkenswerthesten: Gothisches Meßkleid aus golddurchwirktem violetten Damast mit Stickerei von starkem Relief. — Casel des Thomas Bakócz, herrliche Renaissancearbeit, mit dem Wappen des berühmten Cardinalpriesters geschmückt. — Meßgewand des Primas Kutassi, mit meisterhafter Stickerei, zu der auch die Figuren Adalberts, Stefans des Heiligen und Ladislaus des Heiligen gehören. — Casel des Primas Szelepchényi, mit Blumendecor in sorgfältigster Goldstickerei; durch Primas Simor restaurirt. — Spitze des Nikolaus Oláh, Brabanter Arbeit von außerordentlicher Feinheit, von dem Meßhemd des Primas. — Stola des Peter Pázmány, eine Reliquie von fast mönchischer Einfachheit. — Unter den Bischofsmützen sind die von gothischer Kunst die ältesten, die barock verzierten die prächtigsten. — Auch ein gesticktes Diptychon kommt in der reichen Garderobe der Erzkathedrale vor, mit farbig gestickten Bildern des Ecce Homo und der Mater dolorosa. Die Stickerei ist aller Wahrscheinlichkeit nach niederländischen Ursprungs. Zu den lehrreichsten alten Handarbeiten gehört ein Subcorporale, ein Leinentuch mit altmagyarischen Stickereien: Tulpen, Nelken, Rosen. Unter den Meßbüchern ist das werthvollste das Pontificale des Johann Vitéz, ein Pergamentcodex mit schönen Initialen und Textornamenten. — Das Missale des Thomas Bakócz kann sich mit den schönsten Corvina messen. — Das Oláh'sche Missale ist ein venetianischer Druck von 1543 mit dem erzbischöflichen Wappen auf rothem Sammteinband.

Primas Johann Simor allein hat die Schatzkammer der Erzkathedrale um 24 Gegenstände bereichert. Sein interessantestes Kunstwerk ist die Votiv-Monstranz, gewidmet 1872, zum Andenken seiner Genesung von schwerer Krankheit. Der Entwurf dazu, im Renaissancestil, rührt vom Architekten Lippert her. Eingefügt ist ihr das Brillantenkreuz, das der Priester zum Andenken an die Krönung von König Franz Joseph erhalten hatte. Ihr Gewicht beträgt 150 Ducaten und den Edelsteinschmuck dieses schönsten Schatzstückes bilden 165 Brillanten, 10 Dalmatine, viele Rubinen, Smaragde und Saphire. Simor hat übrigens auch sämmtliche ihm zu seinem Jubiläum gewidmete Kostbarkeiten der Erzkathedrale gespendet.

An den Namen Simor knüpft sich auch die Wiederherstellung der Kapelle König Stefan des Heiligen in den Ruinen der alten Festung. Die Überlieferung verlegt hieher — wie schon früher erwähnt — die Geburtsstätte des heiligen Stefan, die im XII. Jahrhundert in eine Kapelle umgestaltet worden sei. Das kleine, romanisch gehaltene Gemach

war lange Zeit gänzlich vernachläſſigt und erhielt erſt im Jahre 1874 ſein jetziges Prachtgewand. Siebzehn ſteile Stufen führen von der Baſtei her, wo ſich eine herrliche Ausſicht auf das Donaugelände eröffnet, durch ein enges Gäßchen zur Kapelle empor. Sie hat einen Flächenraum von ungefähr fünf Quadratmeter und iſt mit glänzenden Wandmalereien und Hiſtorienbildern geſchmückt. In ihrer Mitte dient eine Säule als Anſatz für die ſtarken Bogen, die ſich zu den Pilaſtern und Wänden hinabneigen.

Steigt man den Feſtungsberg herab, ſo findet man drei große Gebäude. Rechts und links ragen die zwölf Domherrenhäuſer und links der Bau des Seminars, das durch einen ſechzig Meter langen, mächtig gewölbten Tunnel mit der jenſeitigen Straße des Feſtungsberges verbunden iſt. Das Seminargebäude wurde 1885 errichtet. Es hat eine romaniſche Kapelle mit einem Glasgemälde (St. Stefan) als Altarblatt. Das Grauer Seminar iſt ſeinem Urſprung und der Zahl ſeiner Zöglinge nach das erſte des Landes. An der Mündung der Kleinen Donau, am Fuße des Feſtungsberges, erhebt ſich der im Renaiſſancegeſchmack erbaute Primatialpalaſt, im Auftrage Johann Simors nach Lipperts Rathſchlägen durch Preßburger und Wiener Architekten erbaut. Den Hauptſchmuck dieſes Palaſtes bildet das Treppenhaus. Es ruht auf Säulen von farbigem belgiſchen und italieniſchen Marmor, die Wände ſind mit gelben Marmorfeldern und die Decke mit Stucco-Luſtro verziert. Die Treppenſtufen ſind carrariſcher Marmor, die Treppenbrüſtungen aus vergoldetem Schmiedeeiſen gefertigt. Auf dem Podeſt des zweiten Stockwerkes iſt Simors Wappen in venetianiſcher Moſaik angebracht. Der Prunkſaal des Palaſtes iſt nicht groß, wirkt aber durch Richtigkeit der Verhältniſſe und der Ausſchmückung vortheilhaft. Die Wände ſind von gelbem Marmor, der Plafond in Stuck ausgeführt. Zwei Rieſenſpiegel und ein Marmorkamin tragen zur Stattlichkeit des Saales bei, der für 150 Gäſte Raum bietet.

Der größte Theil des Palaſtes enthält das erzbiſchöfliche Muſeum. Dieſes beſteht aus Gemäldegallerie, Kupferſtichſammlung, Bibliothek, Archiv, Sammlungen von Prachtwerken, von Antiquitäten und Raritäten. Die Gruppen ſind mannigfaltig, die Sammlungen jedoch nicht groß. Simor begann das Sammeln ſchon als Raaber Biſchof und eröffnete ſeine Gemäldegallerie im Jahre 1875, vorerſt in den Oberſtockſälen der zur Erzkathedrale gehörigen Bibliothek. Gegenwärtig iſt die Primatial-Bildergallerie auf etwa vierhundert Gemälde angewachſen. Unter den hervorragenderen Meiſtern befinden ſich Ghirlandajo, Cimabue, Pinturicchio, Carlo Dolce, Palma Vecchio, Guido Reni, Crivelli, Carracci und Andrea del Sarto. Simor wünſchte in ſeinem Muſeum die geſchichtliche Entwicklung der kirchlichen Malerei durch Sammeln geeigneter Werke erſichtlich zu machen. Von neueren Meiſtern finden ſich: Seghers, Ittenbach, Dobyaſchofsky, Sattler, Blaas und Führich. Von ungariſchen Malern ſind: Markó, Ligeti, Liezen-Mayer, Szoldatics, Molnár und Paczka durch einzelne Werke vertreten.

Die im Nebensaale untergebrachte Kupferstichsammlung besitzt eine Fülle von alten und neuen Handzeichnungen, Stichen und Studien. Von Dürer'schen Stichen finden sich die Blätter der großen und kleinen Passion, die Apokalypse, Adam und Eva, Hubertus und des Meisters Selbstbildniß. Neben Blättern von Lucas von Leyden und Cranach sieht man Rembrandts Kreuzabnahme und Ecce Homo. Sehr interessant sind auch die Stiche Raphael Morghens nach den Stanzen Raffaels und die heiligen drei Könige Van Eycks.

Die dritte Abtheilung des erzbischöflichen Museums ist die Bibliothek, die auf eisernen Gestellen vierzigtausend Bände vereinigt, darunter 150 Unica und eine große Anzahl von Codexen und Incunabeln. Neben der Bibliothek befindet sich das Primatial-Archiv.

Die Sammlung von Prachtwerken ist eine besondere Gruppe des erzbischöflichen Museums. Sie enthält eine große Anzahl von kostbar ausgestatteten und glänzend illustrirten Büchern, auch von Bilderwerken, die von fürstlichen Höfen herausgegeben wurden und niemals in den Buchhandel gelangten, Publikationen über weltberühmte Bildergallerien, Künstler, Museen und Kunstschätze.

Die Antiquitätensammlung beschränkt sich vornehmlich auf kirchliche Kunstwerke des Christenthums (mit einer Sammlung mittelalterlicher Gewebe), doch finden sich in ihr auch zahlreiche vorgeschichtliche, römische, altchristliche und altungarische Gegenstände.

Das Raritätencabinet ist der letzte Abschnitt des erzbischöflichen Museums. Hieher gehören die werthvolle Münzensammlung, dann allerlei kunstgewerbliche Arbeiten, die Sammlung von Wachsstatuen des Kölner Domherrn Hardy, etwa 50 Typenstudien, über die sich zu Anfang dieses Jahrhunderts selbst Goethe mit großer Anerkennung geäußert hat.

Die pannonischen Steinsärge, Grabsteine, Grenzsteine, die Bruchstücke altchristlicher Plastik, byzantinischen und romanischen Stils, von den Bauwerken des alten Gran und noch andere Alterthümer von Stein sind im Umgange des Primatialhofes untergebracht.

Die Bibliothek des erzbischöflichen Museums wird an Größe nur durch die Bibliothek der Erzkathedrale übertroffen. Diese bedeutende Büchersammlung wurde durch Ladislaus Kőszeghy, Dompropst von Gran, im Jahre 1641 gegründet. Erzbischof Georg Lippay vermehrte sie um 1680 Bände aus der berühmten Fugger'schen Bibliothek. Sie hat ihr eigenes Gebäude, das im Jahre 1852 errichtet wurde und drei große Säle, nebst zwölf Zimmern enthält. Die Bibliothek der Erzkathedrale ist gegenwärtig 70.000 Bände stark. Ihren kostbarsten Schatz bildet der Codex der dem Ladislaus Bátori zugeschriebenen Bibelübersetzung vom Jahre 1456. Sie besitzt auch anderthalbtausend Handschriften, die bis ins XV. Jahrhundert zurückreichen.

Erwähnung verdient noch die Bibliothek der Stadt Gran, 3000 Bände stark, die Stiftung Josef Helischers, eines gelehrten Senators der Stadt, der in den Zwanziger-Jahren die erste Monographie über Gran, in lateinischer Sprache, verfaßt hat.

Unter den alten Gebäuden der Stadt ist das bemerkenswertheste das Palais des Kurutzengenerals Johann Bottyán, das heutige Rathhaus. Bottyán war 1640 zu Gran geboren. Ein in der städtischen Gemarkung befindlicher Teich heißt noch jetzt „Bottyáns-Teich"; ebenso heißt da ein Acker „Bottyáns-Acker", und ein Brachfeld „Bottyáns Brachfeld". All das gehörte einst zu den Besitzungen des schneidigen Kurutzenführers. Er war von bäuerlichem Ursprung und wurde erst Klosterdiener, dann ein tapferer Soldat in der Veste Gran, von wo er einst infolge einer Wette in Bauernkleidern nach Neuhäusel (Érsekujvár) hinüberging und dort bei hellichtem Tage am Hauptplatze vom großen Minaret der Moschee den laut betenden Derwisch herunterstürzte. Hierauf kehrte er wohlbehalten nach Gran zurück. Leopold I. ernannte ihn zum Obersten und Inhaber eines Husarenregiments. Zu dieser Zeit baute er sein Graner Palais. Der Graner Festungskommandant Kuckländer (das heißt Graf Franz Montecuccoli) zog jedoch „sub titulo infidelitatis" seine Besitzungen ein. Als Bottyán seiner Haft in Nyerges-Ujfalu wieder ledig war, schloß er sich den Scharen Rákóczy's an. Er starb, 70 Jahre alt, im Jahre 1709. Das Palais Bottyán erwarb die Stadt von der Witwe des Festungskommandanten Kuckländer um bares Geld. Es steht auf dem Graner Hauptplatze und ist im Barockstil erbaut, stockhoch, mit massiven Pfeilerreihen und Arkaden. Jetzt werden darin die Angelegenheiten der Stadt besorgt. An den Namen Simor knüpft sich die Gründung zweier öffentlicher Gebäude, die zu den wichtigeren der Stadt gehören, beide auf dem Sankt-Georgsfeld. Das eine, das Krankenhaus des Rothen Kreuzes, wurde 1885 erbaut, jedoch auf so schlechtem Grunde, daß im Jahre 1890 der ganze Bau neu aufgeführt werden mußte. Es ist für sechzig Kranke vollständig eingerichtet und dient in Friedenszeiten als Bürgerspital. Das andere Gebäude ist das erzbischöfliche Waisenhaus, das 1890 für die Waisenmädchen der Erzdiöcese gestiftet wurde. Vierzig Zöglinge werden hier durch Nonnen erzogen, die auch eine öffentliche Volksschule für Mädchen leiten. Ein bedeutendes öffentliches Gebäude ist das 1880 erbaute Obergymnasium der Benediktiner.

Am Außenrande der Stadt befindet sich eine neue reformirte Kirche; die Synagoge steht im St. Thomas-Stadttheil; die einst bedeutende griechisch-orientalische Kirchengemeinde ist fast ausgestorben und ihre noch bestehende Kirche sieht kaum mehr einen Besucher.

Einst waren auch die Graner Weine hochberühmt. Sie gehörten zum Neßmélyer Weinbezirk und wurden ebenso gern gekauft wie die Graner Weintrauben durch die Einwohner von Nagymaros, welche sie, mit ihrem eigenen Erzeugniß vermischt, auf den nordwestlichen und nordöstlichen Märkten Europa's verkauften. Seitdem aber die Phylloxera in Gran über 1500 Joch Weingärten verwüstet hat, ist es mit dem Weinlesen für längere Zeit vorbei; erst der Neuwuchs der auf Sandboden angelegten Weingärten wird sie wieder beleben.

Das Volk, das bis dahin vorwiegend von seinem Weinbau lebte, ist jetzt ganz willig zu Fabriksarbeit und Bergwerksdienst, was früher beides gründlich verschmäht wurde.

Seit dem Ausbau der Eisenbahn hat in der Stadt und ihrer näheren Umgebung die Glasfabrikation sich stark entwickelt. Quarz von guter Eignung ist reichlich vorhanden.

Die Ziegelbrennereien liefern eine Menge Mauer- und Dachziegel, nicht nur in Gran, sondern auch in der nahen Nachbarschaft, so zu Basaharcz, Pilis-Maróth, Nyerges-Ujfalu und Süttö. Der Hauptmarkt des fertigen Erzeugnisses ist Budapest. Cementfabriken gibt es in Lábatlan und Nyerges-Ujfalu, wo das nahe Kalksteingebirge den Rohstoff für sehr absatzfähigen Portland- und Roman-Cement liefert. Kalkbrenner gibt es in Szent-Lélek, Keßtölcz und Csév, wo die arme Bevölkerung daran einen guten Verdienst hat.

Der berühmte Steinkohlenbezirk von Gran hat folgende Hauptflötze: Die Tokoder Grube, Eigenthum des Graner Seminars, ist über 2½ Millionen Quadratmeter groß und wird seit 1839 ausgebeutet; die Qualität seiner Kohle ist die beste im ganzen Braunkohlenbezirk. An mehreren Stellen ist man schon zu einer Tiefe von 400 Meter gelangt. Die Dorogher Grube, mit fünf Stollen, gehört dem Graner Erzkapitel. Die Pächter arbeiten da schon seit 1850 und fördern auf einem Flächenraum von 1½ Millionen Quadratmeter jährlich ungefähr 800.000 Metercentner Braunkohle. Kürzlich wurde im Dorogher Grubenbezirk eine besondere Arbeitercolonie für 500 Familien von Kohlenarbeitern ins Leben gerufen. Das Bajóth-Szarkáser Kohlenflötz gehört dem Graner Erzbisthum; sein Gebiet beträgt an 1½ Millionen Quadratmeter, mit einem jährlichen Ergebniß von 100.000 Metercentner Steinkohle; die Ausbeutung datirt vom Jahre 1840. Die Sárisáper Grube wurde im Jahre 1812 nach einem Plane französischer Geologen erschlossen. Die Csolnok-Mogyoróser Grube gehört dem Religionsfond und fördert auf einem Gebiet von fast 4 Millionen Quadratmeter jährlich nahe an 1½ Millionen Metercentner Kohle; sie ist seit dem Jahre 1817 in Betrieb. Die Annavölgyer Grube zieht sich in der Gemarkung der Gemeinde Sárisáp, südlich von Tokod entlang. Doch fanden sich außerdem noch reiche Kohlenflötze in der Gemarkung der Stadt Gran, in der Gemeinde Dorogh, ziemlich weit von den im Betrieb stehenden Gruben, dann bei Uny, Kirva, Csolnok, Dágh, Sárisáp, Nagy-Sáp, Bajna, Lábatlan u. s. w., kurz in allen Theilen des ungeheuren Steinkohlenreviers. Unreife Steinkohlenschichten gibt es in Kis-Keserüs bei Dömös, ja selbst in der Párkányer Gegend, am linken Donau-Ufer, wurde Steinkohle gefunden. Nach der Berechnung des Geologen Hantken, der sich am gründlichsten mit der geologischen Formation des Grubenreviers im Graner Comitate beschäftigt hat, sind da noch weit über 400 Millionen Metercentner Steinkohle zu gewinnen.

Die Brennereien zu Bátorkeß und Kenyérmezö, sowie die Graner Weichselholzfabrik beschäftigen gleichfalls zahlreiche Arbeiter. Mit dem Aufschwung der Fabriksindustrie steht

der Rückgang des Kleingewerbes in Verbindung; manche Gewerbe, wie das der Tuchmacher, ist sogar ganz eingegangen. Ebenso ist die Fischerei von Gran jetzt fast nur noch ein Fischhandel zu nennen, und auch die alte Mühlenindustrie hat ihre Wichtigkeit verloren.

Das Volk von Gran und die magyarische Bevölkerung der nahen Dörfer sind kräftig, gesund, fleißig und nüchtern, aber nicht geschäftsgewandt genug. Die Einwohner der Uferorte sind schon seit Jahrhunderten Schiffsleute, sie verlassen im Frühjahr den häuslichen Herd, verdingen sich auf Schleppschiffe oder als Kohlenfrachter und kehren erst zu Winters Anfang wieder heim. Ihre schönsten Lieder schwärmen blos von der Donau.

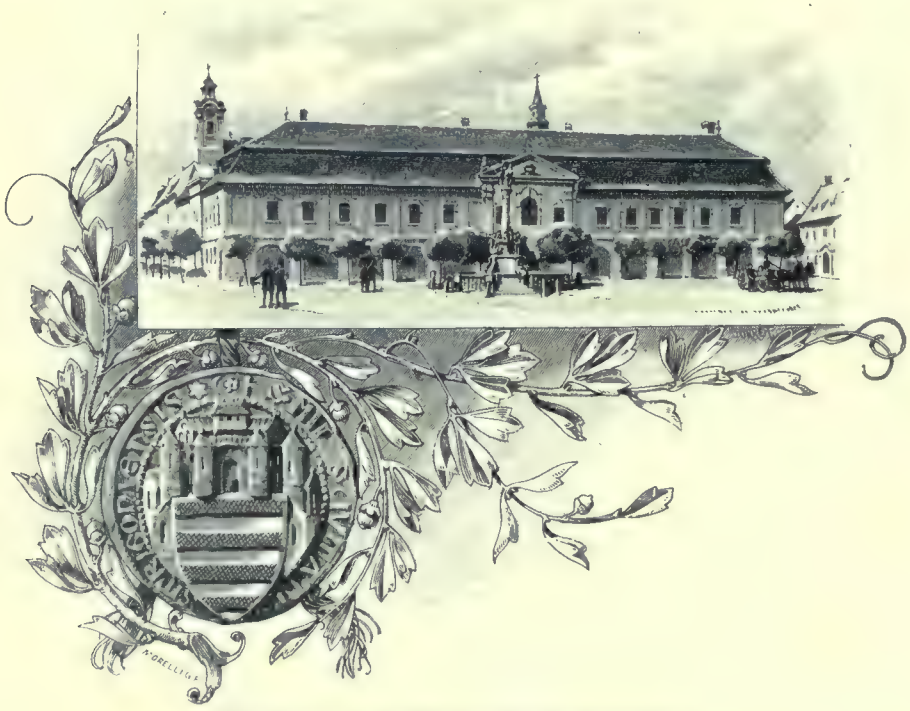
An den Graner und Dömöser Ufern wimmelt es von Wassergeflügel, besonders von Wildenten, Meerschwalben und Möven, aber auch von Fischottern. In den Eichen- und Buchen-Waldungen von Szentlélek, Dömös und Gran, etwa 200 Quadratkilometer, finden sich recht zahlreich Wildschwein und Reh, Fuchs, Dachs, Wildkatze, Igel, mitunter auch der Hirsch, von der Vogelwelt aber, neben den gemeinen Arten, Schnepfe, Wachtel, Rebhuhn, Thurmfalke, Geier und Adler. Das Graner Jagdrevier ist also eines der dankbareren.

Die anmuthigste Lage unter den Ortschaften der Graner Gegend hat Dömös, wo König Béla I. so unglücklich um das Leben kam und eine berühmte, durch den königlichen Prinzen Álmos gestiftete Propstei bestand. Die alte, romanische Kirche der Dömöser Propstei wurde durch die Türken zerstört. Der schönste Aussichtsberg von Dömös ist der im Pilisgebirge 700 Meter hoch aufragende Dobogó-Kö. Nördlich stürzt von seinem Gipfel eine senkrechte Wand ab und vom Rande dieses Abgrundes überblickt man weithin die Krümmungen der Donau. Allein man erblickt auch gegen Nordwest die Galgóczer Berge, östlich von diesen den Zobor-Berg bei Neutra, weiterhin den Ptácsnik und diesseits derselben das ganze kleine ungarische Alföld. Nördlich, über den Gipfel des Prépost-Berges weg, sieht man über dem zwischen dem Börzsönyer Berg und dem Hideg-Berg liegenden Sattel den bei Schemnitz aufragenden Szittnya. Im Nordnordosten erhebt sich, hinter Diós-Jenö, der bei Altsohl befindliche Pojana, im Nordosten der Karancs, noch weiter die Bujáker und Szandaer Berge. Gegen Ostnordost steht die Mátra vor uns, weiterhin der Bükk, und diesseits dieser Gebirge dehnt sich ein großer Theil des großen ungarischen Alföld. Die Aussicht vom Dobogó-Kö ist eine der großartigsten im Lande.

Die Ortschaft Nagy-Bény rühmt sich eines Denkmals der Árpádenzeit, nämlich einer 1217 erbauten Kirche, die den Tataren und Türkenstürmen nicht zum Opfer fiel. Diese altungarische Kirche zeigt den romanischen Stil und wurde in den Sechziger-Jahren durch Primas Scitovszky wieder hergestellt. Noch älter als die Kirche zu Bény sind jene hohen Erdwälle, welche die Eisenbahn durchschneidet; sie gelten dem Volke als römische Erdwerke. Ein römisches Castrum war die Ortschaft Nyerges Ujfalu, wo auf einem Hügel auch Rákóczy ein Fort erbaute. In der Kurutzenzeit schmolz die Bevölkerung des Dorfes so zusammen,

daß es mit deutſchen Coloniſten bevölkert werden mußte. Szent-Kereßt hieß einſt Péli-Föld und gehörte erſt den Johannitern, dann den Paulinern. Die Trümmer eines Paulinerkloſters findet man noch in Szent-Lélek, einer in maleriſchem Thalkeſſel gelegenen Ortſchaft. Die Ortſchaft Nána wurde durch König Géza II. dem Graner Kapitel verliehen. Zwiſchen den ſlovakiſchen Dörfchen Keßtölcz und Csév dehnt ſich das ſogenannte Tatárszállás (Tatarenherberge) hin, wo 1242 die Tataren die zur Belagerung von Gran erforderlichen Maſchinen gebaut haben ſollen. Die Magyaren wurden damals ausgerottet und an ihrer Stelle erſchienen dann Slovaken.

Nahe dem Donau-Ufer, in der Gemarkung von Pilis-Maróth, ſtehen ſieben große Eichen, welche das Volk die Dobozi-Bäume nennt. Nach der im Volke lebenden Überlieferung iſt dies die Stelle, wo das Pferd Michael Dobozi's zuſammenſtürzte, als er, ſein Weib neben ſich im Sattel, dieſes durch verzweifelte Flucht den türkiſchen Verfolgern entreißen wollte. Als das Roß nicht weiter konnte, ſtanden ſie ohne Möglichkeit der Rettung da und Dobozi ſtieß den Stahl in die Bruſt ſeines Weibes, worauf er ſich gegen die Türken wandte und im ungleichen Kampfe den Heldentod fand. Manche Sage und Legende dieſer Art hat der Volksmund in Gran und Umgebung lebendig erhalten.



Rathhaus zu Gran und das kleine Stadtſiegel vom Jahre 1389.

Der Velenczeer See.

Das Weißenburger Comitat.

Das Weißenburger Comitat (Fejérmegye), eines der reichſten des Landes, iſt im Norden von dem Komorner, im Weſten von dem Veßprémer, im Nordoſten und Oſten von dem Peſter Comitat begrenzt.

Sein oberer weſtlicher Theil iſt von den öſtlichen Ausläufern des Bakonygebirges, ſein nördlicher Theil von den ſüdlichen Abhängen des Vértesgebirges bedeckt. Dieſe beiden Berggruppen ſind durch das Moórer Thal von einander geſchieden, das die Ujßönyer Hochfläche mit der Sárrét-Ebene verbindet. Die höchſten Punkte in den öſtlichen Ausläufern des Bakonygebirges ſind der Sárberekhegy (336 Meter), der Somhegy (348 Meter) und der Baglyas (362 Meter), ſämmtlich zwiſchen Inota, Csór und Csurgó gelegen, gleichſam die hochragenden Schlußpunkte des Bakony. Zu ihren Füßen lagern ſich das Sárrét und der flachere untere Theil des Weißenburger Comitats, der mit den ebenen Niederungen des Veßprémer Comitats zu einem Ganzen verſchmilzt. Auf dieſer Ebene kommen zwar im weſtlichen Theile des Sárrét wellige Bodenerhebungen von geringerem Belange bis zu 120 und 140 Meter vor, über dieſes Niveau jedoch ſteigen nur die Füleer Kuppe (232 Meter) und die Felsö-Somlyó Pußtaer Kuppe (220 Meter) bei Füle und Szabad-Battyán empor.

Der Vértes hingegen, der zwiſchen den Comitaten Weißenburg und Komorn nicht nur als Grenze, ſondern auch als Waſſerſcheide dient, zieht als hochragendes Gratgebirge den Nordrand des Comitats entlang und ſetzt ſich einerſeits in hohen, bis an die Donau hinſtreichenden Ausläufern, andererſeits, durch geringere Flächen unterbrochen, faſt in dem ganzen nördlich von Stuhlweißenburg gelegenen Theile des Comitats fort. Der höchſte

Punkt, zu dem sich der Vértes im Weißenburger Comitate erhebt, ist der Csókahegy (479 Meter) bei Moór; dieser ist mit der 345 Meter hohen, über Csákvár aufsteigenden Kuppe, dann mit dem 390 Meter hohen Vásárhegy bei Kozma, dem 335 Meter hohen Szárer Berg, dem auf der Comitatsgrenze stehenden, 360 Meter hohen Gallaer Berg und dem 449 Meter hohen Somlyóvárer Berg durch ein schönes System hochragender Gebirgsgrate verbunden, deren Gipfel nicht spitz, sondern gerundet erscheinen und die durch zahlreiche anmuthige, gewundene Thäler durchschnitten sind, ohne doch durch diese in ihrem einheitlichen Charakter gestört zu sein.

Aus diesem den nördlichen Theil des Comitats umgürtenden Gebirge wölben sich noch nach Süden, zerstreut und abgerissen, einzelne Kuppen hervor, von denen jedoch nur der Meleghegy bei Sukoró, mit 352 Meter, eine beträchtlichere Höhe erreicht, während die übrigen 200 bis 250 Meter nicht übersteigen. Das nördliche Gürtelgebirge des Comitats wird von umfangreichen, schöngeformten Hügeln abgelöst, die dem nördlichen und östlichen Theile des Comitats, also zwei Dritteln desselben einen wellenförmigen Typus verleihen. Nur der ganze südliche Theil des Sárvizgeländes ist von flacher Beschaffenheit und bildet mit dem ebenen Theile der Nachbarcomitate Veßprém und Tolna ein Ganzes. Doch hat selbst dieser ebene Theil noch eine verhältnißmäßig hohe Lage: Stuhlweißenburg liegt 111 Meter und der tiefste Punkt der Sárrét-Ebene 92 Meter hoch über dem Meere, das Donaugelände aber, mit Ausnahme der immer wieder aufspringenden höheren Kuppen, überragt fast durchweg in der Höhe eines Festungswalles den mächtigen Strom, der sich unterhalb dahinwälzt. Diesem Umstande verdankt es das Comitat, dessen Ostgrenze doch auf eine Strecke von 100 Kilometer durch die Donau gebildet wird, daß sein weites, durch die Natur geschütztes Gebiet vom Strom nur an wenigen Stellen geschädigt werden kann; andererseits freilich sind zum Theil die hohen Uferränder und die mitunter erschwerte Zugänglichkeit des Stromes schuld daran, daß dieser unvergleichliche Wasserschatz weder für die Landwirthschaft noch für den Verkehr verwerthet ist, so daß die Wichtigkeit dieses Stromabschnittes sich im Allgemeinen nicht über das Niveau einer localen Bedeutung erheben kann.

Außer der grenzbildenden Donau besitzt das Comitatsgebiet auch einige regulirte Kanäle, welche sämmtlich in südlicher und südöstlicher Richtung verlaufen. Der das Comitat durchschneidende Lauf des Sárrét bildet das große Becken, welches alles Gewässer an sich zieht und der Donau zuführt. Unter seinen Kanälen seien erwähnt: der Vaáler Kanal, der sich oberhalb Adonys in die Donau ergießt, der Kaiser- oder Pátkaer Kanal, der die Gewässer der Fornisbach-Niederung und des trockengelegten Pátkaer See's in den Velenczeer See ableitet, dann jenes größer angelegte Kanalnetz, das durch Entwässerung des Sárrétgeländes nahe an 100.000 Joch Boden für die systematische Landwirthschaft

gesichert hat und nicht nur zu den umfassendsten, sondern auch zu den ältesten Regulirungsarbeiten des Landes gehört. Dieses Kanalnetz, das sogenannte Sárviznetz, besteht zum Theil aus natürlichen, aber regulirten Bächen, größtentheils jedoch aus künstlich angelegten Kanälen. Es beginnt mit dem von den Bächen des Bakony- und Vértesgebirges gespeisten Moórer Kanal, der im Moórer Thale nach Südost zieht, mehrere künstlich angelegte Kanäle aufnimmt, unterhalb Stuhlweißenburg auch noch den vom Bakonygebirge herabkommenden und eine Strecke weit parallel mit ihm verlaufenden Gaja-Bach als Zuwachs erhält, um sich dann mit dem im Veßprémer Comitat beginnenden großen Kanal zu vereinigen und den das ganze Comitat durchziehenden Palatinal- oder Sárvizkanal zu bilden. Diesem parallel zieht der gleichfalls im Veßprémer Comitat entspringende Séd-Bach, unterhalb Mühlkanal (Malomcsatorna) genannt, bis Czecze, wo er sich in den Sárvizkanal ergießt, der dann bei Simontornya mit dem Sió-Kapos-kanal vereint weiter unten in die Donau mündet.

Alle diese Gewässer haben einen regelmäßigen Lauf und verursachen kaum irgendwelche Schäden; nur im Vorfrühling überfluthen sie die tiefer gelegenen Theile des großen Sárrét unterhalb Stuhlweißenburg, da aber das Wasser bald wieder abläuft, schaden sie auch hier nicht, sondern tragen vielmehr zur Üppigkeit des Heuwuchses bei und ermöglichen auf den durch Schlamm gedüngten Flächen eine sehr ergiebige Gartencultur. Von diesem durch die Natur gewährten Nutzen abgesehen, bieten alle die regulirten Wasserläufe keinen anderen wirthschaftlichen Vortheil dar, als den Wasserschutz der ihnen anliegenden Gebiete. Das durchschnittlich 4 bis 5 Meter breite und 1 Meter tiefe Wasser ist nicht schiffbar; auch zur künstlichen Bewässerung und zur Verwerthung bei industriellen Anlagen, die Stadt Stuhlweißenburg ausgenommen, ist es nicht herangezogen. Diese Wasserkraft wird Alles in Allem zum Betrieb einiger Wassermühlen benützt, aber auch diese Mühlen verlieren immer mehr an Bedeutung und werden kaum für die Deckung des localen Bedarfes in Anspruch genommen.

Größere Seen, den von Velencze ausgenommen, besitzt das Comitat nicht. Einst waren auch der Csákvárer (Fornaer) und der Pátkaer See namhafte stehende Gewässer und der letztere sogar noch in den Sechziger Jahren wegen seiner ungemein schmackhaften Fische bemerkenswerth; seither sind sie jedoch entwässert und sammt dem Ágotaer See der Cultur unterworfen worden. Außerdem sind noch der Weißenburger Salzsee und der Lóker See zu erwähnen, allein auch diese zeigen mehr den Charakter von bedeutenderen Sümpfen, die höchstens durch etwas Rohrwuchs nutzbar werden und zeitweilig ganz versiegen. Hingegen gehört der Velenczeer See zu den größeren Seen Ungarns, er bedeckt etwa 12 Quadratkilometer mit beständigem Wasser, das in seinem westlichen Theile bei Pákozd und Sukoró stellenweise 4 bis 5 Meter tief, im östlichen Theile aber seicht

und mit sehr schönem, ertragsreichem Röhricht bedeckt ist. Der Fischfang ist kaum in Anschlag zu bringen, desto größer jedoch der Reichthum an mannigfaltigem Wasserwild. Dies ist vielleicht der Grund, warum die anrainenden Grundbesitzer, die sich einer so unvergleichlichen und hochergiebigen Wasserjagd erfreuen, keine Maßregeln zur Entwässerung des Teiches ergreifen; sie begnügen sich mit der edlen Annehmlichkeit des Waidwerks und dem schätzbaren, wenngleich verhältnißmäßig doch geringen Einkommen, das sich aus dem Rohr ergibt. Das überschüssige Wasser des See's fließt in den Palatinalkanal, der, wie überhaupt für alle Gewässer des Comitats, auch für diesen See die Abfluß- und dereinstige Ableitungsrichtung angibt.

Auch einige Mineralwässer hat das Comitat aufzuweisen. Das Alaper Bitterwasser gehört zu den vortrefflichsten Heilquellen, seine Wirkung ist milder als die anderer derartiger Quellen und dies sichert ihm eine günstige Zukunft; doch beginnt es erst in neuerer Zeit weitere Verbreitung zu gewinnen. Die Magnesiumquelle von Bodajk ist eine der ältesten verwertheten Heilquellen des Landes und in anmuthiger, von Naturschönheiten umgebener Gegend gelegen, doch fehlt es noch immer an Unternehmungsgeist, um ihr zu größerer Bedeutung zu verhelfen. Zu allgemeiner Beliebtheit ist neuerdings der alkalische, kohlensäurereiche Mohaer Sauerbrunnen gelangt.

Die klimatischen Verhältnisse des Comitats unterscheiden sich kaum von den Eigenschaften der Hochflächen jenseits der Donau. Der nördliche und westliche Theil des Comitats sind etwas kühler, während die den unteren Theil bildende Ebene mehr den Charakter und das wärmere Klima des Alföld aufweist; immerhin ist der Unterschied zwischen beiden Theilen gering. Die Temperatur beträgt im Mittel 8 bis 9 Grad Celsius, die mittlere Temperatur im Winter +1 Grad, im Sommer + 20, der Unterschied also 19 Grad Celsius. Der Niederschlag ist verhältnißmäßig gering, nur 600 Millimeter, die landwirthschaftlichen Verhältnisse aber trotzdem auffallend günstig. Dies hat seinen Grund, nebst dem Charakter und der Fachtüchtigkeit der Bevölkerung, wovon weiterhin noch eingehend die Rede sein soll, vor Allem darin, daß die Temperaturverhältnisse nicht zu Extremen neigen, sondern einen constanten Charakter zeigen. Jähe Übergänge und Änderungen kommen selten vor, was wohl den orographischen Eigenthümlichkeiten des Comitats zuzuschreiben ist. Schutz gegen die westlichen und nördlichen Winde und gegen die Kälte bieten nicht nur die den Nordrand des Comitats umziehenden Gebirge, sondern auch die wellige, hügelige Bodengestalt, die, mit Ausnahme des untersten Theiles, das ganze Comitat charakterisirt und auf dem ganzen Comitatsgebiet die Veränderungen von Wärme und Kälte, von Windrichtungen und Niederschlägen gleichsam symmetrisch vertheilt. Dazu kommt noch die unvergleichliche Güte des Bodens. In den Gebirgen finden sich wohl Kalkgestein und Granit, aus dem stellenweise Trachyt hervorbricht,

doch ist der unfruchtbare Theil verhältnißmäßig sehr gering, die hie und da an die Oberfläche tretenden Felsen sind mit ziemlich fruchtbarem Löß umkleidet, die Hügel bestehen aus fruchtbarem Thon, die Senkungen und Thäler aber sind mit Dammerde bedeckt. Es gibt wohl auch Sandstrecken, doch nur sehr vereinzelt in einigen Theilen des Vértes und als größere Fläche in einem Theile der unterhalb Stuhlweißenburg gelegenen Ebene, sowie in der Nähe der Donau, doch haben diese abgegrenzten Sandbezirke nicht den Charakter von Flugsand, sie schaden den sie umgebenden Hügeln und fruchtbaren Gebieten nicht, ja der schwarze Sand in einigen Gemeindebezirken der unteren Comitattheile gehört zu den besten Gattungen von Getreideboden. Selbst die kiesigen Strecken, welche einige Gemeinden im westlichen Theile des Comitats aufweisen — so Csór und Inota am Fuße des Bakony, Csákberény, Orond, Zámoly am Fuße des Vértes — haben eine dünne Humusschichte und geben Ernten, deren Quantität zwar gering, deren Qualität jedoch, namentlich was Weizen betrifft, vorzüglich ist.

Eine eigenthümliche Mischung von Dammerde kommt in einigen Senkungen des Sárrét vor. Der schwarze Humus ist da mit winzigen Schnecken erfüllt, die im Verwittern durch ihren Kalkgehalt die Ertragsfähigkeit des Bodens außerordentlich steigern. Viele halten sie für vorsintfluthliche Überreste; doch stellen die wohlerhaltenen Schneckenhäuser und namentlich die verhältnißmäßig sehr zahlreich vorkommenden lebenden Muscheln es außer Zweifel, daß diese primitiven Wesen des Thierreichs Producte des feuchten Bodens, der Verschlammung und der Überfluthungen sind.

Der im Allgemeinen überall sehr fruchtbare Boden, von größtentheils überaus glücklicher Mischung, zeigt in seinen nicht kühnen, vielmehr sanft geschwungenen Hügelbildungen das Bild anmuthiger Mannigfaltigkeit. In seinen weitgedehnten Wellenthälern ruht der volle Reichthum der Natur und die Höhen bieten genußreiche Umschau, nicht auf packende Gegensätze der Natur, sondern auf ihr ununterbrochenes Nacheinander und die dennoch reiche Abwechselung innerhalb desselben, mit bunt aufeinander folgenden üppigen Äckern, lachenden Wiesenflächen, grünen Feldern, dunkelnder Waldung und systematischen Baumpflanzungen. Im Anschauen dieser Landschaft empfindet man jenes ruhige Vergnügen, das nur eine gutmüthige Natur hervorbringt; auf jedem einzelnen Punkte der fesselnden Rundschau weilt das Auge mit stiller Lust und fühlt sich doch wieder weiter verlockt, bis hinaus an den Gesichtskreis, wo dieses und jenes schmucke Dorf und manches gefällig blühende Gehöft die Aufmerksamkeit auf sich lenkt.

Der vielgestaltige Reichthum des Bodens spiegelt sich auch in der reichen Mannigfaltigkeit seiner Lebewelt. Nicht nur sämmtliche landwirthschaftliche Producte des Landes, Körner- wie Hackfrüchte, lohnen hier die Cultur durch reichlichsten Ertrag, sondern auch die frei sprießende Pflanzenwelt — die Gebirgs- und Wasserpflanzen nicht ausgenommen

— erfreut das Auge mit so zahlreichen Gattungen, daß die Flora des Weißenburger Comitats als außerordentlich reich bezeichnet werden muß. Die Tanne kommt nur ausnahmsweise und künstlich gezogen vor, auch ist ihr Holz wegen der Breite ihrer Ringe mürb und nicht recht verwendbar; desto werthvoller aber sind die Buchen- und die schönen Eichenwälder, welche die vorherrschenden Bestände in den Waldungen des Comitats ausmachen. In den südlichen und sandigen Gegenden des Comitats kommt die Weide nebst anderen weichen Hölzern in größeren Mengen vor, sie werden aber auch hier immer mehr durch Akazienbestände verdrängt.

Auch im Kreise des Thierreiches sind nicht nur die allgemeinen Bedingungen zur erfolgreichen Züchtung der landwirthschaftlichen Nutzthiere vorhanden, sondern auch der Wildbestand ist reich und mannigfaltig; bei geringer Wartung ist die Jagd nicht blos unterhaltend, sie wird zugleich nutzbringend. Besonders reich ist das Comitat an Federwild, so können sich mit ihm an Menge der Wachteln nur die südlichen Theile von Temes, an Waldschnepfen nur Kroatien, Zala und Somogy, an Rebhühnern nur die westlichen Grenzcomitate messen. Von größerem Wild kommen in den gebirgigen Gegenden das Wildschwein und Reh zahlreich, der Hirsch in ganzen Rudeln vor, und nicht nur die Zahl der Exemplare, sondern auch ihre Stattlichkeit, so namentlich bei den Hirschen die starken, massiven, mit großen Sprossen versehenen Geweihe, verleihen dem Wildstand des Comitats hohen Werth. Nur die Fische sind übel daran; für künstliche Fischzucht sind kaum die Vorbedingungen vorhanden, ihre natürliche Zucht aber hat, seitdem einzelne Seen entwässert sind, fast ganz aufgehört.

Die heutige Bevölkerung des Weißenburger Comitats ist zum größten Theile ungarischer Zunge. Von jenen alten Völkerschaften, welche Pannonien vor der Einwanderung des magyarischen Elements bewohnten, konnte hier kaum etwas erhalten bleiben. Zu Ende des IX. Jahrhunderts, als Árpád mit seinen Völkern eindrang, ließ er selbst sich im Weißenburger Comitate nieder, das er für sein eigenes Geschlecht in Besitz nahm. Später machten sich da Petschenegen ansäßig, besonders im südlichen Theile des Comitats, und zu Ende des XIII. Jahrhunderts jener Theil des kumanischen Volkes, der nicht in dichter Masse, sondern wie in mehreren Theilen des Landes, auch hier sporadisch angesiedelt wurde. Die Türkenherrschaft versprengte die mittelalterliche, magyarische Bevölkerung des Comitats und rottete sie dermaßen aus, daß vom alten Magyarenthum nur noch Bruchstücke übrig blieben. Aus diesen überlebenden Elementen, die sich einestheils durch übersiedelte Magyaren aus den westlichen und oberungarischen Comitaten, andrerseits durch fremdsprachige Volkssplitter vermehrten, entwickelte sich das neue Magyarenthum, das die jetzige Einwohnerschaft des Comitats bildet. Und bei alledem hat dieses Volk seine alte Eigenart und insbesondere die Urwüchsigkeit und Reinheit seiner Sprache bewahrt, die sich von der

gewöhnlichen Literatursprache zumeist nur durch die Erweichung oder Verhärtung gewisser Laute unterscheidet.

Außer diesem rein magyarischen Schlage, der nicht nur den Kern, sondern die große Mehrheit der Comitatsbevölkerung, nämlich etwa 190.000 von 221.000 Seelen, ausmacht, wurden nach Abschüttlung des türkischen Joches meist niederösterreichische Deutsche und Oberländer Slovaken in einzelnen westlichen Gemeinden des Comitats angesiedelt, während einige Ortschaften an der Donau und auch Stuhlweißenburg Serben aufnahmen. Gegenwärtig leben da etwa 26.000 Deutsche, die meist den niederösterreichischen Dialect sprechen, aber blos 2700 Slovaken und 2100 Serben. Auch diese haben sich übrigens die ungarische Sprache schon angeeignet. Die Serben von Stuhlweißenburg verstehen gar nicht mehr Serbisch und lassen nicht einmal durch Sitten und Tracht erkennen, daß sie verschmolzenes Fremdvolk sind.

Die Volkstracht zeigt in den einzelnen Theilen des Comitats wesentliche Verschiedenheiten. Vor Allem weicht die Tracht der größtentheils ackerbautreibenden unteren Volksclasse in Stuhlweißenburg von der der Bevölkerung im übrigen Comitat ab. Die Männer tragen bis an die Knie reichende, am unteren Theil des Schaftes gefältelte, wohlgewichste Stiefel mit sehr hohen Absätzen und abgerundeter Spitze, ungarische Hosen von weitem Schnitt, unverschnürte Dolmánys und Westen, an Feiertagen seidene Westen mit großen Silberknöpfen von venetianisch durchbrochener Arbeit, dazu hohe, oben breit ausgeschweifte, unten rund aufgekrämpte Hüte mit aufgeworfenem Seidenstrich. Die Frauen haben nicht allzu kurze Stoff- oder Seidenröcke und bis an die Taille reichende, vorne offenstehende Tuch- oder Stoffjacken; sie lieben es durch die Menge der übereinander gezogenen Röcke zu prunken und so manche Frau hat deren fünfzehn gleichzeitig am Leibe. „Párta" (Jungfernkranz) und Haube sind unbekannt; die Frauen binden sich zur Festtracht farbige, die bejahrteren schwarze Seidentücher um den Kopf, während die Mädchen im Sommer und Winter barhaupt gehen.

Die Volkstracht auf dem flachen Lande unterscheidet sich von der in Stuhlweißenburg darin, daß die Stiefel der Männer kürzer, am Schafte gefältelt und an den Absätzen mit Hufeisen beschlagen, die Dolmánys und nicht selten auch die Westen verschnürt sind und als Kopfbedeckung ein Rundhut mit schmaler Krämpe dient, die Frauen aber keine solche Verschwendung an Röcken treiben. Die Tracht der Deutschen und Serben unterscheidet sich von der magyarischen nur durch breitere Krämpen ihrer Hüte. Das Volk kleidet sich im Allgemeinen nett und reinlich, ja sogar mit auffallender Wohlhäbigkeit; einen blauen oder grauen Tuchanzug, eine „Bunda" (Schafpelz) oder wenigstens einen Szür (Lodenmantel) besitzt jeder irgend bessere Mensch. Im Winter trägt man an Wochentagen pelzgefütterte Lederkleider und im Allgemeinen statt des Hutes eine rauhe Fellmütze,

die Deutſchen an Feiertagen pelzbeſetzte Sammtmützen. Längs der Donau ſieht man häufig Hüte mit breiteren Krämpen und bis unter das Knie reichende, mit Flachknöpfen geſchmückte Pantalons.

In neuerer Zeit gehen nachgerade auch in der Volkstracht große Veränderungen vor ſich; die unterſcheidenden Zeichen der verſchiedenen Trachten verwiſchen ſich immer mehr; die Bunda, die früher im Sommer und Winter — und zwar im Sommer mit der Pelzſeite nach außen — getragen wurde, hört nach und nach auf, das Sinnbild der anſtändigen Wohlhabenheit zu ſein und wird nur noch gegen die Winterkälte umgenommen. Überhaupt ſind die Leute ſehr geneigt, mit der Volkstracht zu brechen und ſich zur allgemeinen bürgerlichen Kleidung zu bekehren. Vermögende Leute wollen jetzt nicht mehr mit glänzenden Stiefeln, verſchnürten Dolmánys und Silberknöpfen an den Weſten prunken, vielmehr beginnt der weſteuropäiſche Schnitt in der männlichen Kleidung auch auf dem flachen Lande vorzuherrſchen.

Wie die Tracht, iſt auch die Nahrung der Leute im Weißenburger Comitat gediegen, dabei ihre Lebensweiſe vernünftig und ſyſtematiſch. Die Wohnung iſt rein und nett, der Hausrath einfach, aber zweckmäßig. Ein rein gehaltenes, mit vielen Federkiſſen, ſauberen Überzügen und einer blanken Decke verſehenes Bett, ein harthölzerner Schubladentiſch mit ebenſolchen Seſſeln, längs der Wand eine Bank mit Lehne, darüber ein langgeſtrecktes Schüſſelbrett, ein Schubladenſchrank oder „Almarium“ (Hängekaſten) und eine „Tulpentruhe“, dazu die Uhr und etliche Bilder, ein Spiegel, Vorhänge, auf dem Schubladenſchrank eine Decke und ein paar Ziergläſer, dann noch ein Rosmarin- oder Muskatſtock, das iſt ſelbſt in der ſchlichteſten Stube vorhanden, ſowie ſelbſt die einfachſte Haushaltung gut mit Tellern, Eßzeug, Kochgeräth und Küchengeſchirr ausgerüſtet iſt. Vom Markte zu leben iſt ſchier ungebräuchlich; Haushalt und Lebensweiſe tragen durchaus den Charakter des Eigenbaues. Von den wichtigſten Lebensmitteln wird der Vorrath für das ganze Jahr angeſchafft. Jedermann beſitzt ſein gemäſtetes Schwein oder mehrere, deren Schmalz, Fleiſch, Speck das Jahr hindurch vorhält. Die Weibsleute ſind fleißig und ordnungsliebend. Bei den landwirthſchaftlich Beſchäftigten, ja ſelbſt den Kleingewerbeleuten bearbeiten die weiblichen Hausgenoſſen den Garten, die Hackfrüchte, zum Theil ſogar den Weingarten. Ihnen liegt es ob, das Syſtem im Haushalt aufrecht zu erhalten. Selbſt der ärmſte Menſch ißt jeden Tag, und ſogar zweimal, warme, gekochte Speiſen, die wohl einfach, aber rein und ſchmackhaft zubereitet ſind. Fleiſch wird, wenn auch nicht jeden Tag, doch ein- oder zweimal die Woche das ganze Jahr hindurch gegeſſen, und in der großen Arbeitszeit, die Ernte hindurch, nährt man ſich reichlicher mit Fleiſch und Speck. Im Allgemeinen darf man ſagen, daß die Ernährungsweiſe beſſer und planmäßiger iſt als in den meiſten Comitaten des Landes.

Stuhlweißenburg.

Dem ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß das Volk des Weißenburger Comitats einen so entschiedenen und folgerichtigen, wenig zu Extremen neigenden, selbstbewußten, aber sanften Charakter hat, sowie daß seine Arbeit ausdauernd und erfolgreich ist. Mit gesundem Menschenverstand wahrt es seine Interessen, doch ist ihm selbstsüchtiger Krämergeist fremd geblieben. Seine nationale Gesinnung ist stark, dabei jedoch schonend, er begegnet dem Fremden mit Zuvorkommenheit. Seiner sanften Gemüthsart entspricht es, daß die Religion und die religiös-sittlichen Gesichtspunkte consequent aufrechterhalten werden; dies macht ihn aber weder fanatisch, noch vorurtheilsvoll, und Andersgläubige finden hier stets Duldung, ja Achtung. Diese Eigenthümlichkeit und Charakterbildung hat übrigens auch geschichtliche Ursachen. Unter der Türkenherrschaft und in der darauffolgenden Zeit hing das Volk größtentheils dem reformirten Bekenntniß an. Im vorigen Jahrhundert wurde die Bekehrung zum römisch-katholischen Glauben in diesem Comitate, wo die großen Domänen die Hauptförderer dieser geistlichen Rückeroberung waren, mit großem Eifer betrieben; auch war ihr Erfolg ein wahrhaft durchgreifender, allein trotzdem blieb, was mehr ist als bloße Duldung gegenüber Andersgläubigen, die Achtung vor jeder religiösen Überzeugung im Gemüthe dieses Volkes unausrottbar festgewurzelt. Gegenwärtig gibt es in dem Comitate etwa 148.000 Römisch-Katholische, 58.000 Evangelisch-Reformirte, 6000 Evangelische A. C., 8000 Juden und etwas über 1000 Griechisch-Nichtunirte.

Die Bevölkerung des Weißenburger Comitates ist im Allgemeinen von fröhlichem Temperament; man singt und reimt gern; bei festlichen Zusammenkünften, auf Hochzeiten, Namensfesten, Kirchtagen werden altgewohnte gleichlautende Gelegenheitscarmina vorgetragen, wogegen keine Neigung herrscht, neue Lieder und Verse zu dichten, vielmehr lieber die Lieder und Verse anderer Gegenden herübergenommen werden. Selbst der guten Laune wird mit einer gewissen systematischen Consequenz Ausdruck verliehen. Neben den gewohnten sonntäglichen Wirthshausvergnügungen kommen kaum irgendwelche Stegreif-Unterhaltungen vor; dagegen erhält sich, auf engere Bekanntenkreise beschränkt, die Feier der Namenstage und des Schweineschlachtens. Herzhafter und allgemeiner wird die Lustbarkeit bei Hochzeiten, am zweiten Tage der Hauptkirchenfeste und bei Kirchweihfesten.

In älterer Zeit wurden besonders die Hochzeiten mit viel fröhlichem Getöse gefeiert, so daß sogar die Obrigkeit sich bewogen fühlte, durch Verbote die Hochzeitsgelage einzuschränken. Die Synoden der reformirten Kirche erließen zahlreiche und sehr ins Einzelne gehende Verfügungen, die auf Eindämmung der hochzeitlichen Lustbarkeiten abzielten. Heute bedarf es dergleichen nicht mehr, aber auch jetzt noch feiert man die Hochzeiten, ohne Unterschied der Confession, nicht nur im ohnehin breiten Kreise der

Verwandtschaft und „magyarischen Schwägerschaft", sondern dehnt den Genuß auch auf die weitschichtige Menge der Bekannten aus.

Die anderweitigen Zusammenkünfte und Unterhaltungen werden immer seltener. Den lustigen Weinlesen hat die verheerende Phylloxera ein Ende gemacht; die einst an bestimmten Winterabenden gebräuchlichen Zusammenkünfte in den Spinnstuben kommen nur noch selten vor, sie sind den Veränderungen im wirthschaftlichen Leben zum Opfer gefallen. Nur beim Kukuruzschleißen ist es noch Sitte, daß ein engerer Bekanntenkreis sich gegenseitig hilft und in heiterer Stimmung das den Schleißern von jeher zukommende bescheidene Abendbrot verzehrt. Statt der einst beliebten Zusammenkünfte dienen jetzt als eigentliche verbindende Klammern des geselligen Lebens die in großer Zahl entstandenen Lesevereine, Volksklubs, bürgerlichen Casinos und ähnliche Vereinigungen, die nicht nur durch zeitweise arrangirte Unterhaltungen auf breitere Volksschichten wirken, sondern auch ständige Brennpunkte der localen Gesellschaft sind, die an solchen Stätten die für den Ort und die Gegend wichtigen sozialen, culturellen, wirthschaftlichen und gar oft auch politischen Fragen zu erörtern pflegt.

Die wichtigsten Fragen sind für sämmtliche Schichten des Volkes die landwirthschaftlichen. Der größte Theil der Comitatsbevölkerung — 76 Procent — beschäftigt sich mit Landwirthschaft, und so ist es natürlich diese, deren Angelegenheiten dem täglichen Leben seine Richtung weisen.

Handel und Gewerbe sind verhältnißmäßig ziemlich gut entwickelt, erlangen aber doch keine besondere Wichtigkeit. Die Nähe der Hauptstadt und die bequeme, rasche Verkehrsverbindung mit Wien bringen es mit sich, daß ein erheblicher Theil der gewerblichen Bedarfsartikel von der Hauptstadt, ja in beträchtlichem Maße von Wien her geliefert wird. Freilich haben gerade diese Verbindungen auch wieder den Einfluß, daß sie das Gewerbe der Provinz auf ein höheres Niveau steigern. In Stuhlweißenburg ist jeder Gewerbezweig durch treffliche, verläßliche, auf der Höhe der Zeit stehende Gewerbetreibende vertreten und auch in einzelnen größeren Ortschaften des flachen Landes, so in Moór und Csákvár, findet sich fast für jeden Gewerbezweig eine tüchtige ausübende Kraft. Über die Linie der localen Bedeutung hinaus können sich indeß alle diese Gewerbebetriebe nicht erheben. Manche Gewerbezweige weisen zwar, je nach der Größe des localen Bedarfes, eine gedeihlichere Entwicklung auf; so die Csismenmacher in Stuhlweißenburg, die auch auf Lager arbeiten und auf den Wochenmärkten mit ihren aufgeschlagenen Zelten förmliche Lager bilden, denen sich noch die Zelte der die Czismen beschlagenden Schlosser anreihen. Allein auch diese Industrie kann, wenn man nicht etwa die für die Armee gelieferten Fußbekleidungen einzelner Gewerbsleute ausnimmt, ebensowenig als das übrige Gewerbe sich über den Bedarfskreis der eigenen Gegend hinaus geltend machen.

Selbst die einst blühende Industrie der Stuhlweißenburger Rohlederverfertiger („Tobaks") ist zusammengeschrumpft; nur die Csákvárer Thonwaarenindustrie, deren allerdings primitive Waare sich durch vortreffliche Qualität empfiehlt, behauptet ihren ständigen Markt in einem großen Theile des Landes, und eine berühmte große Blaudruckfabrik in Stuhlweißenburg vermag mit ihren Erzeugnissen sogar im Auslande durchzudringen. Auch die landwirthschaftliche Industrie ist blos durch zwei Bierbrauereien und einige Spiritusbrennereien vertreten, welche jedoch, im Vergleich mit früher, eher einen Rückgang als einen Fortschritt erkennen lassen.

Ebensowenig ist, im Verhältniß zu seiner einst bestandenen Entwicklung, ein Aufschwung des Handels zu bemerken. Früher hatte der Handel des Comitats drei bedeutende Wegrichtungen: da war der Handel von Budapest südwärts, der sich hauptsächlich der Donau bediente, und dazu kamen die Handels- und Frachtverkehrsstraßen nach Graz und Wien. Jetzt ist all' dies durch die Eisenbahnen ersetzt, welche Stuhlweißenburg zwar berühren, da sie aber keiner Vermittlungspunkte bedürfen, beinahe spurlos das Stadt- und Comitatsgebiet durchschneiden. Bei alledem besitzen Stuhlweißenburg und das Comitat eine handeltreibende Klasse, die sich durch Intelligenz, Vertrauenswürdigkeit und Wohlhabenheit auf der Höhe der Zeit behauptet; sie ist in vollem Maße geeignet und ausreichend, einerseits das locale Bedürfniß zu befriedigen, andererseits aber die zur Verwerthung gelangenden Erzeugnisse des Comitats mit Ausschluß anderweitiger Vermittler direct den Consumtionsplätzen zuzuführen. Diesem Umstande und der günstigen Lage des Comitats ist es zuzuschreiben, daß die Preise der Producte in einem großen Theile des Comitats die hauptstädtischen Preise nicht nur erreichen, sondern zum Theil sogar übersteigen.

Sehr vorgeschritten im Verhältniß zu anderen Landestheilen und noch immer in weiterer Entwicklung begriffen ist ferner die Organisation der Geldinstitute und des Creditwesens. Die Stuhlweißenburger Sparcasse ist eines der ältesten Geldinstitute Ungarns; sie wurde schon im Jahre 1845 gegründet, unmittelbar nachdem zu Anfang der Vierziger-Jahre die Bewegung zur Gründung von Sparcassen begonnen hatte. Seitdem sind sowohl in der Hauptstadt als auch in anderen Ortschaften des Comitats mehrere, einen ansehnlichen Verkehr vermittelnde Sparcassen, Banken, Volksbanken, besonders aber jede gewinnsüchtige Tendenz ausschließende Selbsthilfsvereine entstanden, lauter wirksame Factoren zur Ansammlung von Capital, Hilfsmittel des Wohlstandes und der Vermögenbildung, welche den Wucher beschränken und ein vernünftiges Ausmaß des Creditbedürfnisses, bis in die unteren Volksschichten hinab, zu befriedigen vermögen. Ihnen ist es zum großen Theile zu danken, daß die Bevölkerung des Weißenburger Comitats, die sich fast ausschließlich mit Landwirthschaft befaßt, sich selbst unter schwierigen

Verhältnissen ohne heftigere Erschütterungen auf einer ansehnlichen Linie des materiellen Wohlstandes zu behaupten weiß. Andererseits freilich liegt dies auch daran, daß das Weißenburger Comitat hinsichtlich der landwirthschaftlichen Fachkenntnisse auf einem sehr hohen Niveau steht.

Der systematische Wirthschaftsbetrieb und die Verbreitung von landwirthschaftlichen, sowie anderweitigen Kenntnissen sind dadurch wesentlich gefördert und erleichtert, daß die Bevölkerung in größeren Gemeinden beisammenwohnt; unter den 90 Gemeinden des Comitats gibt es nur 15 mit weniger als 700 Einwohnern, vielmehr entfallen im Durchschnitt 1900 Seelen auf die Gemeinde. Noch günstiger aber für die Verbreitung wirthschaftlicher Fachkenntnisse ist der Umstand, daß das Comitat eine unverhältnißmäßig große Zahl von Herrschaftsgütern aufzuweisen hat, welche, den höheren Anforderungen entsprechend bewirthschaftet, als ebensoviele Musterwirthschaften ein belehrendes Beispiel geben. Die große Anzahl von höher gebildeten Wirthschaftsbeamten, die Menge von ständig angestelltem und gehörig geschultem landwirthschaftlichem Dienstpersonal sind lauter Factoren der Ausbreitung landwirthschaftlicher Fachkenntnisse. Dazu kommt noch, daß das Weißenburger Comitat eine sehr hervorragende Pächterklasse und verhältnißmäßig sehr viele landwirthschaftliche Taglöhner besitzt, was für die rationelle Cultur und einträgliche Nutzbarmachung des Bodens von großem Vortheil ist.

Im ganzen Lande machen die Wirthschaftsbeamten 0·26 Procent, die Dienstleute 14·93 Procent, die Taglöhner 7·93 Procent der landwirthschaftlich Beschäftigten aus, während im Weißenburger Comitat die Verhältnißzahl der Wirthschaftsbeamten 0·60 Procent, die des landwirthschaftlichen Dienstpersonales 30·11 Procent und die der Taglöhner 10·01 Procent beträgt.

Größere Herrschaftsgüter gibt es in allen Theilen des Comitats und außer dem rationellen Ackerbau wird auch eine hochentwickelte Viehzucht betrieben. Früher war die Schafzucht allgemein und hatte an Quantität und Qualität fast keine Concurrenz zu fürchten, sie bildete die Haupterwerbsquelle der Herrschaften. Die Schafzüchtereien befaßten sich im Allgemeinen mit den edleren Racen und die edelsten Exemplare des Merinoschafes wurden zu Tausenden gezüchtet. Man rechnete ein Schaf auf jedes Joch einer wohlinstruirten Herrschaft, doch gab es welche mit noch größerem Schafbestand. Die gesunden Ställe, die fachkundigen Leiter und das wohlgeschulte Dienstpersonal standen nicht nur für Ungarn auf der höchsten Stufe, sondern konnten sich auch mit Allem messen, was derartige Betriebe Frankreichs und Englands boten; dagegen blieben diese Länder an Güte der Zucht und Stärke des Bestandes weit zurück. Jene Schäferklasse, deren einziger Beruf diese Zucht war, hatte sich unter der Leitung ausländischer, namentlich in Deutschland angeworbener Fachleute gebildet und so hoch entwickelt.

Die Schäfer bilden eine ganz besondere Classe des Dienstpersonals und haben auch in ihrer Kleidung manches Unterscheidende. Während die übrigen sich dunkelblau kleiden, tragen sie meistens braune Dolmánys und Westen, dazu Hüte mit breiterer Krämpe und spitzem Deckel. Selbst im Sommer sieht man sie nie ohne den umgehängten weißen Szür, dessen linker Ärmel zugebunden ist. Vorne hängt ihnen am Halse ein Schnappsack aus haarigem Lammfell, darin haben sie ihre Lebensmittel. Im Sommer weilen sie den ganzen Tag auf der Weide, im Winter, mit der Fütterung und um die werfenden Thiere beschäftigt, den ganzen Tag in den Schafställen und Hürden, ohne jede Abwechslung an Fest- und Wochentagen gleichmäßig in Anspruch genommen, so daß sie selbst an den höchsten Feiertagen nicht zur Kirche gehen können. Nur um Michaeli haben sie alljährlich drei Tage Urlaub, während welcher Zeit ihre Arbeit in der Schäferei durch andere landwirthschaftliche Dienstleute besorgt wird. Da strömen sie aus dem ganzen Comitat in Stuhlweißenburg zusammen, lassen sich dort eine besondere Messe lesen und verjubeln ihre drei Tage; wenn sie ihren Dienst wechseln, verdingen sie sich jetzt anderweitig, wenn sie aber auf dem alten Platze bleiben, treten sie dort pünktlich am Abend des dritten Tages wieder an, um sich mit erfrischter Kraft ihrem Berufe hinzugeben.

Der überseeische Wettbewerb und besonders die Vervollkommnung der Maschinen, die auch aus weniger feiner Wolle vollkommenere und gefälligere Gewebe herzustellen vermögen, waren von empfindlicher Rückwirkung auf den Preis der Wolle und zumal der feinen Sorten, und dies brachte auch die Schafzucht in große Bedrängniß. Sie wurde immer mehr eingeschränkt, so daß von den großen Schafzüchtereien nur noch Überreste bestehen, und wenn man sie nicht völlig eingehen läßt, so ist dies nicht ihrer Einträglichkeit, sondern hauptsächlich dem zuzuschreiben, daß das in die kostspieligen Einrichtungen und die Thiere investirte Capital nicht zu Geld gemacht werden kann, andrerseits aber der nur zu diesem Zwecke geeignete kurznarbige Weidegrund blos durch Schafe verwerthbar ist. Allein die Schafzucht verliert fortwährend an Boden. Nach den im Jahre 1881 gemachten Erhebungen belief sich damals die Zahl der Schafe im Comitate noch auf mehr als 457.000 Stück und bedeutete einen Werth von über 4 Millionen Gulden, was nahe an 29 Procent des auf 14½ Millionen geschätzten Viehbestandes ausmachte und, wenn man von den Zugthieren und den zum Haushalte gehörigen Schweinen absieht, den größten Theil der landwirthschaftlichen Nutzthiere darstellte. Seither hat sich die Lage wesentlich geändert; von der Schafzucht geht man zur Hornviehzucht über und wendet der auch sonst blühenden Pferdezucht besondere Aufmerksamkeit zu. Die Pferdezucht hat auf einzelnen Herrschaften eine sehr hohe Stufe erreicht und zeichnet sich nicht blos durch edles, werthvolles Zuchtmaterial, sondern auch durch die gute Dressur der Pferde aus. Im Kreise der kleinen Landwirthe hebt sich diese Zucht erst seit kurzem,

Stuhlweißenburg: Die Cistercienserkirche — Der bischöfliche Palast - Motiv aus dem Schutzengarten — Der Dom - Das Vörösmarty Denkmal.

und hauptsächlich weil die staatlichen Pferdezuchtanstalten dem Gebiete dieses Comitates edlere Hengste zutheilen.

Seitdem die Schafzüchtereien nahe daran sind, ihre Rolle ausgespielt zu haben, äußert sich die Vortrefflichkeit der Landwirthschaften im Weißenburger Comitat nicht durch die Viehzucht. In der Viehzucht verräth sich die höhere Intelligenz der dortigen Landwirthe hauptsächlich dadurch, daß sie ihre Thiere richtig füttern und halten, und die intensivere Wirthschaft äußert sich in der Einstellung und Pflege, wie namentlich auch in der Ernährung derselben. Selbst der kleinste Landwirth ist hinsichtlich dieser Forderungen der rationellen Viehzucht im Reinen. Was den Landwirthschaften im Weißenburger Comitat ihr höheres Niveau gibt, was die höhere Intelligenz bekundet, das ist die zweckmäßige und systematisch gute Cultur der Felder. Auch der einfache Bauer hält einen geordneten Fruchtwechsel ein; er pflügt, bearbeitet, düngt sein Feld gut; er folgt in Allem dem Beispiel der großen Wirthschaften; gleich diesen, nützt er seine Äcker bei systematischer Wechselwirthschaft im höchsten Grade, aber stets mit Schonung der Productionskraft aus. Und was die Weißenburger Landwirthschaften besonders in Vortheil setzt, das ist das gute, fachkundige, seinem Berufe lebende Gesinde. Wechsel der Dienstleute ist selten, auf den größeren Herrschaften fast unbekannt; die meisten landwirthschaftlich Bediensteten verbringen ihr ganzes Leben auf einem Platze, bei einer Aufgabe. Die in den meisten Comitaten gebräuchlichen Verschiebungen kommen hier selten vor. Wo und wie es Einer begonnen, ebendort und ebenso trachtet er auch es zu vollenden. Der Kutscher bleibt Kutscher, der Knecht Knecht; darin liegt der Schlüssel der Thatsache, daß für jede Beschäftigung ihr eigener fachgeübter Mann vorhanden ist.

Dasselbe gilt von den Leitern der Landwirthschaften, den Wirthschaftsbeamten. Auch sie bleiben ständig im Dienste eines Landwirthes auf einer Landwirthschaft. Die Fälle, daß auf einer Herrschaft die Mitglieder der nämlichen Familie durch zwei und mehr Generationen als Wirthschaftsbeamte wirken, sind nicht selten. Dies bringt den großen Vortheil, daß der Wirthschaftsbeamte und seine Familie ihr ganzes Leben gleichsam mit der Wirthschaft verknüpfen, sie kennen den Boden, dessen Eigenschaften, die gesammten Verhältnisse, das Arbeitervolk, was Alles in gesteigertem Maße zur Hebung der Ertragsfähigkeit beiträgt.

Das Weißenburger Comitat gehört zu den ältesten bewohnten Gebieten des Landes. Unsere ersten bestimmten Daten stammen aus der Zeit der Römer, die es am Ende des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt besetzten. Das Comitat gehörte zu Pannonien und war durch zwei Reihen römischer Colonien besiedelt, die es, von Aquincum ausgehend, in südlicher Richtung durchzogen. Eine Zeit lang bildete sein nordwestlicher Strich einen Bestandtheil Ober-Pannoniens, während der östliche Strich zu Unter-Pannonien gehörte;

zu Anfang des dritten Jahrhunderts jedoch wurde das ganze Comitat zu Unter-Pannonien und nach der am Ende des dritten Jahrhunderts erfolgten Zweitheilung desſelben zu Valeria geſchlagen. Die römiſchen Niederlaſſungen bildeten eine Reihe längs der Donau und eine zweite in anderer Anordnung mitten durch das Comitat. Durch den an der Donau gelegenen Strich zog die alte Römerſtraße von Altofen nach Eſſeg hinab, noch jetzt in ihren Überbleibſeln erkennbar und zum großen Theile immer noch als Landſtraße benützt.

Römerfunde ſind auf dem ganzen Comitatsgebiete häufig und bekunden unwiderleglich, daß dasſelbe zu den Gegenden gehörte, wo die römiſche Bevölkerung am dichteſten beiſammen wohnte. Dies iſt übrigens auch durch ſeine Lage an der damaligen Grenze gerechtfertigt, wo ja mit den einbrechenden Völkerſchaften Jahrhunderte lang um Pannoniens Beſitz gekämpft wurde. Im vierten Jahrhundert finden wir hier noch die I. und II. römiſche Legion, als aber Árpád einrückte, war das Comitat ſchon im Beſitze einzelner Volksſtämme von ſlaviſchem Urſprung.

Unter den Königen aus Árpáds Hauſe und ſpäter unter denen aus gemiſchten Häuſern, insbeſondere während Sigismunds Herrſchaft, war das Comitat häufig der Schauplatz von Parteikämpfen, welche ganze Ortſchaften vernichteten; als damaliger Mittelpunkt des Landes ſah es jedoch auf jede Verheerung alsbald die Wiedergeburt folgen, da die Beſitzungen im Comitate ſtets in die Hände der mächtigſten Familien gelangten.

An dem Rande des völligen Unterganges ſah ſich das Comitat erſt nach dem Jahre 1543, als die Türken Stuhlweißenburg eroberten und dann nicht nur die Ortſchaften des Comitatsgebiets zerſtörten, ſondern auch das Comitat als ſolches aufhoben und deſſen Gebiet geviertheilt den vier Sandſchakſchaften des Paſcha's von Ofen — denen von Ofen, Weißenburg, Simontornya und Szegzárd angliederten. Während der nahezu anderthalb Jahrhunderte der Türkenherrſchaft zerſtreute ſich auch ein großer Theil der im Comitat anſäſſigen Grundbeſitzerclaſſe und erſchien nur zeitweiſe in deſſen Bereiche, perſönlich oder in der Perſon eines Vertreters, um von den Leiſtungen der Hörigen ſoviel, als ſich eben eintreiben ließ, in Empfang zu nehmen. Die Bevölkerung des Comitats hatte damals zwei Laſten zu tragen, denn ſie zahlte einerſeits die ihren Grundherren zukommende Steuer, aber ſie hatte auch für die ſyſtemiſirten Leiſtungen an die Sandſchakſchaften aufzukommen. Unter dieſer doppelten Belaſtung und den nebenher laufenden, immer wieder ausbrechenden blutigen Kämpfen und Verheerungen, ſchmolz die Bevölkerung zuſammen, die Ortſchaften ſtanden mit der Zeit unbewohnt da, ja unzählige der ehedem blühendſten Gemeinden verſchwanden völlig. Jene Pußtenbeſitzungen, die jetzt im nördlichen und beſonders im nordweſtlichen Theile des Comitats als einzelnen Gemeinden

zugehörig vorkommen, waren früher lauter schöne Gemeinden. Noch heute sieht man die Trümmer ihrer Häuser und Kirchen und kann aus diesen einen Schluß auf ihren hohen Entwicklungsgrad ziehen; der lange Zeitraum voll Kampf und Leiden zerstörte ihre Häuser und Kirchen, ja er hob ihre Religionsverbände auf, so daß auf dem ganzen Comitatsgebiete nur drei katholische Pfarren bestehen blieben; für viele Gemeinden des so gründlich verheerten Comitats gab es überhaupt keine Auferstehung mehr.

Das Comitat selbst wurde zu Ende des XVII. Jahrhunderts neu errichtet, doch hielt es seine Versammlungen nicht auf dem eigenen Gebiete, sondern in Raab ab, und bei der ersten neueren Session, die auf dem Comitatsgebiete selbst, und zwar in Stuhlweißenburg im Jahre 1692, stattfand, waren blos 52 stimmfähige Edelleute anwesend.

Auf den so arg verwüsteten Trümmern der alten Herrlichkeit reorganisirte sich das Comitat, stellten sich seine Dörfer und Städte wieder her. Nur daß die Erneuerung in dieser neueren Epoche mit weit größeren Schwierigkeiten verknüpft war als in jenen großen alten Zeiten, wo Glanz und Macht des Reiches sich hier als im Mittelpunkte des Ganzen vereinten. Das Comitat wurde mit fremden Elementen besiedelt und diese Bevölkerung führte das große Werk der Neuschöpfung aus eigener Kraft und mit eigenem Fleiße durch, bis die hohe Stufe erreicht war, auf der sich Wohlstand und Cultur heutigen Tages befinden.

Bei der Wiederherstellung wurde das Comitat seiner ganzen Länge nach in der Richtung von Norden nach Süden in drei Bezirke eingetheilt und diese Gliederung blieb bis in die neueste Zeit aufrecht. Gegenwärtig ist es in fünf Verwaltungsbezirke und hinsichtlich der Rechtspflege in fünf bezirksgerichtliche Districte getheilt, die dem Stuhlweißenburger Gerichtshofe zugehören.

In kirchlicher Hinsicht gehören seine 62 katholischen Pfarren zu dem durch Maria Theresia gestifteten Bisthum Stuhlweißenburg, dessen Jurisdiction sich auch auf die meisten Gemeinden der jenseits der Donau gelegenen Theile des Comitats Pest-Pilis-Solt-Kis-Kun erstreckt. Auch das reich dotirte Domkapitel zu Stuhlweißenburg wurde durch die Königin Maria Theresia wieder errichtet. Die evangelischen Gemeinden A. C. gehören zu dem Kirchendistricte jenseits der Donau, von den evangelisch reformirten etwa die Hälfte zum Kirchendistricte jenseits der Donau, die andere Hälfte zum Donaudistricte, die griechisch-nichtunirten Gemeinden aber zum Ofner Bisthum. Außerdem sind eine unitarische Kirche und 11 jüdische Religionsgemeinden vorhanden.

Und fast alle diese Kirchen erhalten auch Elementarschulen, so daß das Weißenburger Comitat hinsichtlich des Volksunterrichtes zu den fortgeschritteneren Comitaten gehört; die Zahl der confessionellen, communalen und staatlichen Volksschulen beträgt 250, die ihrer Lehrer etwa 400. Die Amtssprache des Staates ist auch unter der Bevölkerung

nichtmagyarischer Zunge durchwegs verbreitet und insbesondere ist es die jüngere Generation, die, wenn sie auch nicht vollkommen ungarisch schreiben kann, doch zum mindesten gut ungarisch liest und spricht.

Als Verkehrsstraße des Comitats dient an dessen Ostrande die Donau. Fünf Dampfschiffstationen und sieben Überfuhren bilden dort die bedeutenderen Verkehrspunkte. Das Eisenbahnnetz des Comitats ist noch nicht ausgebaut, doch wird das Gebiet von mehreren Eisenbahnlinien ersten Ranges durchschnitten; die Budapest-Pragerhofer Linie der Südbahn und die Budapest-Fünfkirchener Strecke der Staatseisenbahnen durchziehen von Nord zu Süd beinahe das ganze Comitat, während in nordwestlicher Richtung die Stuhlweißenburg-Uj-Szönyer Linie der Südbahn, in westlicher Richtung die Stuhlweißenburg-Grazer und die den Nordrand des Comitats berührende Budapest-Brucker Linie der Staatsbahnen, indem sie zugleich die das Comitat quer durchschneidende Wegrichtung ergänzen, sämmtlich Verbindungen ersten Ranges sichern. Indeß kann dieses 240 Kilometer betragende Eisenbahnnetz nicht alle Bedürfnisse befriedigen, denn der größte Theil der Comitats entbehrt der Eisenbahnverbindung mit dem Comitatssitz; die Budapest-Fünfkirchener Eisenbahn und die Budapest-Brucker Linie der Staatsbahnen sind auf ihrem Wege durch das Comitat weder mit einander, noch mit dem Hauptorte verbunden. Die Abhilfe dieser Übelstände ist jedoch bereits in Angriff genommen.

Weit vollkommener stellt sich das Straßennetz des Comitats dar. Es besteht aus 135 Kilometer Staats- und nahe an 700 Kilometer Comitatsstraßen; dieses größtentheils ausgebaute und mit Ausnahme von etwa 200 Kilometer auch gut in Stand erhaltene Straßennetz verknüpft die verschiedensten Punkte des Comitats und die Stadt Stuhlweißenburg in den Richtungen der möglichsten Kürze.

Stuhlweißenburg (Székes-Fehérvár) liegt fast in der Mitte der von Nord zu Süd streichenden Längsrichtung des Comitats und im westlichen Drittel der von Ost zu Süd verlaufenden Comitatsbreite. Es ist in einer fruchtbaren Niederung hingelagert; gegen Osten umziehen es Hügel von mäßiger Höhe, unter denen das in nächster Nachbarschaft der Stadt ansteigende Weingebirge (Szölöhegy) und der etwas entferntere Noé-Berg Erwähnung verdienen; auf dem letzteren soll nach der Überlieferung Árpád, als er auf seinem Eroberungszuge die Donau überschritten hatte, sein ständiges Lager errichtet haben. Nach den anderen Richtungen ist die Stadt von Ebenen umgeben, deren höhere Strecken fruchtbare Ackerfelder bilden, während die tiefer gelegenen sich als Wiesen mit reichem Graswuchs und als wohlgepflegtes Gartenland darstellen; nur gegen Südosten hin liegt rohrbewachsenes Sumpfland, der sogenannte Sóstó (Salzsee) und dieser ist mit Sandboden umgeben. In westlicher und nördlicher Richtung, 10 bis 15 Kilometer von der Stadt, erheben sich die blauen Höhen waldbedeckter Bergketten, des Bakony und Vértes,

sie senden erfrischende Luftströme in die Stadt, was die Schwankungen ihres Klimas angenehm ausgleicht und den Aufenthalt daselbst ebenso behaglich als gesund macht. Der Sárvizkanal durchzieht, mit dem Gaja-Flüßchen vereinigt, die Stadt und umfängt mit einem schmäleren Arme die ganze innere Stadt, während eine andere Abzweigung die Palota-Stadt durchschneidet; beide entwässern die tiefer gelegenen Stadttheile und führen zugleich die Schmutzwässer ab. An den belebteren Stellen im Stadtinneren sind diese Kanäle eingewölbt.

Stuhlweißenburg gehört zu den elegantesten Provinzstädten Ungarns. Seine Vorstädte widerspiegeln zwar die einfache Lebensweise einer ackerbautreibenden Bevölkerung, doch sind auch in ihnen neuerdings schöne Straßen und Plätze entstanden; die innere Stadt steht durchaus auf der Höhe der Gegenwart. Die Straßen sind sämmtlich gepflastert und mit Würfel- oder Asphalt-Trottoirs und Alleen versehen; ununterbrochene Häuserzeilen, Gasbeleuchtung, Reihen von Läden mit reichhaltigen Schaufenstern verleihen der inneren Stadt in jeder Hinsicht einen städtischen Charakter.

Zu bedauern ist nur, daß die Stadt beinahe völlig der Denkmale ihrer alten Herrlichkeit entbehrt. Fünfeinhalb Jahrhunderte hindurch haben sich in ihren Mauern zahlreiche wichtige Begebenheiten der Geschichte Ungarns abgespielt. So lange Zeit hindurch war diese Stadt die Zeugin von Lust und Leid einer Nation, aber von all dieser Jahrhunderte hindurch angewachsenen Größe ist kaum ein Stein übrig, um die Nachwelt daran zu erinnern.

Das heutige Stuhlweißenburg ist eine ganz neue Stadt, die seit dem Zusammenbruch der Türkenherrschaft auf der alten Stätte erwachsen, im Laufe der Zeit selbst die Trümmer ihrer Vorgängerin nachgerade aufgezehrt hat. Aus geschichtlichen Aufzeichnungen weiß man zwar, was Alles in der Stadt vorhanden war, wie sie unter den Árpáden und den Königen aus gemischten Häusern ausgesehen, doch ist von den damaligen großen Bauwerken nicht nur nichts erhalten geblieben, sondern von manchen weiß man nicht einmal bestimmt, wo sie gestanden. So bleibt den jetzigen Bewohnern der Stadt nichts übrig, als in Ermangelung sicherer Anhaltspunkte nach den meisten Richtungen hin eine allgemeine Pietät im Herzen zu hegen für das Gedächtniß jener großen Zeiten, deren Geschichte sich an ihre Vaterstadt knüpft.

Über die Entstehung und Benennung Stuhlweißenburgs gehen die Ansichten weit auseinander. Wahrscheinlich ist es, wie ja alle bedeutenderen Punkte des Landes jenseits der Donau, schon in römischer Zeit Colonie gewesen; einige sind der Meinung, es habe an der Stätte des heutigen Stuhlweißenburg die Römerstadt Herculia gestanden. Vielleicht hat noch Árpád seinen Grundstein gelegt, als er den nordwestlichen Theil des Comitats dem Elöd, von dem das Geschlecht der Csák abgeleitet wird, überließ,

Das Rathhaus zu Stuhlweißenburg.

den übrigen Theil des Comitats aber, also Stuhlweißenburg nebst Umgebung, für sein eigenes Haus in Besitz nahm. Ihre eigentliche Größe jedoch verdankte die Stadt dem heiligen Stefan; an seinem Feste wurden hier später die Gerichtstage abgehalten; auch der Reichstag trat früher oft in Stuhlweißenburg zusammen und die Könige von Ungarn wurden zumeist hier gekrönt und bestattet. Der Glanz der Stadt hob sich auch dadurch, daß Stefan der Heilige die Kirche zur heiligen Jungfrau erbauen ließ als Krönungs- und Begräbnißstätte der Könige. Dieser Dom gehörte durch seine Größe, wie durch den verschwenderischen Glanz seiner Ausstattung zu den bedeutendsten in ganz Europa. Er stand unter einem besonderen Propst und dieser war hinsichtlich der dem Dome zustehenden Rechte auch von der bischöflichen Jurisdiction eximirt.

Dem Beispiele Stefans des Heiligen folgten noch andere Könige. Sie umgaben die große Kirche mit Kapellen; die des Prinzen Emerich lag westlich, die Ludwigs des Großen südlich, die des Königs Matthias nördlich der Domkirche, und allesammt waren sie Meisterwerke der Baukunst. Südwestlich vom Dome erhob sich die königliche Burg, als deren Begründer gleichfalls Stefan der Heilige angesehen wird. Und noch andere schmuckreiche Kirchen wurden von einzelnen Königen aufgeführt; so die St. Peterskirche,

wo bei der Krönung die Ritter vom Goldenen Sporne geweiht wurden und zweimal auch die Urtheilsverkündigung in Processen erfolgte; dann die St. Martinskirche, wo der König den Eid ablegte. Außerhalb der Stadt stand die St. Nikolauskirche und vor ihr wölbte sich der Krönungshügel, auf dem der König nach Beendigung der Krönungsceremonie sein Schwert nach den vier Weltgegenden blitzen ließ; wenn kein Krönungshügel errichtet war, wurden die vier Schwerthiebe auf der Höhe des St. Nikolausthurmes gethan.

Das hervorragendste Bauwerk war die königliche Burg selbst. Sie hatte zwei Thore, nach Palota und nach Ofen hin. Geschützt war sie durch breite Wassergräben, sowie durch weitgedehnte Sümpfe, die sich seit der Regulirung der Schlammgewässer in fruchtbare Äcker und Wiesen verwandelt haben.

Durch nahezu drei Jahrhunderte war die Stadt fast unausgesetzt die Residenz der Könige. Karl Robert verlegte seinen Königssitz nach Visegrád, doch blieb Stuhlweißenburg auch weiterhin der königliche Krönungs- und Bestattungsort, sowie die Versammlungsstätte der Krönungs-Reichstage, bis zur Niederlage bei Mohács. Die königliche Burg blieb bestehen, war jedoch, wie es scheint, außer Benützung gesetzt, wenigstens kann man dies aus dem Umstande schließen, daß die Könige später nicht in der Burg, sondern in der Propstei abzusteigen pflegten. Fünfunddreißig Könige und Königinnen haben im Laufe von fünf Jahrhunderten in den Mauern dieser Burg ihre Krönungsfeste, und viele auch ihre Hochzeitsfeste gefeiert; fünfzehn gekrönte Könige — unter ihnen Stefan der Heilige, Koloman, Karl Robert, Ludwig der Große und Matthias — haben durch den Staub ihrer Gebeine den Boden dieser Stadt geheiligt.

Doch die mit dem XVI. Jahrhundert anhebenden inneren Wirren und die türkische Eroberung zerstörten auch diesen Altar der Pietät einer ganzen Nation. Stuhlweißenburg fiel 1543 in die Hände der Türken, die sich hier 145 Jahre lang, bis 1688, zu behaupten wußten. Nachdem das türkische Heer 1593 bei Pákozd und 1601 bei Burg Csókakö geschlagen worden, wurde die Stadt zwar im Jahre 1601 auf ein einziges Jahr zurückgewonnen, doch knüpfen sich an diesen Sieg traurige Erinnerungen, denn bei Gelegenheit dieser Belagerung wurde die Perle Stuhlweißenburgs, die durch Stefan den Heiligen erbaute Kirche zerstört und die königliche Burg durch die Türken in die Luft gesprengt. Die Verwüstung war so ungeheuer, daß auch die übrigen Kirchen spurlos untergingen und von einzelnen bis auf den heutigen Tag nicht einmal der Standort zu ermitteln war. Die Festungsmauern Stuhlweißenburgs wurden nach der Rückeroberung im Jahre 1688 nicht wieder aufgebaut. Nachdem eine königliche Verfügung vom Jahre 1709 den bis dahin aufrechterhaltenen Festungscharakter der Stadt aufgehoben, wurde auch der noch bestehende Theil der Festungsmauern in die umgebenden Sümpfe hinabgestürzt. Nur das Palotaer Thor, eine Mauer an der Nordseite der Festung und ein ebenda befindlicher

ſtumpfer Thurm wurden verſchont. Joſef II. bewilligte die Weiterverwendung des Materials der Feſtungsmauern, worauf die Bürger all das Trümmerwerk als Bauſtoff verwertheten. Das Palotaer Thor ſtand noch bis zum Beginn dieſes Jahrhunderts aufrecht, da wurde auch dieſes als Baumaterial verſchleppt, desgleichen die Trümmer der Propſtei, aus denen der biſchöfliche Palaſt gebaut wurde. Im Jahre 1848 ſtieß man auf die Krypta der Kirche Stefans des Heiligen, man fand die Gebeine König Bélas III. und ſeiner erſten Gemalin. In den Jahren 1862 und 1874 aber wurde unter Leitung der ungariſchen Akademie der Wiſſenſchaften ein bedeutender Theil der Kirche Stefans des Heiligen ſoweit ausgegraben, daß es möglich war, den Grundriß der Kirche ſicher feſtzuſtellen; da jedoch die neue Stadt auf der Bauſtelle der alten ſteht, und da über den Grundfeſten der Kirche gegenwärtig der biſchöfliche Palaſt und Garten, ſowie einer der verkehrsreichſten Theile der Stadt, Platz und Straße, ſich befinden, ſo mußte man ſich darauf beſchränken, einzelne Pfeilerſtücke, Inſchrifttafeln und werthvollere Materialtheile, alles vollgiltige Beweiſe für die Großartigkeit der Kirche, ans Tageslicht zu fördern, worauf dieſe geheiligte Stelle wieder zugeſchüttet wurde. Ja, auch ſeither noch wurde bei Gelegenheit einer Straßenregulirung ſelbſt jener ſtumpfe Thurm abgetragen, das letzte bedeutendere Überbleibſel der einſt mächtigen Feſtung. Was gegenwärtig die letzte Kunde gibt von den untergegangenen Denkmalen, das iſt eine, die eine Seite des Biſchofsgartens ſchützende Baſteimauer, ferner einige eingemauerte Inſchriftſteine, einige Gedenktafeln und zwei der Kapelle Ludwigs des Großen entnommene Säulen. Dennoch iſt wenigſtens ein altes Kunſtdenkmal aus der großen Vergangenheit erhalten geblieben, nämlich die unter König Matthias erbaute St. Anna-Kapelle in der Nachbarſchaft der jetzigen Domkirche. Sie iſt ein einfacher, aber gefälliger kleiner Bau mit gothiſchen Fenſtern und im Inneren mit hübſchen Säulen, zwei größeren und acht immer kleineren, welche die Gallerie tragen.

Unter den jetzigen Gebäuden der Stadt fallen einige hübſche Privathäuſer auf und beſonders die neuerbauten Miethhäuſer zeichnen ſich durch geſchmackvolle Façaden und zweckmäßige Eintheilung aus. Das Zichy-Wäldchen in der oberen Stadt, das auf einer Seite durch die Honvédkaſerne und eine hübſche Häuſerreihe begrenzt wird, dann weiterhin die Palatingaſſe mit dem Theater und zum Theil neumodiſchen Gebäuden, denen ſich eine ältere, aber immerhin ſtattliche Häuſerreihe anſchließt, dann der Platz vor der Biſchofsreſidenz, der Rathhausplatz, der der inneren Stadt zugehörige Theil der Palaisſtraße, ſodann als Fortſetzung der Comitatshausplatz, ganz beſonders aber der Vörösmartyplatz ſind ſchöne, wohlgehaltene Straßen und Plätze, die auch einer großen Stadt zur Zierde gereichen würden. Bemerkenswerthe öffentliche Gebäude ſind das biſchöfliche Palais, vom Ende des vorigen Jahrhunderts, das Ordenshaus der Ciſtercienſer, mit Kirche und neugebautem Gymnaſium, das Comitatshaus, das kleine,

aber durch eine elegante Façade hervorragende Rathhaus, schließlich die neue, unter Maria Theresia erbaute und nach dem heiligen Stefan benannte Domkirche, wo der Schädel des großen Königs aufbewahrt wird. Die übrigen Kirchen sind einfach und enthalten auch keine Kunstwerke, mit Ausnahme der Seminarkirche, wo sich ein Fresko von Maulpertsch, „Christus am Kreuze", befindet. Die übrigen öffentlichen Gebäude entsprechen wohl ihrem Zwecke, sind aber einfache Nutzbauten ohne künstlerische Ansprüche.

Als Culturanstalten besitzt die Stadt außer den gut gelegenen und eingerichteten Elementarschulen jedes Stadttheils eine Industrieschule, eine Handelsakademie, eine Staats-Oberrealschule und besondere Zeichenschule, das durch den Großpropst Franz Farkas von Királyhegy gestiftete und von Nonnen des heiligen Vincenz von Paula geleitete Frauenerziehungsinstitut, ein katholisches Priesterseminar und ein von dem Cistercienserorden besorgtes, gut ausgestattetes Gymnasium. An diesem lehrte eine Zeit lang Benedikt Virág, der „feurige Erwecker der Seele der Nation", hier studirte der begeisterte ungarische Gelehrte Stefan Horváth und hier lernte zu Anfang unseres Jahrhunderts auch der große ungarische Dichter Michael Vörösmarty. Humanitäre Institute sind das Waisenhaus, dessen Fonds durch den in Stuhlweißenburg geborenen Primas Johann Simor mittelst einer Spende von 100.000 Gulden vergrößert wurde, das Comitats-Krankenhaus und das mit einer Versorgungsanstalt und einem Armenhause verbundene städtische Krankenhaus, eine der ältesten Anstalten dieser Art. Ferner sind verschiedene wohlthätige Vereine vorhanden, desgleichen gesellige und literarische Verbindungen, die ein höheres Niveau behaupten, so insbesondere der historisch-archäologische Verein für das Weißenburger Comitat und die Stadt Stuhlweißenburg, der ein eigenes Museum besitzt, und der Vörösmarty-Club, der sich die Pflege der ungarischen literarischen Interessen zur Aufgabe gemacht hat.

Unter den Bibliotheken ist blos die bischöfliche erwähnenswerth, deren eigentlicher Begründer der Bischof Johann Pauer war. Dieser gelehrte Mann besaß eine Büchersammlung, die, besonders reich an historischen Werken und Geschichtsquellen, auch zahlreiche und seltene Incunabeln enthielt; sie bildet jetzt den werthvollsten Theil der bischöflichen Bibliothek. Die Archive, sowohl das des Comitats als das städtische, enthalten größtentheils nur Urkunden aus den drei letzten Jahrhunderten. Von den vielen werthvollen alten Schätzen ist nichts erhalten, ja selbst von dem, was namentlich im Stadtarchiv von den bösen Zeitläuften verschont geblieben war, nämlich von den auf die Stadt bezüglichen älteren Urkunden, ist seit der traurigen Epoche von 1848 bis 1861 nichts mehr vorhanden.

Unter den Körperschaften von amtlichem Charakter sind die Advokatenkammer, das Gewerbegremium und der landwirthschaftliche Verein, endlich unter den öffentlichen Anstalten die neuerrichtete Besserungsanstalt zu erwähnen.

Das für die nationalen Intereſſen jederzeit empfängliche Publikum des Comitats und der Stadt hat es durch ſeine Opferwilligkeit ſchon im Jahre 1818 ermöglicht, in Stuhlweißenburg ſyſtematiſch nationale Schauſpieldarſtellungen zu veranſtalten, an denen die erſten Künſtler des Landes mitwirkten. Und ſeitdem hatte die Stadt mit geringen Unterbrechungen immer ein Theater und zu deſſen Unterſtützung einen Theaterverein. In neuerer Zeit wurde aus den gern beigeſteuerten Spenden des Publikums ein ſchmuckes neues Theater erbaut, das in den Wintermonaten eine der beſſeren Schauſpieltruppen der Provinz beherbergt und unter Mitwirkung der beſten Künſtler Ungarns einen ſtändig geſicherten Theaterbetrieb geſtattet.

Die Stadt beſitzt auch mehrere ausgedehnte, ſchön mit Bäumen bepflanzte und gut in Stand gehaltene Promenaden, unter denen die Promenade der oberen Stadt, das Zichy-Wäldchen, der Comitatshausplatz und beſonders das Vörösmarty-Wäldchen zu erwähnen ſind. Im letzteren erhebt ſich das eherne Standbild des großen Dichters, ein Werk des einheimiſchen Bildhauers Baron Nikolaus Vay aus dem Jahre 1865. Außer den innerhalb der Stadt gelegenen Promenaden gibt es noch einen ſchönen Spazierweg längs des Sárviz, der ſich im Verein mit der Széchenyi-Promenade als etwa fünf Kilometer lange Allee vom nördlichen bis zum ſüdlichen Rande der Stadt erſtreckt. Am Nordende der Allee befinden ſich recht gut eingerichtete Dampf- und Wannenbäder nebſt kalten Bädern, die aus dem Sárviz-Kanal geſpeiſt werden; am Südende der Stadt aber endet die beliebte Promenade mit den ausgedehnten Anlagen des oberhalb des Sóstó (Salzſee) gelegenen Sóstó-Wäldchens.

Ein angenehmer Ausflugsort iſt noch der am Bahnhofe gelegene Schützengarten, mit einer zweckdienlich eingerichteten Schießſtätte und einem Gaſthauſe nebſt Tanzſaal. Der liebſte Ausflugsort der Stuhlweißenburger iſt jedoch das Weingebirge, das ſich öſtlich längs der Stadt hinzieht. Zwar ſind die ſchönen und werthvollen Pflanzungen der Phylloxera zum Opfer gefallen und ihre Erneuerung kommt nur langſam in Gang, auch ſind die Luſtbarkeiten, die hier einſtens in großer Zahl ſtattfanden, ſeither ſeltener geworden, wohl aber ſtehen noch immer die vielen anmuthigen Häuschen und dienen zahlreichen Familien fortwährend als Ziel für Ausflüge, wie als Sommerfriſche.

Die Bevölkerung von Stuhlweißenburg betreibt auch Landwirthſchaft. Ein großer Theil lebt ſogar von dieſer, da die 120 Quadratkilometer der ſtädtiſchen Gemarkung mit geringer Ausnahme aus fruchtbarſter Dammerde beſtehen. In den Niederungen längs des Sárviz wird ergiebiger Gemüſebau betrieben, der ſich auf ſämmtliche Gartengewächſe erſtreckt. Nicht nur der locale Bedarf wird von hier aus völlig befriedigt, ſondern es findet auch reichliche Ausfuhr nach anderen Plätzen, namentlich nach Budapeſt ſtatt. Auch jene Einwohner, die ſich mit Handel oder Gewerbe beſchäftigen, und ſogar die der

Intelligenz Angehörigen sind sehr für die Gärtnerei eingenommen; die meisten in der Stadt wohnenden Familien besitzen, auch wenn sie sich sonst nicht mit Landbau befassen, wenigstens ihren eigenen Küchengarten oder einen auch für Gartencultur geeigneten Wiesengrund. Die Gemarkung der Stadt umschließt auch mehrere bedeutende Landgüter, die nur zu geringem Theile in häuslichem Betrieb, größtentheils aber in mittlerer oder Kleinpacht stehen, während der Rest von etlichen hundert Joch theils als Hutweide, theils als militärischer Exercirplatz benützt wird.

In Stuhlweißenburg befindet sich das Commando eines Honvédbezirkes und die Honvéds haben da eine stattliche Kaserne; außerdem ist eine Infanteriekaserne vorhanden mit den nöthigen Magazinen und Nebengebäuden zur Unterbringung eines Reserve-Regimentscommandos und eines Infanteriebataillons; eine dritte, sehr schön und zweckmäßig gebaute Kaserne ist für ein ganzes Cavallerieregiment berechnet. Besondere Erwähnung verdient noch das staatliche Hengstendepot, das größte im ganzen Lande, wo etwa 300 der werthvollsten Hengste des Staates eingestellt sind. Die förderliche Wirkung, die von diesem Depot über einen großen Theil des Landes ausgeht, ist in erster Reihe im Comitate selbst zu verspüren. Außer dem Hengstendepot tragen noch die berühmten Jahrmärkte dazu bei, Stuhlweißenburg zu einem bedeutenden Centrum der ungarischen Pferdezucht zu machen.

Die Stuhlweißenburger Jahrmärkte gehören zu den größten derartigen Veranstaltungen. Der Markt gibt der ganzen Stadt ein anderes Gesicht. Endlose Wagenreihen erfüllen in dichtem Nacheinander die Straßen, so daß es kaum möglich ist, von dem einen Bürgersteig auf den anderen hinüber zu gelangen. Herrliche Gespanne brausen vorüber, Prachtexemplare von Pferden tänzeln in der Reihe dahin, so daß der Wagenzug immer neues Aufsehen erregt.

Der Stuhlweißenburger Pferdemarkt gehört nicht nur zu den bedeutendsten, sondern er zeichnet sich auch durch die Vorzüglichkeit der dort erscheinenden Pferde aus. Schaarenweise strömen in- und ausländische Käufer herbei, in dem sicheren Bewußtsein, daß hier nicht die Pferde eines einzigen Comitates, sondern die eines ganzen, auf dem Gebiete der Pferdezucht weit vorgeschrittenen Landestheiles zu ihrer Auswahl bereit stehen. Auch die mit den Pferdemärkten gleichzeitig abgehaltenen Viehmärkte sind sehr lebhaft. Auch diese haben keinen localen Charakter, sondern eine über Zucht und Bedarf der Stadt wie des Comitats weit hinausreichende Wichtigkeit. Selbst aus dem Alföld, ja aus Siebenbürgen gelangt hier viel Vieh von ungarischer Race, insbesondere Ochsen, zum Auftrieb.

Viel Leben herrscht ferner in der Regel auf dem Waarenmarkte. Die in gutem Rufe stehenden Gewerbetreibenden von Stuhlweißenburg haben hier Gelegenheit, wenigstens zur Marktzeit sich nicht blos auf die Befriedigung des örtlichen und Comitatsbedarfs

zu beschränken, sondern ihre Waaren auch den Ankömmlingen aus weiterer Ferne, aus fremden Comitaten zu verkaufen; an solchen fehlt es ja nicht, da die Stuhlweißenburger Frühjahrs- und Herbstmärkte im ganzen Lande jenseits der Donau berühmt sind.

Doch wir wollen nun die Urväterstadt verlassen und uns in der Umgebung umsehen, der sie als Kern dient und aus der die Wurzel ihrer Neublüte, wie ihrer zukünftigen Entwicklung den Nährstoff saugt.

Burg Csókakő.

Westlich, nordwestlich und nördlich von Stuhlweißenburg liegt jene bergige Gegend des Comitats, die sowohl hinsichtlich der Erhebungen, als auch der geologischen Bildung und der hydrographischen Eigenschaften sich als ein selbständiges geographisches Ganzes darstellt. In nordöstlicher Richtung reicht dieses geographische Ganze in sanfteren Erhebungsformen bis an die Comitatsgrenze, während es im Südwesten den Sárrét zur Grenze hat.

In westlicher Richtung führt der Weg von Stuhlweißenburg über Várpalota nach Veßprém. Der am Westrande der Stadt gelegene Theil der Sárrét-Niederung bildete einst die Gemarkung der Gemeinde Ingovány (= Sumpf), die zum Besitz des Weißenburger Kapitels gehörte, von den Türken aber so gründlich verwüstet wurde,

daß selbst ihr Standort und Umfang nicht mehr sicher zu bestimmen ist. Die gut in Stand gehaltene Landstraße zieht an Ißka-Szent-György vorbei, das sich bis zur Phylloxera-Epoche durch wohlgepflegte Weinberge und einen entsprechend geschätzten Tischwein auszeichnete. Ißka-Szent-György bildete ehedem zwei Gemeinden: Ißka und Szent-György; jenes gehörte den Kreuzrittern, dieses der zu Sigismunds Zeit mächtigen Familie Szentgyörgyi, die sich sowohl durch ihre fortwährenden Eingriffe in die Besitzrechte der Grundeigner, als auch auf den Palatinal- und Comitatsversammlungen sehr unbequem machte. Jetzt gehört es den freiherrlich Bajzáth'schen Erben. Sein hübsches Schloß, am Fuße eines Vorsprungs, den eine Windung des Bakonygebirges hervorschiebt, hebt sich mit angenehmer Wirkung von dem hinten aufsteigenden Waldgebirge ab und bietet eine schöne Aussicht nach Norden auf das Vértesgebirge, nach Osten und Süden auf die Stadt Stuhlweißenburg und die sie umgebende fruchtbare Ebene. Ißka-Szent-György besitzt auch eine warme Quelle, die im Sommer und Winter etwa 17 Grad Réaumur zeigt und balneologisch sehr interessant, auch recht ergiebig, aber noch nicht zur Verwerthung gelangt ist. Solche Thermen von gemäßigter Temperatur kommen in den Höhenlagen der nördlichen Comitatstheile mehrfach vor; so in Magyar-Almás und Bodajk. Jenseits von Ißka-Szent-György liegt der Ort Csór am Fuße des Bakonygebirges mit schönen Schlössern der Familien Szögyény und Nedeczky; an das Szögyény'sche schließt sich eine ausgedehnte Herrschaft mit landwirthschaftlichen Gebäuden und ein schöner Park. Hier wohnt außer den beiden genannten Familien viel Kleinadel, der jedoch heute kaum über den besseren Bauernstand hinausragt. Im höheren Theile der Gemarkung, sowie in dem Gebiet der nach Csór folgenden Gemeinde Inota ist der steinige Untergrund bis an die Comitatsgrenze blos mit einer dünnen Schichte allerdings gehaltreicher Fruchterde bedeckt, die eine geringe Menge guten „Stahlweizen" hervorbringt. Der steinige Untergrund ist ein bröckliges Kalksteingebilde, das den zum Scheuern im Hause besonders geeigneten und weithin verkauften sogenannten „Reibsand" liefert. Diese Kalksteinbildungen drängen sich im ganzen westlichen Verzweigungsbezirk des Bakony stellenweise in größeren Massen hervor und erstrecken sich sogar in das Vértesgebirge hinüber. Ihr Kalkgestein gibt sehr guten Kalk, der aber, wenn er nicht bald gelöscht wird, leicht zu Staub verwittert.

In nordwestlicher Richtung laufen von Stuhlweißenburg aus zwei Straßenzüge: der eine über Moór nach Kisbér und Raab, der andere über Lovasberény nach Csákvár und von da mit östlicher Schwenkung über Bicske an Alcsúth vorbei nach Budapest.

Der Raaber Landstraße folgend, findet man von Stuhlweißenburg an längs des Sárviz-Kanals bis Moór hinauf zehn größere Wassermühlen, die schon wegen ihres bis ins XIII. Jahrhundert zurückreichenden Alters bemerkenswerth sind und, wenn auch in

Am Fuße des Vértes bei Moór.

ihrer Wichtigkeit ſtark zurückgegangen, noch jetzt das Mahlbedürfniß eines bedeutenden Landſtrichs befriedigen.

Etwa ſieben Kilometer von Stuhlweißenburg liegt das Dorf Kereßtes mit 2000 Einwohnern, die auf ihren guten, obgleich hart zu bebauenden Äckern rationelle Landwirthſchaft betreiben. Links davon liegt die Gemeinde Moha mit ihren alkaliſchen Mineralquellen. In der Mitte des weiten Blachfeldes zwiſchen Kereßtes und Moha war ſchon im XIV. Jahrhundert eine reiche kohlenſaure Mineralquelle unter dem Namen „Áldó-Kut" (Segensbrunnen) bekannt. In neuerer Zeit wurde ihr Waſſer blos in der Umgebung und auch da nur ſpärlich benützt; die Quelle ſtand verlaſſen, höchſtens dann und wann von einer Ausflüglergruppe aus dem Bürgerſtande Stuhlweißenburgs beſucht. Sie war nicht ſyſtematiſch verwaltet und bekam oft Zuflüſſe von Süßwaſſer, die ſie um ihren ganzen Werth brachten. In den Siebziger-Jahren ließ Herr v. Kempelen, der größte Grundbeſitzer der Gemeinde Moha, in ſeinem ſchönen Park, und zwar in dem über das Flachland erhabenen hügeligen Laubwald eine neue Quelle erbohren, die ſehr waſſerreiche Agnes-Quelle, die Dank ihrem Reichthum an freier Kohlenſäure zu den vorzüglichſten derartigen Wäſſern zählt. In ganz zeitgemäßer Weiſe ſchonte er keine Koſten für die Inſtallation ſeiner Quelle, die Conſervirung und Bouteillirung des Waſſers, ſo daß dieſes jetzt zu den beliebteſten Tafelwäſſern der Welt gehört. Durch dieſen Erfolg angeeifert, ging man dann daran, auch die alte Quelle in der Ebene neu zu erbohren, zu iſoliren, gehörig einzurichten, und gegenwärtig liefert auch dieſe, die Stefanie-Quelle, ein beliebtes Sauerwaſſer von guter Qualität.

Ein Theil der Gemarkung des Dorfes Kereßtes bildet mit der benachbarten Pußta Igar, wo ſich im Mittelalter eine einträgliche Mauth befand, und der Gemeinde Csurgó eine ſchöne und werthvolle Fideicommißherrſchaft der gräflichen Familie Károlyi. Csurgó iſt bedeutend durch das ſchöne Schloß, den großen Park und die ſtattlichen Herrſchaftsgebäude der Grafen Károlyi, ſowie durch die zahlreichen „Kumanenhügel" ſeines Gebiets; auch ſein Sauerkraut iſt berühmt, ja der Same des hier gezogenen Kopfkohls (Krautes) eine ſelbſt in weiter Ferne verlangte Waare.

Rechts der Landſtraße liegen die Gemeinden Magyar-Almás und Csákberény; bald darauf erblickt man auf einer abgezweigten Kuppe des Vértes die maleriſch aufſteigende Ruine der Burg Csókakö.

Magyar-Almás iſt durch ſeinen milden, ſüß ſchmeckenden Meerrettig (Kren) bekannt, der einen localen Handelsartikel bildet. Csákberény, der Mittelpunkt einer ausgedehnten Herrſchaft der gräflichen Familie Lamberg, hat ein wohnliches Grafenſchloß in wohlgepflegtem Parke und in den zugehörigen Forſten einen ungewöhnlich reichen Beſtand an Rothwild. Der hier umhegte Waldbezirk am Fuße des Vértes beträgt an

10.000 Joch. Landwirthschaftlich ist dieses große Gebiet nur in geringerem Maße nutzbar gemacht, da der überreiche Wildstand die Wiederaufforstung der Kahlschläge erschwert, an Wild aber gehört diese Waldgegend zu den allerreichsten. Das mächtige Heer der Hirsche lebt da frei in Rudeln von 150 bis 200 Stück und ihre Zahl nimmt bei dem schonenden Jagdbetrieb immer zu, wobei der Bestand auch noch den Vorzug hat, eine seltene Zahl alter Exemplare aufzuweisen.

Burg Csókakö steht auf einer aus der westlichen Flanke des Vértes hervorspringenden Felsspitze, über einem ehemals Váralja, jetzt gleichfalls Csókakö genannten Dorfe. Die Burg wurde in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts durch das Geschlecht der Csák erbaut. Zu Beginn des XIV. Jahrhunderts gelangte sie in den Besitz Karl Roberts, der sie durch einen Burgvogt verwalten ließ und mit ausgedehnten Burggütern versah. Nahezu ein Fünftel des Weißenburger Comitats, und überdies mehrere zu den Comitaten Veßprém und Komorn gehörige Gemeinden wurden zu dem Burgbesitz geschlagen. Dieser bestand schließlich aus 34 Gemeinden, deren einige — wie überhaupt dieser Theil des Comitats — unter der Türkenherrschaft zeitweilig zum Veßprémer oder Komorner Comitat gehörten. Die militärische Bedeutung der Burg bestand darin, daß sie durch ihre Lage die Stuhlweißenburg-Raaber Straße beherrschte und den Rückenschutz für Stuhlweißenburg bildete. Die Burg selbst war kein umfangreicher Festungsbau, jedoch durch ihre hohe Lage schwer zugänglich. Sie blieb bis 1440 in königlicher Hand. Um diese Zeit wurde sie durch König Sigismund dem Ladislaus Rozgonyi verpfändet und von Königin Elisabeth im Jahre 1440 sammt allem Burgbesitz dem Sohne Ladislaus Rozgonyi's, Stefan, und dessen Nachkommen verliehen. Im Besitze dieser Familie verblieb sie bis zum Beginne des XVI. Jahrhunderts, wo sie an der Hand der weiblichen Linie dieses Geschlechtes in das Eigenthum der Familie Nádasdy überging. Hier blieb sie bis zum Jahre 1671, wo Franz Nádasdy enthauptet und seine Besitzungen confiscirt wurden. Nun erhielt der Erzbischof von Kalocsa, Georg Széchenyi, Burg und Burggüter zu lebenslänglichem Eigenthum, bis sie schließlich 1691 für 60.000 rheinische Gulden unter dem Titel der mixta donatio an die freiherrliche Familie Hochburg und deren Abkömmlinge beiderlei Geschlechts übergingen. Nachmals wurden die umfangreichen Burggüter unter den Abkömmlingen der weiblichen Linie dieses Geschlechts vertheilt und sind unter diesem Rechtstitel noch heute in ihrem oder ihrer Rechtsnachfolger Besitz.

Mit dem Falle Stuhlweißenburgs im Jahre 1543 fiel auch Burg Csókakö in die Hände der Türken. Als im Jahre 1566 der kaiserliche Feldherr Salm die Burgen Totis, Vitán und Geßtes eroberte, ließen die Türken auch Csókakö im Stich, jedoch nur um es bald wieder zu besetzen. Im Jahre 1598 wurde es durch Schwarzenberg, Pálffy und Nádasdy den Türken wieder abgenommen und um diese Zeit spielte es als Festung

seine größte Rolle, denn in seinem Schatten wurde die große Sárréter Schlacht (1601) geschlagen, die mit der Niederlage der Türken schloß und zur Wiedereinnahme Stuhlweißenburgs führte. Als dann (1602) Stuhlweißenburg wieder an die Türken kam, theilte Csókakö dieses Schicksal und blieb türkisch bis zum Jahre 1686, das mit der Wiedereroberung Ofens der Türkenherrschaft in diesem Landestheile ein Ende machte. Ein Pascha residirte in der Burg nur einmal, und zwar der Stuhlweißenburger Pascha Saben Tscheri; übrigens hatte es zu Anfang des XVII. Jahrhunderts eine Besatzung von 28 bis 50 Mann unter dem Befehl eines Disdar (Burghauptmanns). Nach seiner Rückeroberung diente es noch bis zum Anfang des XVIII. Jahrhunderts als Verwahrungsort für einige türkische Gefangene, hatte aber nicht mehr den Charakter einer Burg. Keine Belagerung, sondern die Angriffe der Zeit brachen die Veste, und als sie erst zu verfallen begonnen, hatten ihre Mauern von den Schatzgräbern noch mehr zu leiden als von der Zeit. Zu Anfang dieses Jahrhunderts waren drei Höfe und die Eintheilung der Burg noch gut zu unterscheiden; seitdem ist der Berchfried gestürzt, die Wälle gehen immer mehr ein, und die übereinander gekollerten Trümmer gestatten kaum mehr sich ein Bild von dem Ganzen aufzubauen.

An den Fuß der Burg schmiegt sich ein schöner Obstgarten, in dem das sogenannte Vörösház (rothe Haus) steht — ein einfaches, festes Gebäude mit einigen Zimmern und einer herrlichen Aussicht. Es gehörte einst den Jesuiten, jetzt ist es Graf Lamberg'sches Eigenthum. Die malerische Lage der Burg lockt zahlreiche Ausflügler herbei und längs des hinanführenden Pfades sind die schwarz bemooften Felswände mit Anfangsbuchstaben von Namen solcher Vergnügungspilger bedeckt. Unterhalb der Burg liegt vom Vértes bis zum Bakonygebirge ein breites Thal hingedehnt mit reichen Äckern, dichtbelaubten Wäldern und grünem Gefilde, aus dem das Wassernetz des Sárviz emporblinkt. Im Süden erscheinen auf flachem Lande Stuhlweißenburg mit seinen Thürmen und weiterhin aufgereiht alle die hübschen Dörfer mit ihren Kirchen und Schlössern und den diese umgrünenden Parks; im Westen heben sich die waldigen Kuppen des Bakony, durch sanfte Thäler geschieden, während nördlich der Marktflecken Moór und das schöne Moórer Thal sich dem Blick aufthut, weithin bis an den Punkt, wo die ausstrahlenden Hügelwellen des Vértes und des Bakony sich umarmen.

Der Burg zu Füßen und weiterhin zwischen kühn aufragenden Bergen führt ein schmales Thal in den Vértes hinein; es birgt zwei Echos, welche mehrere Silben wiedergeben, das eine mit klangvoller, das andere mit verhauchender Stimme. Dieses Thal windet sich in nördlicher Richtung hinan und gestattet den höchsten Punkt des Vértes zu erreichen, wo eine Aussichtswarte den Blick freigibt über die weithingespannte herrliche Landschaft, von der Donau unterhalb Budapests herwärts und über den Bakony hin bis Pannonhalma.

Csókakö gegenüber liegt am westlichen Abhang des Thales die Ortschaft Bodajk. Vor ihr fließt der Sárviz vorbei und hinter ihr erheben sich Kalkberge, grün von kurznarbigem Gras, denen die waldbedeckten Bakonyer Berge als Hintergrund dienen. Längs des Sárviz liegt zwischen hohen Silberpappeln das magnesiahaltige Bad des Dorfes mit Wannen- und Marmorbädern und einem sauber ummauerten klaren Teich, der als kaltes Bad dient. Das Wasser des Teiches hat Sommer und Winter 13 Grad Réaumur. Er ist mit einer anmuthigen Promenade und einigen hübschen Landhäusern umgeben.

Weit besuchter als dieses Bad ist die Marienkirche am Südufer des Teiches, mit der neben dem Pfarrgarten sprudelnden Marienquelle. Die Kirche ist der Wallfahrtsort für eine weite Umgebung und im Mai, besonders aber im September strömen unter Führung der Geistlichkeit Tausende von Andächtigen nicht nur aus den Nachbargemeinden, sondern auch aus weiter Ferne dahin. Der hohe Berg gegenüber der Kirche ist der Calvarienberg, von wo man einen schönen Blick genießt, hinunter in das weitgedehnte Thal und gegenüber auf den Vértes, sowie in einige hübsche Thäler des Bakony, die sich dorthin öffnen. In dem anmuthigen Park am Südrande des Dorfes, gerade unter dem steilen Absturz des Calvarienberges, steht ein schönes Schloß, das einst Eigenthum und Wohnsitz der Freiherren von Miske war.

Das Vértesgebirge ist größtentheils mit Eichenbeständen überzogen; seine westlichen und südlichen Abhänge sind an ihrem Fuße, von Orond angefangen über Csókakö bis Moór und bis zu dem an der Comitatsgrenze gelegenen Pußtavám, mit einer ununterbrochenen Reihe von Weingärten bedeckt. Es ist dies eine der größten und bestcultivirten Weingegenden des Landes. Der Wein aus der Gegend von Csókakö hat ein feines Bouquet und ist ein dem Neßmélyer vergleichbarer Tischwein bester Qualität, während der schwere und süße, dabei sehr angenehm schmeckende Wein der Moórer Hügel zur Mischung mit leichteren Weinen besonders geeignet und darum sehr gesucht ist. Die Verheerungen der Phylloxera haben auch diese Hügelgegend geschädigt, die Weingärten der Csókaer Gegend, die einen steinigeren Boden hat, sind fast ausgerottet, während die Moórer Weingärten mit ihrem sandigen Lehmboden auf die Hälfte zurückgegangen sind. Und doch war in der Hügelgegend auch die Kellerwirthschaft mustergiltig; die österreichischen Weinhändler erschienen hier als gewohnte Käufer und in der Stadt Moór waren auch die commerciellen Vorgänge behördlich geregelt; sachkundige Sensale bewerkstelligten den Verkauf und die Stadt führte regelmäßige Aufzeichnungen über jeden Umsatz, um so ihre Interessen im Hinblick auf die Veräußerung falscher Waare zu schützen. Es war gar keine Seltenheit, daß aus der Stadt Moór allein mehr als 50.000 Hektoliter Wein ausgeführt wurden, zu 22 bis 25 Gulden der Hektoliter. Die Intelligenz beschäftigte sich größtentheils mit dem Aufkaufen des Mostes und dessen rationeller Behandlung;

die Ackerbauer zogen großen Nutzen aus dem Weinerträgniß und auch der Gewerbestand fühlte sich gefördert, nicht nur durch den aus dem allgemeinen Wohlstand ihm erwachsenden Gewinn, sondern auch durch seine eigenen Weingärten oder den nebenbei betriebenen Weinhandel. Gegenwärtig wendet die fleißige Bevölkerung der Stadt alles an, um ihre Weingärten wieder herzustellen; sie kauft um theueres Geld die benachbarten Sandgebiete an, um sich durch deren Bepflanzung das Einkommen zu sichern, das sie bisher aus dem Weine zog, und um auf diesem Wege ihre unvergleichliche Fachkundigkeit im Weinbau zu bethätigen.

Moór gehört zu den seit uralten Zeiten bewohnten Orten. Unter den Árpádischen Königen gehörte es sammt seiner Mauth durch Donation Ladislaus des Heiligen zum Besitz des Erlauer Bisthums, während die jetzt ihm zugehörigen Pußten, welche vordem besondere Gemeinden bildeten, zur Begüterung von Personen des königlichen Hofhalts dienten. König Karl Robert entschädigte das Erlauer Bisthum durch die Gemeinde Gorulb im Heveser Comitat, nebst der Hidvéger Mauth, während er Moór und die Nachbargemeinden, sammt der Gemeinde Sárkány an der Komorner und der Gemeinde Veleg an der Veßprémer Grenze, den Burggütern von Csókakö angliederte.

Gegenwärtig bildet Moór mit dem früher selbständigen Vajal eine Gemeinde und zählt 9500 Einwohner. Es ist Mittelpunkt des Bezirkes und Sitz der Bezirksämter und besitzt in jedem Fach zahlreiche gut ausgebildete Gewerbsleute, die eine eigene gewerbliche Körperschaft bilden, eine Schule für gewerbliche Lehrlinge erhalten und die gewerblichen Bedürfnisse eines großen Umkreises befriedigen. Es hat in jedem Stadttheile Elementarschulen, sowie eine Knaben- und eine Mädchen-Bürgerschule, ferner ungarische und deutsche römisch-katholische, sowie evangelisch-reformirte Kirchen, eine Synagoge, eine Sparkasse, einen Creditverband, ein Casino, mehrere Lesecirkel, einen wohlthätigen Frauenverein, einen Feuerwehrverein. Die Straßen sind wohl geordnet, doch haben blos der Markt und einige in den Markt mündende Straßen einen mehr städtischen Charakter. Der höher gelegene Theil des schönen großen Marktes ist durch das Kapuzinerkloster, der tiefer gelegene Theil durch das große, jetzt von mehreren Parteien bewohnte Kastell der Freiherren von Luzinßky, das sogenannte „Ketten-Kastell" abgeschlossen. Um den Markt her erblickt man das jetzt als Schule dienende Comitatshaus, eine bedeckte Reitschule, mehrere recht hübsche Privathäuser und im Schatten breitästiger alter Bäume das aus dem vorigen Jahrhundert stammende parkumgebene Schloß der Grafen Lamberg mit seinen ausgedehnten Nebengebäuden. Seitlich ist der Markt mit Bäumen bepflanzt, die dem Spaziergänger zugute kommen, und sein östlicher, höher gelegener Theil bildet eine hübsche Promenade. Die Grundstücke im östlichen Theile der Stadt bis zum Kapuzinerkloster waren noch zu Anfang dieses Jahrhunderts mit Wald bedeckt.

Alcsúth und Umgebung, vom Csaplárer Wald gesehen.

Jetzt tragen die Hügel wohlgepflegte Weingärten und ihrem Fuße entlang reihen sich nette Winzerhäuser. Auch die uralte Eiche, die als letztes Überbleibsel der einstigen Waldung bis vor einigen Jahren gehegt wurde, ist abgestorben und nur die Kapuziner besitzen am Ende ihres schönen und großen, hinter dem Kloster gelegenen Gartens einen kleinen Waldcomplex.

Die Bevölkerung von Moór ist zu zwei Dritteln deutschen Ursprungs, spricht aber gegenwärtig fast durchaus magyarisch. Ihren römisch-katholischen Theil kennzeichnet ein besonderer religiöser Eifer. Auch ist der Markt mit drei Heiligenstatuen geschmückt, auf der Straße und längs der Wege stehen viele Kreuze, Kapellen und andere religiöse Denkmäler.

Die die Stadt umgebenden Weingärten haben angenehme Spazierwege und der alte Friedhofsberg in der Stadt, sowie der am nördlichen Stadtende befindliche Rókavágás bieten eine schöne Aussicht auf die unten hingelagerte Stadt, deren waldige Umgebung, die Berge des Vértes und Bakony und auf die große Ebene oberhalb des nördlichen Stadttheiles, wo im Jahre 1848 die Schlacht geschlagen wurde.

Beliebte Ausflugsorte sind der bei der Eisenbahnstation gelegene Egrestó, in größerer Entfernung aber das Bodajker Bad und die Ruine Csókakö. Die Pußten im Umkreise der Stadt weisen schöne landwirthschaftliche Gebäude auf und auf einigen finden sich auch noch Trümmer der Ortschaften, die einst dort standen. So erinnern auf der Pußta Timár die Hausstellen und die Trümmer der alten Marienkirche, auf der Pußta Felsö-Dobos die Reste eines kleinen kreisförmigen, grabenumzogenen Forts an die alte Zeit. Dieses kreisrunde Fort, dessen Steine schon größtentheils verschleppt sind, stammt vermuthlich noch aus der Zeit der Árpádischen Könige, denn es war nach Form und Bauart ganz identisch mit der Burg von Gerencsér, die an der Grenze des Comitats, nahe bei Pußtavám — schon im Gebiete des Komorner Comitats — liegt und ein bevorzugtes Jagdschloß der Könige aus Árpádischem Hause war.

Der zweite, von Stuhlweißenburg in nördlicher Richtung ausgehende Straßenzug führt unter die östlichen Abhänge des Vértesgebirges. Wo er die Gemarkung von Stuhlweißenburg verläßt, streift er die Pußta Borbála und führt über die Gemeinde Zámoly nach Csákvár.

Die Pußta Borbála ist jetzt unter die Herrschaften Csurgó und Zámoly getheilt; ehedem war sie königlicher Besitz, wovon die Überlieferung noch lebendig ist, da eine Stelle noch heute Árpádsthal heißt.

Zámoly (früher Zámor) ist ein großes Dorf mit schönen Herrschaftsgebäuden am Fuße des Vértes; es gehört dem Grafen Lamberg. Nach der Überlieferung wäre der flüchtige König Peter hier gefangen und geblendet worden.

Csákvár, mit nahe an 5000 Einwohnern, liegt auf der mit den Flanken des Vértes zusammenhängenden welligen Ebene hingestreckt und ist im Norden und Westen mit schönem, hochstämmigem Wald umkränzt, der einen reichen Wildstand mit prachtvollen Exemplaren enthält. Seine Waldungen sind die Fortsetzung des wildreichen Csákberényer Waldes.

Die Stadt hat viele Gewerbsleute und unter diesen zahlreiche Töpfer, deren ausgezeichnete Topfwaare sich weithin einen Ruf gemacht hat. Übrigens beschäftigt sich der größte Theil der Einwohner mit Landwirthschaft.

Das prächtige herrschaftliche Schloß steht in einem Park von seltener Schönheit, dessen cultivirter Theil einen Flächenraum von über 200 ungarischen Joch bedeckt, eine Vegetation von seltener Schönheit aufweist, alle Zweige des Gartenbaues in sich faßt, Teiche und aus den Überbleibseln mittelalterlicher Gebäude errichtete Denkmäler enthält, kurz einen überraschenden Eindruck macht.

Die zahlreichen anschließenden Beamtenwohnungen und sonstigen herrschaftlichen Gebäude verleihen der ganzen Ortschaft eine angenehme Stattlichkeit. Die durch den Bischof von Erlau, Grafen Karl Esterházy, im Barokstil erbaute römisch-katholische Pfarrkirche beherrscht das Ganze.

Csákvár war bis zum XIV. Jahrhundert Besitzthum des Geschlechtes Csáki, ist aber nicht identisch mit der durch dieses Geschlecht erbauten Burg Csáki. Jene alte Burg Csáki, die nach der Überlieferung durch Csáki, den Enkel des Feldherrn Szaboles, erbaut wurde, lag nordwestlich vom heutigen Csákvár an der Grenze des Comitats zwischen Köhányás und Vértes Szent-Kereßt, wurde aber schon im XIII. Jahrhundert zerstört.

Das heutige Csákvár mag auch ein burgartiges Gebäude besessen haben, wenigstens scheint dies daraus hervorzugehen, daß der Hügel, auf dem die reformirte Kirche steht, noch jetzt Burghügel heißt. Der Ort kam zu Beginn des XVII. Jahrhunderts an den Palatin Nikolaus Esterházy und ist als Mittelpunkt der Csákvár-Geßteser Herrschaft noch jetzt im Besitz der gräflichen Linie des Hauses. Diesem Umstande dankt es auch seine blühende Verfassung und den größten Theil seiner öffentlichen Anstalten. Die gräfliche Familie erbaute außer dem prächtigen parkumgebenen Schloß und den herrschaftlichen Gebäuden die katholische Kirche, einen Bau von seltener Schönheit; sie erhält eine von Nonnen des heiligen Vincenz besorgte, mit Volksküche und Mädchen-Erziehungsanstalt verbundene Töchterschule, sie ermöglicht durch ihre Spenden das Bestehen des katholischen Gesellenvereines und des Feuerwehrvereines und erhält überdies auf ihrem Meierhofe Gudi auf eigene Kosten eine Ackerbauschule, in der sie praktische Landwirthe für alle Zweige der landwirthschaftlichen Arbeiten ausbilden läßt.

Von Csákvár gelangt man über Vértes-Boglár, eine blühende Gemeinde von württembergischen Colonisten, die wiederum durch die Grafen Esterházy angesiedelt wurden, nach Bicske, das mit über 6000 Einwohnern der drittgrößte Ort des Comitats ist.

Ehedem Besitzthum der Familie Szerdahelyi, wurde es später, mit Tamási im Tolnaer Comitat, eine Appertinenz der den Széchy gehörigen Burg Balog. Zu Beginn des XIV. Jahrhunderts wurde es mit den Besitzungen der Burg Vitán vereinigt, gelangte dann nach Abschüttlung der Türkenherrschaft an das gräfliche Haus Batthyány, wurde jedoch nach 1848 dem Grafen Kasimir Batthyány confiscirt, und seitdem vertheilen sich die früher eine große Domäne bildenden Grundcomplexe als mittlerer Grundbesitz unter zahlreichen Eignern. Blos das alte Schloß und einige größere landwirthschaftliche Gebäude erinnern noch daran, daß es einst der Verwaltungssitz einer großen Herrschaft war.

Die Straßen sind gut gehalten und weisen auch etliche hübsche Häuser auf, doch hat der Ort keinen städtischen Charakter. Seit Eröffnung der Budapest-Szönyer Eisenbahn belebt sich auch sein Handelsverkehr und seitdem wird Bicske nebst Umgebung, sammt den umliegenden Ortschaften, sogar von den Budapester Ausflüglern häufig besucht, ja bereits als Sommerfrische benützt.

In nördlicher, beziehungsweise nordöstlicher Richtung gehen von Stuhlweißenburg noch zwei wichtigere Straßen aus: die eine über Lovasberény nach Alcsúth, die andere an dem Velenczeer See vorbei durch das Martonvásárer Thal nach der Hauptstadt.

An der Westseite der Stuhlweißenburger Weinberge gelangt man über die Pußta Csala, wo ein hübsches Georg v. Kégl'sches Schloß steht, nachdem man die an Kumanenhügeln reiche Ortschaft Pátka links liegen gelassen, nach Lovasberény. Dies ist einer der bedeutenderen Orte im Comitat und Verwaltungssitz der gräflich Cziráky'schen Fideicommißherrschaften.

Die alte Kirche, zu Ehren des heiligen Andreas errichtet, ist trefflich erneuert. Auch die Israeliten haben hier eines ihrer ältesten Bethäuser, da ihnen an diesem Orte die Niederlassung seit alten Zeiten gestattet war. Daher kommt es wohl auch, daß Lovasberény noch immer von zahlreichen Israeliten bewohnt wird und einen verhältnißmäßig sehr entwickelten Handel hat. Das hübsche gräflich Cziráky'sche Schloß, inmitten eines schönen Parkes gelegen, die dazu gehörigen gut gehaltenen Herrschaftsgebäude, schönen Äcker, gut bewirthschafteten Wälder, in denen sich auch ein Jagdschlößchen befindet, tragen dazu bei, diesen Ort anziehend und den Weg angenehm zu machen, der über die zur Alcsúther Herrschaft gehörige Ortschaft Acsa nach Alcsúth führt. In Lovasberény ist der einst bekannte Wiener Humorist Saphir geboren.

Hauptfaçade des Alcsáther Schlosses.

Obgleich die ganze Gegend, die von hier bis Alcsúth durchfahren wird, schön bebaut ist und alle Erfordernisse der wirthschaftlichen Entwicklung und Organisation aufweist, hat man doch einen förmlich packenden Eindruck, wenn man Alcsúth erreicht.

Von hoch geschwungenen Hügeln blickt man hier auf das Vaáler Thal nieder, dessen blühende Auen sich bis in den Horizont hinein erstrecken, in Hufeisenform umschlossen von den 13.000 Joch der Domäne Alcsúth, mit ihren acht regelrecht gebauten Meierhöfen und ihren auf der höchsten Stufe des Landbaues stehenden Wirthschaftsbetrieben. In den Thälern grünt es von dichtnarbigen, rasenähnlichen Wiesen und in den blumigen Gefilden blitzt hie und da das Silberband eines Baches oder Wasserlaufes auf; die anbaufähigen Hänge und Hochflächen sind als Äcker benützt und in große regelmäßige Tafeln getheilt, wo jedes Fußbreit das schöne Bild einer intensiven Cultur erkennen läßt. Auf den 7.500 Joch Ackerlandes wiegt sich in gleichmäßigen Wellen das Gold der Ähren, während große Strecken durch das üppige Gedeihen ihrer Hackfrüchte und der mannigfaltigsten Futtergattungen den hochentwickelten Zustand der Wirthschaft bekunden; die gleichförmigen grünen Reihen der Rübentafeln und die mächtigen Quadrate der fruchtreichen Maisfelder wechseln ab mit der lilafarbigen Blüte der Futterbohne, dem sanften Blau der Luzernentafeln und dem weithin glühenden Roth der Klee- und Esparsettetafeln. Die höheren Lehnen der Hügel haben kurznarbigen Weidegrund, von dessen Hellgrün sich da und dort in angenehmer Buntheit ein Gebüsch oder Hain abhebt,

während über die Wölbungen der Kuppen dunkler Laubwald seine Schatten breitet. Und die Theile dieses heiteren, mannigfaltigen Bildes sind durch breite Alleen, welche die Herrschaft durchziehen und deren jede an sich schon ein Meisterwerk der Baumcultur darstellt, wie durch Bänder untereinander verknüpft. Unvergleichlich ist eine Allee von Platanus orientalis und Gymnocladus canadensis oder eine Allee von lauter Juglans nigra americana; eine Lindenallee, welche sämmtliche Lindenarten in mächtigen Prachtexemplaren vereinigt, wird selbst der Fachmann höchlich bewundern. Blos im nordöstlichen Theile der Herrschaft, bei der Szent-Györgyer Meierei, treten jene kahlen Berge und steilen Felswände auf, die sich aus der Gemarkung der Nachbargemeinde Sóskut herüberstrecken und einen Sandstein liefern, der als Sóskuter Stein allbekannt die Hauptstadt mit ihrem besten Baumaterial versorgt.

Das idyllische Bild erhält noch eine harmonische Ergänzung durch die feinen Merinoheerden, welche die zur Weide bestimmten Abhänge beleben, und durch Heerden von Innthaler und besonders Simmenthaler Kühen, die sich durch Exemplare von seltener Gleichmäßigkeit des Typus auszeichnen, einen großen Theil des Saatfutters nutzbar machen und der hochentwickelten Viehzucht, sowie dem großen Milchreichthum der Domänen das beste Zeugniß ausstellen. Und doch ist all diese Schönheit kein Geschenk der Natur, sondern die Frucht der Arbeit, Fachkundigkeit und des Geschmacks, das Ergebniß der Schöpferkraft eines hochgearteten Geistes.

Der unvergeßliche Palatin Erzherzog Josef hatte, als er im Jahre 1819 diese Herrschaft vom Religionsfonds im Tauschwege übernahm, nur öde Hügel, einen ausgepumpten Boden und großentheils sogar Flugsand vorgefunden. Wo einst Wälder gestanden, wucherte blos wildes Buschwerk, vom weidenden Vieh benagt; der überwiegende Theil der Domäne bestand aus schwacher Weide, die Äcker betrugen nur 1900 Joch, wovon 600 Joch in häuslicher Weise mittelst Robotarbeit bewirthschaftet wurden, während 1300 Joch in Halbtheilwirthschaft an die keineswegs besonders wohlhabenden Bewohner der Gegend vergeben waren. Der schöpferische Geist des Palatins brachte die große Umgestaltung zuwege, änderte das Gesicht der Natur, der Gegend und schuf — auch auf diesem Gebiete vorbildlich für seine Nation — nicht nur seiner Familie ein unvergleichlich gemüthliches Heim und der vaterländischen Landwirthschaft ein mustergiltiges Beispiel, sondern er ließ seine segnende Hand besonders auch das Volk dieser Scholle fühlen, das durch die fortgesetzte väterliche Fürsorge der erzherzoglichen Familie aus der früheren Verwahrlosung zu einer hohen Stufe des Wohlstandes aufstieg. Alcsúth insbesondere verdankt dem Palatin und dessen Sohne, dem Erzherzog Josef seinen heutigen Wohlstand und Fortschritt, seine öffentlichen Anstalten, darunter eine Feuerwehr ersten Ranges, eine in mancherlei Richtung entwickelte Industrie,

Aus dem Alesúther Park: Motiv aus dem Hortensienhain.

die der Erzherzog sowohl für seine Domäne, als auch für seine persönlichen Bedürfnisse gern in Anspruch nimmt.

Der Glanzpunkt der Herrschaft, sowie der ganzen Gegend ist der Alcsúther Park mit dem erzherzoglichen Schloß. Kein Comitat im ganzen Lande hat so viele in echter Musterwirthschaft stehende Herrschaften, so viele schöne hochadelige Heimstätten und Parks aufzuweisen, als das Weißenburger Comitat, allein hinsichtlich der hohen Stufe gärtnerischer Installation steht auch unter diesen der Alcsúther Park an erster Stelle.

Der Park, im Ausmaße von 90 Katastraljoch, dehnt sich auf einer schönen, aus mehreren Hügelrücken bestehenden Höhe aus; das erzherzogliche Schloß bildet seinen Mittelpunkt. Es ist dies ein in griechischem Stil gehaltener einfacher, aber schöner Bau, vorne mit einer großen, von vier jonischen Säulen getragenen Garten-Veranda, die in den geräumigen, auch durch das obere Stockwerk reichenden Speisesaal führt. Um diesen gruppiren sich die Empfangssalons, der Rittersaal, die Wohngemächer, in Verbindung mit den im Oberstock befindlichen Kinderzimmern und den Wohnstuben des inneren Hofstaats; ein Flügel des Gebäudes enthält die Wohnungen für das Personal der erzherzoglichen Hofhaltung und die Gastzimmer, ein anderer Flügel, in dem die Bibliothek untergebracht ist, führt zur neu erbauten Kapelle, die in der That nicht nur eine architektonisch hervorragende Schöpfung ist, sondern auch durch tadellosen Kunstgeschmack die meisten ähnlichen Bauten übertrifft.

Die Bibliothek ist überreich an seltenen, kostbaren Publikationen und enthält auch die werthvollen Schriften des in glorreichem Andenken stehenden Palatins. In den Wohngemächern und Sälen, besonders im Ritter- oder Waffensaal, begegnet man einer reichen und mannigfaltigen Sammlung der verschiedensten Waffen, sowie zahlreichen ethnographischen Gegenständen; Gemälde und Statuen von Künstlern ersten Ranges fesseln das Auge, ganz besonders aber sind die auf einzelne Mitglieder der erzherzoglichen Familie bezüglichen Andenken, deren Statuen, Bildnisse, eigenhändige Zeichnungen und Malereien geeignet, auch im Beschauer jenes zarte Gefühl der Pietät zu erwecken, welches die Familienmitglieder für diese Reliquien empfinden, ein Gefühl, das jeden mit Achtung erfüllt, der da sieht, wie hoch die Mitglieder des erzherzoglichen Hauses die Innigkeit des Familienlebens über allen Glanz und Pomp stellen.

Der Platz vor dem erzherzoglichen Schloß ist mit Meisterwerken der Teppichgärtnerei geschmückt und das staunende Auge mag über Rasenflächen von seltener Schönheit hinunterblicken bis zu dem glatten Spiegel des Teiches, dessen klare Fluth anmuthige Haine umspielt, üppige Wasserpflanzen schaukelt und den mannigfaltigen Bäumen seines Uferrandes die Stämme oder auch die hineinhängenden Äste badet. Im Parke befinden sich mehrere Weiher, unter denen der als Reservoir für die Wasserleitung

dienende ſich durch ſeine hohe Lage und ſchöne Niederblicke in die Thalmulden des Parkes auszeichnet. Die gewaltige Waſſerleitung verſieht nicht nur jeden Punkt im Parke reichlich mit dem erforderlichen Waſſer, ſondern die beiden großen Fontainen, die das Waſſer liefern, ſteigern auch noch den Waſſerreichthum eines rauſchenden Baches und ernähren mehrere Springbrunnen.

Der ſchönſte Theil des Parks iſt der „Hohlweg“ nebſt Umgebung. Die verſchiedenſten Arten von Tannen entfalten da in höchſt mannigfaltiger Gruppirung ein üppiges Wachsthum, die feiſten, fleiſchigen Blätter der Alpenroſen, das bunte Vielerlei einer friſchen Hochgebirgsflora, hohe Böſchungen mit durchbrechenden Felszacken, mit toſenden Sturzbächen, reichlich einherſickernden Quellen, dazwiſchen Kaskaden und ſchließlich eine unverſehens aufſchießende Felswand: all das erregt eine Empfindung, als ſei man an einen Punkt der hohen Tátra verſetzt, wo Mutter Natur in freigebiger Stunde alle ihre Schönheiten vereinigt hat. Erſt im Weiterſchreiten, wenn man wiederum den Meiſterſtücken der Gartenkunſt begegnet und eine aus mancherlei Laubbäumen zuſammengeſetzte Vegetation, ſtändig gepflegte Raſenpläne und Teppiche, hie und da ein ſüdländiſches Gewächs und dazu die Hochſtrahlen der Fontainen um ſich hat, erſt da gewahrt man, daß jener „Hohlweg“ eine genau nachgeſchaffene Alpengegend, ein Werk menſchlicher Bildnerkraft iſt, das kunſtvolle Gebilde einer an Kunſtſchaffen grenzenden Gartencultur. Im Alcsúther Park bethätigt ſich nicht nur die höchſte Steigerung der Gartenkunſt, ſondern auch jener verfeinerte Kunſtgeſchmack, der alle Schätze der Natur zur Hervorbringung des äſthetiſch Schönen zu vereinigen weiß. Von jedem Punkte des Parkes ſieht man ein herrliches Panorama ſich entfalten. Aus dem Parke führt an dem Weinberg vorbei im Schatten dichtbelaubter Baumreihen ein breiter Weg zu einer ebenen Hochfläche, dem Csaplárer Wald empor, ſo daß dieſes Plateau von 450 Joch Flächeninhalt füglich als ergänzender Theil des Parkes betrachtet werden kann.

Der Wald beſteht aus ſtattlichen Exemplaren von Laub- und Nadelhölzern und iſt ſternförmig angeordnet, ſo daß jeder ſeiner Radien in eine andere reizende Landſchaft blicken läßt. Zu Füßen hat man den Alcsúther Park ſelbſt und die herrſchaftlichen Wirthſchaftsbetriebe mit ihren verſchiedenen gartenähnlichen Meiereien; zwiſchendurch ſtreift das Auge die Häuſergruppen umliegender Dörfer, ruht in weiter Ferne auf den wolkenähnlichen, blau dunkelnden Graten der Ofner Berggruppen, dann wieder in den grünlich verſchwimmenden Senkungen des Vaáler Thales und verſinkt ſchließlich im Dunkel der hochſtämmigen Waldungen, die den Vértes bedecken.

Noch überraſchender jedoch als ſelbſt die Schönheiten des Parkes und der Ausſichten iſt der Anblick, den die Innenwelt der Gärtnerei und ihrer Glashäuſer bietet. Aus dem Laubdickicht der Bäume blinkt eine Reihe weißer niedlicher Gärtnerhäuschen

hervor, denn die Pflege des Parkes liegt zwölf Kunstgärtnern ob und die Bevölkerung zweier Dörfer (Alcsúth und Doboz) strömt zur Arbeit herbei. Acht parallel gebaute Glashäuser, eine großartige Orangerie und ein Palmenhaus, mit dem sich wenige messen können, bilden die Schatzkammer der mit großen Opfern und gründlicher Fachkenntniß betriebenen Gärtnerei. Diese Gebäude sind auch im Winter das Asyl der südländischen Gewächse, in ihnen sind jene Unmassen mannigfaltiger Pflanzen und Blumen aufgespeichert, die aus allen Weltgegenden hieher gezogen wurden. Man findet hier sozusagen alle Seltenheiten, welche die Bananen, Rhododendren, Azaleen, Camelien, Orchideen und verschiedenartigen Palmen der Tropenwelt darbieten, und nicht nur die Anzahl der Arten und Exemplare, sondern auch die bewunderungswürdige Schönheit der einzelnen Individuen macht diese Glashäuser selbst für den Fachmann zu seltenen Sehenswürdigkeiten. Die Glashäuser bilden eine Doppelreihe und sind durch unterirdische Gänge verbunden; dies ist auch bei den Palmenhäusern der Fall, doch stehen diese andererseits mit den Appartements des Schlosses durch einen vom Dachgeschoß herüberführenden geschlossenen Corridor in Verbindung.

Diese mannigfaltigen und großartigen Leistungen der Gartenkunst machen Alcsúth zu einer Zierde nicht nur des Comitats, sondern des ganzen Landes. Wer jemals Gelegenheit hat, es zu besuchen, wird den bleibenden Eindruck genußreicher Bewunderung mit sich nehmen, aber auch eine ebenso tiefe Hochachtung für die fürstliche Familie, welche die Herrlichkeit dieser Stätte ins Leben gerufen.

In der Nachbarschaft von Alcsúth liegt das Dorf Doboz, dessen Einwohner sämmtlich alte, jedoch verarmte Edelleute sind und nun die besten Arbeiter des erzherzoglichen Parkes abgeben. Bei Doboz liegt Tabajd, wo zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts, während der Rákóczy'schen Bewegung, eine Comitatsversammlung abgehalten wurde. Tordas ist eine slovakische Gemeinde, deren Einwohner jedoch größtentheils auch schon ungarisch sprechen.

In südöstlicher Richtung von Alcsúth verläuft das Vaáler Thal, dessen Gewässer durch den Vaáler Kanal oberhalb der Ortschaft Duna-Adony in die Donau abfließen. Dieses anmuthige Thal, das sich zwischen Hügel von mäßiger Höhe einsenkt, öffnet sich in das Martonvásárer Thal.

Unter den Ortschaften des Thales verdient Vaál als Bezirkssitz besondere Erwähnung, es bildet aber auch einen kleineren Brennpunkt des localen Handels- und Gewerbefleißes und ist überdies Verwaltungssitz einer ansehnlichen Herrschaft. Seine Weingärten, die einen guten Weißwein spendeten, hat die Phylloxera verheert und mit der Rebenerneuerung geht es langsam, allein das fleißige Volk weiß durch den Ertrag seiner wohlbebauten Felder und der Obstzucht den Ausfall so ziemlich zu decken.

Johann Vajda, der vortreffliche ungarische Dichter, verbrachte seine Kinder- und Jugendjahre in Vaál, wo sein Vater herrschaftlicher Oberförster war; den Vaáler Wald besang er in mehreren schönen Gedichten.

Wo diese beiden Thäler zusammenstoßen, bilden sie das Kajázó-Thal; hier sollen, wie die uralte Sage will, die Gebeine des in der Tárnoker Schlacht gefallenen Feldherrn Keve bestattet sein.

Das Martonvásárer Thal ist einer der anmuthigsten Theile des Comitats. Es öffnet sich unterhalb Ercsis auf die Donau. Von Tárnok an verläuft es zwischen fruchtbaren

Das Schloß zu Martonvásár.

Hügeln, die an verschiedenen Punkten Ausblicke auf schöne Ebenen gewähren. Später verflacht sich die wellige Oberfläche zu einer geneigten Ebene, in deren tiefstem Grunde, zwischen die Höhen von Sukoró und Pákozd gefaßt, der Spiegel des Velenczeer See's aufblitzt. Durch dieses Thal nehmen die Budapest-Stuhlweißenburger Landstraße und die Südbahnlinie ihren Weg.

Die schönste Ortschaft ist Martonvásár, mit 2200 Seelen, Sitz der reichsten Domäne des Comitats. König Sigismund hatte sie sammt ihren Gestüten seiner Gemahlin Barbara geschenkt; später war sie Eigenthum der durch Maria Theresia in den Grafenstand erhobenen Familie Brunswick, neuestens wurde sie durch Erzherzog Josef angekauft. Von der Eisenbahn aus hat man einen schönen Blick in den laubreichen,

600 Joch großen Park, in deſſen großem Weiher ſich das Schloß ſpiegelt. Hier waren die werthvolle Bibliothek und die anſehnliche, aus ſeltenen Werken beſtehende Gemäldeſammlung der Grafen Brunswick untergebracht; die Gemälde verblieben im Beſitze der Familie und wurden nach dem Verkauf der Beſitzung fortgeſchafft. Die Kirche und deren Kapelle ſind reich an Kunſtwerken, unter denen einige Fresken von Maulpertſch, Kirchengewänder von ſeltener Schönheit und künſtleriſch gearbeitetes Kirchengeräth zu erwähnen ſind. In dieſer Kirche iſt Gräfin Thereſia Brunswick beſtattet, die ihr ganzes Leben und ihr großes Vermögen der Sache der Kindererziehung und der Einbürgerung des Krippenweſens gewidmet hat. Im Park von Martonvásár bewahrt ein Baum mit dem eigenhändig eingeſchnittenen Monogramm Beethovens das Andenken an den Aufenthalt (1806) des großen Tondichters.

Von Martonvásár weiter folgt längs des Thales eine Reihe von wohleingerichteten Beſitzungen mittlerer Größe und auf der Linie Baracska, Pettend, Kápolnás-Nyék, Velencze erblickt man hübſche Herrenſitze und Parks. Es ſind dies die ſtändigen Wohnorte eines großen Theiles der Grundbeſitzerclaſſe dieſes Comitats, was ſowohl der Annehmlichkeit des geſelligen Verkehrs, als auch der Nähe des Velenczeer See's mit ſeiner ganz prächtigen Jagdgelegenheit zuzuſchreiben iſt.

Der See beſteht aus zwei Theilen, dem eigentlichen großen See mit beſtändig tiefem und klarem Waſſer und dem ſeichten, ſtellenweiſe ganz verſiegenden Rohrſee, der ſich gegen Südoſt erſtreckt. Die Jagd iſt auf beiden Partien überaus intereſſant und ergiebig, nur daß ſie im ſeichten Rohrſee größtentheils vom Anſtand aus betrieben wird, während im großen See Treiber und Jäger auf zahlreichen Kähnen das Wild aufjagen.

Der untere Theil des See's dehnt ſich bis zur Gemeinde Dinnyés, ſieben Kilometer von Stuhlweißenburg, aus. Am Ufer des Velenczeer See's liegen Sukoró und Pákozd, beide größtentheils Kapitelbeſitz; jenes durch ſeine vorzüglichen Kirſchen, dieſes durch ſeinen Wein berühmt. Unweit des See's liegt Pußta-Nyék (jetzt Kápolnás-Nyék), der Geburtsort Michael Vörösmarty's.

Am Anfang des Tárnoker Thales, bei Érd, ſchwenkt die Budapeſt-Fünfkirchner Linie der ungariſchen Staatseiſenbahnen nach Süden ab, um dann das ganze Comitat der Länge nach zu durchſchneiden und bei Simontornya in das Tolnaer Comitat überzugehen. Parallel mit ihr zieht längs der Donau, gleichfalls durch das ganze Comitat, eine der älteſten Landſtraßen, die noch auf den Reſten der alten Römerſtraße von Aquincum nach Eſſeg angelegt wurde.

In der Richtung dieſer Straße lagen die altrömiſchen Colonien längs der Donau, und zwar: Matrica zwiſchen Batta und Ercsi, Vetus Salina an der Stelle von

Adony, Intercisa (nach Anderen Potenciana) an der Stelle von Duna-Pentele. Unter den jetzigen Donau-Ortschaften sind folgende zu erwähnen: vor Allem die große Ortschaft Érd oder Hamzsabég, die zur Hälfte am Stromufer, zur Hälfte auf einer Höhe liegt, von wo sich eine prächtige Aussicht über die weiten Flächen des Alföld bietet. Hier übernachtete Ludwig II. im Schlosse des Ambrosius Sárkány und als er dann auf seinem Leibpferde nach Mohács aufbrach, that dieses einen Sturz. Einst war der Ort eine Citadelle, von der aber keine Spur übrig ist. In türkischer Zeit war er von einem Plankenzaun umgeben. Hier begegnet man unfern der Donau dem letzten in diesem Comitat vorhandenen Türkendenkmal, einem vollkommen wohl erhaltenen Minaret. Nach der hunnischen Sage sollen die Hunnen unterhalb Érds bei Batta in das römische Reich eingebrochen sein; auch die hier befindlichen „hundert Hügel" (Százhalom) hält die Überlieferung für den Bestattungsort der in der großen Tárnokthaler Schlacht gefallenen Hunnen, wogegen die wissenschaftliche Forschung zu ergeben scheint, daß diese Begräbnißstätten weit älteren Ursprunges sind und aus keltischer Zeit stammen dürften.

Weiter unten liegt Ercsi, eine der größten Gemeinden des Comitats, mit 5.700 Einwohnern. Es ist der Verwaltungssitz einer berühmten Herrschaft, die in der Hand des Freiherrn v. Lilien ihrer ganzen Einrichtung nach eine der ersten Landwirthschaften des Landes war; später fiel sie der freiherrlichen Familie Eötvös zu. Schloß und Park haben schon viel von ihrem Glanze verloren, dagegen finden sich im Park noch jetzt einzelne altrömische Denkmäler, zum Beispiel ein Meilenstein der alten Aquincum-Esseger Heerstraße. Das hier befindliche Grab des Barons Josef Eötvös wird von der jungen Generation noch jetzt zuweilen pietätvoll besucht.

Unter der Türkenherrschaft war auch Ercsi ein mit Planken umzäunter Ort, in dem die Türken die erste türkische Herberge, ein mit Blech bedecktes Karawan-Serai errichteten. Diesem Orte, wie überhaupt den Donau-Ortschaften wandten die Türken besondere Sorgfalt zu, da seit der Mohácser Schlacht dies ihr gewöhnlicher Weg nach Ofen war. Deshalb war auch das weiter stromab gelegene Duna Adony ein wichtiger Platz. König Matthias schenkte es dem Kinizsy, von dem es auf seine Gemalin, Benigna Magyar, überging, um dann an ihrer Hand der Familie Horváth von Kánnzát zuzufallen. Näheres über seine Vergangenheit ist nicht bekannt, denn nur eine Reisende des vorigen Jahrhunderts, Lady Wortley Montague erwähnt Adony in ihrer zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts verfaßten Reisebeschreibung, und zwar habe damals die in der Türkenzeit so wichtige Ortschaft bereits in Trümmern gelegen und die Gegend unterhalb des Ortes, bis nach Mohács hin, sei mit Wäldern bedeckt gewesen und kaum von einem Menschen betreten worden. Jetzt ist Adony wieder ein bedeutender Ort mit 4.500 Einwohnern, Bezirksämtern, einer localen

Industrie und lebhaftem Handel. Es ist der Haupt-Verbindungsort zwischen der Insel Csepel und dem Weißenburger Comitat und Adony selbst ist mit Stuhlweißenburg durch zwei Straßenzüge verbunden. Der eine vereinigt sich bei Káposnás-Nyék mit der Budapest-Stuhlweißenburger Landstraße, der andere führt über die Gemeinde Seregélyes geradeaus nach Stuhlweißenburg.

Die einst waldbedeckten Strecken weisen jetzt die schönsten Landwirthschaften auf und Adony ist gegenwärtig der Verwaltungssitz einer der größten und auch besten Herrschaften; es ist Eigenthum des Grafen Ferdinand Zichy. Diese Domäne nimmt durch ihre fortgeschrittene Landwirthschaft und Viehzucht, besonders aber auch durch ihr englisches Gestüt, das in der Erzielung von gewählter Form, wie von edlem Blut eines der ältesten und auch größten Gestüte im Lande ist, unter den Landwirthschaften Ungarns einen ersten Platz ein.

Unter den Donau-Ortschaften unterhalb Adonys sind noch Rácz-Almás und Duna-Pentele hervorzuheben; jenes liegt auf einer schönen Höhe, dieses in anmuthiger Gegend und zum Theil auf den Resten einer römischen Stadt. Beide Orte bieten die schönste Aussicht auf den unteren Theil des Weißenburger und einen großen Theil des Tolnaer Comitats, dann auf den Lauf der Donau und das gegenüberliegende Pester Comitat. Landwirthschaft und Donauhandel sind in beiden entwickelt, ihre guten Weine waren früher weithin gesucht, unter ihren Einwohnern gibt es zahlreiche Donaufischer.

Zwischen den zwei Ortschaften lag einst die Gemeinde Szigetfö, auch Tikus genannt, deren Kirche an einer noch jetzt als Szent Kut (heiliger Brunnen) bezeichneten Stelle stand. Ihre Überfuhr wurde schon zur Zeit Stefans des Heiligen benützt, später auch von König Salomon, als dieser aus der Mogyoróder Schlacht (1074) nach dem Lande jenseits der Donau entfloh.

Duna-Pentele ist mit dem Comitatssitz durch eine über Nagy-Perkáta und Seregélyes führende Landstraße verbunden. Nagy-Perkáta ist eine beträchtliche Ortschaft auf der fruchtbarsten Hochebene des Comitats. Es hat blühenden Ackerbau und soll den „stählernsten" Weizen dieses ohnehin weizenberühmten Comitats erzeugen. Es ist der Sitz einer ausgedehnten Herrschaft, die sich durch ihre Merinozucht von seltener Schönheit auszeichnet; die Herrschaft gehört der weiblichen Linie der gräflichen Familie Györy.

Seregélyes war in früherer Zeit gleichfalls Mittelpunkt einer großen Herrschaft, die aber jetzt unter mehrere Mitglieder des gräflichen Hauses Zichy vertheilt ist. Die Bevölkerung treibt Ackerbau. Am Rande der Ortschaft steht, an einen alten Eichwald gelehnt, ein großes Schloß mit ausgedehntem Park.

Von der längs der Donau dahinziehenden Landstraße zweigt sich an der Comitatsgrenze bei Duna-Földvár noch eine Comitatsstraße ab und führt über Herczegfalva und Sárosd auf Seregélyes und weiter nach Stuhlweißenburg. Herczegfalva ist eine der größten Ortschaften des Comitats. Ihren großen Pußtenbesitz hat zu Beginn dieses Jahrhunderts die Abtei Zircz mit größtentheils aus der Zirczer Gegend verpflanzten Deutschen besiedelt und den Ort zu Ehren des Palatins Josef, dessen Steinbild auch die Hauptstraße schmückt, Herczegfalva (Herzogsdorf) genannt. Die breiten Straßen sind mit Baumreihen bepflanzt, die durch Gärten getrennten Häuserzeilen sehr gut gegen Feuer geschützt.

Die Einwohner, die ihren ohnehin beträchtlichen und guten Landbesitz noch durch den Ankauf einer benachbarten Pußta vermehrt haben, betreiben ausgedehnte Landwirthschaft und genießen allgemeinen Wohlstand.

Der herrschaftliche Besitzantheil von Herczegfalva gehört zu der 42.000 Joch großen, in der Nähe von Herczegfalva gelegenen Elößálláser Domäne der Abtei Zircz. Die in häuslicher Weise betriebene Landwirthschaft, eine der größten Herrschaften im Lande, zeichnet sich durch zweckmäßig eingetheilte Meierhöfe, eine berühmte Pferdezucht, ein großes Gestüt, in welchem schwere Kutschenpferde von hohem Blut gezüchtet werden, und durch eine große ungarische Stamm-Rinderheerde aus, neben der neuerdings, unter Beschränkung der weniger einträglichen Schafzucht, auch auf die Mästung von Vieh und auf Züchtung westlicher Rinderracen immer größeres Gewicht gelegt wird.

Bei Herczegfalva liegt in nordwestlicher Richtung die Ortschaft Nagy-Lók, die mit den zugehörigen Pußten eine größere Herrschaft des gräflichen Hauses Zichy bildet. Außer der systematisch betriebenen Landwirthschaft verleiht ihr noch der Umstand ein besonderes Interesse, daß die hier vorgenommenen Nachgrabungen zur Entdeckung eines großen Urnenfeldes geführt haben, das mit seinen bronzezeitlichen Denkmälern eines der vollständigsten und lehrreichsten Bilder der Urgeschichte in Ungarn erschloß. Nördlich von hier liegt die Gemeinde Sárosd mit hübschem Schloß und Park der Grafen Esterházy, nordöstlich aber die Gemeinde Nagy-Hantos mit Schloß und vorzüglich bewirthschafteter Herrschaft des Grafen Johann Nep. Zichy sen.

In südlicher Richtung führen von Stuhlweißenburg fast parallel zwei Straßen nach dem Tolnaer Comitat, und zwar auf der östlichen und westlichen Seite des Sárviz-Kanal Thales. Längs derselben lagen einst Colonien von Kumanen und Petschenegen, die aber in der Türkenzeit meist zugrunde gegangen sind. Tölgye, Csöszi, Töbörcsök, Szent-Ágota, Tatárfalva, Karácsonyszállás, Elößállás, Gallostelke, Zedreg, Menyöd, das waren einst lauter blühende Ortschaften, jetzt sind es blos Pußtenbesitzthümer,

meist große herrschaftliche Landwirthschaften, und nur hier und da erinnern die Trümmerreste einer Kirche an die alten Zeiten. Hier liegen die Ortschaften Aba, Sár-Kereßtur, Sár-Bogárd, Alap, Czecze, Alsó-Szentiván, Vajta, meist von mittleren Grundbesitzern bewohnt. Gut eingerichtete, wenn auch nicht eben große Meierhöfe, hübsche Gärten, wohnliche Herrensitze wechseln in dichter Folge ab, und mitunter erscheint ein parkumgebenes Magnatenschloß, das den größeren Herrschaften, die aus den zwischen den Ortschaften verstreuten ausgedehnten Pußten gebildet wurden, als Mittelpunkt dient.

In Vajta hat Graf Ferdinand Zichy, in Felsö-Szent-Iván Graf Eugen Zichy einen schönen Park mit neuerbautem hübschem Schloß, beide auch an Kunstschätzen reich; auf Pußta Hörcsök steht ein Schloß des Grafen Paul Zichy, in Nagy-Láng ein Schloß des Grafen Johann Zichy, beide von nicht gewöhnlicher Stattlichkeit.

Das Schloß zu Hörcsök heißt Annavár (Annaburg) und wurde während der Fünfziger-Jahre auf einem öden, früher als Hutweide benützten Grundstück in gothischem Stile erbaut. Seine schönen Verhältnisse, die künstlerische Durchführung jedes Details, die bequeme Eintheilung machen es zu einem der gelungensten unter den Gebäuden dieser Art. Auch der Park ringsum ist mit höherem Kunstgeschmack angelegt; weiterhin folgen dann die herrschaftlichen Wirthschaftsbetriebe. Die Ökonomie ist eine der fortgeschrittensten Musterwirthschaften, die der seltenen Fachkenntniß ihres Besitzers ein schönes Zeugniß ausstellt.

Das Schloß zu Nagy-Láng wurde zu Beginn dieses Jahrhunderts erbaut; die Giebelseite ist mit Säulen geschmückt, die Säle sind im Rococostil gehalten, es hat eine imposante Einfahrt, ein geschmackvolles Treppenhaus und etwa 100 Zimmer, die prächtigen gewölbten Ställe und bequemen Nebengebäude nicht zu vergessen. Es ist einer der größtangelegten Herrensitze und steht in einem herrlichen Park von 100 Joch, dem sich die die herrschaftlichen Dienstgebäude umschließenden parkartigen Remeß-Pflanzungen, ein großer Teich mit schöner Insel und eine Fasanerie von etwa 120 Joch anschließen.

Die Rosenhaine im Park und vor dem Schlosse, die großen kreisförmigen Teppichbeete, namentlich aber die prächtigen Glashäuser, das abgesonderte Palmenhaus und das Ananashaus zeigen, daß die hiesige Kunstgärtnerei ersten Ranges ist. Die große Domäne Láng gehörte einst zu den schönsten Musterwirthschaften, betrieb die feinste Schafzucht und unterhielt das berühmte, jetzt in Adony befindliche Gestüt. Zu dieser Domäne gehört auch die Pußta Föveny, wo eine römische Colonie stand und viele Alterthümer gefunden werden. Die Schaaren Ladislaus des Kumanen schlugen hier eine Hauptschlacht gegen die hochadeligen Aufrührer.

Südlich von hier liegt das Dorf Káloz, vormals Sitz einer großen Herrschaft des verstorbenen Grafen Edmund Zichy, nun im Besitze seiner Erben; in südwestlicher Richtung folgt Sárbogárd, mit wohlhabenden, intelligenten Bauern und einer höheren Classe von Kleingrundbesitzern. Diese Gemeinde hat 4.300 Seelen und ist Sitz der Bezirksämter.

Auch südwestlich von Stuhlweißenburg liegen größere Herrschaften, deren Einfluß viel dazu beiträgt, daß das wohlhabende Bauernvolk seine ohnehin fruchtbaren Äcker mit voller Zweckmäßigkeit cultivirt und auch auf dem Gebiete der Viehzucht große Fortschritte macht. Hier liegt Sár-Pentele, Eigenthum der gräflichen Familie Széchenyi, ehemals Hauptsitz des religiösen Lebens der Römer in Unter-Pannonien. Hier wurde der berühmte alte Votiv-Denkstein gefunden, den die Priesterschaft des unteren Pannonien dem Jupiter Dolichenus geweiht hatte. Jenseits von Sár-Pentele liegt das Dorf Szent-Mihály, wo Graf Eugen Zichy einen ausgedehnten Park mit einem hübschen ebenerdigen Schloß besitzt. Noch weiter folgt das ganz an der Comitatsgrenze gelegene Nádasd-Ladány, mit dem neuerbauten Schlosse des Grafen Franz Nádasdy, worin die Bildergallerie und das Archiv der Familie aufbewahrt werden. Auch dieser Bau gehört in seiner Art zu den prächtigsten und der schattige Park vereinigt Üppigkeit der Natur mit allem Zauber der Gartenkunst. Allgemeines Interesse erregt ein durch den Ingenieur Révy angelegtes großes Wasserwerk, das zur Berieselung der Wiesen verwendet wird.

Die Straße, die von Stuhlweißenburg in mehr südwestlicher Richtung nach dem Veßprémer Comitat führt, geht über die Ortschaften Szabad-Battyán und Polgárdi. Beide sind wohlhabende große Gemeinden mit einer intelligenten, wohlhabenden Bauernbevölkerung, schönen herrschaftlichen Meierhöfen und reichen Äckern. Polgárdi ist das alte Besitzthum der Batthyány; Graf Géza Batthyány hat hier einen großen, prächtigen Park mit schönem Schloß. Zwischen den beiden Gemeinden erhebt sich 220 Meter hoch der Somlyóberg, der einstens gleichfalls eine berühmte römische Niederlassung trug. Auf dem Gipfel des Berges ließ Graf Géza Batthyány umfassendere Nachgrabungen anstellen, die eine große Zahl von alten Kunstdenkmälern und überhaupt viel Lehrreiches für die Archäologie an den Tag brachten. Es wurden viele interessante alte Grabstätten, auch Schmucksachen (Ringe, Kreuze u. s. w.), aus dem X. und XI. Jahrhundert gefunden. Der merkwürdigste Schatz ist der silberne Dreifuß, der nun eines der werthvollsten Kunstdenkmäler der Römerzeit im ungarischen Nationalmuseum ist.

Vom Somlyóberg öffnet sich eine prächtige Aussicht, einerseits auf das Veßprémer Comitat mit seinen Höhen, seinen anmuthigen Thälern und den vom Plattensee begrenzten Ebenen, anderseits auf die abwechslungsreiche Niederung des Sárrét, über dessen hübsche

Dörfer und ſchöne Pußten hinweg der Blick die Donau erreicht, um jenſeits des Stromes ſich im Alföld, auf dem Tummelfelde der Fata Morgana zu verlieren; in nördlicher Richtung aber blinken die Thürme von Stuhlweißenburg auf, hinter denen die höher gelegenen Theile des Comitats, die Berge des Bakony und Vértes mit dem Dunkel ihrer Waldungen den Geſichtskreis abſchließen.

Minaret zu Érd.

Die Halbinſel von Tihany oberhalb Balaton Füred.

Der Plattenſee.

Der Plattenſee (Balaton) iſt der größte See Ungarns, ja der größte unter allen Seen Mittel- und Südeuropas. Der Ungar iſt ſtolz auf ihn und nennt ihn gern „das ungariſche Meer". Ein Land, das keine Meeresküſten beſitzt, das nur von einem kleinen Zwickel bei Fiume aus einen Blick auf die See frei hat und das keine bedeutenderen Waſſerſpiegel kennt als die Überſchwemmungen des Frühjahres, ſpielt im Geiſte gerne mit dem Gedanken, daß es denn doch ein ſtehendes Gewäſſer beſitzt, das einem Meere gleicht und auf dem ſich ein Schwarm von Kähnen, Segelbarken und Dampfern ſchaukelt.

Sein Flächeninhalt beträgt rund 160.000 ungariſche Joch, alſo 120.000 Kataſtraljoch, in internationalen Ziffern ausgedrückt: 12 geographiſche Quadratmeilen oder 690 Quadratkilometer. Seine Länge, von dem nordöſtlichſten Punkte bei Keneſe bis zum ſüdweſtlichſten Punkte bei Fenék gemeſſen, macht 82 Kilometer. Seine größte Breite, im Veßprémer Comitat zwiſchen Gamáßa und Füzfö, iſt 15 Kilometer, die zwiſchen Alſó-Örs und Siófok 9½, zwiſchen der Pußta Ságh und Szemes 8½, zwiſchen Badacsony und Fonyód 6, endlich zwiſchen der Leſencze Mündung und Balaton-Kereßtur 10 Kilometer. Etwas ſchmäler iſt der See längs des Fenéker Ufers. Bei den Überfuhren iſt die

Seebreite bedeutend geringer: zwiſchen der Fülöper Überfuhr und Boglár 5 und bei der Tihanyer Überfuhr, an der Spitze der Tihanyer Halbinſel, nur 1½ Kilometer. Der See zieht ſich in der Richtung von Nordoſt zu Südweſt durch das weſtliche Viertel Ungarns, das ſogenannte Dunántul (Viertel jenſeits der Donau) und der ganzen Länge nach am ſüdöſtlichen Fuße des Bakonygebirges hin. Er beſteht aus drei Buchtenbildungen. Die öſtliche Ausbuchtung reicht von Keneſe bis zur Tihanyer Halbinſel; das mittlere Becken hängt bei der Tihanyer Seeenge mit dem öſtlichen zuſammen und ſtreicht von Tihany bis zu den Fenéker Geſtaden hinab; die weſtliche Bucht endlich, die den Namen Kleiner Plattenſee (Kis-Balaton) führt, hängt bei der kaum 50 Meter breiten Fenéker Enge mit der mittleren Bucht zuſammen. Dieſe weſtliche Bucht iſt die kleinſte, ſie beträgt ſammt ihren Geſtrüppflächen kaum 5000 Joch.

Der Urſprung ſeiner Geſchichte fällt mit dem ſeines Namens zuſammen. Vor der römiſchen Eroberung und zu Beginn der chriſtlichen Zeitrechnung war die Gegend von keltiſchem Volke bewohnt, das dem See den Namen Pelſo oder Peiſo gab. Die römiſche Welt behielt dieſen Namen bei, ja ſie übertrug ihn auch auf den Neuſiedlerſee (Fertö), in deſſen Gelände der bojiſche Stamm der Kelten hauſte. Und dieſer wird wohl auch am Plattenſee gewohnt haben. Zur Zeit der Avaren gebrauchen die lateiniſchen Schriftſteller noch den Namen Peiſo und erſt ſpäter entſteht der Name Balaton, der im Slaviſchen (blatto) einen Sumpf bedeutet. Urheber dieſes Namens ſind die Slaven, die als Hörige der Avaren in der Gegend ſitzen. Die erſte ungariſche Urkunde von zweifelloſer Glaubwürdigkeit, die den See erwähnt, und zwar als Balatin, iſt ein Stiftungsbrief König Andreas' I. vom Jahre 1055. Jetzt gibt es in der Nähe des Plattenſees kaum ein oder zwei Dörfer von ſlaviſchem Urſprung und auch ihre Bevölkerung wurde im vorigen Jahrhundert angeſiedelt; ſlaviſche Ortsnamen jedoch kommen zahlreich vor, und zwar ſämmtlich aus der Zeit der avariſchen Herrſchaft. Solche ſind: Komárom, Tapolcza, Tihany, Paloznak u. ſ. w.

Das Seegebiet iſt adminiſtrativ unter drei Comitate vertheilt. Die nördlichſte Ecke von Almádi bis Füzfö, das ganze nordöſtliche Ufer von Füzfö bis Akarattya und das ſüdöſtliche Ufer von Akarattya bis Siófok gehören zum Veßprémer Comitat; eine Linie, die man von der Mitte des Sió-Fluſſes nordwärts in der Richtung des Dachgiebels der Almádier Csárda zieht, theilt die Waſſerfläche einerſeits dem Veßprémer Comitat, andererſeits den Comitaten Somogy und Zala zu. Dieſe imaginäre Linie iſt die Urſache zahlreicher juriſtiſcher Verwicklungen und ihre Feſtſtellung beſonders bei den Beſitzſtörungen auf dem Gebiete des Fiſchfanges jedesmal von größter Wichtigkeit, wie nicht minder die Beſtimmung der Linie, die nach der Längsrichtung des Plattenſee's die Grenzſcheide zwiſchen den Comitaten Somogy und Zala bildet.

Der Plattenſee iſt nach ſeiner ganzen Ausdehnung in viel höherem Maße als die oberitalieniſchen oder Schweizer Seen Privateigenthum. Jeder Abſchnitt des Ufers und auch die ganze Oberfläche des Waſſers, dieſe durch imaginäre Grenzlinien abgetheilt, iſt grundbücherlich auf die Namen einzelner Beſitzer eingetragen. Im Veßprémer Comitat ſind die Beſitzer: bei Almádi und gegenüber bei Siófok das Veßprémer Domkapitel, bei Vörösberény und Keneſe die Vörösberényer Stiftungsherrſchaft, bei Balatonfö-Kajár das adelige Compoſſeſſorat und die gräfliche Familie Zichy.

Der Sió Kanal.

In Zala ſind die Eigenthümer: bei Alſó-Örs das adelige Compoſſeſſorat, weiterhin bis Balaton-Füred das Veßprémer Kapitel, noch weiter der Pápaer Zweig der Grafen Eſterházy, das Füreder adelige Compoſſeſſorat und die Benediktinerabtei zu Tihany. Weſtlich von dieſem folgen, außer zwei kleinen adeligen Compoſſeſſoraten, Beſitzungen des Veßprémer Bisthums, des Fürſten Eſterházy, der Freiherren Puttheány von Szigliget, der Grafen Deym und Forgács und der Familie Freyſtädter, dann ein mächtiger Strich längs des ganzen ſüdweſtlichen Plattenſee-Ufers bis in das Somogyer Comitat hinab und ſogar noch in dieſem weiter als Beſitzthum der gräflichen Familie Feſtetich von Keßthely,

die übrigens, mit Ausnahme weniger Strecken von Kleingrundbesitz, auch die ganze dritte Ausbuchtung, den kleinen Plattensee, ihr eigen nennt.

Im Somogyer Comitat sind, mit Ausnahme der gräflichen Familien Hunyady, Jankovich, Zichy, Széchényi, des Barons Wodianer und einiger adeliger Compossessorate von geringerem Belang, die Tihanyer Abtei und abermals das Veßprémer Domkapitel die privatrechtlichen Herren des Plattensees.

Die Gesammtzahl der Besitzer macht also etwa 25 aus. Diese betreiben den Fischfang und genießen den sonstigen Fruchtgenuß, ihnen gehören die Bäder am Gestade und ohne ihre Erlaubniß wäre nicht einmal der Verkehr von Dampfschiffen und Yachten zulässig. Das Staatsrecht hat dem Staate gar kein Recht an den Plattensee vorbehalten, aber auch dem Publikum nicht, denn es darf weder baden, noch den See beschiffen, noch dessen Eisdecke zum Wagen- und Frachtverkehr benützen. Indeß hindern die Eigenthümer das Publikum nicht im geringsten in der Ausübung dieser Rechte und das Publikum hat sich gewöhnt, von Fischfang und Rohrgewinnung abgesehen, den Plattensee als sein Eigenthum zu betrachten.

Der Plattensee wird in mancherlei Weise nutzbar gemacht, insbesondere für den Verkehr, den Fischfang, die Rohrgewinnung und das Baden.

Der Verkehr findet zu Wasser und auf dem Eise statt. In alter Zeit bestanden blos zwei Überfuhrgelegenheiten, vom Veßprémer nach dem Zalaer und andererseits nach dem Somogyer Comitat. Die eine an der Tihanyer Überfuhr, die am Somogyer Ufer Szántóder Überfuhr genannt wird und wo auch jetzt ein Fährboot läuft; die andere, an der Fülöper Überfuhr, zwischen der Pußta Fülöp und Boglár, wo seither ein Dampfer das Fährboot verdrängt hat. Den Sommer hindurch und überhaupt wenn der See nicht von Eis bedeckt war, pflegte das unter einander verkehrende Publikum der drei Comitate gewöhnlich diese Überfuhren in Anspruch zu nehmen. Über die Tihanyer Halbinsel führte eine ziemlich schlechte und stellenweise überaus steile Gebirgsstraße an das Seegestade hinab, wo eine Csárda und ein gedeckter Wagenschuppen, beides von primitivster Construction, den Reisenden zur Verfügung standen. Das Verkehrsmittel aber war eine Plätte, die gleichzeitig fünf bis sechs Wagen nebst den vorgespannten Pferden und 30 bis 40 Menschen befördern konnte; diese Plätte wurde durch die Fährleute an das jenseitige Ufer gerudert. Es waren vornehmlich Marktleute, Hochzeitsgesellschaften und Leute, die zur Mühle fuhren, welche sich so übersetzen ließen. Zur Förderung des Wasserverkehres bildete sich im Jahre 1846, nach dem Plane und auf die Anregung des Grafen Széchényi, eine Actiengesellschaft, die auf dem See Dampferfahrten ins Leben zu rufen trachtete. Sie schaffte auch einen Dampfer an, dessen Maschinerie aus England kam, während der Schiffsrumpf theils in Ofen, theils in Balaton-Füred gebaut wurde.

Dieſes Dampfſchiff hieß „Kisfaludy“, nach dem großen Dichter des Zalaer Comitats. Das ſcharfe Auge Széchényi's blickte ſchon in jene ferne Zukunft hinaus, die für den See ſelbſt jetzt noch nicht Gegenwart geworden iſt, deren Erfüllung jedoch nahe bevorſteht. Dann werden beide Ufer des Sees mit Badeplätzen, Landhäuſern, größeren und kleineren Städten und Ortſchaften bedeckt ſein und ein fortwährendes maſſenhaftes Kommen und Gehen, im Sommer von bade- und erholungsluſtigem, im Winter von handel- und gewerbetreibendem Publikum, wird dieſe Geſtade beleben und mit einander

Yachtregatta auf dem Plattenſee.

verbinden. Der „größte Ungar“ konnte dies nicht erleben und 11 Häfen, die er im Jahre 1846 geplant und angelegt hatte, ſind im Laufe der Zeit auf zwei, höchſtens drei zuſammengeſchmolzen. Es ſind dies Balaton-Füred, Siófok und Keßthely; die anderen Landungsplätze mußten in Ermangelung von Publikum aufgelaſſen werden. Auf der ganzen weiten Waſſerfläche des Balaton war 30 Jahre hindurch nur jener einzige Dampfer zu ſehen. Erſt im Jahre 1875 wurde, gleichfalls mit Hilfe einer localen Actien-geſellſchaft, ein zweites kleines Dampfſchiff vom Stapel gelaſſen, das beſtimmt war, den Perſonen- und Güterverkehr zwiſchen Badacsony, Fülöp und Boglár zu vermitteln, allein ſchon im folgenden Jahre ging das Unternehmen ein, gerade wie das Jahr

vorher eine Propellerunternehmung, welche Balaton-Füred zum Ausgangspunkt ihres Verkehrs gewählt hatte. Sowohl der Eigenthümer des Propellers, als auch dessen Publikum sahen bald ein, daß ein kleinerer Dampfer von geringem Tiefgang, in der Art der Donau-Propeller, sich auf dem Plattensee wegen des oft mächtigen Seeganges nicht halten kann. Seit dem Jahre 1880 ist Balaton-Füred der Mittelpunkt eines mehr als vornehmer Zeitvertreib betriebenen Yachtsports geworden; im dortigen Hafen pflegen sich, wenn sie alle beisammen sind, etwa 30 Yachten verschiedensten Formats auf den Wellen zu schaukeln. Es sind dies Segelyachten von englischem Typus, aber kleiner als die für das Meer bestimmten Yachten; ihre Bemannung bestand anfangs aus englischen Matrosen, später jedoch wurden Bauernburschen aus der Gegend zur Handhabung der Schiffe und Segel abgerichtet. Der Yachtclub und seine Schiffe erfreuen sich auch jetzt der schönsten Blüte; mit Güterbeförderung befaßt er sich ganz und gar nicht, wohl aber zuweilen im Sommer mit Personenbeförderung. Seine Hauptthätigkeit bildet immerhin die Privatschiffahrt nebst den Regatten, welche alljährlich durch die Schiffseigenthümer selbst um ausgesetzte Ehrenpreise veranstaltet werden. Außerdem hat eine im Jahre 1888 gegründete Actiengesellschaft drei Dampfer angeschafft, die seit einigen Jahren die Personen- und Güterbeförderung auf dem ganzen Plattenseegebiet mit allen seinen Bädern und Häfen versieht, und wenngleich heute noch die Plattenseeschiffahrt sowohl vom Staate, als auch von den Nachbarcomitaten unterstützt werden muß, so ist es doch bei dem gewaltigen Aufschwung, den das Badewesen am See genommen hat, sicher zu erwarten, daß nach einigen Jahren diese Dampfschiffe auch ohne Subvention in der Lage sein werden, den geregelten Verkehr aufrechtzuerhalten.

Die andere Art des Verkehres ist die per Achse, wenn der Plattensee zugefroren ist. Dies erfolgt regelmäßig bei vier bis fünf Grad stiller, windloser Kälte und der See pflegt dann zwei bis drei Monate lang seine Eisdecke zu behalten. Sobald das glatte Eis sich hinreichend, nämlich auf fünf bis sechs Zoll Dicke, befestigt hat, belebt sich die Seeoberfläche, bei windstillem Wetter und wenn es nicht schneit, sofort und Tag für Tag. Dies ist die Hauptzeit für die Bevölkerung des südlichen Ufers, um Bausteine nach dem Veßprémer und Somogyer Comitat zu schaffen, wie man einst aus der großen Weingegend des Nordufers den Wein heimfuhr. Die Bevölkerung des Nordufers aber fährt nun nach dem Somogyer Ufer, um sich Wagenladungen voll Getreide zu holen und den Stroh- und Futterbedarf dazu; desgleichen benützen die Marktleute das Eis als allerkürzeste Linie, um auf ihren Fuhrwerken ohne jeden Umweg von Ufer zu Ufer zu wechseln.

Der Fischfang wird durch gewöhnliche bäuerliche Fischer betrieben, so daß keines der Ufer eine lediglich von der Fischerei lebende Bevölkerung besitzt. Indeß gibt es sogenannte Fischerkoppeln oder „Fischerkumpaneien“, deren Mitglieder durch den Obmann

in Lohn genommen, im Winter ausschließlich und im Sommer größtentheils dem Fischfang obliegen. Die Sommer- und Winterfischerei sind natürlich grundverschieden. Die Winterfischerei gilt hauptsächlich dem Fogas, die Sommerfischerei mehr den übrigen Fischarten. Die Obmänner dieser Fischerkoppeln haben die Fischerei auf Grund ein- oder mehrjähriger Pachtverträge, theils als Hauptpächter von den Uferbesitzern, theils als Afterpächter von größeren Unternehmern in Pacht; sie bezahlen für die ganze Fläche des Plattensees insgesammt höchstens 25.000 bis 30.000 Gulden an Pachtschilling, wozu sie aber auch noch andere Nebenleistungen zu bieten haben. Der Plattensee-Fogas ist auf den europäischen Speisekarten überall unter diesem Namen bekannt und ist in Mittel- und Südeuropa blos dem Plattensee in so vorzüglicher Güte eigen. Sein wissenschaftlicher Name ist lucioperca sandra; bis zum Gewicht von zweieinhalb Kilo heißt er „süllö“ (Schiel, Zander), nachher Fogas. Die größeren wiegen zehn Kilo. Die ausnahmsweise vorkommenden noch größeren Exemplare nennt die Uferbevölkerung „Fogaskönig“. Der Fogas haust während des Sommers in größeren Wassertiefen und wird daher nicht so zahlreich gefangen als im Winter, wo er überall nahe an das die Wasserfläche bedeckende Eis kommt. Unter den Fischen, welche für die Fischerei noch in Betracht kommen, steht der Maifisch (Alse) voran; man nennt ihn auch Plattensee-Häring. Im Herbst steigt er in solchen Mengen an die Oberfläche und wird dann oft in solchen Massen gefangen, daß er, obgleich ein wohlschmeckender, feiner Fisch, mitunter schon zu vier bis fünf Kreuzer das Kilo verkauft wird. Überdies wird er, der Länge nach entzwei geschnitten, gesalzen und an der Sonne getrocknet, mit Weißfischen und Eltfischen (Kühlingen) zusammen vielfach als Fastenspeise für die griechisch-orientalische Bevölkerung nach Siebenbürgen und Serbien ausgeführt. Die Uferbewohner nennen den Maifisch, wenn er zur Laichzeit massenhaft gefangen wird, den „gesehenen Fisch“. In großen Mengen werden auch Karpfen, Karauschen und Schleihen gefangen, sämmtlich Sumpffische und, obgleich schmackhafter als die in sumpfigen Seen gefangenen, dennoch den wohlfeileren Fischen zugehörig. Auch der Hecht wird systematisch gefangen, und zwar zu jeder Jahreszeit, da sich die Schonzeit auf ihn nicht erstreckt. Sein Fang geschieht im offenen Wasser mit dem Netze, im Röhricht mit dem Speer. Massenhaft wird der Weißfisch gefangen, ein schmackhafter, allein überaus grätiger Fisch, der aus diesem Grunde hauptsächlich von der ärmeren Volksclasse genossen wird. Zu erwähnen sind ferner der Barsch, die Quappe (Rutte), der Eltfisch und die Sprotte. Sie alle übertrifft als Handels- und Verbrauchsartikel der Wels, der im Plattensee bis zum Gewicht von 70 und 80 Kilo heranwächst.

Zur systematischen Fischerei werden im Winter wie im Sommer hauptsächlich große Netze von mehreren hundert Meter Länge verwendet. Im Sommer tragen die Fischer das lange Netz bei Tage ins Wasser hinein und tauchen es ausgespannt unter.

Die Stelle, wo dies geſchieht, wird mit einem aus Binſen geflochtenen Apparat („kaczér“, Flotte) bezeichnet, der ſtets auf der Waſſerfläche ſchwebt; erſt gegen Morgen, ſo lange es noch dunkel, rudert man hinein, ihn zu holen, und holt auch das Netz ſammt den darin gefangenen Fiſchen in den Kahn ein. Dieſe Fiſcherkähne waren vor Alters gewöhnlich aus einem einzigen mächtigen Eichenſtamme ausgehöhlte Einbäume, ſieben bis acht Meter lang und in der Mitte ſammt den Wandungen etwa einen Meter breit; die Aushöhlung erfolgte derart, daß ſie ſich nach innen ausbauchte, die Öffnung aber eben nur weit genug war, um einem kräftigen Manne das Sitzen auf dem Querbrett zu geſtatten. Ein ſolcher Kahn hieß „bodony“, Tonne, Tonnenkahn. Dieſe Form wurde vermuthlich auf Grund praktiſcher Erwägung eingebürgert, weil ſie bei großem Sturm, wenn der Inſaſſe ſich im Kiel niedergelegt hat, dem Wellenſchlage gut widerſteht und nicht ſinkt. Doch ſind gegenwärtig kaum noch ein paar ſolche Kähne auf dem Plattenſee zu ſehen und an ihrer ſtatt bedienen ſich auch die Fiſcher eines dem Rettungsboote nachgebildeten Typus. Die Winterfiſcherei geſchieht natürlich ohne Kähne. Die Fiſcher tragen das große Netz hinein und hauen dort, wo ſie es verſenken wollen, Reihen von Löchern in das Eis. Durch dieſe Löcher ſtopfen ſie das Netz mittels eines Stopfholzes durch und verſenken es dann ganz ſo wie im Sommer. Das Wiedereinholen des Netzes geſtaltet ſich natürlich ſchwieriger und erfordert mehr Menſchenkräfte als im Sommer. Die Preiſe der Fiſche ſind verſchieden. Bei den Uferbewohnern erreicht das Kilo Schiel 30, andere Fiſche 20 Kreuzer; in etwas entfernteren Städten, wie in Veßprém, Tapolcza, Keßthely, Karád u. ſ. w., ſind ſie um fünf bis zehn Kreuzer theurer. Bei großem Fiſchreichthum und zur Sommerszeit ſinken natürlich die Preiſe. Moorgrundeln werden im Plattenſee nicht gefangen oder doch nur ſelten in den Grundſchlamm führenden Theilen im ſogenannten kleinen Plattenſee; wohl aber fängt man Krebſe, wenn auch nicht für den Handel, ſondern jeder nur zu ſeinem Hausgebrauch, und zwar auf eigenthümliche Weiſe. Es gibt im Plattenſee zwei Sorten eßbarer Krebſe: den gemeinen Flußkrebs (Astacus fluviatilis) und den ſogenannten „Ziegenkrebs“ (Sumpfkrebs, Astacus leptodactylus). Dieſe haben bekanntlich die Gewohnheit, Abends dem Ufer zuzueilen, ja ſie ſteigen ſogar an das Ufer, ins Gras, um auf die dort vorfindlichen Inſecten Jagd zu machen. Da gehen dann nach Sonnenuntergang die Knaben und Burſchen ans Ufer hinab, zehn bis zwölf Rohrhalme unter dem Arm, die ſie an einem Ende anzünden, um bei dieſem Lichte, bis an die halbe Wade im ſeichten Uferwaſſer umherwatend, die landwärts drängenden Krebſe abzufangen und mit gefüllten Schnappſäcken heimzukehren.

Rohr beſitzt der Plattenſee nicht überall, immerhin wachſen davon bedeutende Mengen in den großen Buchten, beſonders denen von Füzfö, Csopak und Szigliget; auch im kleinen Plattenſee und bei Fenék kommen verhältnißmäßig große Röhrichtſtrecken vor,

Balaton Füred — Tihany — Ureskö oder die Mönchsklause in der Flanke der Halbinsel Tihany.

deren jährlicher Ertrag gewiß einige hunderttausend Garben ausmacht. Das Rohr wird, wenn es nicht vorher durch das Eistreiben geknickt worden, was übrigens selten geschieht, auf dem Eise abgebrochen, in Garben gebunden an das Ufer geschafft und zu Bauzwecken verkauft. Das Tausend Rohrgarben kostet 50 bis 60 Gulden, so daß das Erträgniß der Rohrgewinnung beinahe der Einnahme aus dem Fischereipacht gleichkommt.

Den größten Theil seiner wirthschaftlichen Bedeutung gewinnt der Plattensee durch seine Bäder. Zum Baden in primitiver Form wurden seine Ufer ihrer ganzen Länge nach von uralten Zeiten her benützt. Die Bewohner der Ufer und ihres nächsten Hinterlandes zogen im Sommer, besonders nach Beendigung der Ernte- und Dreschарbeit, an Feiertagen zu Fuß und zu Wagen in hellen Haufen an den Strand. Sie nahmen Lebensmittel mit, und an den warmen Sommernachmittagen wimmelte es in den seichten Gewässern und auf den sandigen Böschungen des Sees gleich einem förmlichen Jahrmarkte von Hunderten badender Männer, Frauen und Kinder, Groß und Klein bunt durcheinander. Diese Art von Badevergnügen pflegte von Anfang Juli bis Mitte August zu dauern. Später wurde es bei den in der Nähe wohnenden herrschaftlichen Familien regelmäßiger Gebrauch, sich täglich an den Plattensee hinunter zu begeben und ein Bad zu nehmen, zu welchem Zwecke sie aus Rohr oder Brettern kleine Aus- und Ankleidehütten erbauen ließen. Solche Badeeinrichtungen bestanden schon in älterer Zeit bei Gamáßa, Siófok, Szántód, Boglár, Szemes, Fonyód und das nordöstliche Ufer entlang von Keßthely bis Vörös-Berény bei fast sämmtlichen Dörfern und Csárdas, besonders aber bei jedem solchen Weinberge, dessen Fuß sich bis an den Plattensee hinab erstreckte. Gegenwärtig gibt es auch schon zeitgemäß eingerichtete Badeniederlassungen. Unter diesen steht Balaton-Füred voran, das seit mehr als hundert Jahren den ersten Platz unter den Badeorten des Landes jenseits der Donau einnimmt. Es ist für die Nachbarcomitate, sowie selbst für Budapest schon seit Anfang dieses Jahrhunderts als Unterhaltungs- und Erfrischungsort ungefähr ebenso wichtig, wie für das Oberland in den Karpathen Bartfeld (Bártfa) gewesen. Der Grund und Boden der Badeniederlassung von Balaton-Füred gehört von Hause aus der Abtei Tihany, dem Veßprémer Kapitel, dem Balaton-Füreder adeligen Composſeſſorat und dem Pápaer Zweige der Grafen Eſterházy. Der Säuerling jedoch, der ursprünglich diesem Bade so großen Zulauf brachte, war stets Eigenthum der Äbte von Tihany und gelangte auch bei der Besitzregelung in deren Hand. Das Bad wurde durch die Tihanyer Abtei gegründet, ausgebaut und alle die Zeit her in Stand gehalten. Private begannen erst seit dem Jahre 1845 auf dem Badegebiete zu bauen. Doch gab es bis zu den Sechziger-Jahren außer den Baulichkeiten der Tihanyer Abtei blos fünf oder sechs Privatgebäude. Nun erst begannen auch Private Sommerwohnungen, Villen und Absteigehäuser zu bauen, so daß jetzt Wohnräume genug

vorhanden sind, um gleichzeitig 1000 bis 1500 Menschen bequem unterzubringen. Dieses Bad liegt südlich von Balaton-Füred, dicht am Seeufer, und sein localer Name ist Savanyuviz (Sauerwasser). Es übt eine mächtige Wirkung, besonders bei katarrhalischen Erkrankungen der Athmungswerkzeuge, bei Nervenschwäche, bei krankhafter Knochen- und Nervenentwicklung der Kinder, bei rhachitischen Übeln und deren mannigfachen Folgen,

Der Héviz-See — Badeanstalt Héviz.

endlich im Allgemeinen zur Wiederherstellung eines normalen Kräftezustandes nach überstandenen Krankheiten. Das Mineralwasser ist von geringem Eisen- und Kohlensäuregehalt; es gehört zu den sogenannten alkalischen Wässern. Doch liegt das Geheimniß der Wirkung dieses Brunnenortes nicht sowohl im Wasser, als in der Reinheit und Milde seiner Luft.

Eine bedeutende Badeniederlassung ist auch Keßthely, wo sich die zeitgemäß eingerichteten kalten Bäder außerhalb der Stadt, gleichfalls am Plattensee-Strande

befinden. Auch dieſes Bad iſt ſchon etwa 50 Jahre alt; es beſteht aus Badehäuſern, die im Waſſer auf Pfoſten ſtehen und ſeither wiederholt erneuert wurden. Unter die Badeorte der Plattenſee-Gegend gehört ferner das Bad Héviz, weſtlich von Keßthely, mit einem eigenthümlichen Waſſer, das nicht ermangeln konnte, die Aufmerkſamkeit der Ärzte auf ſich zu ziehen. Dieſes Waſſer iſt nämlich ein kleiner, etwa 2 Joch großer See, der am Fuße der Páhoker Hügel inmitten einer reizenden Ebene liegt; es iſt ſchwefel- und kohlenſäurehaltig, hat eine Temperatur von 28 Grad Réaumur und ſein Schlamm beſteht aus eigenthümlichen kleinen, ſchuppenartigen Körnchen. Der nördliche Theil des Sees iſt, trotz der Wärme des Waſſers, dicht mit Rohr und Schilf bewachſen, an ſeinem Südende aber leitet ein beträchtlicher Bach das mächtig ſprudelnde Quellwaſſer des Sees in den Plattenſee ab. Das Landvolk kannte dieſes Waſſer ſeit uralter Zeit und benützte es ſtets gegen rheumatiſche und gichtiſche Leiden, aus Verrenkungen oder anderen Urſachen entſtandene Geſchwülſte und noch mancherlei ähnliche Krankheiten; zu Hunderten zog es, namentlich an Feſttagen, aus den benachbarten Dörfern an den See und blieb 5 bis 6 Stunden lang in deſſen Waſſer ſitzen. Das Gebiet gehört dem Grafen Taſſilo Feſtetich, deſſen Onkel, Graf Taſſilo Feſtetich der Ältere, bereits vor 30 Jahren die Umwandlung des Bades in einen modernen Badeort begann. Er baute daſelbſt ein hübſches Logir- und Gaſthaus, ſchuf Kühlungsplätze, errichtete für den Sommer eine ſtändige badeärztliche Station und ſorgte für bequeme Verbindung mit Keßthely. Gegenwärtig hat das Bad ſchon einen ſo guten Ruf, daß die jeden Sommer zuſtrömenden Kranken nicht einmal alle unterzubringen ſind. Auf dem Gebiete des Zalaer Comitats gibt es noch einige kleinere Badeorte, ſo: Alſó-Örs, Csopak, Rév-Fülöp und Szepezd.

Unter den Plattenſee-Bädern des Veßprémer Comitats ſteht Siófok voran. Es wird zwar von dem leidenden Publikum, namentlich den Frauen und Kindern, ſchon ſeit mehr als zwei Jahrzehnten benützt, iſt aber erſt ſeit 1892 als modernes Bad zu betrachten. In dieſem Jahre ließ eine Actiengeſellſchaft den Strand zwiſchen der Eiſenbahnſtation und dem Plattenſee nivelliren und auf dieſer aufgeſchütteten Fläche ſchöne, mit aller Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit eingerichtete Gaſthof- und Speiſegebäude herſtellen. Seither entwickelt ſich dieſe Badecolonie mit erſtaunlicher Rührigkeit und die Zahl ihrer Beſucher reicht ſchon beinahe an die von Balaton-Füred.

Siófok gegenüber liegt nördlich, am unteren Ende des Dorfes Vörös-Berény, das Bad Almád; die Gegend iſt durch Hügelreihen belebt und kann ſich anmuthiger Landſchafts-motive rühmen. Dieſes Bad wird kaum erſt ſeit anderthalb Jahrzehnten regelrecht verwaltet, hat aber doch ſchon zahlreichen Beſuch, insbeſondere aus dem nahen Veßprém, ſowie den Comitaten Veßprém und Weißenburg. Jedenfalls iſt es ſchon ein beſſer entwickelter Badeort als das in der Mitte des nordöſtlichen Plattenſee-Strandes gelegene Kenese,

Badeanstalt zu Siófok.

das jedoch Dank seiner windgeschützten Lage auf eine große Zukunft rechnen darf. Das Somogyer Comitat hat noch keine eingerichteten Badeniederlassungen, immerhin sind die Sommerfrischen Szántód, Boglár und Fonyód schon in kräftigem Aufschwung begriffen und weisen bereits zahlreiche Sommerparteien, namentlich aus der Hauptstadt, auf.

Der Plattensee vermag den Gebrauch der Meerbäder ziemlich zu ersetzen. Sein Wasser ist schon an sich ein Mineralwasser und viel reicher an Salzen als das Wasser irgend eines anderen Sees in Mittel- und Südeuropa. Sein Wellenschlag ist am südlichen Ufer regelmäßig und ziemlich stark; der Badestrand der verschiedenen Stationen, namentlich am Südgestade, hat einen sammtartigen, glatten Grund, der aus feinem Sande besteht, und die Temperatur des Wassers, besonders wo es seicht ist, steigt oft auf 22 bis 23 Grad Réaumur, was namentlich für Frauen und Kinder, sowie für alle Reconvalescenten nach schweren Krankheiten eine ganz wundersame Heilwirkung bewährt. Die Gesammtzahl der Badegäste rings um den Plattensee ist gegenwärtig schon auf etwa 10.000 zu schätzen und steigt bedeutend von Jahr zu Jahr. Man pflegt gegen den Plattensee vorzubringen, daß es an seinen Ufern, und besonders am südlichen, fast durchaus an kühlen Plätzen fehlt. Allein dieser Umstand bietet mindestens ebenso große Vortheile als Nachtheile, da die Krankheiten und krankhaften Schwächezustände, gegen welche die klimatischen Bäder angewendet zu werden pflegen, großentheils gerade durch die unmittelbare Einwirkung der Sonnenwärme und der Windströmung gründlich geheilt werden und insbesondere die Bewohner der Großstadt mehr des Sonnenscheins und der frei bewegten Luft bedürfen als des Schattens. Diese Auffassung bürgert sich auch in der ärztlichen Wissenschaft von Jahr zu Jahr fester ein, und sobald die hinsichtlich der älteren Bäder bestandene überlieferte ärztliche Anschauung die neuere Auffassung zu der berechtigten Geltung gelangen läßt, wird das Badeleben des Plattensees sofort vollauf jene Wichtigkeit für den allgemeinen Gesundheitszustand und die Volkswirthschaft erlangen, zu der es sich seit einigen Jahren schon mit so rüstiger Kraft zu erheben trachtet.

Untersuchen wir das Wassersystem des Plattensees, so lautet die Hauptfrage: ist dieser See das Überbleibsel einer früheren geologischen Periode oder ein Sammelbecken für die aus atmosphärischen Niederschlägen stammenden Gewässer — oder vielleicht beides zugleich? Eine Specialcommission der ungarischen geographischen Gesellschaft studirt den Plattensee seit dem Jahre 1891, und ein Hauptgegenstand ihrer Forschungen ist eben die endgiltige Antwort auf jene Frage. Die darauf abzielenden Studien sind jedoch noch nicht beendigt.

Die Ufergegend des Plattensees ist hinsichtlich des hydrographischen Systems in zwei Abschnitte zu gliedern. Der eine ist die südwestliche Ufergegend, von Badacsony nach Westen hin, über Keßthely und den kleinen Plattensee, im Somogyer Comitate

weiter bis Boglár. Alles Gewässer dieses Uferlandes strömt in den Plattensee. Um Badacsony und Szigliget die Bäche Eger, Tapolcza und Lesencze, westlich von Keßthely der in den kleinen Plattensee fallende Zalafluß und die Bäche Héviz und Határárok, dann östlich von diesen die Gewässer des Nagy-Berek (Große Au), deren regulirtes Flußbett gleichfalls Határárok (Grenzgraben) und Nagyárok (Großer Graben) genannt wird.

Der Nagy-Berek ist eine Tiefebene von etwa 140 Quadratkilometer im Somogyer Comitat, zwischen den Gemeinden Balaton-Kereßtur, Balaton-Ujlak, Kéthely, Tót-Szent-Pál, Táska, Buzsák und Balaton-Csehi. Seine Meereshöhe übersteigt den gegenwärtigen höchsten Wasserstand des Plattensees kaum um 1 bis 2 Meter. Vor der im Jahre 1863 stattgefundenen Entwässerung war bei hohem Wasserstande oft auch ein großer Theil des Nagy-Berek überfluthet und die Oberfläche des Sees erschien dann um etwa ein Fünftel größer als die jetzige.

Zieht man von Badacsony nach Boglár eine gerade Linie, so fällt das nordöstlich von dieser gelegene Ufergelände in unseren zweiten Abschnitt. Dieser liefert dem Plattensee, soviel man sehen kann, einen sehr geringen Wasserzuwachs. Allerdings laufen von Badacsony bis Alsó-Örs etwa 8 bis 10 kleine Bäche von den Uferhöhen nieder. Das Volk nennt diese Wasseradern Séd. Diese Uferstrecke ist nahe an 50 Kilometer lang. Es scheint unglaublich, daß die hinter dieser Linie liegenden bewaldeten Höhenzüge mit ihren gesammten atmosphärischen Niederschlägen nur das Wasser für diese 8 bis 10 kleinen Quellbäche liefern sollten. Von Alsó-Örs aber nach Nordost bis Füzfö und von da südlich bis Akarattya und schließlich von hier südwestlich bis Szöllös-Györök führt, mit Ausnahme der unbedeutenden Wasserläufe von Lölle und Ößöd, kein einziger Bach dem Seebecken Wasser zu. Diese Uferlinie ist 70 Kilometer lang und das hinter ihr liegende Ufergelände besteht aus Bodenschichten von stark wasseraufsaugender Natur. Wohin geräth also das aus den atmosphärischen Niederschlägen dieser Gegend angesammelte Wasser?

Auf diese Frage ist wohl keine andere Antwort möglich, als daß die Niederschlagswässer der hinter dieser 70, beziehentlich 120 Kilometer langen Strandlinie sich hinziehenden hügeligen, bergigen, waldigen Ufergegend wenigstens zum Theile durch natürliche unterirdische Kanäle dem Becken des Plattensees zufließen. Wenn einmal die gesammten geologischen und physikalischen Eigenschaften des Plattensees sorgfältig durchstudirt sind, werden auch für diese Thatsache unwiderlegliche wissenschaftliche Beweise erlangt sein. Als ganz sicher erscheint es zum Beispiel, daß die Annahme, als ob einerseits die jährliche Verdunstung der Seeoberfläche, andererseits das Einströmen der atmosphärischen Niederschläge und der Quellgewässer die einzigen Factoren des nach Jahreszeiten wechselnden Steigens und Sinkens des Wasserstandes wären, keine Berechtigung hat. Wäre der

Plattenſee lediglich auf Regen, Schnee und die Bäche angewieſen, ſo müßte ſein Becken in dürren Jahren, wie 1863 oder 1875, zum großen Theil trocken liegen, wie das des Neuſiedler-Sees trocken lag. Der Siófluß z. B. führt bei Siófok, an der Grenze des Veßprémer und des Somogyer Comitats, durchſchnittlich ungefähr ſo viel Waſſer aus ihm ab, als der größte Zufluß, der Zalafluß, ihm zuführt. Das Waſſer der ſämmtlichen übrigen Bäche macht zuſammen kaum mehr aus als das des Zalafluſſes. Im Laufe eines regenloſen heißen Sommers und Herbſtes müßte alſo der Plattenſee um mehr als blos 2 bis 2½ Fuß ſinken, was thatſächlich die Grenze ſeines tiefſten Sinkens iſt.

Im Plattenſee müſſen alſo waſſerreiche Quellen aufgehen, welche die durch den Boden zur Tiefe geſickerten Gewäſſer des ganzen im Veßprémer Comitat gelegenen Ufergeländes, und eines Theiles des zum Zalaer und Somogyer Comitat gehörigen unterirdiſch in den See ableiten. Mit dieſer Auffaſſung ſtimmt auch die Meinung der Uferbevölkerung überein. So kennen die Fiſcher in der Bucht zwiſchen Tihany und Balaton-Füred ſogenannte „Heves“ (warme Stellen), wo im Winter wegen des unten aufſprudelnden wärmeren Quellwaſſers das Eis nie ſo ſtark wird wie anderswo. Eine mächtigere unterſeeiſche Quelle erwähnen die Uferbewohner auch in der Richtung auf die Tihanyer Kirche. Desgleichen nehmen genaue Kenner des Sees ergiebige Quellen in der Bucht von Füzfö an.

Allein die Theorie von der Anſammlung der atmoſphäriſchen Niederſchläge reicht nicht hin, um den Urſprung des Plattenſees zu erklären. Dieſer See iſt der Überreſt einer verfloſſenen geologiſchen Periode, und zwar nach Fachkundigen der miocänen Epoche. Daß er entweder aus dieſer Zeit oder noch aus der vorhergehenden Übergangsperiode ſtammt, erweiſt ſich durch die chemiſchen Eigenthümlichkeiten ſeines Waſſers, durch ſeine Verſteinerungen, den geologiſchen Bau der Ufer und die Bildungen, welche manche Uferſtellen aufweiſen.

Sein Waſſer erſcheint im Glaſe hellgrau. Zur Hervorbringung dieſer Farbe tragen wahrſcheinlich die darin befindlichen mikroſkopiſchen Thiere und Pflanzen das Meiſte bei. Das Waſſer wird gewöhnlich getrunken; abgekühlt wird es durch vierundzwanzigſtündiges Stehen klar und wohlſchmeckend. Es gehört unter die ſogenannten weichen Wäſſer und iſt etwas herb. Dieſer Anflug von Herbheit kommt von den darin enthaltenen Salzen, Säuren und deren Zuſammenſetzungen.

Buchten hat der See an ſeinem Südrande, in den ſich die Comitate Veßprém und Somogy theilen, keine. Dieſe Ufer ſind flach, kaum einige Fuß höher als der höchſte Waſſerſtand des Sees und zumeiſt Anſchwemmungen aus neuerer Zeit, wiewohl ſtellenweiſe diluviale Ablagerungen. Die nördlichen, den Comitaten Veßprém und Zala zugehörigen Ufer ſind waldige, felſige, vieldurchriſſene Höhen, bei Tihany und in der Gegend von

Badacsony mit mächtigen vulcaniſchen Bildungen, von denen bei der Schilderung des Zalaer Comitats eingehender geſprochen wurde. Die größten Seebuchten öffnen ſich bei Füzfö im Veßprémer und bei Szigliget im Zalaer Comitat, wenn man nicht etwa auch die beiden Seitenbuchten des Tihanyer Vorgebirges als ſolche rechnen will. Szigliget liegt eigentlich zwiſchen zwei Buchten. Nach Urkunden aus der Árpádenzeit war es noch vor 500 bis 600 Jahren eine Inſel, hinter der die Mündungen der Bäche Leſencze und Eger ein zuſammenhängendes, geſtrüppdurchwachſenes Gewäſſer bildeten.

Szigliget.

Zum Gegenſtand beſonderer geologiſcher Erforſchung verdient das nordöſtliche Ufer gemacht zu werden, von Máma bis Reneſe und von Csittény über Akarattya bis Gamáßa. Hier erheben ſich die geſteinloſen, verhältnißmäßig mürbe gearteten, aus ſogenanntem pontiſchen Thon beſtehenden Erdböſchungen faſt unmittelbar am Uferrand in ſenkrechter Steilheit bis nahe an 200 Fuß über das Waſſer, als wären ſie erſt ſeit kurzem durch die reißende Strömung eines rieſigen Fluſſes ausgewaſchen. Die Donau hat um Érd und Batta ſolche Ufer, jedoch von geringerer Höhe. Doch iſt es dort nicht ſchwer,

die Urſache dieſer Uferbildung zu ermitteln. Die ewig wandernde Fluth des Donauſtromes ſcheuert ſich die als Ufer dienenden Hügel entlang, von denen ſie unausgeſetzt Theile losſpült und losreißt. Daher die faſt ſenkrechte Steilheit.

Ohne Zweifel haben auch die Ufer bei Máma, Csittény und Gamáßa einſt durch irgend einen rieſigen Strom ihre jetzige Form erhalten. Allein woher und in welcher Richtung mag dieſer Strom ſeine furchtbaren Fluthen einhergewälzt haben? Jenes Kiesgeröll, das ſich nördlich der Pußta Világos findet, bietet in dieſer Hinſicht keinerlei Aufklärung. Es beweiſt nur, daß in einem früheren geologiſchen Zeitalter etwa 180 Fuß über der heutigen Oberfläche des Plattenſees in der Richtung der Kiesſchichte ein großer Strom dahinzog, deſſen Bett jedoch durch ſpätere Umgeſtaltungen bis zur Spurloſigkeit verſchüttet wurde. Wenn man ſich hingegen einen Rieſenſtrom der diluvialen Periode denkt, der, von Veßprém her über die Gemarkungen von Szent-Király-Szabadja und Vörös-Berény gegen Keneſe hinſchwenkend, durch das Thal des Sió ſeine brauſenden Wellen nach Südoſt gewälzt habe, ſo kann dieſer Strom die wunderbaren Ufer bei Máma und Keneſe geſtaltet haben. Der Wellenſchlag eines ſtehenden Gewäſſers war und iſt nicht im Stande, dies zu bewirken. Aber auch von dieſem gedachten diluvialen Rieſenſtrom iſt gegenwärtig kein Bett mehr zu finden. Spätere geologiſche Umbildungen haben auch dieſes begraben. Jene enge Schlucht, die von Szent-Király-Szabadja gegen Vörös-Berény hinabführt und am Fuße des Apáczafara vorbei die Richtung auf den Badeort Almádi nimmt, mag ſich an der Stelle des alten Bettes befinden, iſt aber kein Überreſt desſelben. Es iſt die Aufgabe der aus tüchtigen Fachmännern beſtehenden Plattenſee-Commiſſion, volles Licht zu verbreiten über den geologiſchen Urſprung des Plattenſees und die Geſchichte ſeiner Entwicklung zur gegenwärtigen Geſtalt.

Auch die Farbe des Seeſpiegels verdient Beachtung. Dieſe Farbe wechſelt unausgeſetzt. In plötzlichem Umſchlag durchlaufen ihre mannigfaltigen Farbentöne eine ganze Scala, vom hellglänzenden Grau angefangen durch Hellgrün und Hellblau bis zum dunklen Grün und Blau. Oft ſieht man, vom Tihanyer Gipfel oder der Akarattya-Höhe aus, in demſelben Moment dieſe ganze Farbenpracht vor ſich aufgerollt. Die Urſache dieſer Mannigfaltigkeit ſucht man auf verſchiedene Art zu erklären. Ihr einziger Grund iſt jedoch, wie bei dem Meere, die Wiederſpiegelung der Farben, die der wolkenloſe oder bewölkte Himmel trägt.

Zugefroren, mit Eis bedeckt, zeigt uns der Plattenſee ein ganz anderes Geſicht. Im Sommer lächelt und trauert der See mit uns, und als verſtünde er das ganze Gefühlsſpiel unſerer Phantaſie, leben und regen ſich Glanz und Getöſe, Wellenſchlag und Farben ſeiner Fluth nach dem Pulſe unſerer Gedanken. Fiſcherkähne, Dampfſchiffe und Segelbarken ſchwimmen oder ſtehen fern auf dem See. Spähende Kraniche recken ſich

Der Plattensee bei Aliga.

an den Waſſerſäumen. Wildgänſe, Wildenten rudern zu Tauſenden auf den tieferen Gewäſſern oder die inneren Ränder der Rohrwälder entlang. Über die glatte Fläche der Fluth oder die Reihen ihrer Wellenkämme zucken auf weißem Fittig Möven und Meerſchwalben hin. Überall ewige Bewegung.

Im Winter iſt der Plattenſee eine öde, düſtere Leichengeſtalt für Jeden, der ihn im Sommer gekannt und geliebt hat. Alles mit Eis bedeckt, und das Eis überall mit Schnee und der Schnee überall mit Nebel. Das Eis begräbt die Farbe, den Strahlenglanz und jede Lebensregung. Der Nebel verhüllt uns die wechſelnden Formen, ja ſelbſt Umriſſe der fernen jenſeitigen Ufer. Was näher und was ferner, was tief und was hoch gelegen: in all dem finden wir uns nicht zurecht. Iſt Windſtille, ſo laſtet auf unſerer Seele der Druck einer Stummheit, wie ſie vor der Schöpfung geherrſcht. Brauſt der Sturm einher, ſo verſchwindet uns Alles miteinander, die frei über die Eisfläche jagende Windsbraut hüllt für unſer Auge den ganzen Plattenſee in eine einzige graue Schneewolke ein. An klaren kalten Tagen ſogar erblickt man nur ſehr ſelten in der Ferne ein Fuhrwerk oder einen Trupp Fiſcher. Einzeln wagt ſich kein Menſch auf den gefrorenen Plattenſee hinaus. Dieſer einſame Gang könnte der Tod ſein, bei plötzlich eintretendem Sturm oder dichtem Nebel.

Das Berſten des Eiſes geſchieht mit einem furchtbaren, donnernden Krach. Der Riß iſt oft 5, 10, 15 Kilometer lang und entſteht gewöhnlich nach der Längsrichtung des Sees. Das 30 bis 40 Centimeter dicke Eis klafft oft 1 bis 2 Schritt auseinander und in der Spalte toben die Gewäſſer mit freiem Wellenſchlag. Was mag die Urſache des Berſtens ſein? Als Haupturſache, und vielleicht die einzige, wird der Druck des Windes betrachtet, der ſich in der Mitte des Plattenſees mit ſolcher Wucht auf das Eis legt, daß dieſes, wenn auch nur unmerklich, ſich auf bedeutende Strecken einbaucht und das Waſſer gegen die beiden Ufer preßt; wenn dann der Druck des Windes aufgehört hat, drängt das zur Seite gepreßte Waſſer an ſeinen Platz zurück, drückt das Eis nach oben und bringt es dadurch zum Berſten. Der Druck des Windes verurſacht, wie die Entſtehung der Spalte, oft auch deren abermalige Schließung. Nach einer anderen Auffaſſung jedoch, die auch auf ernſte Beachtung Anſpruch machen darf, wäre der raſche Umſchlag der Temperatur die Urſache des Berſtens.

Übrigens wimmelt das Hirn der Leute von einem ganzen Schwarm falſcher Meinungen und mit wiſſenſchaftlichen Gründen nicht belegbarer Anſichten über den Plattenſee. Einige derſelben müſſen hier erwähnt werden.

Viele meinen und behaupten es ſogar in ihren Schriften, daß das Waſſer des Plattenſees, wie das Meer, einen gewiſſen, wenn auch geringen Grad von Ebbe und Fluth beſitzt, und dieſe Anſicht hängt mit dem Glauben zuſammen, daß das Waſſer des

Plattenſees zuweilen ſelbſt ohne allen Wind, bei ruhigſtem Wetter Wellen ſchlägt oder, wie die Uferbewohner ſagen, wallt und brauſt.

All dies iſt unbegründet. Ebbe und Fluth der Meere ſind ihrer Natur nach durch die Wiſſenſchaft ſchon ziemlich ausreichend erklärt. Und wenn die Urſachen und Bedingungen der Gezeiten, denen das Meer gehorcht, ſicher erkannt ſind, dann iſt es zweifellos, daß der Plattenſee, in Ermanglung jener Urſachen und Bedingungen, keine Ebbe und Fluth haben kann. Dieſer ſeinem Weſen nach theoretiſche Schluß wird thatſächlich durch keinerlei widerſprechende Erſcheinung entkräftet. Der aufmerkſame Beobachter, wenn er z. B. an ruhigen Sommertagen ſtundenlang am Ufer von Gamáßa ſitzt, nimmt zwar mitunter am Waſſer eine Schwellung von mehreren Centimetern wahr, bald aber trifft ihn auch die Berührung irgend eines irren Lufthauches von Balaton Füred oder Füzfö her, deſſen Druck auf die Waſſerfläche ſchon einige Minuten früher jene Schwellung hervorgerufen hat. Das Waſſer iſt äußerſt empfindlich. Die Geſchwindigkeit, mit der ſich dieſe Empfindlichkeit fortpflanzt, zu meſſen, iſt vielleicht unmöglich. Jedenfalls iſt die durch den Winddruck verurſachte Schwellung am Ufer ſchon wahrzunehmen, bevor der Wind, der den Druck ausübt, dahin gelangt.

Eine Erſcheinung ähnlicher Natur hat Veranlaſſung zu der irrigen Anſicht gegeben, daß das Waſſer zuweilen auch am ruhigſten Tage aufwalle. Die Winde der Tag- und Nachtgleiche im Frühjahr und Herbſt, ſowie die in ſehr breitem Strich verlaufenden Winter- und Sommerſtürme bringen natürlich den ganzen Plattenſee in ſtarke Bewegung. Bei ſolcher Gelegenheit denkt kein Menſch an die Theorie des Aufwallens bei ruhigem Wetter. Es gibt jedoch, beſonders im Sommer, einen ſchmalen Strich beſtreichende Fleckenwinde und Wirbelwinde von kurzem Durchmeſſer, die ihren Druck nur auf einen kleinen Theil der Seefläche ausüben und folglich nur auf dieſem umſchriebenen Theil einen Wellenſchlag hervorrufen. Den Fleckenwind und Wirbelwind kann der Beobachter vom Ufer aus nicht wahrnehmen, wenn der Wind keinen Staub und Kehricht mit ſich führt, was ihm ja auf dem Plattenſee nicht zu Gebote ſteht. Wohl aber ſieht er das Wellengekräuſel und die Schaumkämme der Wellen. Und dann beſchränkt ſich das Gewoge nicht blos auf den Ort und die Zeit des Winddruckes. Der Flecken- oder Wirbelwind hat ſich längſt beſänftigt oder gelegt, während das Waſſer natürlich noch immer wallt. Dieſer Wind hat die Ruhe des Waſſers vielleicht mehrere Meilen weit von dem am Ufer ſtehenden Beſchauer geſtört, aber die Wellenbewegungen pflanzen ſich immer weiter fort und gelangen ſchließlich bis zum Beobachter. Dieſe Erſcheinungen nähren den erwähnten Irrthum.

Die Tiefen des Plattenſees ſind noch nicht überall vermeſſen. Auf der Linie zwiſchen Siófok und Balaton-Füred beträgt die größte Tiefe vier Meter. Auch die Tiefe der

Bucht zwiſchen Keneſe und Tihany ſcheint durchſchnittlich nicht größer zu ſein. An der inneren Seite der Rohrbeſtände erreicht die Tiefe ſelten zwei Meter. Auf noch tiefer gelegenem Seegrund wächſt im Plattenſee kein Rohr. Bei der Tihany-Szántóder Überfuhr wird die Tiefe auf elf bis zwölf Meter angeſchlagen. Bei dem Tihanyer Vorgebirge gibt es eine Vertiefung, die nach der Anſicht der dortigen Einwohner ſelbſt den Füreder Kirchthurm verſchlingen würde und die der Volksmund den „Brunnen“ nennt. In der Bucht zwiſchen Tihany und Fenék iſt der Grund des Seebeckens nicht gleichmäßig. An den Zalaer Ufern kommen, ihrer Geſtaltung entſprechend, größere Tiefen vor, ſo z. B. bei Badacsony. Am ſüdlichen Ufer iſt das Waſſer längs des ganzen Sees ſeicht. Es gibt Stellen, wo es auf Entfernungen von 300—400—500 Meter kaum mannshoch wird. Daher iſt das Baden an dieſer Seite angenehmer, zumal der Seegrund aus feinem, reinem Sande beſteht und ſich teppichartig anfühlt.

Das ſtarke Wellentreiben dringt bis auf den Seegrund hinab und bringt die ganze Maſſe des Waſſers in Bewegung. Aus dieſem Grunde duldet das Waſſer keine Leiche, keine Abfälle irgendwelcher Art in ſeinem Schoße, wenn deſſen ſpezifiſches Gewicht nicht viel bedeutender iſt als das des Waſſers. Die durch einen Unfall im See ihr Leben verlieren, deren Leichen ſind nach acht bis fünfzehn Tagen oder auch 30 Tagen ganz ſicher auf dem Sande des ſüdlichen Ufers zu finden. Und gerade hier, weil die Winde meiſtens von Nordweſt, Weſt oder Nordoſt blaſen und die Wellen dem ſüdlichen Ufer zutreiben.

Unfälle kommen zahlreich vor. Alljährlich fallen dem Plattenſee mindeſtens zehn bis fünfzehn Perſonen zum Opfer. Der Schiffer in ſeinem Kahn und auch der Ausflügler wird gar oft von einem unverſehens aufſpringenden Sturmwind ergriffen und dieſe Abenteuer nehmen häufig ein Ende mit Schrecken. Eis und Winterſturm fordern mehr Opfer. Die Fiſcher wagen ſich oft auch auf eine ſchmelzende, ſchwammige Eisdecke hinaus und ihre Tollkühnheit wird nicht ſelten mit dem Tode gebüßt. Oftmals kommt es vor, daß das Eis noch feſt genug iſt, allein der heftige Sturm es da und dort aufreißt und vor ſich hintreibt. Wen er zu ſolcher Zeit auf dem Eiſe trifft, für den gibt es keine Rettung. Im Jahre 1828 riß das Waſſer acht Fiſcher aus Alſó-Örs auf einer großen Eistafel mit ſich hinaus. Die Uferbewohner ſahen die Gefahr, konnten aber nicht helfen. Gegen Abend trieb die Eistafel näher ans Ufer, wo man die Hilferufe der Gefährdeten vernahm. Ihre Familie kniete betend am Strande. Abends ſprang der Wind um, ein bleiſchwerer Regen begann niederzugehen, vollſtändige Finſterniß trat ein und die Eistafel trieb aus der Ufernähe langſam wieder hinaus gegen die Mitte des Plattenſees. Die Fiſcher, lauter glaubenseifrige Männer, ſangen in ihren letzten Augenblicken Kirchenpſalmen. Die ſchluchzenden Laute ihres heiligen Geſanges tönten immer leiſer und leiſer

Der Plattensee bei der Pußta Világos.

an die Ohren der weinenden Frauen und Kinder. Dann auf einmal verſtummte der Ton, Dunkelheit und Sturm und Woge verſchlangen die Sänger der heiligen Lieder. Im Jahre 1868 entſtand bei helllichtem Tage plötzlich ein gewaltiges Sturmwetter und begrub 18 Fiſcher aus Balatonſö-Kajár unter die aufgethürmten Schollen des aufgeriſſenen Eiſes. Ein neunzehnter Fiſcher blieb unerklärlicher Weiſe unter dem Schollengeſchiebe am Leben. Zu Hunderten wiſſen die Uferleute ſolche und ähnliche Fälle zu berichten.

Die Uferleute ſprechen auch faſt nur von ſolchen Dingen. Lieder, Sagen, Volksmärchen, alte überlieferte Erzählungen über den Plattenſee kennt das Volk wenig. Allenfalls wird erzählt, daß einſt, in uralten Zeiten, an der Stelle des Plattenſees ein Dorf geſtanden habe, das aber verſunken ſei und daß der Klang ſeiner Kirchenglocken zuweilen auch jetzt noch aus den Tiefen der Gewäſſer emporklinge. Dieſe fromme Sage iſt ſchon ein Kind der chriſtlichen Zeit und kommt auch nicht dem Plattenſee allein zu. Auch an den Ufern anderer größerer Seen iſt ähnliches Gerede heimiſch.

Die Wiſſenſchaft hat, wie wir bereits erwähnten, erſt in den letzten Jahren begonnen, ſich mit dem Plattenſee fachmänniſch zu beſchäftigen. Wenn die zoologiſchen und botaniſchen Forſchungen beendet ſind, wird die Fachwiſſenſchaft in der Kenntniß der mikroſkopiſchen Thiere und Pflanzen einen Fortſchritt zu verzeichnen haben. Dies iſt ſchon nach den bisherigen Ergebniſſen dieſes Strebens als ſicher anzuſehen. Obgleich nämlich die mit großem Eifer betriebene wiſſenſchaftliche Forſchungsarbeit noch keineswegs beendigt iſt, ſind dennoch bereits zahlreiche neue Arten feſtgeſtellt. Vor zehn Jahren kannte man von den wirbelloſen Thieren des Plattenſees kaum 70 bis 80 Arten und gegenwärtig ſind ſchon 438 Arten beſchrieben und eingetheilt, worunter mehrere, die eine Erweiterung unſeres zoologiſchen Wiſſens bilden. Die Zahl der Fiſchgattungen beträgt 28. Dieſe ſind wohl von Otto Herman in einem ausgezeichneten Werke beſchrieben, allein auch ſie wurden einer neuerlichen fachmänniſchen Beobachtung unterzogen und werden in den nächſten Publikationen der Plattenſee-Commiſſion neu bearbeitet werden.

Ebenſo reich wie an Mikrozoen, iſt der Plattenſee auch in ſeiner Mikroflora. Die botaniſchen Beobachtungen haben bisher einen wunderbaren Artenreichthum der herrlichſten Mooſe, Algen und Flechten an das Tageslicht der Wiſſenſchaft gefördert. All dieſes Material und ſo auch die höher entwickelten Pflanzen (Waſſergras, Rohr und Schilfarten u. ſ. w.) wird die Plattenſee-Commiſſion in einem großen Werke, deſſen Erſcheinen bevorſteht, dem für die Wiſſenſchaft empfänglichen größeren Publikum zugänglich machen.

Zu erwähnen iſt noch, daß wiederholt davon die Rede war, ob der Plattenſee nicht trocken gelegt werden könnte und welcher Nutzen ſich daraus für das Land und insbeſondere für die Eigenthümer des Seebeckens ergeben würde.

Wäre der Grund des Plattensees im Allgemeinen so fruchtbar wie der fruchtbarste Theil seiner Ufer, würde die Fruchtbarkeit nicht durch die aus der tiefen Lage folgenden Nebel und Spätfröste unverläßlich gemacht, und wären die nach der höchsten Schätzung etwa hunderttausend Joch Boden zu drainiren, so ließe sich durch vollständige Entwässerung eine Strecke Culturboden gewinnen, die zum höchsten Capitalswerthe auf 15 bis 20 Millionen geschätzt wird. Da aber der Grund des Plattensees zum großen Theil nicht fruchtbar wäre, vielmehr große Flächen von dürrem Sand und humusloſem, steinigem Terrain zu Tage treten, dazu aber auch noch die fruchtbaren Theile arg durch die Nebel, die frühen und besonders die späten Fröste zu leiden hätten, so darf man den Capitalswerth der etwa zu gewinnenden Bodenfläche auf kaum die Hälfte jener Summe berechnen. Dagegen würden die Gewinne aus Schiffahrt und Fischerei, und vielleicht auch der Ertrag der Rohrgewinnung zum großen Theil verloren gehen.

Der größte und in der That sehr bedeutende Schaden träte jedoch durch die Änderung des Klimas und das Eingehen der Badeniederlassungen ein. Das in den Badecolonien investirte Capital beträgt schon jetzt nahe an zwei Millionen. Allein der Plattensee wird auch, wie bereits erwähnt, in einer sehr nahen Zukunft auf die Höhe seiner großen Bestimmung emporgelangen, die in der klugen Ausnützung seines Klimas und seiner Seebäder als Heilkräfte besteht. Die Summe, welche der bäderbesuchende Theil der ungarischen Gesellschaft jeden Sommer im Auslande verzehrt, beträgt alljährlich mehrere Millionen. Diese Millionen steckt gegenwärtig die Gesellschaft des Auslandes ein, während sie doch zum Besten unserer Gesellschaft verwerthet sein sollten. Der Beruf des nicht entwässerten, unverstümmelten Plattensees ist es, einen großen Theil dieser Millionen in der Heimat zurückzuhalten, ja dieselben noch durch das Geld des von auswärtigen Nationen gestellten Bade- und Vergnügungspublikums zu vermehren. Einige Jahrzehnte der Aufmerksamkeit, Klugheit und Betriebsamkeit werden dieses Ziel erreichen lassen. So wie die Hauptstadt Ungarns im Zeitraum von dreißig Jahren sich zu einer der größten Städte der Welt entwickelt hat, so wird der Plattensee nach Ablauf einer einzigen Generation unter die größten Badecentren und Heilstätten des Erdenrunds emporrücken. Was die Natur dazu geben konnte, das hat sie Alles gegeben. Es galt nur, all dies zu entdecken, wie die Goldfelder Afrikas. Nun ist die Entdeckung erfolgt, ja auch die Ausbeutung hat begonnen. Allein das Gold der Goldfelder erschöpft sich, während die wunderwirkende Kraft des Plattensees von ewiger Dauer ist. Das schwachgeborene Kind, die Frau mit den kranken Nerven, der an Altersschwäche leidende Greis, der in langsamer Erholung begriffene Kranke, das ermüdete Gehirn, die halbentschwundene Lebenslust, die angegriffene Lunge — sie alle werden hier immer und ewig das klare Licht der Sonne finden, und die gleichmäßige Wärme des Sommers und die kräftige Bewegung der reinen Luft,

die Wogen der heilkräftigen Waſſer, den ſanfteren Wellenſchlag des Meeres. Und dazu die Röthe der Wangen, den feſteren Ausbau der Knochen, die Stärkung der Nerven, die Beruhigung des Gehirnes, das Wiederaufſchäumen der Lebenskraft, die Luſt zur Arbeit und die mannigfachen Freuden des Lebens nebſt einem großen Theil des Frohſinns, der dazu gehört. Nur mögen Literatur und Tagespreſſe, ſowie die Männer der ärztlichen Wiſſenſchaft ihre große Pflicht erfüllen; das Capital und das große Publikum werden nicht ausbleiben, ja nicht einmal ſäumen.

DB
17
029
Bd.20

Die Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. [Bd.20]

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY